ZEITSCHRIFT FÜR PREUSSISCHE GESCHICHTE UND LANDESKUNDE



ZEITSCHRIFT FÜR PREUSSISCHE GESCHICHTE UND LANDESKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON

R. FOSS, P. HASSEL UND C. RÖSSLER

ACHTZEHNTER JAHRGANG

NEUDRUCK DER AUSGABE VON 1881

OTTO ZELLER VERLAG · OSNABRÜCK 1973



SCHE

TE

SKUND

VON

C. ROSSLER

JAHRGANG

GABE VON

AG · OSNA

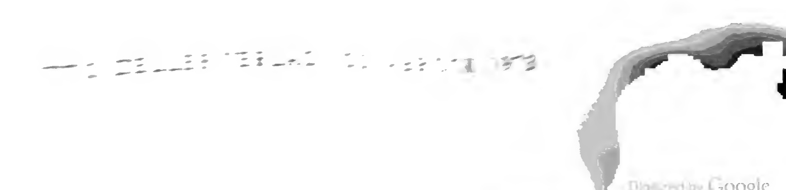
ZEITSCHRIFT FÜR PREUSSISCHE GESCHICHTE UND LANDESKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON

R. FOSS, F. HASSEL UND C. RÖSSLER

ACHTZEHNTER JAHRGANG

[illegible]



[illegible]

Printed in W-Germany
by Proff & Co. KG, Bad Honnef a. Rhein

ISBN 3 535 01304 6

Zeitschrift

für

Preußische

Geschichte und Landeskunde,

unter Mitwirkung

von

Droysen, Duncker und L. v. Ranke

herausgegeben

von

Constantin Rößler.

Achtzehnter Jahrgang.

Berlin 1881.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 69. 70.

Inhalt.

Januar-Februar-Heft. Seite

März-April-Heft.

Mai-Juni-Heft.

Juli-August-Heft.

September-Oktober-Heft.

November-Dezember-Heft.

Zu den historischen Schriften Friedrichs des Großen.

Von

Joh. Gust. Droysen.

Friedrich II. sagt in dem Avantpropos zur Geschichte des siebenjährigen Krieges: „ich hatte die beiden Kriege geschrieben, die wir in Schlesien und Böhmen geführt; das war das Werk eines jungen Mannes und eine Folge der Schreiblust, die eine Art Epidemie geworden ist; seit dem Frieden von 1746 hatte ich darauf verzichtet, Geschichte zu schreiben, weil politische Intriguen, wenn sie zu nichts zu führen, nicht mehr Beachtung verdienen als die Neckereien in der Gesellschaft; und die Einzelnheiten in der inneren Verwaltung des Staates bieten nicht genügenden Stoff zu historischer Darstellung."

So bestimmt diese Angabe lautet, man darf zweifeln, ob sie in ihrem ganzen Umfang zutreffend ist. Der König scheint im Laufe der zehn Friedensjahre, die er sich mit dem Dresdener Frieden gewonnen, zu zweien Malen die Absicht gehabt zu haben, die „Memoiren des Hauses Brandenburg", die er in der Histoire de mon temps bis zu jenem Friedensschluß geführt hatte, fortzusetzen. Zwei Actenstücke, die in dem Geh. Staatsarchiv aufbewahrt werden, geben zu dieser Vermuthung den Anlaß.

In den ersten Tagen des Februar 1748 beauftragte Friedrich II. seinen Minister Graf Podewils, eine Uebersicht der wichtigsten Verhandlungen mit den verschiedenen Höfen Europas seit dem Dresdener Frieden anfertigen zu lassen. Die Uebersicht dieser négociations, acht an der Zahl, wurde von dem Archivar Ilgen im Laufe des Februar und März geschrieben.

Der damals schon in sicherer Aussicht stehende Abschluß der Aachener Präliminarien zum allgemeinen Frieden, deren Art. 20 den Besitz von Schlesien und Glatz unter die allgemeine Garantie der europäischen Mächte

stellte, und damit allen den Weitläufigkeiten ein Ende machte, die seit dem Dresdener Frieden dessen volle Ausführung verzögert hatten, konnte ihm den Gedanken geben, die Memoiren über den zweiten schlesischen Krieg mit denen über diese höchst mühselige und oft recht gefährliche diplomatische Campagne, die dessen Folge gewesen war, bis zu dem Zeitpunkt fortzusetzen, wo der allgemeine Friede Preußen in der politischen Stellung, zu der der Dresdener Friede die Skizze gewesen war, anerkannte und garantirte.

Die Friedensverhandlungen führten nicht so schnell und so sicher zum Ziel, wie Friedrich erwartet haben mochte. Der Wiener Hof protestirte gegen den Art. 20, der die Garantie Schlesiens enthielt, versuchte den Vorsprung, den die Seemächte bei Frankreich gewonnen hatten, durch Separatverhandlungen in Versailles zu kreuzen; erst nach mannigfachen Schwankungen wurde im October 1748 in Aachen der allgemeine Friede fertig.

Sofort zeigte sich, daß derselbe für Preußen doch nicht von so abschließender Bedeutung war, um Friedrich II. weiterer Sorge zu überheben. Schon hatten sich ihm neue Verwickelungen angesponnen, die sich drohend genug anließen. Die angeblich rein defensive Allianz der beiden Kaiserhöfe vom 2. Juni 1746 trat ihm in immer neuen Anläufen und Wirkungen in den Weg, die ihn nicht zweifeln ließen, daß zwischen Wien und Petersburg ungleich mehr verabredet worden war, als zur öffentlichen Kunde kam, ohne daß er im Stande war, von Geheim- und Separatartikeln, die vielleicht den eigentlichen Zweck des Vertrages aussprachen, das Geringste zu entdecken. Und Sachsen-Polen so gut wie England-Hannover hielten sich nach wie vor in der vertrautesten Gemeinschaft mit Wien und Petersburg, das Reich folgte dem Wiener, Dänemark dem Petersburger Hofe, die Republik Holland, seit der Revolution von 1747 wieder unter einem Statthalter, der englischen Politik oder vielmehr der Georgs II., dem der Oranier, sein Schwiegersohn, die Statthalterschaft verdankte. Die immer neuen Rücksichtslosigkeiten und Provocationen gegen Preußen, in denen namentlich die Kaiserin Elisabeth sich gefiel, schienen einem wohlberechneten System anzugehören und bestimmt, Preußen aus seiner reservirten Haltung zu locken und zu einem übereilten Schritt zu reizen. Kurz nach dem Abschluß des Aachener Friedens unternahm Georg II. die Wahl des jungen Erzherzog Joseph zum Römischen König auch ohne die brandenburgische Stimme und geflissentlich trotz ihrer durchzusetzen, zu gleicher Zeit sein hannövrisches Recht auf Ostfriesland von Reichswegen zur Geltung zu bringen. Die Reichsgarantie für Schlesien, die im Dresdener Frieden England zu erwirken sich verpflichtet hatte, kam nicht aus der Stelle, indem Maria Theresia Gegenleistungen forderte, für die sie rechtlicher Weise keinen

Anhalt hatte. Daß der russische Hof die rein defensive Allianz, die im Juni 1747 Preußen und Schweden geschlossen und der beizutreten sie nach einem Artikel des Vertrages ausdrücklich wie Frankreich so Rußland eingeladen hatten, als eine Gefährdung der ständischen Freiheit Schwedens, die Rußland garantirt habe, als eine Intrigue zur Herstellung der unumschränkten königlichen Gewalt ansah, welche der Prinz Thronfolger und dessen Gemahlin, Friedrichs II. Schwester, beabsichtige, — daß England an den Ostindienfahrern der so eben gegründeten Emder Compagnie das Durchsuchungsrecht in Friedenszeit zu üben und zu mißbrauchen sich erlaubte, — endlich, daß in Polen der Kampf um die Frage begann, ob dem noch lebenden König August III. sein zweiter Sohn Prinz Xaver oder Maria Theresias Schwager, Prinz Karl von Lothringen, oder, wie man in Paris wünschte, der Prinz von Conti folgen solle, — diese Fragen, andere secundäre ihnen zur Seite, gaben der preußischen Politik in den drei Jahren nach dem Aachener Frieden Arbeit und Sorge vollauf, zumal da Friedrich II. des Hofes von Versailles sich nicht mehr sicher fühlte, wo die Marquise von Pompadour in der Fülle ihres Einflusses war und die wachsende innere Zerrüttung des Staates dessen Politik schlaff, unstät, unberechenbar machte.

Dann am 5. April 1751 starb der alte König Friedrich von Schweden und sein Nachfolger Adolph Friedrich that, dem Rath seines königlichen Schwagers folgend, den Alliirten der Petersburger Allianz und ihren Freunden den Gefallen nicht, die von ihnen so oft vorausgesagte Veränderung der schwedischen Verfassung vorzunehmen. Um dieselbe Zeit, 31. März 1751, starb der Prinz von Wales, und die bei den hohen Jahren Georgs II. nahegerückte Aussicht auf eine lange vormundschaftliche Regierung drückte die Stimmung des Cabinets und der Nation; und am 22. October 1751 starb auch der Prinz von Oranien und in der Bestellung der Regentschaft für seinen kaum dreijährigen Erben fand die patriotische Partei Gelegenheit, dem bisher dominirenden englischen Einfluß Schranken zu setzen.

Diese rasch aufeinander folgenden Ereignisse, ihnen gegenüber die gemessene und in voller Kriegsbereitschaft durchaus auf Erhaltung des Friedens gerichtete Politik des Königs, dazu die tiefe finanzielle Erschöpfung, welche die Seemächte noch schwerer als Frankreich empfanden, schien auch die Höfe, die ihre Rechnung auf Subsidien stellen mußten, nachdenklicher und ihre aggressiven Gelüste minder ungeduldig zu machen. Mit der Annahme der Reichsgarantie für Schlesien am 14. Mai 1751, mit der darauf endlich in Gang kommenden directen Verhandlung zwischen dem Wiener

und Berliner Hofe über die noch unausgeführten Artikel des Dresdener Friedens, mit dem Scheitern der großen Intrigue der Czartoryskis auf dem polnischen Reichstage von 1752 schienen die letzten Spannungen in der europäischen Politik sich zu legen und endlich ein dauernder Zustand in Aussicht.

Hat damals Friedrich II. von Neuem an die Fortsetzung seiner Memoiren gedacht? Am 4. Februar 1753 meldete der Cabinetssecretär Eichel dem Minister Graf Podewils den Befehl des Königs „einen précis von allen denjenigen secreten als auch anderen Negociationen, so S. M. mit auswärtigen Höfen seit dem Dresdener Frieden, also seit 1746 bis 1753 gehabt haben", anfertigen zu lassen. „S. M. wünsche denselben gar nicht weitläufig, sondern zu der Absicht, wozu höchstdieselben ihn gebrauchen wollen, nur kurz und mit Anführung der essentiellsten Stücke; nur mit dem Abriß der secretesten Negociation als wegen Braunschweig und Baireuth in Betreff der Subsidien, wegen Cassel u. s. w." möge Podewils sich selbst bemühen; „von den geheimen Negociationen mit Frankreich wegen der polnischen Affairen" werde gleichfalls etwas, doch nur sehr kurz, anzuführen sein, „da sich S. M. ohnehin des Details von diesen Negociationen noch ganz wohl erinnerten."

Demgemäß wurden bis zu Ende August diese Darlegungen aus den Acten angefertigt, es sind einmal 20 Stück, das über Polen von Maltzans, die anderen von Graf Hertzbergs Hand, alle von Graf Podewils durchcorrigirt und unterzeichnet; sodann ein Supplément du précis ganz von Podewils Hand, in dem jene geheimsten Negociationen, vier an der Zahl, berichtet sind. Die Art, in der sämmtliche Stücke verfaßt sind, schließt den Gedanken völlig aus, daß sie zu irgend einem geschäftlichen Zweck bestimmt gewesen sein könnten; die eingehend erzählende Art, die Hervorhebung auch von Nebendingen, die den Gang der Verhandlungen unterbrochen oder gefördert haben, die Anführung einzelner Stellen aus den Berichten der Gesandten und den Weisungen an sie, endlich die häufigen und genauen Zeitangaben lassen keinen Zweifel, daß diese Uebersichten bestimmt sind, einer historischen Darstellung als Material zu dienen, in ähnlicher Art wie die neuester Zeit veröffentlichten notes sur la négociation de Pologne aus den Jahren 1744 und 1745 von des Königs eigener Hand (Posner, Zur literarischen Thätigkeit Friedrichs des Großen, S. 321), welche für diese précis vielleicht als Vorbild bezeichnet worden sind.

Auch fehlt es nicht an einem äußeren Zeugniß dafür, daß die précis für solchen Zweck verfaßt sind. Graf Hertzberg schreibt in dem Abriß über seine amtliche Thätigkeit 1794, „der König habe nicht Zeit gehabt, von diesen

Vorarbeiten Gebrauch zu machen,[1]) er werde es thun, wenn er die Muße finde, Friedrichs II. Geschichte zu vollenden".

Nicht Zeit zu haben war des Königs Art nicht. Daß er die Fortsetzung seiner Memoiren aufgab, wird andere Gründe gehabt haben.

Mit dem Frühling 1753 setzten neue Verwickelungen ein; die noch unerledigten Punkte zwischen Preußen und Hannover wegen Ostfriesland, wegen Mecklenburg erhielten durch die sich steigernde Controverse über die im letzten Kriege von englischen Capern aufgebrachten preußischen Kauffahrer und die damit von Friedrich II. in Verbindung gebrachte schlesische Schuld eine bedenkliche Schärfe. Zur Klarstellung dieser beiden Punkte mag es gestattet sein, hier folgendes anzuführen.

Kaiser Karl VI. hatte 1734 eine Anleihe von 250 000 Lstrl. auf Hypothek der schlesischen Herzogthümer und unter Bürgschaft der schlesischen Stände bei englischen Privatleuten aufgenommen, und an den 2500 Actien, die ausgegeben waren, hatten sich viele vornehme Leute betheiligt, die sich die nicht all zu große Sicherheit des Gläubigers bei den 7 Procent Zinsen, welche er zahlen mußte, gern gefallen ließen, da die englischen Staatspapiere nur 4 oder 3½ brachten. In dem Breslauer Frieden, Sommer 1742, hatte Friedrich II. diese Schuld, deren Zinsen bis Ende 1739 gezahlt waren, in der Weise übernommen, daß er sich ausbedang, das Capital in jährlichen Quoten bis zum zum 10. Januar 1746 abzutragen, dafür sich verpflichtet, die Zinsen für die Zeit vom 1. Januar 1740 in jährlich zwei Terminen mit der jährlichen Amortisation an die Bank von England zu zahlen.

Diese Actien waren während des ersten schlesischen Krieges an der Londoner Börse nicht unbedeutend gesunken, im März 1741 wurden sie mit Einschluß der seit dem Januar 1741 fälligen 3½ Procent Zinsen mit 97 verkauft. Friedrich II. ließ damals 700 Actien aufkaufen. Er theilte dem englischen Minister mit, daß er im Juli 1743 die erste Zahlung machen werde, zu der die schlesischen Kammern im Laufe der ersten 6 Monat von 1743 500 000 Thlr. einzahlten.

---

[1]) Précis de la carrière diplomatique du Cte de Hertzberg (Zeitschrift für Geschichtswissensch. I, S. 17): je continuois dans les années 1750, 1751, 1752 à faire non seulement les expéditions courantes du département, mais aussi les extraits de toutes les négociations du Roi pour son histoire, dont il n'a pas eu le temps de faire usage, mais dont je ferois un très excellent si on me laisse achever l'histoire de Frédéric II. Die expéditions courantes des auswärtigen Amtes hatte Hertzberg in diesen Jahren noch nicht, wenn er nicht meint, daß er sie in Chiffern habe setzen müssen, wie denn der Minister ihn (4. Febr. 1753) für die Dauer dieser neuen Arbeit vom Dechiffriren entbindet.

Aber die „Gesellschaft der Interessenten" machte großen Lärm, als sei mit dem Aufkauf der 700 Actien ihr Recht verletzt, und als habe sich der König in ihre Gesellschaft eindrängen wollen, deren Schuldner er sei; sie weigerten sich, den geschehenen Kauf anzuerkennen, sie forderten die Deponirung der 700 Actien und die weiteren vollen Einzahlungen.[1])

Zugleich begannen die Irrungen wegen des Einmarsches der sogenannten pragmatischen Armee ins Reich; weitere, trotz Friedrichs II. wiederholte Warnungen sich steigernde Insolenzen gegen den Kaiser, in denen England mit Maria Theresia wetteiferte, führten zum Einmarsch der „Königl. Preußischen Kaiserlichen Auxiliartruppen" in Böhmen, und da dieser englischerseits für einen Bruch des Breslauer Friedens erklärt wurde, suspendirte Friedrich II. die Zahlungen auf die schlesische Schuld, welche auf demselben beruhte.

Nach dem Frieden vom 24. Dezember 1745, der den von Breslau erneute, erklärte Friedrich II. sich bereit, sobald von England die Acte der Garantie, zu der es sich in der Mediation verpflichtet habe, ausgestellt wäre, die Zahlungen wieder aufzunehmen; und in Gemäßheit einer Convention wurde in drei Terminen 1749, 1750, 1751 der größte Theil der Schuld abgetragen, es blieb nur noch ein vierter Termin von 270 000 Thlrn., fällig im December 1751, zu zahlen.

Der Grund, warum er nicht zahlte, lag in den seit sechs und sieben Jahren vergeblichen Reclamationen wegen der von englischen Capern während des Krieges von 1745—48 aufgebrachten Prisen; die Processe vor den englischen Prisengerichten und die Appellationen an das Admiralitätsgericht zogen sich endlos hin; ein dem Hause Splitgerber und Daum gehöriges Schiff war 1747 gecapert und bis in den Sommer 1751 mit seiner Ladung in Beschlag behalten, dann völlig freigesprochen; aber diesem wie den zahlreichen anderen Schiffen, die freigesprochen und freigegeben waren, wurde

[1]) Schon 1744 in den natural reflexions of the present conduct of his Pruss. Maj. stigmatisirt Lord Chesterfield diese Herren. Während im Sommer 1744, als Friedrich II. nach Böhmen zog und im Parlament wie an der Londoner Börse auf das heftigste gegen ihn getobt, laut erklärt wurde, man wolle den letzten Pfennig opfern, um den preußischen Plänen entgegenzuarbeiten, hatte Friedrich II. in dem zur Publication bestimmten Rescript an Andrié (Staatsschrift. I, S. 579) erklärt, daß er die schlesische Schuld, die er übernommen, bis auf den letzten Pfennig bezahlen werde. Darauf Nat. refl. (Staatsschrift. I, S. 611): Can an Englishman read this royal promise to discharge, to a farthing, the large sum of money lent upon Silesia by English adventurers without blushing for his Countryman; I mean such of them as ran inadvertently in the foul stream of scurrility? Are Villain and Knave epithets fitly adapted to a prince who passes his royal word, that he will discharge a very large debt he had not contracted? u. s. w.

die Entschädigung für die Verluste an dem Werth der Waaren, an Zeit und Lohn, welche seitens der englischen Gerichte auf 159 486 Thlr. 20 Gr. an Capital und 33 280 Thlr. an Zinsen zu 6 Procent festgestellt worden waren, von denen, die hätten zahlen sollen, nicht gezahlt; mochten die preußischen Unterthanen sie bei den englischen Gerichten verklagen.

Friedrich II. schlug einen anderen Weg ein. Er ließ, statt die 270 000 Thlr. des letzten Termins zu zahlen, von Neuem die Entschädigung seiner Rheder und Kaufleute fordern mit der Anzeige, daß er, wenn darüber nicht in 4 Wochen genügende Erklärungen seitens derer, die es angehe, erfolge, eine Commission niedersetzen werde, die Ansprüche seiner Unterthanen zu untersuchen und abzuschätzen, die so gefundene Summe werde dann von den 270 000 Thlr. genommen, der Rest dieser Summe bei dem Kammergericht in Berlin deponirt werden, wo die Interessenten sich melden und gegen eine Generalquittung über die ganze schlesische Schuld den Rest des vierten Termins erheben könnten.

Der englische Minister Herzog von Newcastle wartete drei Monate mit seiner Antwort, welche meldete, daß S. M. der König von England die preußische Erklärung durch eine Commission englischer Rechtsgelehrter habe untersuchen lassen, daß diese nichts Begründetes in derselben gefunden habe und daß S. M. hofften, Preußen werde von seiner Forderung abstehen.

Die preußische Commission unter Coccejis Vorsitz hatte bereits ihre Untersuchung beendet und gefunden, daß die geschädigten preußischen Unterthanen an Capital 159 486 Thlr. und an Zinsen zu 6 Procent 33 283 Thlr. in Summa 192 769 Thlr. zu fordern hatten. Friedrich II. ließ die Darlegung der Commission nebst allen Belegen durch seinen Gesandten Michell dem englischen Minister übergeben mit dem Bemerken, er werde erwarten, was die zur Zahlung pflichtigen Armateurs thun würden, aber nur drei Monate, dann die Auszahlung an seine geschädigten Unterthanen beginnen.

Die englische Antwort (vom 8. Februar 1753) umging den Mittelpunkt der preußischen Erörterung, die völlig willkürliche und despotische Natur des englischen Seerechts und den Schutz, den dasselbe in der Lässigkeit der englischen Rechtsverwaltung finde; sie brauchte als stärkstes Argument gegen Preußen, daß die Anleihe von dem Wiener Hofe gemacht und an Preußen cedirt sei, daß also im gegebenen Fall die Kaiserin Königin für dieselbe einstehen müsse und einstehen werde. Die öffentliche Meinung in England war gegen Preußen auf das heftigste erregt, das Englands Seerecht und Seeherrschaft in Frage zu stellen wagte; die Nation fühlte sich, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in ihren heiligsten Gefühlen verletzt.

Schon hatte König Georg II. einen anderen Handel auf die Bahn

gebracht, der Preußen scharf treffen sollte. Friedrich II. hatte seit 1744 als Fürst von Ostfriesland Sitz und Stimme beim Reichstage trotz der Proteste Hannovers, das auf eine Erbverbrüderung von 1691, die nie zu notorischer Rechtsgültigkeit durch Kaiser und Reich gekommen war, Ansprüche machte. Durch ein geschicktes Manöver bei der Kaiserwahl im September 1745, die gegen die Proteste von Preußen und Kurpfalz vorgenommen wurde, hatte Hannover nach der Wahlcapitulation einen Artikel zur Annahme gebracht, der die geschehene kaiserliche Belehnung Preußens mit Ostfriesland als ungültig bezeichnete, dann in aller Stille am 11. October 1746 eine Klage beim Reichshofrath eingebracht, die vorerst dort reponirt wurde. Als dann die Sache im Laufe des Jahres 1751 in Wien aufgenommen wurde, als eine preußische Schrift, die am 27. October 1751 dem Reichstage übergeben wurde, erklärte, daß diese Sache nicht vor den Reichshofrath gehöre, und die Reichsstände aufforderte, so bedenkliche Vornahmen nicht geschehen zu lassen, als auf die hannövrische Gegenerklärung das kurmainzische Directorium ein Verfahren einschlug, dessen Parteilichkeit offen zu Tage lag, kam es über diese Streitfrage zu heftigen Controversen; es wurde durch ein förmliches Votum des Reichstages (16. April 1753), das sofort der Kaiser sanctionirte, der preußische recursus ad comitia verworfen und die Sache an den Reichshofrath zurückgewiesen, und das, nachdem Preußen erklärt hatte, daß es sich einem solchen gerichtlichen Urtheil nicht unterwerfen, sondern sich in der annuente Caesare et Imperio ergriffenen Possession behaupten werde.

Georg II. hatte die Genugthuung, in der Erbitterung gegen Preußen endlich einmal seine Engländer und seine Hannoveraner einig zu sehen, während er zugleich für die Wahl des Erzherzogs Joseph zum Römischen König trotz Preußen und ohne Preußen bereits die übrigen Kurstimmen gewonnen hatte; der beiden Kaiserhöfe so gut wie Polens und Sachsens war er gewiß, wenn es gegen Preußen ging.

Schon nahmen in Nordamerika die Grenzstreitigkeiten zwischen den französischen und englischen Colonisten in dem Stromgebiet des Ohio einen ernsten Charakter an, wie denn am 28. August 1753 von der englischen Regierung der Befehl an die Colonien erging, ihre Occupationen mit Waffengewalt zu behaupten.

Die Dinge trieben diesseits und jenseits des Oceans einem Bruch zu. Zugleich wurden von London, von Wien, von Petersburg aus schreckhafte Gerüchte von einem Ueberfall verbreitet, den Friedrich II. gegen Hannover beabsichtige. Schon hatte man in Berlin Abschrift des Entwurfs zu einer englisch-russischen Convention, nach der Rußland gegen 300 000 Lstrl. Subsidien ein Corps von 55 000 Mann zur Verfügung Englands und

namentlich zur Vertheidigung Hannovers bereit halten sollte. Wenn eben jetzt Maria Theresia den Grafen Kaunitz an Ulfelds Stelle zum Hofkanzler ernannte, wenn der Dresdener Hof über seinen definitiven Beitritt zu der Petersburger Defensivallianz von 1746 und deren Geheimartikel, d. h. zur Aggression gegen Preußen unterhandelte, wenn die hannövrische Armee eiligst augmentirt, der Schatz von Hannover nach der Festung Stade gebracht wurde, so schien es unzweifelhaft, daß die lange erwartete Krisis dem Ausbruch ganz nahe sei,[1]) wenigstens daß man in Wien ihn erwarte, in Petersburg ihn wünsche, in Dresden ihn nicht fürchte und Georg II. sich auf Alles bereit mache. Wenn dann auch das große Uebungslager bei Spandau — Friedrich II. hatte da etwa 35 000 Mann vom 1. bis 13. September zu Feldmanövern neuer Art versammelt — die Gegner stutzen machte, alle Welt empfand, daß man am Vorabend neuer Katastrophen stehe.

Hier ist der Punkt, an den sich eine Frage knüpft, welche für die Politik Friedrichs II. und deren Verständniß eine nicht geringe Bedeutung hat.

Der Vertrag der beiden Kaiserhöfe vom 2. Juni 1746 mit allen seinen Geheim- und Separatartikeln und einem Theil der beigefügten Erklärungen liegt jetzt endlich gedruckt vor, und man sieht nun, wie in dieser „rein defensiven" Allianz „zur Erhaltung der Ruhe und Wohlfahrt Europas", wie es in dem ostensiblen Theil derselben heißt, das ganze aggressive System der beiden Kaiserhöfe gegen Preußen für alle wesentlichen Beziehungen und möglichen Fälle sicher und vollständig vorausgezeichnet und dessen Etappen bis zu dem Vernichtungskampf, den man herbeiführen will, festgestellt sind.

Der Vertrag ohne diese Beilagen war noch im Herbst 1746 allen Höfen, auch dem Berliner, zugestellt worden, mit der feierlichen Versicherung, daß derselbe ganz unschuldig, rein defensiver Natur, ohne irgend einen geheimen oder Separatartikel sei. Friedrich II. traute der Versicherung nicht recht; doch wurde ihm im Frühjahr 1747 von dem ihm wohlgesinnten Lord Chesterfield, der damals englischer Staatssecretär war, mitgetheilt, daß er ausdrücklich gefragt habe, ob dem Vertrage keine geheimen Artikel beigefügt seien und daß ihm von dem russischen Gesandten amtlich und auf das Bestimmteste erklärt worden sei, es gäbe deren keine, zwischen den

[1]) Rescript an Michell in London, 19. Mai 1753: la crise approche à grands pas au dénouement. Und 22. Mai: der König von England setze alles daran pour augmenter le nombre des confédérés de la ligue de Pétersbourg et invente tous les jours de nouvelles raisons pour les mettre en défiance contre moi u. s. w.

beiden Kaiserhöfen sei nichts weiter stipulirt oder verabredet, als was der Vertrag, wie er ihn in London überreicht habe, enthalte. Aber schon in den nächsten Monaten sah Friedrich II. aus österreichischen, russischen, sächsischen Rescripten und Berichten, die in seine Hand kamen,[1]) daß der Petersburger Vertrag keineswegs so unschuldiger Art sei. Erst im Frühjahr 1749 gab ihm die gelegentliche Aeußerung des englischen Ministers Lord Bedford, die sein Gesandter ihm meldete, daß die beiden Kaiserhöfe England drängten, dem Vertrage von 1746 und seinen Separatartikeln beizutreten, die volle Gewißheit, daß deren doch vorhanden seien.

Aber was konnten sie enthalten? Friedrich II. unterschätzte die Leidenschaftlichkeit und die diplomatische Virtuosität seiner Gegner, wenn er, alle Möglichkeiten erwägend, zu dem Schluß kam, es werde in einem Artikel bestimmt sein, daß die schwedische Thronfolge geändert und statt des Gottorpers der Prinz Friedrich von Hessen bestellt werden solle, und in einem zweiten der Wiener Hof sich für die Unterstützung Rußlands bei diesem schwedischen Plan die russische Unterstützung zur Wiedereroberung Schlesiens ausbedungen haben. Er forderte Podewils auf, diesem hypothetischen Inhalt gemäß zwei Artikel zu concipiren, die dann in die holländischen Zeitungen als Geheimartikel des Vertrages von 1746 gebracht werden sollten, um zu sehen, was man von Wien und Petersburg aus darüber sagen werde. Podewils schrieb sie, widerrieth aber, solche Fälschungen in die Welt zu werfen, die wenig nützen und viel schaden würden. Der König gab ihm Recht.

Aber die geheimnißvollen Separatartikel waren da und das System der beiden Kaiserhöfe arbeitete sichtlich weiter; der König fühlte sich wie von unsichtbaren Fäden dicht und dichter umsponnen, und selbst die nachlassende Geschäftigkeit seiner Gegner seit den Wechseln von 1751 und im Laufe des folgenden Jahres konnte ihn nicht darüber täuschen, daß weiter gegen ihn minirt und geschürt werde. Er fand Canäle, sich genauer zu unterrichten.

Zuerst in einem Rescript an Klinggräffen in Wien vom 16. Februar 1753 findet sich die Anführung eines Actenstückes, das vermittelst eines solchen Canals aus den Acten des sächsischen Cabinets nach Potsdam gekommen zu sein scheint, die Instruction für den russischen Gesandten in Dresden in Anlaß der dort sehr lebhaften Besorgniß wegen der rückständigen Zinszahlung der sächsischen Steuerscheine, wie sie im Dresdener Frieden

---

[1]) Aus den in den Mém. raisonné von 1756 unter Nr. 14 und der réfutation von 1757 unter Nr. 2, 3, 4, 22 mitgetheilten Actenstücken werden in den 1747 und 1748 erlassenen geheimsten Rescripten des Königs an seine Gesandten in Wien und Paris einzelne Sätze mitgetheilt.

geordnet aber noch nicht erfolgt war, von Preußen überfallen zu werden, so wie Weiteres über den Beitritt Sachsens zum Petersburger Vertrage. In einem zweiten Rescript vom 3. März 1753 ergiebt sich, sichtlich aus derselben Quelle, daß der Dresdener Hof auch den geheimen Artikeln des Vertrages von 1746 beitreten soll, aber Bedenken hat, da, wenn es zum Bruch komme, Sachsen das erste Opfer sein werde, doch sich entschließen will, in einer besonderen geheimen Acte seinen Beitritt auch zu diesen zu erklären. Folgen noch einige andere Zuschriften an Klinggräffen, welche zeigen, daß Friedrich II. immer noch weitere Entdeckungen macht; dann das Rescript vom 30. Juni 1753 an denselben, in dem mitgetheilt wird, daß der König von England auch als Kurfürst von Hannover sich weigere, dem vierten Geheimartikel beizutreten, der, so schreibt Friedrich II., „die gegenseitige Hülfe für den Fall feststellt, daß es mit mir zum Bruche kommt, indem der König von England die in diesem Vertrage festgestellte gegenseitige Hülfe nicht für die gegenseitige Sicherung in allen Fällen ausreichend halte". Das Rescript vom 4. Juli, wieder an Klinggräffen, kennt bereits den article secrétissime des Petersburger Vertrages, der die Verabredungen zur Sicherung gegen einen Angriff von Seiten der Pforte enthält. Endlich theilt ein Rescript an Podewils, 25. Juli 1753, in einer Beilage einen ausführlichen Bericht mit, aus dem sich ergiebt, daß Georg II., um Hannover besorgt, von Rußland das Erbieten erhält, ihm gegen Subsidien ein Corps von 70 000 Mann in Liefland zur Verfügung zu stellen, daß der russische Gesandte in Dresden Sachsen drängt, sich zu erklären, wie es sich im Falle eines Bruches mit Preußen verhalten wolle, daß Rußland in Wien und Dresden lebhaft empfiehlt, bei dem englischen Hof dahin zu wirken, daß er sich zur Annahme der ihm gemachten Propositionen entscheide, im Interesse der Ruhe und Wohlfahrt „von ganz Europa, wie sie sagen, soweit es nicht französisch und preußisch ist." Aus diesem Rescript und aus Podewils Antwort darauf geht hervor, daß Friedrich II. seinem Minister noch nichts von den weiteren Aufklärungen, die ihm aus Dresden gekommen sind, gesagt hat. Die Bekenntnisse, welche der sächsische Canzleisecretär Menzel 1757 in der peinlichen Untersuchung abgelegt hat, ergeben, daß derselbe schon 1752 Abschrift von currenten Sachen dem preußischen Gesandten Freiherrn v. Maltzan zugestellt, daß er aber erst nach dem Fastnachtsmarkt 1753, also seit der Mitte März, Zugang zu den verschlossenen Schränken des Geheimarchivs erhalten und seitdem von Zeit zu Zeit Copien daraus an Maltzan gegeben hat.

Mit dem Juni 1753 also, und vielleicht schon im Mai, lagen dem Könige die Geheim- und Separatartikel vor, die ihn lehren konnten, auf welchem Wege, zu welchem Ziel seine Gegner vorzugehen gedachten. Und

unzweifelhaft ist sein politisches Verfahren von da an durch diese Wissenschaft bestimmt und aus ihr zu erklären, mehr als aus den allgemeinen europäisch-amerikanischen Verhältnissen, aus denen man den Ursprung des siebenjährigen Krieges abzuleiten sich neuester Zeit gewöhnt hat; diese geben ihm nur für die quaestio quomodo die Motive, nicht für die quaestio an.

Die Aufsätze Hertzbergs enthalten nichts, woraus man schließen könnte, daß er in der Zeit, da er sie schrieb, aus den Acten oder aus mündlicher Mittheilung Genaueres über den Petersburger Allianzvertrag gewußt habe. Friedrich II. ließ ihn, obschon ihm bereits die ersten jener Dresdener Enthüllungen zu Händen kamen, seine Actenauszüge zu Ende schreiben, vielleicht in der Erwartung, früher oder später zu der Weiterführung seiner Memoiren, für die er sie sich bestellt hatte, zurückzukehren.

Vorerst stieg die Fluth rasch und bedrohlich. Die Conflicte in Nordamerika wurden seit dem Befehl der englischen Regierung vom 28. August 1753 ernsthafter und am 3. Juli 1754 schlug sich Oberst Washington mit den Franzosen und Indianern auf den Großen Wiesen. Mit dem Jahre 1755 begann das Umsetzen der Parteien; daß Georg II., Hannover vor einem französischen Angriff zu schützen, den Neutralitätsvertrag mit Preußen schloß, der alle Gefahr einer feindlichen Invasion von den deutschen Grenzen fern halten sollte, veranlaßte den Wiener Hof, mit Frankreich in Allianz zu treten, damit es die Lande angreifen könne, die Friedrich II. gegen einen Angriff zu decken sich verpflichtet hatte.

Frankreich, Oesterreich, Rußland, Sachsen standen nun bereit, Preußen zu überfallen. Friedrich II. kannte seit drei Jahren ihre Verabredungen, ihre Absicht, ihn zu einem ersten aggressiven Schritt zu treiben; er that jetzt diesen Schritt; er kam den Gegnern zuvor, indem er Sachsen besetzte, um sich vertheidigeu zu können.

Die furchtbaren sieben Kriegsjahre, die dann folgten und welche die zweite Hälfte seiner Regierung wie ein tiefer Abgrund von der ersten glücklicheren scheiden, haben ihn auf jene früher geplante Arbeit nicht zurückkommen lassen.

Was sie hätte darlegen können, la guerre des hauteurs, des coups de plume et des chicanes, wie schon 1746 sein Ausdruck ist, schien ihm nicht mehr den für eine historische Darstellung geeigneten Stoff zu bieten. Gegen die furchtbare siebenjährige Feuersbrunst mochten ihm die Funken und Fünkchen, die in jenen zehn Jahren her und hin geflogen waren ohne zu zünden, nicht mehr der Erinnerung werth scheinen.

Was die Nachwelt damit entbehrt, zeigt ein Vergleich unserer Kenntniß von diesen zehn Friedensjahren mit der von den zehn Friedensjahren nach

dem Hubertsburger Frieden, deren Darstellung in Friedrichs Memoiren von 1763—1775 sich mit jeder neuen Forschung über die erste Theilung Polens glänzender bewährt hat.

Die summarischen Abrisse der Negociationen, die erst Ilgen, dann eingehender und gründlicher Graf Hertzberg aus den Acten des Archivs gemacht hat, geben keinen Ersatz dafür, da sie nur die correcten äußerlichen Notizen über einen Theil der Vorgänge zusammenstellen, deren Gedanke sich erst in des Königs Darstellung ergeben sollte.

Prinz August Wilhelm von Preußen und Louise Ulrike von Schweden.

Mittheilungen aus den Briefen Louise Ulrikens an August Wilhelm 1740—1758.

Von

Reinhold Koser.

Als eine Hauptquelle für die Geschichte der persönlichen Verhältnisse der Familie König Friedrich Wilhelms I. von Preußen hat man lange Zeit die Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, der ältesten Tochter des Königs, betrachtet und verwerthet. Schien es ein zuverlässigeres Zeugniß zu geben als die eigenhändigen Aufzeichnungen eines Mitgliedes des königlichen Hauses? Eine kritische Prüfung dieser Memoiren hat ergeben, daß dieselben „sowohl in dem, was sie erzählen, wie in den Aktenstücken, die sie mittheilen, entstellt und gefälscht, daß sie als Quelle für die preußische Geschichte werthlos sind.“[1]) Gleich unzuverlässiger Natur wie das Werk der Markgräfin sind die Denkwürdigkeiten des Baron v. Pöllnitz, der sich „wie ein guter Anekdotenerzähler die Geschichten nach seiner Art zurecht macht“;[2]) und noch weniger Glauben werden wir den „Berliner Erinnerungen“ eines französischen Literaten[3]) schenken, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der preußischen Hauptstadt lebte und weniger Erinnerungen an Selbsterlebtes, als den trüben Niederschlag dessen aufzeichnete, was er von allerhand mit Begierde eingesogenem Hofklatsch gut oder schlecht im Gedächtniß behalten hatte. Die „Vertraulichen Briefe“ des geckenhaften Höflings Bielfeld endlich, die wieder und wieder in

---

[1]) J. G. Droysen, Die Memoiren der Markgräfin von Baireuth, Gesch. der Preuß. Politik IV, 4, 76.

[2]) Ebendas. S. 121.

[3]) Thiébault, Mes souvenirs de vingt ans de séjour de Berlin, ou Frédéric le Grand, sa famille, sa cour, son gouvernement. Paris 1804 ff. (neue Ausgabe Paris 1860).

populären Schilderungen als getreue Hofchronik ausgeschrieben zu werden pflegen, sind keine Briefe, keine gleichzeitigen Aufzeichnungen, sondern höchstens eine späte Ueberarbeitung originaler Briefe, voll chronologischer Widersprüche und sachlicher Unwahrscheinlichkeiten.

Bei diesem Zustande der Ueberlieferung für die Familiengeschichte des preußischen Königshauses werden die folgenden Mittheilungen aus einer Quelle nicht unwillkommen sein, die sich als eine vorzugsweise lautere kennzeichnet. Prinz August Wilhelm von Preußen, der Bruder König Friedrichs des Großen und der Ahnherr der folgenden preußischen Könige, war der Lieblingsbruder der zwei Jahre älteren Prinzessin Louise Ulrike; miteinander aufgewachsen und erzogen, blieben sich die Geschwister nahe und vertraut, auch als die Vermählung der Prinzessin mit dem Kronprinzen Adolf Friedrich von Schweden sie 1744 räumlich trennte. Ihr Briefwechsel, von dem leider nur die Schreiben des einen Theils, der Schwester, erhalten scheinen, trägt das Gepräge der intimsten Offenheit. Wir kennen die noch ungedruckten Briefe Ulrikens an Friedrich den Großen; aber so wichtige Aufschlüsse dieselben über den Antheil Ulrikens an der schwedischen Politik geben, so wenig kann doch der Charakter des unpolitischen Theils dieser Briefe ein vertraulicher genannt werden, da die Schreiberin hier nie aus einer gewissen Zurückhaltung, man möchte sagen Befangenheit heraustritt. „Pour moi“, schreibt Ulrike im Jahre 1749 (ohne Datum) an den Prinzen August Wilhelm, „je ne lui écris jamais que des choses indifférentes; je crains d'ailleurs quelques discours de table.“ Es ist dieselbe Befangenheit, die sich mehr oder minder auch in den Briefen der anderen Geschwister an den König wahrnehmen läßt und für den Forscher den Werth dieser Briefe verringert.

Erhalten sind auch die gleichfalls noch nicht veröffentlichten Briefe Ulrikens an ihre jüngere Schwester, die Prinzessin Amalie; aber auch in diesen Briefen herrscht nicht der Ton natürlicher Herzlichkeit und Vertraulichkeit, der uns in den Briefen an den Prinzen August Wilhelm gewinnend anmuthet; denn, wie es auch diese Briefe an den Prinzen an mehr als einer Stelle ersehen lassen, das Verhältniß der beiden Schwestern zu einander war stets ein äußerliches, kaltes, oft ein gereiztes, fast feindliches.

Außer den Einblicken, welche die Briefe an den Prinzen in die gegenseitigen Beziehungen der Mitglieder des königlichen Hauses gewähren, enthalten sie auch eine Reihe interessanter Aeußerungen und Urtheile über einzelne Vertreter der Berliner Hofgesellschaft und des preußischen hohen Beamtenthums, die als Beiträge zur Charakteristik dieser Persönlichkeiten bei der Spärlichkeit der sonst über sie vorhandenen biographischen Nachrichten Beachtung verdienen.

Vor allem aber dienen diese Briefe zur Charakteristik der klugen, geistreichen und energischen Frau, aus deren Feder sie stammen. Louise Ulrike als geschichtliche Gestalt wird von den schwedischen Historikern sehr hart beurtheilt und gern als die „Geißel Schwedens",[1]) als die Quelle alles Unheils bezeichnet, das während der Regierung ihres Gemahls über Schweden gekommen sei. In den Briefen an den „cher Hulla" — denn so redet sie den Prinzen an — erscheint sie nicht als die stolze und ehrgeizige Fürstin, die kühne und verschlagene Projektenmacherin, sondern in ihren persönlichen Beziehungen als Weib und als Schwester, Beziehungen, welche die liebenswürdigeren, die versöhnenden Züge in ihrem Charakter hervortreten lassen.

Wenn wir unsere Excerpte aus den privaten Briefen dieser Fürstin im folgenden der Oeffentlichkeit übergeben, wird die Deutung ausgeschlossen bleiben, als gehörten wir zu der Zahl derer, für welche Dinge dieser persönlichen Art dadurch einen Reiz gewinnen, daß sie „ihnen den beruhigenden Beweis liefern, daß in der Geschichte das Große eigentlich klein und das Kleine eigentlich groß ist."[2]) Auch von Friedrich dem Großen galt jenes horazische

Urit enim fulgore suo qui praegravat artes
Infra se positas.

Ein Theil seiner Umgebung — nicht die ganze — und gerade seine Geschwister, sind stets geneigter gewesen, in dem Gefühl eingebildeter Ueberlegenheit an dem großen Manne die kleinen Schwächen herauszusuchen, als sich „in seiner Sphäre willig festgebannt" zu fühlen. Sein jüngster Bruder, Prinz Ferdinand, feiert in einem Briefe aus dem Jahre 1802 mit einem herabsetzenden Seitenblick auf Friedrich in dem Prinzen Heinrich den „in jeder Beziehung größten Mann, den Preußen besessen habe."[3]) Louise Ulrike von Schweden, deren Sinn sich nicht wie der ihrer geistvollen älteren Schwester, der glänzenden Markgräfin von Baireuth, in dem beschränkten Horizonte eines kleinen deutschen Fürstenhofes verengerte, hat inmitten der großen Verhältnisse, in welche sie durch ihre Vermählung hineintrat, die richtige Schätzung für die echte Größe ihres Bruders von allen Geschwistern sich vielleicht noch am unbefangensten bewahrt.

Die fast zweihundert Briefe Louise Ulrikens an den Prinzen August

---

[1]) Der Bezeichnung „fleau de Suède" für Louise Ulrike will Fryxell wiederholt in Gesandtschaftsberichten begegnet sein. Vgl. seine zusammenfassende Beurtheilung der Königin: Berättelser ur svenska historien 43, 11.

[2]) Droysen, Geschichte der Preuß. Politik III, 3, 539 (2. Aufl.).

[3]) Briefe der Brüder Friedrichs des Großen an meine Großeltern, herausg. von L. A. Graf Henckel von Donnersmarck, S. 114.

Wilhelm sind in einen Marokinband zusammengebunden, der 1864 von dem Grafen L. Manderström auf einer Auktion erworben und von seinen Erben 1874 der Königl. Bibliothek zu Stockholm vermacht wurde.[1]) Noch als die Briefe sich im Privatbesitz befanden, wurden sie den schwedischen Forschern A. Fryxell und C. G. Malmström[2]) zugänglich, die einzelne Stellen daraus, meist in schwedischer Uebersetzung, für ihre Darstellungen der schwedischen Geschichte verwerthet haben.

Die Sammlung eröffnen ein paar noch mit kindlicher Hand geschriebene Briefe, die inhaltlich ohne Interesse sind; einer aus dem Jahre 1729; ein anderer, undatirt, das erste Blatt des Bandes, wie es scheint, noch älter. Der erste bemerkenswerthere Brief, gleichfalls undatirt, lautet:

„Mon cher Guillaume, j'ai reçu votre lettre, tout va fort bien, la Reine a pris son parti, et je vous promets que vous serez bien reçu. Pour le Roi, on l'aime toujours tendrement, et la Reine ne changera jamais à son sujet. La jeune Reine est hors d'elle de joie, et à la ville je ne sais ce qu'on dit, on n'en fait pas confidence à la cour. Brûlez ceci et faites ma cour au Roi. Ulrique."

Das Blatt ist in der Sammlung zwischen zwei Briefen vom 17. August 1740 und 22. September 1740 eingeheftet. Man wird nicht irre gehen, wenn man das Schreiben mit der Verlobung des Prinzen August Wilhelm und der Prinzessin Louise Amalie von Braunschweig in Zusammenhang bringt, die am 20. September 1740 in Salzdahlum geschlossen wurde. Ueber die näheren Umstände dieses Ereignisses ist so gut wie nichts bekannt.[3]) Wir wissen weder von Berathungen innerhalb der Familie, noch von Verhandlungen mit dem braunschweigischen Hofe, die der Verlobung vorausgegangen sein könnten. Wir wissen nur, daß dieselbe die politische Welt überraschte, den Hof zu Hannover, der auf die Verbindung des Prinzen mit einer englischen Prinzessin gehofft hatte, verstimmte.[4]) Die Worte der Prinzessin Ulrike lassen entnehmen, daß auch die Königin-Mutter

---

[1]) Vgl. Kongl. Bibliothekets Handlingar 2. Årsberättelse för år 1879; Kongl. Bibliothekets Samling of svenska brefvexlingar p. 33.

[2]) Sveriges Politiska Historia från K. Carl XII: s död till staatshvälfningen 1772.

[3]) Ueber die Aeußerlichkeiten vgl. Grünhagen, die Verlobung des Prinzen von Preußen, Zeitschrift für Preuß. Gesch. 13, 220, wobei erinnert sei, daß Prinz August Wilhelm den Titel Prinz von Preußen erst seit 1744 führte.

[4]) Vgl. Droysen, Geschichte der Preußischen Politik V, 1, 81.

von Preußen, die schon ihren ältesten Sohn gern mit einer ihrer Nichten aus dem englischen Königshause vermählt hätte, mit der Wahl August Wilhelms nicht von vornherein einverstanden war. Im Gegensatz dazu ist die regierende Königin „vor Freude außer sich“, weil die Braut ihres Schwagers ihre Schwester ist.

Aus den Briefen des Jahres 1742, in welchem der Prinz August Wilhelm seinem Bruder, dem Könige, in das Feldlager folgte und sich somit das erste Mal für längere Zeit von der Prinzessin trennte, mögen ein Paar Stellen mitgetheilt werden, welche Beiträge zur Berliner Hofchronik liefern. Das Hauptereigniß der Saison war der Besuch der verwittweten Herzogin von Württemberg, die Ende Januar 1742 in Berlin eintraf, nachdem sie ihre Söhne, den Herzog Karl Eugen und den Prinzen Ludwig schon im Dezember vorangesandt hatte, um dieselben am preußischen Hofe erziehen zu lassen. Es ist die Fürstin, von der Friedrich der Große bei einem späteren Besuche sagt: „La duchesse de Würtemberg est elle seule capable de donner la fièvre et de faire venir des transports au cerveau aux personnes les plus saines.“ [1]) Ulrike schildert die Herzogin am 31. März:

„Hier, il a eu mascarade, la Duchesse était en paysane souabe; à vous dire naturellement qu'elle air elle avait, vous n'avez qu'à vous représenter une riche juive, et vous en aurez une idée parfaite.“

Im Gefolge der Herzogin befand sich Marquis d'Argens, der in späteren Jahren Friedrich dem Großen als Freund nahe gestanden hat, damals ein noch wenig bekannter junger Schriftsteller, dessen Beziehungen zu der Herzogin viel von sich reden machten. Am 9. April erzählt Ulrike:

„Je vous apprendrai, mon aimable frère, la nouvelle de tout Berlin, c'est que la D[uchesse] est brouillée avec d'Argens. Celui-ci est parti, ce qui a fait beaucoup de bruit. La D. en a été fâchée et un ami a intercédé pour lui, enfin la paix s'est faite en forme; il y a eu des articles que la D. a été obligée de signer et c'est à ces conditions qu'il est revenu, au grand étonnement de tout Berlin. Ils ont encore boudé un jour, mais enfin, aujourd'hui, ils se sont rapatriés. Elle m'a beaucoup ennuyée cette après-midi.“ [2])

---

[1]) 19. März 1747. Œuvres de Frédéric le Grand 27, 1, 156.

[2]) Ueber denselben Vorfall berichtet der Kabinetsminister v. Borcke am 7. April an den König (Geh. Staatsarchiv zu Berlin):

A l'occasion des lettres de créance de ministre chargé d'affaires que Votre

Die Fortsetzung des Romans enthält ein Brief vom 21. April:

„Je suis charmé que les petites nouvelles que je vous ai écrites vous ont diverti; je m'en vais pour finir l'histoire de la duchesse de Würtemberg avec d'Argens. Cet accommodement n'est que plâtré, et elle ne le veut point voir; elle a dit à une certaine personne qu'elle ne voulait plus manger sur des assiettes *d'argent*, puisque cela lui faisait penser à lui. On dit qu'elle partira bientôt, mais je n'en crois rien, car elle se plaît

---

Majesté vient d'accorder au marquis d'Argens pour la duchesse régente et le duc administrateur de Würtemberg, je me vois obligé d'informer très humblement Votre Majesté d'une comédie donnée au public ces jours passés, qui fait à présent la fable de la ville, et qu'on pourroit à bon droit intituler: *La Fuite du Philosophe.*

La duchesse de Würtemberg eut jeudi passé une brouillerie des plus vives avec le marquis d'Argens. Le véritable sujet de la querelle n'est connu que de ceux qui ont été à Eleusis, et je ne suis pas de ce nombre. Mais tant y a qu'ils ont rompu en visière.

Le marquis d'Argens, au sortir du combat, avait laissé entendre à plusieurs personnes qu'il ne lui restait autre remède que celui de se casser la cervelle, ou bien de se sauver au plus vite en Hollande. Effectivement il prit ou fit semblant de prendre des chevaux de poste pour s'enfuir à travers les champs. Armide ayant appris la fuite projetée du philosophe, et croyant en effet qu'il s'était évadé déjà, entra dans d'étranges fureurs et vomit peste et rage contre lui.

Le conseil assemblé plusieurs heures de suite, trouva bon de faire venir le lieutenant de police, auquel Dame Armide donna des ordres sévères et précis de faire arrêter le philosophe fugitif, eût-il même empoigné les cornes de l'autel, et de le livrer ou mort ou vivant. Qu'en cas qu'il se fût éclipsé déjà, on devrait courir après lui sans aucun délai, en prenant surtout la route de Brunswick, et mettre en campagne des estafettes, des courriers, des dromadaires etc.

Après de terribles débats, on opina de dépêcher Bielfeld pour tâcher de ramener le philosophe. Celui-là y réussit contre toute attente, mais à condition qu'Armide lui fit expédier sur le champ son congé, ne voulant absolument plus dépendre d'elle, et bien moins retourner avec elle à Stuttgart. Cela s'étant fait, on convint que pour la première fois les deux parties ne dussent se revoir qu'en lieu tiers, afin qu'Armide en fureur et de l'excès de sa colère ne dévisageât point le pauvre philosophe. Ainsi elle se rendit hier au soir à la cour de la Reine. Le philosophe se fit voir dans l'antichambre en tremblant, et n'osa jamais passer dans la salle d'audience, de peur d'accident. Il se retira même bien vite et soupa chez la Reine mère.

Telle étant la situation des choses, j'ai balancé de remettre les lettres de créance à d'Argens, et j'ai cru de mon devoir d'en faire à Votre Majesté auparavant ce rapport détaillé et d'attendre Ses très gracieux ordres ultérieurs à ce sujet, *stante bisogna inviar un grato per esser gradito.*

beaucoup ici depuis le départ du Margrave.[1]) Le prince de Holstein, bon gré mal gré qu'il en a, elle ne l'appelle jamais autrement que son mari et il est attaqué comme son prédécesseur. Vous ne pourriez vous empêcher de rire si vous les voyiez ensemble; il ne la peut pas souffrir."

— — Nach Beendigung des Feldzuges verließ Prinz August Wilhelm im September 1742 die Residenz noch einmal, um den König auf einer Inspektionsreise nach Schlesien zu begleiten. Aus diesen Tagen liegt der folgende Brief vor:

Lundi au soir, à minuit et demi, ce 17 de septembre 1742.

„... Votre départ me rend tout chagrine, et les deux jours que je ne vous ai pas vu m'ont paru deux siècles. J'ai été à la cour, qui n'était pas fort nombreuse, tout le monde étant allé à une comédie allemande. Ich bin wie ein Wunder Tier angesehen worden, weil ich daß Françeusche kleit anhatte, welches den Polnitz sehr gefiel, mais vous savez que le baron aime la nouveauté. Il y a eu ce soir un souper chez la Wartensleben, où le prince de Holstein et la compagnie joyeuse était: chez la Reine mère, toutes les grandes-mères de la ville ont été, mettez à la tête ma tante,[2]) ach Herr Ges!

Im Herbst 1743 gab man am russischen Hofe, der damals mit dem zu Berlin im engen politischen Einvernehmen stand, dem preußischen Gesandten den Wunsch der Kaiserin Elisabeth zu erkennen, den Kronprinzen von Schweden, Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp, den Vetter des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland, mit einer der Schwestern des Königs von Preußen vermählt zu sehen. Im Januar des folgenden Jahres wurde die Verbindung durch den schwedischen Gesandten in Berlin, Rudenschöld, direkt in Anregung gebracht. König Friedrich ließ dem Gesandten durch seinen Minister des Auswärtigen erwidern, daß er „nicht abgeneigt wäre, zu einer Mariage zwischen Dero jüngsten Prinzessin-Schwester, der Prinzessin Amalie Königl. Hoheit, weil die älteste (Ulrike) bereits ein rühmliches Etablissement durch die Coadjutorie von Quedlinburg erhalten, auch zum Heirathen keine Lust bezeugte und zu Veränderung der Religion nicht so leicht als die Prinzessin Amalie sich bequemen dürfte."[3]) In dem Berichte, welchen Rudenschöld nach Stockholm schickte, sagt er, der König

[1]) Markgraf Heinrich von Schwedt verließ Berlin am 19. April.

[2]) Die Markgräfin Maria Dorothea, Wittwe Albrecht Friedrichs, achten Sohnes des Großen Kurfürsten.

[3]) Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen Bd. III, 5.

habe ihm die Prinzessin Ulrike als hochmüthig, heftig und intrigant[1]) bezeichnet; die jüngere Schwester werde mit weniger glänzenden Eigenschaften doch durch ihren guten Charakter für die Schweden besser passen. Der Kronprinz Adolf Friedrich ließ sich die Bilder der beiden Schwestern zuschicken und entschied sich für die ältere. Zugleich erklärte die Kaiserin von Rußland dem preußischen Gesandten in Petersburg, daß sie, weit davon entfernt, dem Könige von Preußen etwas vorschreiben zu wollen, gleichwohl auf das lebhafteste wünsche, der König möge dem schwedischen Thronfolger die Prinzessin Ulrike zur Frau geben.[2]) Als der Bericht über diese Aeußerung der Kaiserin in Berlin einlief (30. März), hatte König Friedrich dem schwedischen Gesandten bereits seine Einwilligung zu der Vermählung Ulrikens kund thun lassen.

Am 17. Juli fand zu Berlin die Trauung durch Prokuration statt, wobei Prinz August Wilhelm den Bräutigam vertrat. Den Abschied der Braut von den Ihrigen (25. Juli) schildert uns ein Brief von Bielfeld,[3]) worin einer Ode gedacht wird, die der König seiner Schwester überreicht und die mit den Worten begonnen habe, Partez, ma soeur, partez, La Suède vous attend, la Suède vous désire.[4]) Diese Ode, die bis heute als verloren galt,[5]) findet sich abschriftlich bei den Briefen Ulrikens an den Prinzen von Preußen, der seine Schwester um die Mittheilung des Textes ersucht hatte; ein Wunsch, dem Ulrike am 26. März 1745 nachkam. Die Verse des Königs nebst der Widmung lauten:

Partez, ma soeur, partez, ne voyez point nos pleurs,
La Suède vous attend, la Suède vous désire,
Je vois dès à présent le triomphant empire
Que vous prenez sur tous les coeurs.

Occupez le beau rang qu'un peuple vous destine,
Le Nord va posséder l'esprit et les vertus,
Les talents de Pallas, les attraits de Vénus,
Avec l'esprit fort de Christine.

---

1) „Altière, emportée et intrigante". Bericht Rudenschölds vom 29. Dezember 1743 a. St.; bei Malmström 3, 145; Fryxell 37, 18.

2) Politische Korrespondenz III, 67.

3) Lettres familières II, 107—110.

4) Genauer ist, daß die Prinzessin die Ode am zweiten Tage nach ihrer Abreise in Schwedt erhielt; vgl. ihren Brief an Friedrich, 28. Juli, Œuvres de Frédéric XXII, 372.

5) Vgl. Œuvres de Frédéric XIV, p. XV.

L'univers rend hommage aux charmes des attraits,
Vos grâces, vos appâts, votre beauté touchante
Vous assurent, ma soeur, que, sans être puissante,
Les mortels seraient vos sujets.

Mais je vous vois monter sur un nouveau théâtre,
Exercer la clémence au sein de la grandeur,
Employer vos talents pour former le bonheur
D'un peuple qui vous idolâtre.

J'applaudirai de loin à vos brillants succès,
Ainsi que les humains admirent en silence
Les miracles divins que fait la Providence
Et [qui] surpassent leurs projets.

Mais, ô ciel, le temps fuit, sa course vous entraine,
Loin du climat natal, au temple de l'hymen,
Et je touche au moment que le cruel destin
A déterminé pour ma peine.

Instant qui nous sépare! O redoutable instant,
Dieu! qui peut étouffer la voix de la nature
Ce tendre et chaste amour, cette flamme si pure
Qui naissent des liens du sang.

O ma soeur que j'aimais de sa plus tendre aurore,
O vous que j'ai chérie cent fois plus que mon coeur
Recevez les adieux qu'exprime la douleur
De mon âme qui vous adore.

O Dieu! quel que tu sois, incertain avenir!
D'un bras trop curieux ne levons point son voile;
Peut-être pour jamais notre funeste étoile
Dès ce jour va nous désunir.

Je me flatte que la prophétie sera fausse, je ne me pique point d'être augure, mais bien de vous aimer tendrement.

Federic,
ce 25 de juillet 1744.[1])

Ihren Bräutigam sah die Prinzessin zum ersten Male am 9. August in Karlskrona. Noch von hier aus schildert sie ihn dem Prinzen von Preußen in einem Briefe vom 13. August:

---

[1]) Nach Abschrift von der Hand Ulrikens, Beilage zu folgendem Brief an August Wilhelm, Stockholm, 26. März 1745: Je ne puis, mon cher frère, vous écrire qu'un mot; la poste veut partir et j'ai voulu vous tenir ma parole et vous envoyer les vers pour les copier. Il faut que je me prive du plaisir de vous en dire davantage, je vous embrasse et suis à jamais avec la tendresse la plus parfaite Ulrique.

„Le Prince est à peu près de même figure que le prince Ferdinand [de Brunswick]. Il a beaucoup d'esprit; mais timide; sa passion dominante, c'est l'art militaire; il en parle avec connaissance de cause et est adoré de tous les gens du métier. Il a une conversation fort agréable et une très jolie connaissance de toutes les sciences; appliqué aux affaires, et ne néglige rien pour les remettre en ordre. Notre première entrevue s'est fort bien passée, il m'a fait un compliment des plus obligeants, m'a entretenu sur tout ce qu'il pouvait savoir me faire le plus de plaisir, savoir de ma chère famille. Ensuite nous avons parlé de choses indifférentes, et il est d'une humeur fort gaîe. Je n'ai que lieu d'être fort contente, il a des attentions infinies pour moi et va au devant de tout ce qui me peut faire plaisir. Enfin, mon cher frère, j'ai lieu d'espérer que je serai la personne du monde la plus heureuse. Soyez persuadé que je vous écris la vérité, et que je me serais tue si la chose était différente.“

Im zweiten Jahre ihrer Ehe schreibt sie von dem Kronprinzen:

„Je vous assure que, quand je suis seul avec lui, je puis me réjouir de voir la grande ressemblance qu'il y a de caractère avec vous et lui. Voyez à cette heure vous-même, mon cher frère, si j'ai sujet de l'aimer.“ (Stockholm, 28. Februar 1746.)

Wieder nach zwei Jahren (1748) urtheilt sie über ihren Gemahl:

„Pour le prince, il est bien digne du rang qu'il occupe et s'il n'est pas si Don Quixote comme Charles XII, il a sûrement plus de tête et gouvernera le tout plus sagement; c'est dont je vous assure ... Je me trouve heureux avec lui, car vous savez, cher frère, ce que je vous ai toujours dit, que je n'aimerais pas avoir un mari qui fût nonchalant et qui serait gouverné par d'autres.“ (Ohne Datum.)

Wie gern sähe sie, daß der von ihr so geliebte Mann auch vor dem strengen Auge ihres großen Bruders bestehen möchte:

„Dites-moi, je vous prie, sincèrement l'idée que mon frère a du P. R. [Prince Royal]; s'il croit encore qu'il est comme tous les princes en général, qui vivent dans l'indolence et l'inaction et laissent le soin réel des affaires à des favoris vendus à leurs passions et à leurs intérêts.“ (Drottningholm, 26. August 1749).

Einige Jahre nach Adolf Friedrichs Thronbesteigung schreibt die junge Königin:

„Ce que je puis vous dire, c'est que sans être roi il mériterait toujours votre estime; et que c'est bien le caractère du monde le plus aimable et le plus bienfaisant. Nous vivons comme des amis ensemble, et comme notre liaison est fondée sur l'estime, elle n'est sujette à aucun changement. Mon bonheur sur ce point est parfait.“ (Ulrichsthal, 15. Juni 1753.)

Besonders gefällt der Tochter Friedrich Wilhelms I. an ihrem Gemahl seine Vorliebe für die Soldaten:

„Le Prince aime les soldats et ne s'occupe qu'à cela.“ (Drottningholm, 25. Mai 1745.) ... „Il est étonnant de voir l'armée à présent, et quelle différence il y a en bien depuis qu'il les a sous ses ordres“ (1748).

Ein Fortschritt, den sie schon nach den ersten Monaten ihres Aufenthaltes in Schweden wahrnehmen zu können glaubte:

„Le Prince a fait exercer la garde, et j'ai été fort contente, *denn sie haben auf preuss'sch geschossen*. Il s'applique beaucoup au militaire, et il y a un furieux changement en bien depuis qu'il s'en mêle. J'en suis charmée, car j'aime ce métier, et c'est le plus noble pour un prince.“ (Stockholm, Januar 1745.)[1]

Von ihrem ersten Sohne, dem am 24. Januar 1746 geborenen nachmaligen König Gustav III., schreibt Ulrike, als der Prinz anderthalb Jahre alt war:

„Je viens d'apprendre dans le moment la mort du petit prince de Danemark;[2]) Dieu merci, le mien se porte bien, il aime déjà les soldats et le bruit du tambour, je l'élèverai à la prussienne si Dieu le laisse vivre, et j'espère que ce sera un honnête homme; il est fort vif, ce qui est une bonne marque.“

Alles, was preußisch war, blieb der Prinzessin lieb; die großen Ereignisse in der Heimath verfolgt sie mit dem lebhaftesten Antheil. Sie hatte Berlin und den heimathlichen Boden kaum verlassen, als König Friedrich in den zweiten schlesischen Krieg zog; bald nach ihrer Ankunft in Stockholm erhielt sie die Botschaft von der Einnahme von Prag[3]) durch die preußischen Waffen. Voll Jubel schreibt sie:

---

[1]) Die Tageszahl ist im Original abgerissen.

[2]) Prinz Christian, gestorben 3. Juni 1747.

[3]) 16. September 1744.

„Mon cher Hulla, je suis aujourd'hui une folle, je ne sais ce que j'écris: *es ist nicht die grosse Kunst die mich rasend machet,*[1]) *aber die Freude. Der arme Wilhelm hat sein Kopf verloren,*[2]) *aber die Feinde werden von Mark nichts profitiren, denn es war ein dummer Teufel* ... Le cher Hulla, pense-t-il encore à moi parmi ses lauriers?" (Ulrichsthal, 29. September 1744.)

Nachdem sie in einem späteren Briefe ihrer Freude über das weitere Vordringen der Preußen in Böhmen Ausdruck gegeben, fährt sie fort:

„Vous voyez, mon cher frère, que j'ai encore *ein Brandenbourgs Hertz*, qui ne se changera jamais."

Auf die Nachricht von dem glänzenden Siege bei Hohenfriedberg antwortet sie:

„Ma joie est parfaite de l'heureux succès de notre cher Roi, le voilà comblé de gloire, et il n'y a qu'à lui que tels événements sont réservés. Je vous félicite de ce que vous avez participé à cet avantage; quel bonheur de servir un tel prince, et je n'en connais pas de plus grand." (Drottningholm, 18. Juni 1745.)

Ungleich natürlicher als diese wohl zur Mittheilung an den König bestimmten Zeilen klingen die herzlichen Worte, mit denen sie nach der Schlacht bei Soor den Prinzen von Preußen begrüßt:

„Gott Lob, wieder eine Bataille gewonnen, und Du lebest noch, das ist eine fröhliche Zeitung." (Stockholm, 12. Oktober 1745.)

Mit dem Könige gemein hat Ulrike die bei Friedrich so oft und so scharf hervortretende Abneigung gegen König Georg II. von England, von dem es in dem eben erwähnten Brief vom 18. Juni 1745 heißt:

„Notre oncle est à présent à Herrenhausen à enrager, [ce] dont je suis bien aise, et à se mordre les doigts de ses sottises."

Friedrich Wilhelms I. Kinder blieben hierin ihrem Vater treu, dessen beständige Zerwürfnisse mit seinem Schwager von England bekannt sind. In einem Augenblicke, wo Friedrichs II. Aussichten sehr gesunken waren, nach seinem Rückzuge aus Böhmen und dem Einfall der Oesterreicher in Schlesien, schreibt Ulrike (9. Februar 1745):

---

[1]) Vgl. Apostelgeschichte 26, 24.

[2]) Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg fiel am 12. September 1744 in den Trancheen vor Prag. Vgl. Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen III, 279, 280.

„Si mes souhaits réussissent, nous verrons ces canailles encore un jour aux pieds du Roi mon frère pour lui demander grâce. Vous ressouvenez-vous du vieux père, quand il parlait de l'Angleterre: *Auf die Kniee sollen mich die Hunde bitten.* J'ai hérité ce souhait de lui.“

An ein anderes der drastischen Worte des alten Vaters, wie er sie mit Behagen zu wiederholen pflegte, erinnert die Prinzessin ihren Bruder, indem sie sich am 12. Januar 1745 nach dem Befinden seines Erstgeborenen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II.,[1]) erkundigt:

„Mon très cher et charmant Hulla, bon jour et bon an, car selon notre style nous avons aujourd'hui le premier . . . Vous n'êtes pas poli de ne me rien mander de votre fils; vous savez pourtant que je suis sa marraine et j'attendais une ample description de vous de sa construction. On dit que c'est le petit papa tout craché. Je souhaite qu'il vous ressemble par les qualités du coeur, et cela lui suffira. Pardon, mon cher frère, si je vous fais ressouvenir d'un trait de notre défunt père, quand il était de bonne humeur et qu'il parlait par prophétie de votre future progéniture: il vous disait que votre premier fils vous dirait: *Papa der Bart wächst.* Si j'étais à Berlin, vous pouvez compter que c'est la première oeuvre que je lui apprendrais.“

Bekanntlich war Prinz August Wilhelm der ausgesprochene Lieblingssohn Friedrich Wilhelms I., ebenso wie Ulrike als seine Lieblingstochter galt.[2]) Zu der Geburt seines kleinen Prinzen hatte Ulrike ihrem Bruder, dem zweiundzwanzigjährigen Vater, den folgenden Glückwunsch gesandt:

„Mon cher petit papa Wilhelm, car à présent je n'ose plus vous appeler mon cher Hulla, je vous félicite de tout mon coeur de votre nouveau caractère de papa, et, qui plus est, de ce que c'est un fils qui vous le donne.“ (Ulrichsthal, 5. Okt. 1744.)

---

[1]) Geboren 25. September 1744.

[2]) Vgl. Morgenstern, Ueber Friedrich Wilhelm I., S. 197: „Vor Lieblinge passirten zu meiner Zeit die Prinzen Wilhelm, Ferdinand und die Prinzessin Ulrika. Da sie aber nichts reelles von ihm bekamen und mit freundlichem Ansehen, Zurufen, seltenen Küssen, mehreren Backenstreicheln sich begnügen mußten, so getrauet sich der Verfasser aus der Menge solcher herzlichen, obgleich uneinträglichen Caressen zu behaupten, daß die letztere am meisten geliebt, ja auch deswegen hochgeschätzet worden, weil sie immer einen gesetzten Geist gezeiget und über nichts weder Lachen noch Unzufriedenheit von sich spüren lassen, und daferne solche ein Sohn gewesen, sie des Vorzugs offenbar würde genossen haben.“ Ueber Friedrich Wilhelm und den kleinen Prinzen August Wilhelm vgl. G. Kramer, Neue Beiträge zur Gesch. A. H. Franckes, S. 176, 182, 185.

Die Aehnlichkeit des Prinzen mit seinem Vater wollte die Pathin später nicht mehr anerkennen:

„J'ai reçu le portrait de votre petit prince, mais je suis fâché qu'il ne vous ressemble pas; faites-en un qui soit votre portrait et qui ait toutes les qualités que vous possédez.“ (Stockholm, 21. April 1747.)

Wir reihen hier die Aeußerungen der Prinzessin über die anderen Mitglieder der königlichen Familie an.

Seit dem Frühjahr 1744 datirt das Zerwürfniß Friedrichs II. mit seiner Schwester Wilhelmine, der Markgräfin von Baireuth, das mehrere Jahre lang die beiden Geschwister von einander entfremdete. Den ersten offenen Anlaß[1]) gab die Vermählung einer Hofdame der Markgräfin, des Fräuleins Wilhelmine Dorothee von der Marwitz, Tochter des preußischen Generals dieses Namens, mit einem österreichischen Offizier, dem Grafen Burghaus, eine Vermählung, zu der die Markgräfin ihre Genehmigung ertheilte, trotz der preußischen Landesgesetze, die den Erbtöchtern des Lehnsadels verboten, sich außer Landes zu verheirathen, trotz eines ihrem königlichen Vater bei der Uebersiedelung des Fräulein von der Marwitz an den Baireuther Hof ertheilten Versprechens und trotz des nachdrücklichen Einspruchs König Friedrichs.[2]) Am 9. Mai 1744, noch vor ihrem Scheiden vom berliner Hofe, schreibt Ulrike dem Prinzen August Wilhelm:

„J'ai écrit ce matin à ma soeur de Baireuth; j'espère qu'elle suivra les conseils que je lui ai donnés, qui consistent à faire des soumissions au Roi; je crois que cela aura votre approbation.“

Der Schritt blieb ohne die gewünschte Wirkung; das Verhältniß zwischen dem Könige und der Markgräfin wurde nur äußerlich wiederhergestellt, und Wilhelmine blieb den Vermählungsfeierlichkeiten im Juli 1744 fern. Anfang Juni schreibt Ulrike:

„Je suis extrêmement surprise de la hauteur de ma soeur de Baireuth; j'ai su par une lettre qu'elle a écrite à la Reine mère son raccommodement avec le Roi; mais je vous avoue que je ne crois pas qu'il soit sur le point qu'on l'invite ici si elle ne le demande.“

---

[1]) Auf eine bereits früher eingetretene Erkaltung der Beziehung lassen die Worte des Königs in einer Resolution für den Grafen Podewils vom 22. November 1743 schließen: „Die Baireuther kriege Ich nicht nach Berlin, so lange sie noch Geld haben.“ (Politische Korrespondenz II, 473.)

[2]) Vgl. Droysen, Die Memoiren der Markgräfin von Baireuth, Gesch. der Preuß. Politik IV, 4, 59, 60.

Als im folgenden Jahre König Friedrich in Böhmen gegen die österreichische Armee im Felde lag und ihr bei Soor eine Schlacht lieferte, machte die Markgräfin aus Anlaß der Kaiserkrönung Franz I. der neuen Kaiserin Maria Theresia zu Frankfurt a. M. ihren Hof. Auf diese Taktlosigkeit scheint sich ein Brief der Kronprinzessin von Schweden vom 15. Oktober 1745 zu beziehen:

[Notre chère mère] „m'écrit sur le sujet de ma soeur de Baireuth, et je ne sais que penser de la sottise qu'elle vient de faire de nouveau. Je vous avoue que j'en suis outrée et que je ne comprends point où elle a laissé son bon sens. Écrivez-moi, je vous en prie, ce que le Roi en dira. Je crois qu'à présent on aura de la peine à prendre son parti; c'est bien par sa faute qu'elle perd son amitié.“

Erst nach zwei Jahren fand eine Wiederannäherung zwischen dem Könige und seiner Schwester statt, als die Markgräfin sich überzeugte, wie sie von jener Gräfin Burghaus hintergangen worden war. Am 15. August 1747 kam Wilhelmine nach längerer Zeit zum ersten Male nach Potsdam.[1]) Am 22. August giebt Ulrike ihrer Freude über diese Wendung in den Worten Ausdruck:

„Voilà ma soeur de Baireuth réconciliée, Dieu soit loué; vous me rendrez la justice au moins, mon cher frère, que je n'ai jamais jeté de l'huile sur du feu et qu'avant de partir j'ai souvent parlé en sa faveur.“

Februar 1749 ging der Prinz von Preußen zum Besuch nach Baireuth. Nach seiner Rückkehr nach Berlin schreibt Ulrike (ohne Datum):

„Je suis charmé, cher et aimable frère, que vous soyez content de votre voyage de Baireuth. Vous pensez extrêmement juste sur le sujet des plaisirs; il n'y en a pas de plus

---

[1]) Der schwedische Gesandte in Berlin, Rudenschöld, berichtet an diesem Tage nach Stockholm: „Man erwartet die Markgräfin von Baireuth, wie sie denn schon in Potsdam beim Könige angekommen sein soll, was etwas unvermuthet gekommen ist nnd einige Unterhandlungen vorher erforderte, weil theils sie für ihr eigenes Theil in der Familie beschuldigt wird, sowohl Sr. Majestät als Ihrer Majestät der Königin-Wittwe einigen Anlaß zu ziemlichem Mißvergnügen gegeben zu haben, während andererseits ihr Gemahl nicht wie man gewünscht hatte, in Reichsangelegenheiten dem Einvernehmen Genüge leistete, welches bei Fürsten dieses Hauses und zudem so nahen Verwandten hatte vorausgesetzt werden können. Man meint im übrigen, daß der Anlaß dieses Besuches die Heirath sein dürfte, die zwischen ihrer Tochter, der jungen Prinzessin von Baireuth und dem Herzog von Württemberg vor einigen Jahren verabredet wurde, und wozu dieser Hof das allermeiste beigetragen hat, deren Vollziehung der Herzog jetzt aber aus dem Auge zu lassen scheint.“ (Im Königl. Reichsarchiv zu Stockholm; das Original schwedisch.)

solide que celle de la conversation avec une personne qu'on chérit et qu'on aime. Ma soeur a un mérite infini et son coeur est le plus excellent du monde."

Ihrer ihr im Alter am nächsten stehenden Schwester Sophie, (geb. 1719), die mit dem unwürdigen Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt vermählt war, gedenkt die Kronprinzessin von Schweden in einem Briefe vom 5. August 1746:

„Vous m'avez tracé, il y a quelque temps, la situation où se trouvait la chère Sophie. Je la trouve mille fois à plaindre d'avoir un mari comme le sien, et je désire de voir son bonheur de tout mon coeur. Il me paraît que le Roi devrait faire une différence entre elle et le Margrave et ne pas jeter les sottises de Monsieur sur elle, qui est entièrement innocente et qui certainement est une personne respectable par la conduite qu'elle tient avec son fou de mari."

Häufiger, aber meist in nicht eben wohlwollender Weise ist von der jüngsten Schwester, der Prinzessin Amalie, die Rede. Wir führen nur einige Stellen an:

„Faites-moi le plaisir de m'écrire si ma soeur Amélie a plus de liberté que moi et si la Reine [mère] l'aime beaucoup, und ob sie viel zu sagen hat." (Stockholm, 10. Mai 1746.)

„Amélie serait une folle de se marier, car elle a toutes ses volontés; jamais je ne l'aurais fait si je n'avais été sur ce pied . . . Pour Amélie, quand même elle meurt d'envie de se marier, il faudra bien s'en passer, car il n'y a point de prétendants dans tout le monde; ainsi il n'y a rien à craindre." (7. Dezember 1747.)

„J'ai reçu une lettre d'Amélie qui est aussi impolie qu'on la puisse écrire; j'avoue que je lui en ai répondu sur le même ton." (Ohne Datum; 1748.)

„Parlons de quelque chose qui nous fasse rire: je vous dirai entre nous que la bonne Amélie me paraît étonnante avec son orgue; elle aura vu quelque tableau de Sainte Cécile qui lui a inspiré ce goût pour cet instrument. Mandez-moi, je vous prie, de quelle humeur elle est à présent et si l'envie de se marier lui tient encore à coeur." (Drottningholm 27. Juni 1755.)

Die jüngeren Brüder, Prinz Heinrich (geb. 1726) und Prinz Ferdinand (geb. 1730) treten in den frühesten Briefen als „le petit Henri", „le charmant petit Ferdinand" auf. Einen der Briefe aus der ersten Stockholmer Zeit (28. Dezember 1744) schließt die Kronprinzessin:

„Adieu, mon cher Hulla, mein lieber Herr Gevatter, mein geehrter Herr Bruder, ich verbleibe in Ewigkeit Deine ergebenste Schuhputzerin und treue Gevatterin Ulrique.

ich pudele mich zu dem scharmanten Heinrich seine Füße und schicke ein Liebeskuß zu dem leichtfertigen Ferdinand."

Am 21. Januar 1745 schreibt sie:

„Le petit Henri devient aussi Bruder Liederlich; avouez le fait, ne l'avez-vous pas mis en tentation?"

Ein zugleich an August Wilhelm und an Heinrich gerichteter Brief vom 9. März 1745 haranguirt den letzteren als „nouvel élève de l'amour" und schließt:

„Au moins, mon cher, je suis bien discrète, car je n'en ai point parlé à la Sparre, qui en aurait pris de l'ombrage."

Gräfin Sparre war eines der Edelfräulein der schwedischen außerordentlichen Botschaft, die im Sommer zuvor die Prinzessin-Braut von Berlin eingeholt hatte;[1]) der vielbewunderten Schönheit der jungen Gräfin scheint also auch der damals achtzehnjährige Prinz Heinrich seine Huldigungen dargebracht zu haben.

Nach dem Prinzen Ferdinand erkundigt sich Ulrike in einem Briefe vom 14. Oktober 1749:

„Dites-moi, je vous prie, des nouvelles de Ferdinand. Vous savez que c'était un enfant quand je suis parti; je ne connais point son caractère, mais par les lettres qu'ill me fait le plaisir de m'écrire, je lui trouve tout l'esprit imaginable."

Des Prinzen von Preußen Schilderung seines jüngsten Bruders fiel in der Hauptsache günstig für denselben aus, denn die Kronprinzessin entgegnet am 2. Dezember 1749:

„Ce que vous me dites de Ferdinand, me donne une très bonne idée de son caractère, mais en revanche une assez médiocre de son goût. Ce n'était pas un exemple à suivre que celui de Henri II, roi de France — son penchant pour la duchesse de Valentinois. Je crois que la comparaison est assez juste avec la vieille comtesse de Dönhoff; je n'aurais deviné qu'elle eût encore inspiré une passion."

Im Sommer 1749 kam es zu einigen heftigen Auftritten zwischen dem Prinzen Heinrich und dem Könige. Unregelmäßigkeiten in dem

---

[1]) Prinz August Wilhelm schreibt an den König, Spandau 3. Juni 1744: „Le comte Tessin est arrivé à Berlin; on ne fait que parler de ses cavailles, de sa femme et surtout d'une comtesse Sparre, qui doit être fort jolie."

Regimente, dessen Chef der Prinz war, bestimmten den König, den Kommandeur, Oberst v. Rohr, für die Herstellung der Ordnung im Regimente verantwortlich zu machen. Der Prinz fühlte sich tief verletzt; fast noch mehr aber kränkte ihn die Verweigerung seiner Bitte, sein Potsdamer Regiment mit dem Kleistischen in Berlin, welches durch den Tod des bisherigen Inhabers erledigt war, vertauschen zu dürfen; der König bedeutete seinem Bruder, daß er ihn noch länger in Potsdam unter seinen Augen zu behalten wünsche, daß ihm zumal Berlin kein geeigneter Aufenthaltsort für den Prinzen scheine, und daß das Kleistische Regiment, wenn es schon dem Prinzen verliehen worden wäre, dann sicher eine andere Garnison erhalten haben würde.[1]) Die Prinzessin Ulrike schreibt auf die Kunde von diesen Vorgängen:

„Vous pouvez juger si je n'ai pas pris une part infinie au chagrin du pauvre Henri; j'espère que votre intercession aura produit un effet de réconciliation et que tout se sera raccommodé à l'amiable. Ces sortes de désunions sont toujours à craindre et dérangent tout le bonheur dans une famille. Je vous prie de me donner des nouvelles de la suite de cette affaire et de me dire si la Reine mère n'a rien fait pour rapaiser le Roi." (Drottningholm, 26. August 1749.)

Der Friede in der Familie war nicht so bald wieder hergestellt. Am 14. Oktober beschwichtigt Ulrike mit dem Hinweis auf einen früheren ähnlichen Konflikt, von dem keine sonstigen Spuren uns erhalten sind:

„Si je ne me trompe, c'est chez vous à présent tout comme l'année 1742, si vous vous en ressouvenez. Ce qui me surprend, c'est que la Reine mère se soit mêlée de cette affaire, car alors elle ne fit que prendre parti contre nous et je n'oublierai jamais toutes les scènes qui se passèrent alors. Il faut prendre patience, et tout tournera en bien. Ce sont des vivacités où le coeur n'a point de part, mais qui cependant sont dures à essuyer. On ne m'en a rien ecrit, quoique j'aie reçu, plusieurs postes de suites, des lettres; ainsi je fais semblant d'ignorer ce qui se passe. Quel rôle est-ce qu' Amélie fait en tout cela? Elle a toujours su tirer son épingle du jeu, ce que je n'avais pas l'esprit de faire."

Daß das Verhältniß Ulrikens zu der Königin, ihrer Mutter, kein vertrauteres war, lassen auch andere Briefe ersehen. Am 22. September 1747 schreibt die Prinzessin ihrem Bruder:

---

[1]) Vgl. Œuvres de Frédéric XXVI, 156.

„Que je suis sensible à tout ce que vous me dites touchant mon voyage à Berlin. C'est bien différent d'autres lettres, que je reçois de la Reine mère, qui m'assure que c'est une chose impossible et à laquelle il ne faut point penser. C'est avoir pris son parti pour ne me plus revoir. Que je serais heureuse si je pouvais en faire de même, mais hélas c'est tous mes désirs; je vous avoue, mon cher frère, que j'ai été sensible à cette lettre de la Reine; je vois bien que le proverbe est juste: Aus den Augen, aus dem Sinn. Peut-être que c'est aussi pour la même raison que je sais qu'elle n'aimait point d'autrefois que mes soeurs devaient venir à Berlin; mais quelque chose qui en soit, cela me chagrine cruellement. Ceci entre nous: ayez la bonté, mon cher frère, de me mander naturellement et sincèrement, wie ich bin angeschrieben, si c'est en bien ou mal pour moi. Je vous avoue que je crois mon crédit fort mince; mais en revanche, mon cher Hulla est toujours le même."

Nach Empfang der Antwort des Prinzen sieht Ulrike weniger schwarz:

„Votre lettre, mon cher frère, du 3 d'octobre m'a non seulement fait un plaisir infini, mais m'a infiniment consolé. Vous m'assurez que la Reine a encore de la grâce pour moi et qu'elle se souvient avec bonté de mon individu . . . Dites-moi, je vous prie, si la Reine est fort vieillie; elle m'écrit qu'elle a perdu toutes ses dents, je ne comprends pas que ce soit possible." (Stockholm 24. Oktober 1747.)

In einem undatirten Brief aus dem Frühjahr 1749 sagt die Prinzessin im Anschluß an ein paar Worte über die politische Lage:

„Ne montrez point, cher frère, ma lettre à personne; mandez-moi, je vous prie, si notre bonne mère est au fait de toutes ces affaires politiques; je n'ai pas lieu de le croire, puisqu'elle s'est tant réjouie de la paix qui était tout ce qui pouvait arriver du plus désavantageux au Roi mon frère."

Zur Erläuterung dieses Urtheils über den im Oktober 1748 abgeschlossenen Frieden von Aachen muß auf die Verwickelungen hingewiesen werden, die unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens die Ruhe des europäischen Nordens bedrohten, auf die russisch-dänischen Pläne zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten Schwedens, durch deren Ausführung der König von Preußen, als Bundesgenosse Schwedens in Mitleidenschaft gezogen, dadurch aber wieder bei den zwischen Oesterreich und Rußland bestehenden Abmachungen in einen Krieg mit dem Wiener Hofe hineingerissen sein würde. Anfang März 1749 hielt Friedrich, wie er seiner

Schwester Ulrike mittheilte, den Krieg für unvermeidlich; Dank einigen entschiedenen Kundgebungen, mit denen er damals zwischen die erregten Parteien trat, und seiner weiteren klugen und energischen Politik durfte der europäische Friede zu Ende des Jahres als gesichert betrachtet werden.

Von ihrer Schwägerin, der regierenden Königin Elisabeth Christine, sagt Ulrike in einem Briefe vom 10. Mai 1746:

„On dit que la Reine régnante est encore plus mal dans ses affaires que de mon temps. Je la plains de ne voir aucun jour pour jouir d'une vie plus heureuse."

Am 2. September 1746 fragt sie:

„Que fait la Reine régnante, je n'en entends pas dire le mot, ses actions ont-elles haussé ou baissé?"

Und am 26. Januar 1745:

„Dites-moi en confidence, n'y a-t-il pas un peu d'amour de la partie, du côté del Ré pour la Barberine? Enfin je vous avouerai que je le soupçonnais déjà avant que je suis partie. Entre nous, je ne crois pas que cela tire à conséquence, car la Reine n'y perd rien."

Ein undatirter Brief berührt das Verhältniß des Prinzen August Wilhelm zu seiner Gemahlin, das sich, wie man weiß, mit der Zeit sehr ungünstig gestaltete. Seit dem Sommer 1746 datirt die Leidenschaft des Prinzen für Sophie Marie von Pannewitz, die nachmalige Gräfin Voß.[1])

Das gute Einvernehmen, in welchem der Prinz von Preußen in der Zeit vor dem siebenjährigen Kriege mit dem Könige lebte, wird auch durch die Briefe Ulrikens bezeugt:

„Je suis ravie de vous voir si content, et de la bonne harmonie qui règne entre le Roi et vous; c'est avoir le ciel sur terre. J'avoue que j'étais bien malheureuse d'avoir été des mauvais temps sans pouvoir jouir des heureux. Vous ressouvenez-vous de celui où il était un crime que de penser seulement à un souper chez vous." (Stockholm, 10. Mai 1745.)

Gelegentliche kleine Verstimmungen blieben freilich schon jetzt nicht aus. Im Juli 1746 war der König mit dem ganzen Hofe mehrere Tage lang Gast des Prinzen von Preußen in Oranienburg gewesen; am 5. August meint Ulrike:

„Le Maître aurait bien pu vous faire une gratification pour y avoir trouvé son logis. Je vois bien que pour ce qui regarde l'argent, c'est toujours sur le même pied que de mon temps."

---

[1]) Vgl. „Neunundsechzig Jahre am Preußischen Hofe" S. 17 ff.

Ebenso bedauert Ulrike ihren Bruder nach dem prächtigen Carousell, das im August 1750 in Berlin abgehalten wurde, wegen der Kosten, die ihm das Fest verursacht hatte:

„Je ne comprends pas comment vous avez pu faire cette dépense sans vous déranger entièrement. Il faut pour le moins que pour votre part 30 000 écus soient sortis de la bourse, et c'est un argent jeté par les fenêtres, puisque ce n'était que pour deux fois." (Ohne Datum.)

Inmitten der mancherlei kleinen und großen Mißhelligkeiten im Schooße der königlichen Familie blieb das Verhältniß zwischen Ulrike und August Wilhelm ein fortdauernd ungetrübtes und herzliches; die Schwester ist unerschöpflich in ihren zärtlichen und ungekünstelten Freundschaftsbetheuerungen:

„Je vois que vous êtes toujours le même, immer der alte Wilhelm, et la bonne humeur ne vous quitte pas." (26. Januar 1745.)

„Bon jour, cher frère, aimable conquérant de mon coeur." (2. Februar 1747.)

„Je ne laisse partir d'ici ni chien ni chat, sans avoir, mon cher frère, le plaisir de vous assurer de ma tendre et sincère amitié." (12. September 1747.)

„Je ne sais rien qui puisse égaler l'art de l'écriture: c'est elle seule qui nous peut servir de consolation dans l'absence, elle nous sert d'entretien, mais hélas que les réponses sont tardives, et combien faut-il de patience pour les attendre. Madame Sevigny dit fort joliment qu'on s'écrit souvent bien des choses qui par la durée du chemin deviennent si plattes que, si on pouvait relire ces lettres, on n'y trouverait plus le mot pour rire des nouvelles de trois ou quatre semaines qui n'intéressent plus quand elles arrivent." (19. September 1747.)

Der einzige Fall, in welchem die Ansichten der beiden Geschwister auseinander gingen, betraf ihre religiösen Anschauungen. Die Kronprinzessin schreibt am 6. Dezember 1746:

„Je n'ai pu lire l'article de votre lettre sur la religion sans chagrin. Je haïs tout ce qui sent la bigotterie et l'ostentation, mais croyez-moi, mon cher frère, que de n'en avoir point c'est un crime, et le déisme en est un affreux. Posons deux cas, mon cher frère, le premier si il y a du risque à croire en un sauveur, ou s'il y en a à ne le pas croire. Avouez-moi que, si le dernier est vrai, que vous [vous] jetez dans un abîme où vous ne sortirez jamais. Vous m'alléguez la raison; il est vrai qu'il y

a des dogmes dans la religion chrétienne qui sont au dessus de la raison humaine: mais qu'est-ce que notre raison? Elle a des bornes si étroites que cette seule réflexion doit nous humilier si fort que nous ne devrions point nous élever au delà de la portée de nos sens .... Enfin, mon cher frère, jetez tous les livres qui vous mènent à des doutes, qui vous ôteront, un jour, la plus douce consolation de votre vie et l'unique asile pour soustraire aux chagrins cuisants dont votre vie est traversée; c'est la religion qui nous guérit de ces moments affreux, elle nous ramène à ce divin créateur qui par sa toute-puissance permet les adversités, mais qui sait aussi mettre des bornes à nos malheurs. La bonne conscience nous fait tourner nos vues vers lui, et la foi soutient notre espérance: que résulte-t-il, mon cher frère, de l'incrédulité, quel bien nous en revient-il, quelles douceurs pouvez-vous m'alléguer contre celles que je viens de vous dire? Avouez-moi, ce n'est que pour être à la mode, mais je vois que votre coeur n'est pas de ceux qui veulent s'endurcir, et que vous en reviendrez. Faites-moi la grâce de lire Abadie, Traité de la Religion chrétienne, et quand vous l'aurez lu, je vous demande en grâce de m'écrire votre avis sur ce que vous trouvez qu'il ne démontre pas au juste. Notre correspondance roulera sur ces sujets, vous me pervertirez ou je vous convertirai, l'un des deux. Je me flatte, mon cher frère, que vous ne trouverez point que je fais le pédagogue ennuyant. Je crois qu'il y va de ma conscience de vous écrire sur ce que je crois et que je compte de croire toute ma vie, et que, pour n'être pas de sentiments égaux, notre amitié ne se refroidira point. — Faisons un cours de théologie ensemble; comme ce ne sera qu'entre nous deux, nous ne devons point craindre de ne nous pas bien expliquer. Mais je me suis engagée si avant que l'heure de la poste est arrivée. Je vous promets, cher frère, de vous donner de mes nouvelles la poste prochaine; adieu, aimable débauché, je vous aimerai toute ma vie."

Daß der Prinz sich nicht überzeugen ließ, ersehen wir aus Ulrikens Antwort auf das von ihm abgelegte Glaubensbekenntniß:

„Je vous réponds avec plaisir, mon cher frère, d'autant plus que je vois que vous ne vous scandalisez pas de ce que je ne suis pas d'un même sentiment avec vous. Je suis cependant fâchée que ce soit sur celui de la religion, qui fait le point décisif d'un bonheur ou d'un malheur assuré dans

l'autre vie ... Jetez ces abominables livres, ils commencent à gâter l'esprit et finissent par le coeur; vous l'avez excellent, mon cher frère, quel dommage de le pervertir ..." (13. Januar 1747.)

Ulrike hat dann dieses Thema nicht weiter berührt; überhaupt herrscht in ihren Briefen der leichte Plauderton vor; es bedarf nicht erst der Versicherung:

„Ne croyez pas, mon cher frère, que j'ai gagné la pédanterie d'Upsala." (5. August 1746.)

In den ersten Jahren nach ihrem Fortgang von Berlin gedenkt die Prinzessin in ihren Briefen noch häufig ihrer Freunde und Bekannten in der Heimath, der „schönen Geister" des Berliner Hofes:

„Faites mes compliments, je vous prie, à Rothenburg,[1]) Keyserlingk, au vieux Holsteiner[2]) et à Gotter[3]) et Borcke.[4]) Qui sont donc à présent les beaux esprits qui brillent?" (Stockholm, 26. Januar 1745.)

Drei Wochen früher schreibt sie:

„Je n'aurais jamais deviné que ce serait par votre entremise que se ferait le raccommodement de d'Argens; je me souviens d'un temps que vous étiez bien fâché quand il parlait trop à la table. Écrivez-moi, je vous prie, s'il est encore amoureux de Babette et comme il chasse avec Pöllnitz. Si je ne suis pas trop curieuse, dites-moi, je vous prie, si le dernier est encore aussi impertinent et de quel oeil il est regardé du Roi. On débite ici que la Vieille Barbe a fait des siennes et qu'il a agi indignement. Si cela est vrai, on voit bien que la fourbe est de son partage. Je souhaite que Dieu lui pardonne ses péchés. Enfin, il est écrit au livre du destin que notre cher Roi ne puisse avoir du repos. A peine est-il arrivé, qu'il est obligé de repartir par la mauvaise conduite de cette diabolique Barbe." (Stockholm, 4. Januar 1745.)

„La Vieille Barbe", der alte Schnurrbart, ist Leopold von Dessau. Daß man dem alten Dessauer am Hofe Friedrichs des Großen nie ganz

---

[1]) Graf Friedrich Rudolf von Rothenburg, der nach des Königs Regierungsantritt aus französischen Diensten in preußische übergetretene General.

[2]) Friedrich Wilhelm, Herzog von Holstein-Beck: „mon cher Holsteiner," wie ihn der König in dem Briefe vom 16. September 1744, Politische Korrespondenz III, 286 anredet. Gestorben 1749 als General-Feldmarschall. Vergl. auch oben S. 20.

[3]) Vergl. Beck, Graf Gustav Adolf v. Gotter, Gotha 1867.

[4]) Caspar Wilhelm v. Borcke. Vergl. über ihn Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit Friedrichs II., Bd. I, S. XXIV und oben S. 18, Anm. 2.

getraut hat, lassen auch des Königs Memoiren ersehen, und in der That hat Leopold als Reichsfürst und als Reichsfeldmarschall sich von einer gewissen Rücksicht auf den wiener Hof leiten lassen, die mit seiner Stellung als preußischer Feldmarschall nicht vollständig vereinbar war. Der Argwohn Ulrikens tritt dem alten Fürsten indeß zu nahe. Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus dem Feldlager in die Hauptstadt wieder zur Armee nach Schlesien aufgebrochen (20. Dezember 1744), weil ihm der Fürst von Dessau seiner Aufgabe als stellvertretender Höchstkommandirender nicht gewachsen schien, überzeugte sich der König doch schon in Liegnitz, wo er am 22. Dezember mit dem Feldmarschall sich besprach, daß seine Anwesenheit beim Heere durch die Dispositionen seines Stellvertreters entbehrlich werde.

Als der Kabinetsminister von Borcke, der in dem Briefe vom 26. Januar gegrüßt wurde, sich in diesem Monate als ein Vierziger mit einer reichen ostpreußischen Erbin, der einzigen Tochter des verstorbenen Oberst v. Kikoll, vermählte,[1]) schreibt die Kronprinzessin:

„Mes compliments à Keyserlingk[2]) et à Borcke; on dit que le dernier se plaît fort dans son nouvel état, et qu'il regrette de n'avoir pas rompu plus tôt le célibat; félicitez-le de ma part.“ (Stockholm, 28. März 1745.)

Nach kaum zweijähriger Ehe, am 8. März 1747, starb der Minister, eine der beliebtesten Persönlichkeiten der berliner Hofgesellschaft, ein geistvoller, feinsinniger Kopf, der in unserer Literatur mit seiner Bearbeitung des Julius Cäsar in deutschen Alexandrinern die Reihe der Shakespeareübersetzer eröffnet. Ulrike widmet ihm den Nachruf:

„J'ai plaint fort le pauvre Borcke; c'était un très joli homme, et je crois qu'il était plus fait pour la société des vivants que pour celle des morts. Le bon père Abraham n'entendra rien aux bonmots qu'il lui dira.“

Schon in dem vorangegangenen Jahr hatte der Tod einen der preußischen Kabinetsminister abgefordert, den Freiherrn Friedrich Wilhelm v. Danckelman; die Prinzessin nimmt die Nachricht von seinem Ableben mit den Worten auf:

„Je plains le pauvre Danckelman, c'était un homme qui avait autant d'esprit qu'il y avait de ridicule dans sa figure. C'est un excellent sujet que le Roi mon frère vient de perdre et qu'on aura de la peine à remplacer.“ (Drottningholm, 3. August 1746.)

---

[1]) Borcke an den König, Berlin, 11. November 1744. (Geh. Staatsarchiv zu Berlin.)

[2]) Ueber Dietrich v. Keyserlingk, König Friedrichs intimsten Freund, vergl. Historische Zeitschrift, Bd. 43, S. 268 ff.

Preußischer Gesandter am schwedischen Hofe war in den ersten Jahren des Stockholmer Aufenthaltes der Prinzessin Graf Karl Wilhelm Finck v. Finckenstein, der hervorragende Staatsmann, der später über ein halbes Jahrhundert lang das preußische auswärtige Ministerium leitete. Als Finckenstein Ende 1746 seinen Gesandtschaftsposten in Stockholm mit dem am Petersburger Hofe vertauschte, klagt die Prinzessin:

„Vous pouvez juger, mon cher frère, de la peine que me fait le départ du comte de Finck; je l'ai regardé comme un véritable ami et je puis dire que je lui ai bien des obligations.“ (Stockholm, 30. Dezember 1746.)

Finckensteins Nachfolger war Johann Jacob v. Rohd. Ulrike giebt ihm nach sechsjähriger Bekanntschaft bei seinem Abgange aus Stockholm das Zeugniß:

„J'ai tout lieu d'être satisfait de Rohd; c'est un honnête homme et qui m'a été fort attaché, et qui s'est gouverné avec toute la sagesse du monde. Il n'en a pas les manières et n'est pas prévenant par sa figure, mais la solidité est préférable au clinquant. Je vous le recommande, mon cher frère. Il est très au fait de toutes les affaires d'ici et en état de vous en faire le détail.“ (18. Mai 1753.)[1]

Ueber Hellmuth Burchard v. Maltzahn, der Rohd ablöste, findet sich eine Aeußerung in einem Briefe vom 29. Dezember 1753:

„Je suis jusqu'à présent fort content de Maltzahn et je me ferai un plaisir infini de lui rendre ce séjour agréable; il me suffit que vous vous intéressiez pour lui.“

Baron Maltzahn, der das Klima von Stockholm nicht vertragen konnte, erbat im Beginn des Jahres 1755 seine Versetzung auf einen anderen diplomatischen Posten, zum großen Bedauern der Königin Ulrike:

„Je regrette beaucoup Maltzahn, ce qui nous est revenu, est bien neuf et guère propre à ce métier.“ (Drottningholm, 27. Juni 1755.)

Dieser Nachfolger war Graf Victor Friedrich zu Solms-Sonnenwalde, der den Stockholmer Posten erst verließ, als mit dem Ausbruch des Krieges von 1757 die diplomatischen Beziehungen zwischen Preußen und Schweden aufhörten.

[1]) Wulwfenstjerna schreibt als schwedischer Gesandter in Berlin am 15./26. Oktober 1751 an den Grafen Tessin: „Des personnes qui connaissent à fond M. de Rohd, m'ont assuré qu'il est quelquefois sujet à suivre aveuglément et même aux dépens de son devoir les impressions qu'il reçoit en Suède.“ (Königl. Reichsarchiv zu Stockholm.)

Von schwedischen Notabilitäten standen der Kronprinzessin während der ersten Jahre ihres Aufenthaltes in der neuen Heimath der Graf und die Gräfin Tessin besonders nahe. Sie kannte das Paar schon von Berlin, wo der Graf im Juni 1744 als schwedischer Botschafter und Brautwerber Adolf Friedrichs erschien.[1]) Ueber die erste Begegnung liegt ein Brief der Prinzessin vom 4. Juni vor:

„J'ai vu le comte et la comtesse de Tessin. Elle n'est rien moins que belle, mais une femme qui a des manières charmantes, parlant parfaitement bien le français et s'exprimant d'une manière fort agréable. Pour lui, vous le connaissez déjà, ainsi je ne vous en parle point. La nièce est très jolie et fort aimable. Il a douze cavaliers avec, tous de très jolis gens, fort jeunes, sont pourtant fort posés.“[2])

Graf Tessin, der in der Folge für einige Jahre die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Schwedens übernahm, wurde von dem kronprinzlichen Paare mit der Erziehung des Prinzen Gustav betraut. In der Werthschätzung Friedrichs des Großen verlor der Graf bald die günstige Meinung, die er bei seinem Besuch in Berlin für sich erweckt hatte; Friedrich nahm Anlaß, sich gegen seine Schwester abfällig über Tessin zu äußern,[3]) dessen Verhältniß zu dem Hofe des Kronprinzen sich indeß erst später löste.[4])

Ein Gesammturtheil über den schwedischen Hof giebt die Kronprinzessin in den Worten ab:

„J'avoue que notre jeunesse est pour la plupart de très jolis gens et qui promettent beaucoup, et presque tous comme ceux que vous avez vus. Pour ce qui est du reste de la cour de Charles XII, ce sont rustres et qui n'ont aucunes manières, dans le goût de Peter Blanckensee;[5]) cependant il y a en trois ou quatre à excepter.“ (2. Dezember 1749.)

Gleich im ersten Jahre nach Ulrikens Vermählung begaben sich zwölf schwedische Offiziere nach Preußen, um unter Friedrichs Fahnen den Feldzug

---

[1]) Vergl. S. 30, Anm.

[2]) Friedrich II. sagt in der Histoire de mon temps (Redaktion von 1746, herausgegeben von Posner, S. 313): „Ce comte (Tessin) avait choisi tout ce qu'il y a de plus brillant parmi la noblesse suédoise pour l'accompagner.“

[3]) Vergl. Politische Korrespondenz V, 347, 353; Histoire de mon temps, Redaktion von 1746, S. 178.

[4]) Ueber des Grafen Karl Gustav Tessin Beziehungen zu Louise Ulrike vergl. Fryxell 37, 38. 250. Malmström 3, 175.

[5]) Die Beziehung ist nicht erkennbar. Ein Peter v. Blanckensee starb 1734 als preußischer Generallieutenant.

gegen Oesterreich als Freiwillige mitzumachen: an ihrer Spitze Graf Gustav David Hamilton, der 1741 als Oberst aus französischen Kriegsdiensten in schwedische übergetreten war[1]):

„Hamilton est un honnête homme, et quand il est connu, il est drôle comme un coffre; j'espère qu'il amusera le Roi.“ (Ulrichsthal, 3. August 1745.)

Einer der schwedischen Volontäre erkrankte im preußischen Lager; in liebenswürdiger Sorge schreibt die Prinzessin:

„Vous m'écrivez que le petit Strömfelt est malade, je souhaite que ce ne soit pas dangereusement; c'est un fils unique et la chère [mére] serait au désespoir; elle est gouvernante chez moi et une très brave femme, qui n'est pas intrigante et qui m'est attachée de tout son coeur; je serais bien fâchée qu'elle eût un aussi grand chagrin.“ (Stockholm, 8. Oktober 1745.)

Der kleine Strömfelt und seine Kameraden kehrten zum Winter wohlbehalten in die Heimath zurück, in Preußen ein sehr gutes Andenken hinterlassend und von ihrer Aufnahme daselbst entzückt:

„Vous êtes adoré par Hamilton, il ne jure que par vous. Quoiqu'il sait bien l'amitié que je vous porte, il n'y a pourtant point d'affectation dans son fait.“ (14. Dezember 1745.)

Nur Einer von den Zwölfen hatte sich in der Fremde schlecht aufgeführt,[2]) zu um so größerem Leidwesen der Kronprinzessin, als ihr Gemahl ihn dem Prinzen von Preußen besonders empfohlen hatte; indeß:

„Ce qui me console, c'est que parmi les disciples de notre Seigneur il y avait un Judas; j'espère que vous ne jugerez pas mal du reste.“ (Stockholm, 17. September 1745.)

Auch später empfahl Ulrike ihre Anhänger unter den schwedischen Kavalieren, wenn sie nach Berlin gingen, stets der Gönnerschaft ihres Lieblingsbruders; den Obersten Baron Gustav Wilhelm Höpken, der 1747 als schwedischer Gesandter an den preußischen Hof kam, führt sie mit den Worten bei dem Prinzen ein:

„Je vous recommande Höpken; ayez la grâce de l'assister de vos bons conseils et de lui donner les manières du pays; je lui ai dit de s'adresser à vous pour savoir comment s'y prendre pour s'insinuer dans l'esprit du Maître; c'est un homme d'épée

---

[1]) Vergl. Biografiskt Lexikon öfver namnkunnige svenske män. 2. Aufl. Bd. VI, 49.

[2]) Splittorf. Das Nähere ergeben zwei Schreiben des schwedischen Gesandten in Dresden, Wulwfenstjerna, an den Grafen Tessin, Dresden 7./18. September und 12./23. Oktober 1745 im schwedischen Reichsarchiv.

et j'espère que vous serez content." (Stockholm, 19. September 1747.)

Charakteristisch für Friedrich den Großen ist eine andere Empfehlung:

„Le baron de Falkenberg, qui est caporal aux trabants, sera chargé de la part du Roi des notifications de mes couches.[1]) C'est un très honnête homme et attaché à la personne du Roi et à la mienne. Il est d'un caractère timide, et on a de la peine à faire connaissance avec lui, mais solide dans ses sentiments et bon officier. Je vous le recommande, mon cher frère, vers le temps qu'il aura l'honneur de vous faire sa cour, puisque je crains que n'ayant point le caquet des petits maîtres à la mode, il n'aura peut-être pas le bonheur de plaire au Maître." (Ulrichsthal, 15. Juni 1753.)

Das Gegentheil von Falkenberg war der junge Graf Horn, der 1746 Berlin besuchte, und über den Ulrike ihrem Bruder sagt:

„Je suis de votre avis touchant le jeune Horn; c'est un petit maître, mais il pourra devenir un joli homme, quand il aura perdu ces façons affectées qu'il a contractées à Paris. Vous saurez sans doute qu'il était frère de la sultane favorite,[2]) mais qui à présent est congédiée et son crédit à bas; les prêtres sont la cause de sa décadence, la dévotion est en vogue ici; c'est une mauvaise engeance et on est heureux quand on vit dans un pays où ils n'ont pas voix en chapitre." (Drottningholm, 14. Oktober 1746.)

Sehr ungünstig gestaltete sich das Verhältniß des kronprinzlichen Paares zu dem regierenden Könige Friedrich von Schweden. Zur Erklärung braucht nur daran erinnert zu werden, daß die Wahl Adolf Friedrichs zum Kronprinzen von Schweden sehr gegen den Wunsch des Königs erfolgt war, der die Nachfolge lieber seinem Neffen, dem Prinzen Friedrich von Hessen-Kassel, zugewendet hätte. Am 19. August 1746 schreibt die Kronprinzessin an die Gräfin Tessin nach einem Besuche bei dem regierenden Könige:

„J'ai été hier à Karlberg. Nous y avons été reçus comme des chiens dans un jeu de quilles. Le Roi était de très mauvaise humeur et nous fûmes avertis trop tard que l'on ne voulait pas de nous."[3])

Ein Brief an den Prinzen August Wilhelm vom 2. September 1746 entwirft von dem alten Könige das folgende Bild:

---

[1]) Die Prinzessin Sophie Albertine wurde am 8./19. Oktober 1753 geboren.

[2]) Gräfin Eva Karoline Horn.

[3]) Tessin och Tessinians, Stockholm 1819, S. 232.

„Il a l'âme bien cramponnée et la chair charnelle; si vous le voyiez, vous ne pourriez vous empêcher de rire. Er sieht aus wie die Figuren von Cire-Cabinet, une perruque étonnante et la tête sur les genoux, courant après toutes les filles du monde, ne s'amusant à rien qu'à changer mille fois par jour de perruque et de fraise au moins; entre nous, pour l'amour de Dieu, n'en dites rien, aber in einem Wort ein alter ennuyanter Kerl."

In einem undatirten Briefe heißt es:

„Notre vieux Saturne est parti hier, on dit pour la chasse, j'ignore si c'est d'élans ou de filles; car tout vieux qu'il est, il en est fort friand."

Im Gegensatz zu dem regierenden Könige, dessen Sympathieen der von England unterstützten Partei der „Mützen" gehörten, bekannte sich der „junge Hof" mit Entschiedenheit und ohne Hehl zu der Sache der „Hüte", der Anhänger Frankreichs. Als die Hüte 1743 Adolf Friedrich zum Thronfolger wählten, hatten sie neben dem französischen Einfluß auch den Rußlands auf sich wirken lassen, das in den ersten Regierungsjahren der Kaiserin Elisabeth nach Frankreich gravitirte. Seitdem aber hatte sich die russische Politik je länger je mehr von Frankreich abgewendet und an England und Oesterreich angeschlossen und bekämpfte somit jetzt auch in Schweden die einst begünstigten Hüte und zugleich den jungen Hof.[1] Der russische Gesandte, Baron Korff, der 1746 nach Stockholm kam und mit der brutalsten Anmaßung auftrat, setzte gegen die Kronprinzessin die ersten Regeln der Höflichkeit außer Augen; er folgte darin nur dem Beispiele der Führer der Mützenpartei, denn schon am 29. April 1746 berichtet der preußische Gesandte Graf Finckenstein aus Stockholm, daß dieselben seit einiger Zeit etwas darin suchten, es an den einfachsten und natürlichsten Pflichten gegen den Kronprinzen und die Kronprinzessin fehlen zu lassen. Indeß endete der Reichstag von 1746 und 1747, auf dem sich die beiden Parteien mit einander maßen, mit einem entschiedenen Siege der Hüte, und der Abschluß der beiden Allianceen mit Preußen und mit Frankreich im Mai und Juni 1747 bezeichnete, zusammen mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Schweden und England, die Rückkehr Schwedens zu demjenigen

[1] Die Parteiverhältnisse in Schweden und Rußlands Stellung zu denselben charakterisirt der russische Gesandte Keith (der nachmalige preußische Feldmarschall) in einem Berichte an den russischen Kanzler Bestushew, Stockholm. 25. Februar 1744 (bei Malmström III., 146): „Aufrichtig gesagt, sehe ich wenige, die zu Rußland hinneigen. Die zwei Parteien sind die französische und die englische. Von diesen zweien wird die Kaiserin jederzeit eine haben, je nachdem man sieht, daß sie nach der einen oder andern Seite hinneigt."

politischen Systeme, das den Staat in den russischen Krieg von 1741 hineingetrieben hatte.

Einen Reflex der Stimmung Ulrikens während dieses Reichstages giebt ein Brief an den Prinzen von Preußen vom 30. September 1746:

„Cher Guillaume, je ne sais quel sort malheureux a été jeté sur nous autres pauvres princes, cette chienne de politique cause tous les maux, et l'on se tourmente et après tout c'est la mort qui termine toutes nos précautions.“

Wenige Wochen vorher, am 2. September, schreibt die Kronprinzessin:

„Je crois que vous me trouveriez fort changée, si vous me voyiez. Je suis laidie, emmaigrée et vieillie; enfin, je crois que vous me ne reconnaîtriez plus: das machen die Sorgen und die Kindersorgen, lustig aber bin ich noch und wenn ich ein Schelmstücke kann ausgehen lassen, so thu ich es gern.“

Sehr schmerzlich empfand es Ulrike, als politische Rücksichten sich einem Besuche des Prinzen August Wilhelm in Schweden entgegenstellten, auf den sie lange gehofft hatte. Schon 1748 hatte sie geschrieben:

„Mandez-moi, s'il n'y a pas d'espérance pour que vous puissiez venir ce printemps ici; il me semble que mon frère ne peut ni n'aura la cruauté de vous le refuser; j'attends votre réponse, et si vous voulez que j'en écrive au Roi, mettez-moi une lettre sur le papier comme vous croyez qu'il faudrait l'écrire, je la copierai et je l'enverrai.“ (Ulrichsthal, 16. Febr. 1748.)

Am 13. Juni 1752 schickte sie dem Prinzen die Abschrift eines Briefes an ihren königlichen Bruder, durch welchen sie für den Prinzen die Erlaubniß zu der Reise noch Stockholm erbat. Ueber den Erfolg dieses Schrittes schreibt sie am 12. Juli:

„Vous ne sauriez croire combien je suis affligé de la lettre que j'ai reçue du Roi mon frère, dans laquelle un refus tout net m'est annoncé de ne plus penser à la chose du monde qui me flattait le plus . . . J'ai maudit celui qui le premier inventa l'art de la Politique, art trop fatal pour l'humanité, puisqu' elle seule rompt les liens les plus sacrés.“

Der nächste Brief (Drottningholm, 18. Juli) setzt resignirt hinzu:

„Entre nous, si on craint que votre voyage ici fasse de l'ombrage, il faut renoncer à nous voir jamais, car vous voyez bien vous-même qu'une année elle en causera à la Russie, une autre à celle [à la cour] de Vienne, et puis au Danemark, à l'Angleterre, et par conséquent on aura toujours un rempart

pour toutes les fois qu'une proposition de notre part viendrait . . . Le Roi, qui est le seul et l'unique en qui je me confie, est absent et redouble mes ennuis; enfin, ma situation est affreuse."

Wer die Königin Ulrike so die Politik und den, der sie erfunden habe, verwünschen hört, vermag sich kaum die Leidenschaft vorzustellen, mit der dieselbe Frau an den politischen Kämpfen Schwedens Theil nahm.

Schon als Kronprinzessin hatte sie für den Moment des Thronwechsels eine durchgreifende Verfassungsänderung geplant, den Sturz des seit Karls XII. Tode herrschenden Adelsregimentes und die Wiederherstellung der Souveränität. Nicht ohne Sorge verfolgte ihr königlicher Bruder in Berlin, den sie wenigstens theilweise in ihre Pläne einweihte, die Vorgänge jenseits der Ostsee und warnte fort und fort seine Schwester vor übereilten Schritten, die eine Einmischung der Russen und Dänen in die inneren Verhältnisse Schwedens und vielleicht einen allgemeinen Krieg zur Folge gehabt haben würden. Nicht zum Wenigsten diesen Vorstellungen Friedrichs II. war es zuzuschreiben, daß 1751 beim Tode König Friedrichs von Schweden der beabsichtigte Staatsstreich unterblieb. Doch betrachtete ihn die neue Königin nur als aufgeschoben. Angesichts der auf die unumschränkte Monarchie gerichteten Bestrebungen des Hofes vollzog sich in den ersten Jahren der neuen Regierung und zum Theil schon vor der Thronbesteigung Adolf Friedrichs eine vollständige Umsetzung der schwedischen Parteiverhältnisse.[1] Der Gegensatz zwischen Hüten und Mützen machte einer Sonderung in eine Hofpartei und eine Freiheitspartei Platz. Zu der letzteren zählten fast alle Mitglieder der ehemaligen Hütepartei, einst die Stützen des kronprinzlichen Paares, vor Allen Ekeblad, Fersen, Höpken, Palmstjerna und Tessin, der jetzt mit dem Hofe gänzlich zerfallen war. Die Hofpartei setzte sich zusammen aus einer nicht eben großen Anzahl persönlicher Anhänger des Königs und der Königin wie Erich Brahe, Gustav Jacob Horn, Erich Wrangel, aus dem Gros der bisherigen Mützenpartei und aus einigen Hüten, die sich aus persönlichen Motiven von ihren Parteigenossen getrennt hatten. Aber nur die wenigsten Mitglieder der bunt zusammengewürfelten Hofpartei waren gewillt, die Politik des Hofes in allen ihren Konsequenzen zu unterstützen. Indem die Mützen sich zur Zeit der Führung des Hofes anvertrauten, galt es ihnen doch im Grunde nur, die im Besitze der Aemter befindlichen Hüte zu stürzen, ohne daß sie zu Verfassungsreformen die Hand reichen wollten. Der Verschiebung der Parteiverhältnisse entsprach eine veränderte Politik des Hofes gegen die fremden Mächte. Die Königin Ulrike hat im Jahre 1755, hinter dem

[1]) Vergl. Fryxell, Berättelser, 37, 247 ff.; 39, 6—19.

Rücken ihres Bruders, eine Verständigung mit Rußland für die Durchführung ihrer Pläne gewünscht und eine direkte Unterhandlung mit der Kaiserin Elisabeth versucht,[1]) während die französische Diplomatie sich gegen die Bestrebungen des Stockholmer Hofes jetzt feindlich ablehnend verhielt.

In ihren Briefen an den Prinzen August Wilhelm, dem sie seit ihrer Thronbesteigung überhaupt seltner schreibt, berührt die Königin Ulrike diese Parteiverhältnisse und Parteikämpfe nur gelegentlich.

Ueber die feindselige Haltung Frankreichs klagt ein Brief vom 18. Dezember 1752:

„Le ministre de France[2]) a servi de tout son pouvoir les intrigues et les cabales que l'on a tramées contre la cour . . . Je regrette beaucoup milord Tyrconnell[3]), il aurait pu nous rendre des services, puisqu' il était bien informé des sottises de l'Ambassadeur[4]). Je connais peu La Touche[5]) mais il m'a paru être fort honnête homme, je ne sais s'il a été content de la Suède."

Ein anderes Mal, am 18. Mai 1753, deutet die Königin auf ihre Versuche hin, ihren Bruder, den König von Preußen, zur Unterstützung ihrer Pläne zu vermögen:

„Si chez vous on voulait un peu se prêter aux idées que j'ai communiquées, tout pourrait aller bien, mais je n'ai jusqu'ici encore pu réussir à faire goûter mes raisons."

Die letzten Seiten der Briefsammlung, sechs Schreiben aus den Jahren 1756 bis 58, lassen in rasch sich drängender Folge, wie die Schlußscenen eines Trauerspiels, die dunkeln Bilder großer, unheilvoller Ereignisse an uns vorüberziehen. Wir erkennen in der Schreiberin dieser Briefe die Prinzessin nicht wieder, die einst von Munterkeit und Laune sprudelte. Der Hohenzollerntochter auf dem schwedischen Königsthrone werden die schwersten Demüthigungen auferlegt, wird das bitterste Weh bereitet, und in die Klage um das eigne Leiden mischt sich der Schmerz

[1]) Vergl. Fryxell, a. a. O. 39, 159—162. König Friedrich schrieb, ohne von diesem Schritte seiner Schwester etwas zu wissen, am 29. April 1755 an seinen Gesandten in Stockholm, Baron Maltzahn: „Il m'a été bien fâcheux de voir que la Reine ma soeur a tant laissé gagner l'ascendant du parti soi-disant de la cour, mais plutôt de Russie . . . Ce qui y est le plus fâcheux, c'est que de la façon que ma soeur agit présentement, la France et moi serons obligés d'abandonner le parti de la cour et d'appuyer celui du Sénat." (Geh. Staats-Archiv zu Berlin.)

[2]) Marquis d'Havrincourt.

[3]) Französischer Gesandter in Berlin, † 12. März 1752.

[4]) Havrincourt.

[5]) Nachfolger Tyrconnells in Berlin.

über den drohenden Niedergang des alten Vaterlandes und über das in das Unglück Preußens verflochtene persönliche Mißgeschick des Lieblingsbruders. Beiden Geschwistern ist die Freude am Leben verbittert, der Glaube an das, was das Leben ihnen werth machte, geraubt.

Mit dem Jahre 1756 glaubte der Stockholmer Hof den Zeitpunkt für seine großen Pläne gekommen. Wenn etwas geeignet war, die Königin zur Beschleunigung der Ausführung zu drängen, so war es die persönliche Kränkung, welche ihr die im Besitze der Macht befindliche Partei in dem sog. Juwelenstreite zufügte. Auf eine Denunciation aus Ulrikens Umgebung, daß die Königin, um sich die Geldmittel zur Förderung ihrer politischen Absichten zu schaffen, den Verkauf eines Theiles ihrer Juwelen beabsichtige, beanspruchte der Reichstag das Recht, den Kleinodienschatz zu revidiren, und forderte die Vorzeigung auch des für 60 000 schwedische Thaler gekauften Schmuckes, den die schwedischen Stände der Kronprinzessin 1744 bei ihrer Verlobung zum Brautgeschenk gegeben hatten, und der kraft des Ehekontraktes persönliches Eigenthum Ulrikens geworden war. Die Königin, die in der That in Unterhandlungen wegen einer Juwelenverpfändung gestanden hatte, erklärte sich zur Auslieferung der Kronkleinodien bereit, indem sie dem Geheimen Ausschuß des Reichsraths am 10. April a. St. schriftlich mittheilte, daß sie sich für zu gut achte, die Reichsjuwelen fürderhin zu tragen;[1]) die weitere Forderung des Reichsrathes wies sie als eine unbefugte Anmaßung mit Entschiedenheit zurück. Ueber diesen Streit handelt ihr Brief an den Prinzen von Preußen vom 26. Mai 1756:

„Les États ont demandé avec une façon la plus indécente de faire la révision de mes pierreries, non seulement celles de la couronne, mais aussi de celles qui m'ont été données à Berlin, dont on me dispute à présent la possession. Vous sentez, mon cher frère, combien je suis indignée de ce procédé; aussi je leur remets samedi ceux de la couronne, ne comptant jamais m'en servir à l'avenir, et je refuse les autres, me rapportant sur mon contrat de mariage. Sur ce différend, ils ont écrit une lettre au Roi dans laquelle ils exalent toute la noirceur de leurs biles, et, non contents de cette démarche, ils ont fait imprimer cette même lettre. Mon frère [le roi de Prusse] a pris l'affaire fort vivement et a fait faire des déclarations très fortes, mais qui jusqu'à présent n'a (sic) point fait d'effet.“

Die Erklärung, die Friedrich der Große durch den Grafen Solms in Stockholm abgeben ließ, beschränkte sich darauf, die Bestimmungen des

[1]) „Från denna stund håller jag mig för god att bära dem.“

Ehekontraktes mit Nachdruck zu betonen; mit bewaffneter Hand, wie Ulrike es wohl wünschte, zu interveniren, war er im Sommer 1756 weder in der Lage noch Willens.

Der Konflikt mit den Reichsständen um die Juwelenangelegenheit hatte sich auf das Schärfste zugespitzt, als die verhängnißvolle Katastrophe eintrat, die jeden weiteren Widerstand der Königin ausschloß. Die Nacht vom 21. auf den 22. Juni wurde von dem Hofe für die Ausführung des Staatsstreiches bestimmt. Der König und seine Gemahlin kommen aus Ulrichsthal in die Hauptstadt, wo sie im Schlosse die Forderungen der Royalisten, ihre Klagen gegen den Reichsrath und die herrschende Aristokratie und den Wunsch des Volkes nach Wiederherstellung des Absolutismus sich vorstellen zu lassen gedenken. In der Theateraufführung, welcher der Hof am Abend beiwohnte, beunruhigt es die erregte Einbildungskraft der Königin, auf den Sitzen, die man bei gefülltem Hause auf die Bühne selbst, unmittelbar vor die königliche Loge, zu stellen pflegt und die gewöhnlich von den vornehmsten Anhängern des Hofes eingenommen werden, gerade heute mehrere der Führer der Freiheitspartei zu erblicken. Ulrike glaubt den Plan verrathen, bestürzt drängt sie nach Schluß der Vorstellung im Königszimmer des Theaters bei den Häuptern der Verschwörung um Aufschub für eine Nacht, und trotz des Widerspruches des Entschlossensten unter ihren Parteigängern, des nachmals in preußische Kriegsdienste übergegangenen Grafen Hård, stimmt man ihr bei. In der Nacht entdeckt ein Korporal von den für den Hof gewonnenen Garden den Anschlag dem Landmarschall Grafen Fersen. Als der König und die Königin, die sich nach Ulrichsthal zurückbegeben, am andern Tage wieder in Stockholm einfahren, ist die Stadt von drohenden Schaaren angefüllt, auf das Schloß hat man Kanonen gerichtet.

Graf Brahe, Graf Horn und eine Anzahl von weniger hervorragenden Männern wurden verhaftet. Hård und Graf Wrangel retteten sich durch die Flucht. Der Hof erklärte, von den Umtrieben der Verhafteten nichts zu wissen. Die Verschworenen wurden zum Tode verurtheilt. Das Furchtbarste von ihnen abzuwenden, ließ sich die Königin zu den flehentlichsten Bitten bei den ihr so verhaßten Führern der Freiheitspartei herbei. Graf Fersen, der Landmarschall, sah die stolze Frau in dem traurigsten Zustande; ihre Züge waren entstellt von Gram und Weinen, die Stimme von Schluchzen so erstickt, daß sie anfangs nicht zu sprechen vermochte. Graf Fersen erklärte ihr, daß keine Rettung zu hoffen sei.[1]) Am 26. Juli

[1]) Wir besitzen über diese Vorgänge sowohl die Aufzeichnungen des Grafen Fersen, als Auszüge aus dem Tagebuch der Königin. Siehe Fersen's Historiska Scrifter utg. af Klinckowström, Bd. II.

starben Graf Brahe und Graf Horn vor der Riddarholmskirche auf dem Blutgerüste. Der Hof weilte in diesen Tagen zu Ulrichsthal in tiefster Zurückgezogenheit; das Herz der Königin mochte ein Schmerz durchschneiden, wie er einst ihren achtzehnjährigen Bruder niederwarf, als man in Küstrin seinen Freund Katte vor seinen Fenstern vorbei zum Richtplatze führte.

Nach Jahr und Tag schreibt Ulrike dem Prinzen von Preußen: „Ich habe schreckliche Schicksalsschläge durchgemacht, Dich hat vielleicht nur der kleinste Theil davon getroffen." Sie suchte den Bruder aufzurichten aus der tiefen, dumpfen Niedergeschlagenheit, in die er im Sommer 1757 verfallen war. Man kennt jene beklagenswerthen Vorgänge zwischen dem Prinzen von Preußen und seinem königlichen Bruder, die Unzufriedenheit des Königs über den Rückzug des Prinzen mit der seiner Führung anvertrauten Armee aus Böhmen, die gereizten Auseinandersetzungen, zu denen der Rückzug Anlaß gab und in deren Folge der Thronfolger die Armee verließ und sich aus dem öffentlichen Leben zurückzog. August Wilhelm weilte zuerst einige Zeit in Dresden und ging dann nach Oranienburg, wo er im folgenden Jahre starb.

Wir besitzen nur wenige Aufzeichnungen von seiner Hand aus diesem traurigen letzten Jahre seines Lebens; um uns in die Stimmung des unglücklichen Prinzen zu versetzen, mag hier eine Stelle aus seinem vor nicht langer Zeit veröffentlichten Briefe vom 8. Mai 1758 an einen seiner Vertrauten, den Grafen Viktor Amadeus Henckel von Donnersmarck, den Adjutanten des Prinzen Heinrich, Platz finden:

„Ne croyez pas que je pense de revoir mon régiment; non, tant que le glorieux règne du Roi durera je me compte effacé du nombre de ceux qui travaillent à augmenter sa réputation militaire; j'ai peut-être perdu les occasions de mettre un fondement à la mienne, ou peut-être le destin m'a-t-il favorisé en me retirant des occasions où j'aurais mis toute mon ignorance ou incapacité au jour. Que cela comme il vous plaira, me voici en retraite, dont je m'accommode fort bien. Quelquefois je pense à la honte d'être ainsi exilé et inutile, mais étant convaincu qu'il n'y a pas de ma faute, je m'en f . . . . [1])

Aehnlich resignirt, gewiß noch bitterer und rückhaltsloser werden die uns leider nicht erhaltenen Briefe gewesen sein, die der Prinz nach der traurigen Wendung seines Glückes an seine Schwester nach Stockholm

[1]) Briefe der Brüder Friedrichs des Großen an meine Großeltern, herausgegeben von L. A. Graf Henckel Donnersmarck, S. 43.

schickte. Wir theilen zum Schlusse ganz oder im Auszuge die letzten fünf Stücke mit, welche die Sammlung der Briefe Ulrikens enthält und deren erste noch der Zeit vor der Katastrophe des Prinzen angehören.

Drottningholm, 23 mai 1757.

. . . J'ai brûlé votre chiffre et c'est ce qui a rompu notre confiance. Renvoyez-moi le même, j'ai quelques-unes de vos lettres que je n'ai point pu lire, mais dont je ne veux point perdre le contenu. Vous pouvez croire que je suis dans une grande joie des heureux succès que vous avez eus en Bohême.

---

le 8 juillet 1757.

J'ai reçu votre lettre, et l'amitié que vous me témoignez, mon très cher frère, est un grand soulagement à tous mes chagrins. Le plus vif est le coup que la Providence vient de nous porter en nous arrachant notre digne et respectable mère.[1]) . . . Les affaires de Bohême m'inquiètent horriblement. Dieu veuille nous conserver; je tremble toutes les fois quand je pense aux périls où vous êtes.

[Drottningholm, 30 août 1757.][2])

Mon très cher frère. Je profite du départ du comte de Solms pour vous réitérer les sentiments de la plus tendre amitié. Je n'aurais pas laissé languir notre correspondance si j'avais eu un chiffre . . . Vous pouvez croire, mon cher frère, la part que je prends aux malheurs de ma chère patrie. J'ai souffert des chagrins que peu de personnes de mon rang ont éprouvés, le souvenir ne s'en effacera jamais de ma mémoire. Je sais que des offenses doivent se pardonner et qu'il est d'un grand coeur de savoir les oublier. Ce ne sont point aussi celles qui me sont personnelles, je méprise trop mes ennemis pour les haïr, mais la perte de mes amis me touche et me navre le coeur, il serait indigne à moi de penser autrement. Si quelque chose peut adoucir tous mes chagrins, c'est la tendre part que vous avez bien voulu y prendre. Si mon frère avait pensé de

---

[1]) Gestorben 28. Juni 1757.

[2]) Zur Chronologie: Graf Solms berichtet am 2. September 1757 an den König, daß er sich am letzten Dienstag (30. August) in Drottningholm bei der Königin von Schweden verabschiedet habe.

même, il ne serait pas dans l'embarras de voir la Poméranie perdue ou en danger de l'être. Vous pouvez croire, mon cher frère, que ma situation est bien fâcheuse de ne savoir pas seulement ce que je dois désirer. Si l'armement que l'on a fait, réussit, c'est contre ma patrie, mes frères et ce que j'ai de plus cher; si elle échoue, la Suède s'en ressentira longtemps, et la nation m'est chère; ce n'est point elle qui a causé nos malheurs, elle gémit sous le joug odieux des seize et respecte son roi, chérit ses descendants; c'est toujours la même candeur et l'on ne doit point en juger par les Diètes, où les membres sont des gens choisis et achetés à prix d'argent. Voilà, mon cher frère, une bien longue lettre, elle vous fait une peinture fidèle de ma situation, Dieu veuille, que la vôtre soit meilleure, mais la malheureuse journée de Kolin a ruiné toutes vos affaires. Dieu conserve vos jours, qui me sont précieux, et ramène la victoire, accable vos ennemis et vous ramène bientôt la tranquillité . . .

Drottningholm, 13 septembre 1757.

Mon très cher frère. J'ai reçu votre lettre du 13 du mois passé; j'ai été touché vivement de son contenu, mon attachement et mon amitié pour vous me font prendre une vive part à tout ce qui vous regarde, et je partage sincèrement avec vous vos chagrins. Plût au Ciel que je puisse contribuer en quelque manière à les soulager. Parlez, mon cher Frère, si par quelques représentations je puis vous rendre quelque service; je suis prête à le faire, je ne saurais vous dissimuler que cette altercation fait beaucoup parler ici, et le blâme n'est pas de votre côté; ce serait donc une occasion toute naturelle pour un sujet de lettre que d'écrire au maître les bruits qui courent sur cette brouillerie, affecter de les croire faux et y ajouter des réflexions assez fortes pour ramener les affaires à une bonne intelligence. Je ne ferai cependant rien sans votre aveu, dans la crainte de gâter encore plus les choses. Dieu veuille vous donner de la patience et ne pas vous laisser accabler par les chagrins. Votre personne est de trop grand prix pour n'en avoir pas tout le soin imaginable. J'ai passé par de terribles revers et peut-être que la moindre partie vous en est revenue; il n'y a dans ces moments affreux que le courage à les supporter, c'est l'unique remède à des maux que l'on ne peut éviter. Je pense au calcul

de Maupertuis que la somme du bonheur dans la vie humaine est égale à celle des malheurs: en ce cas, nous avons une belle perspective par-devers nous, et l'espérance est un bien dont on retire de grandes consolations. Dieu veuille être celui où vous les trouviez, c'est de sa main que tout nous vient, et c'est à ses décrets qu'il faut se soumettre; sa main s'appesantit quelquefois sur nous, mais aussi il relève et ne nous impose pas plus de poids que nous ne pouvons supporter. Mon coeur est déchiré quand je pense à vous, mon aimable frère; je voudrais pouvoir voler me trouver auprès de vous, vous dissiper, vous être utile; jamais un frère n'a été plus aimé que vous l'étez, et je pense à vous à tout l'instant. Dieu, quels terribles temps, tout se déclare contre ma chère patrie et je ne vois point de salut; on va partager tout votre pays, et de l'État le plus florissant il ne restera que de tristes débris. Ces maudits Français, je voudrais seulement vivre au jour où on leur rendrait la pareille, et voir les troupes prussiennes aux portes de Paris. Donnez-moi souvent, cher frère, de vos nouvelles, comptez toujours sur la sincérité de mes sentiments, conservez-moi votre amitié, ce que je regarde comme un des plus grands biens, et soyez assuré que mon attachement, mon estime, mon amitié et ma reconnaissance n'auront de bornes que la fin de mes jours, étant jusqu'au tombeau, votre très devouée et sincère soeur et amie Ulrique.

[1758[1])].

. . . Je suis bien mortifiée, mon cher frère, de vous savoir toujours brouillé. Dieu sait combien je vous aime et vous chéris, et que je sacrifierais volontiers tous les agréments de ma vie pour les ajouter aux vôtres. Je crains cependant qu'à la longue le public ne juge pas en votre faveur cette inaction dans laquelle vous vous trouvez, dans un temps où la gloire appelle tous les héros, et où peut-être le Roi lui-même désirerait que vous puissiez oublier le passé. Il n'y a jamais de bassesse ni d'ignominie à céder à son maître, à son roi, et le sang et l'amitié parlent

[1]) Zur Chronologie: Ueberbringer war ein Kammerdiener, den die Königin Ulrike nach Berlin sandte, um den Transport des ihr zufallenden Theiles der Hinterlassenschaft der Königin-Mutter von Preußen zu besorgen. Aus einem Briefe Ulrikens an König Friedrich, Stockholm, 10. Februar 1758 (im Geh. St. Archiv) geht hervor, daß das Testament der Königin-Mutter damals noch nicht eröffnet war.

toujours en faveur d'un frère. Il est vif, prompt et les chagrins qu'il a eus augmentent ces mouvements, vous savez que c'est le défaut de famille; mais son coeur et le vôtre sont dignes l'un de l'autre; souvent le coeur dément ce que la vivacité nous a arraché en paroles. Dieu sait que c'est l'amitié la plus tendre qui m'inspire, que je n'agis que de mon propre mouvement, que je donnerais ma vie pour votre bonheur et que je serais au désespoir si vous preniez en mauvaise part de ce que je me mêle de vous écrire à ce sujet. Ma situation, comme vous pouvez croire, n'est guère agréable; toute liaison est interrompue avec toute ma chère famille; outre tous les chagrins que j'ai d'ailleurs, celui-là me paraît le plus grand. Mon coeur est toujours le même envers eux, et rien ne pourra le faire changer. Il faut attendre du temps et de la Providence des jours plus sereins et plus tranquilles, et se soumettre, en attendant, à ses décrets. Continuez-moi toujours, mon cher frère, votre amitié, à laquelle je mets un prix infini, et soyez assuré que jamais frère n'a été plus tendrement aimé que vous l'étez, étant sans cesse avec la plus parfaite estime,

mon cher frère,
votre très dévouée et fidèle soeur

Ulrique.

Geschichte des Preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen. Von Martin Philippson. Erster Band. Leipzig, Veit u. Comp. 1880.

Die „Geschichte des Preußischen Staatswesens" meint, nach dem vorliegenden ersten Bande zu schließen, nur innere Geschichte Preußens, eine Geschichte der Verwaltung, welche die äußere Politik nur so weit in ihre Darstellung hineinzieht, als sie auf jene von Einfluß gewesen ist.

Obgleich der Verfasser auf dem Titel die Fortsetzung seines Werkes bis zu den Freiheitskriegen in Aussicht stellt, so scheint doch aus einigen Wendungen in seiner Vorrede hervorzugehen, daß er eigentlich nur die Periode der Unfruchtbarkeit bis 1806 (die ja auch ihr großes Interesse hat) zu behandeln gedenkt.

Der vorliegende Band umfaßt etwa die erste Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelms II.

Der Verfasser hat mit großer Belesenheit und eingehenden Archivstudien, nicht nur im Staats- sondern auch im Königlichen Hausarchiv über den Gegenstand seiner Forschung ein weitschichtiges Material zusammengebracht und dasselbe in eine fortlaufende Darstellung verarbeitet. Den Werth derselben wollen wir an einer Reihe von Einzelbeispielen prüfen, wir müssen jedoch von vornherein erklären, daß uns die Art der Darstellung wie die Sprache und die Betrachtungsweise des Verfassers in hohem Grade unsympathisch berührt hat. Eine eigentliche Disposition ist überhaupt nicht vorhanden. Der Verfasser ergreift einen Gegenstand nach dem anderen, Sachliches und Persönliches, stellt zusammen, was er darüber allenthalben gefunden hat, und giebt endlich sein mit einem Ausrufungszeichen versehenes, persönliches Urtheil darüber ab. Von einer Entwickelung des inneren Zusammenhanges, von einer wirklichen Charakterisirung ist nicht die Rede; darum ist eine Disposition auch gar nicht von Nöthen; der Verfasser will eben weiter nichts als an jedes einzelne Faktum die Schablone seiner eigenen modernen politischen Anschauung legen, um es danach mit dem

Stempel seines Lobes oder seines Tadels zu versehen. Man wird wenige Seiten in dem Buche finden, die nicht wenigstens drei bis vier Ausrufungszeichen aufweisen. Als eine zunächst bloß formale Probe mögen folgende Ausrufe dienen.

„Wenn Mirabeau", heißt es S. 99 (nachdem derselbe S. 98 als „dieser merkwürdige, eben so geistreiche und einsichtige, wie moralisch nichtsnutzige Mann" charakterisirt ist), „Beseitigung des Konnexions- und Kliquenwesens, Unentgeltlichkeit der Justiz, Preßfreiheit, Abschaffung der Lotterie, vollständige bürgerliche Gleichstellung, auch der Juden, forderte [beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II.] so war das Alles in dem damaligen Preußen und bei einem wenig energischen und aufgeklärten Manne, wie Friedrich Wilhelm II., so chimärisch, daß man sich billig fragen muß, ob diese Punkte nicht lediglich zur Verbrämung und Verbergung von Mirabeaus eigentlichen Zielen aufgestellt waren!" Man muß sich in der That billig fragen, wie aufgeklärt der Monarch sein müßte, der Unentgeltlichkeit der Justiz in einem modernen Staat einzuführen gedächte, oder wie energisch er sein müßte, um so mit einem Schlage alles Konnexions- und Kliquenwesen abzuschaffen.

Der Verfasser rechnet aus, daß Friedrich Wilhelm II. im Rechnungsjahr 1789/90 für seine persönlichen Bedürfnisse 463 000 Thaler verbraucht habe, 243 000 Thaler mehr als Friedrich der Große und 87 000 Thaler mehr als ein Jahr früher. Und Herr Philippson fügt wörtlich hinzu: „Wie viele Chausseen hätte man schon mit jährlicher Zahlung nur dieser 87 000 Thlr. anlegen können!" So steht es wirklich da; es ist die Meinung des Herrn Verfassers, des Herrn Philippson.

Gehen wir jedoch zu dem materiellen Werth des Buches über.

S. 18 heißt es, nachdem das Verbot des Bauernlegens erwähnt ist, d. h. die Einziehung bäuerlicher Höfe zu eigener Bewirthschaftung durch den Gutsherrn: „aber daß der letztere nach Belieben einen Bauern aus[illegible] und einen anderen an dessen Stelle setzte, war hiermit nicht verhindert. [illegible] wurde es, und zwar erst im Jahre [illegible] verboten." Das ist eine grobe Entstellung. Es gab Bauern, die [illegible] Recht auf ihren Hof hatten; in meinen Regierungs[illegible] [illegible] Recht sogar als [illegible] mit Eigenthum [illegible]. Es gab andere Bauern, die [illegible] waren, andere, die [illegible] Recht hatten, endlich solche, die [illegible] waren und [illegible]. Das [illegible] Verdienst der Monarchie ist nun, [illegible] zu [illegible]. Wenn der Gutsherr einen Bauern [illegible], so mußte er einen andern

hineinsetzen und durfte den Bauernacker nicht zum Gut schlagen. Wenn der Hof also auch dem Bauer nicht gehörte, so hatte doch auch der Edelmann keine freie Disposition darüber; die Höfe erbten, da kein Grund zum Wechsel vorlag, in der Regel in derselben Familie fort, so daß es oft zweifelhaft wurde, in welcher Eigenschaft der Bauer den Hof eigentlich besitze, ob als Zeitpächter, Erbpächter oder Eigenthümer. Durch die Hardenbergsche Gesetzgebung ist er endlich, je nach dem bisherigen Verhältniß, Volleigenthümer von zwei Dritteln oder der Hälfte geworden. Selbst für die Zeitpächter ist Philippsons Darstellung nicht vollkommen richtig, da schon Friedrich Wilhelm I. 1739 befohlen hatte, daß kein Vasall sich unterstehen solle, einen Bauern nicht nur ohne einen anderen hineinzusetzen, sondern auch „ohne eine gegründete Raison" hinauszuwerfen. Das war keineswegs eine bloße Redensart. Selbst in der pommerschen Bauernordnung vom Jahre 1764, die den Bauern, wo nicht Privatkontrakte anders bestimmen, jedes erbliche Recht an den „Aeckern, Wiesen, Gärten und Häusern, welche sie besitzen" ausdrücklich abspricht, ist ebenso ausdrücklich gesagt, daß ein Bauer ohne eine rechtmäßige Ursache [Verschlechterung des Gutes, Veräußerung der Hofwehr, Schuldenmachen, Nichtleistung der Abgaben und Dienste] seines Hofes nicht wider seinen Willen entsetzt werden und wegen unrechtmäßiger Entsetzung an die Landesobrigkeit rekurriren dürfe. Auf die Bauern, die ein Recht auf ihren Hof hatten, haben diese Verordnungen selbstverständlich keinen Bezug. Auch diese durfte der Gutsherr zwar unter gewissen Umständen „auskaufen", mußte ihnen dann aber nach gesetzlicher Vorschrift den vollen Werth des Hofes, nicht bloß einen fictiven, baar bezahlen. Später wurde das Auskaufen ganz verboten. Die von Philippson selbst angezogene Ordre Friedrichs des Großen vom Jahre 1777 (Lette u. Rönne, Einleitung S. LXXIV) zeigt durch ihren Wortlaut, „daß sich bei den Aemtern noch Bauerngüter befänden, welche den darauf wohnenden Leuten nicht eigenthümlich gehörten", daß es sich nur um ein exceptionelles Verhältniß handelt. Die obige Verordnung Friedrich Wilhelms I. steht übrigens in demselben, von Philippson citirten Buche genau zwei Seiten vor dieser letzteren. Man sieht, wie der Verfasser unter Umständen die zahlreichen von ihm citirten Werke gelesen hat.

S. 20 ist von den Kolonisationen Friedrichs II. gesagt, seine Kolonisten seien Menschen gewesen, „die meist aus Trägheit oder Verbrechen ihre Heimath verlassen hatten (man wiederhole sich den Satz „aus Trägheit oder Verbrechen die Heimath verlassen"!). Vagabunden ohne Mittel, Kenntnisse und Fleiß, welche die ihnen überwiesenen Gelder und Vorräthe verzehrten und dann wegliefen, vielleicht um dasselbe Spiel von neuem zu beginnen. Oft wechselte ein Kolonistengut binnen zwanzig Jahren viermal

den Besitzer!" Der Verfasser beruft sich dafür auf Dohm. Wenn derselbe das ebenso sorgfältig gearbeitete, wie für die Wissenschaft resultatreiche Buch von Beheim-Schwarzbach „Hohenzollernsche Kolonisationen" gelesen hätte, würde er vermuthlich trotz Dohm etwas anders über die Kolonisationen urtheilen. Zum Ueberfluß giebt Herr Philippson als Grund für das Heranziehen mittelloser Vagabunden und Verbrecher an, daß Friedrich gestrebt habe, immer mehr Seelen und „Bargeld" in seinem Lande aufzuhäufen.

S. 25 werden „die letzten Reste der Selbstverwaltung vernichtet" durch Friedrich den Großen. Was es mit dem „Gemeingeist", dem „letzten Rest von Bürgersinn unter dem intelligentesten und betriebsamsten Theil des Volkes" auf sich hatte, dessen „gänzlichen Verfall" und „Erlöschen" der Verfasser nicht nur beklagt, sondern dem Monarchen Schuld giebt, hätte er aus den in dieser Zeitschrift veröffentlichten kostbaren Aufsätzen von Schmoller lernen können.

S. 173 wird unter Berufung auf Mauvillon-Blankenburg gesagt: „Ebenso ward der Sold der Hauptleute vermehrt, aber dafür ihnen die Besoldung der Beurlaubten, die sie bis jetzt bezogen hatten, genommen und hierdurch eine unerschöpfliche Quelle von Unregelmäßigkeiten, Pflichtwidrigkeiten und Betrügereien verstopft." In dieser Form ist die Angabe offenbar unrichtig, da bis zum Jahre 1806 die Hauptleute die Besoldungen von Beurlaubten für sich einbehalten durften. Schon Friedrich hatte darüber bestimmte Vorschriften erlassen und gewisse Grenzen, bei den verschiedenen Regimentern verschieden, gezogen; die Einrichtung selbst aber hat bis auf Scharnhorst bestanden. Man weiß nicht, ob man sich mehr über die Unwissenheit oder die Unkritik des Verfassers wundern soll, der eine Angabe in einem notorisch so völlig unzuverlässigen Buch, wie das Mauvillonsche, ohne weiteres nachschreibt. Derselbe Mangel an Kritik läßt ihn eine so bis zur Absurdität handgreifliche Uebertreibung nachschreiben wie die folgende: (S. 178) „Es fiel doch auf, daß nichtsnutzige Menschen der Gnade des neuen Königs sicher waren, wenn sie nur von Friedrich dem Großen bestraft worden; daß sie aus der Verbannung oder gar aus der Festung hervorgeholt und mit einträglichen Aemtern bedacht wurden."

Wenn S. 198 ff. gesagt wird, daß Herr v. Seidlitz, der „Präsident der Ober-Amtsregierung, also des Appellationsgerichts", „ohne irgend welchen amtlichen Beruf dazu zu haben", dem König den Entwurf zu einem Reglement für das Breslauer Landschullehrer-Seminar eingesandt habe, so steht die Behauptung, daß Herr v. Seidlitz zu seinem Vorschlag nicht berufen gewesen sei, in direktem Widerspruch mit der eigenen weiteren

Darstellung des Verfassers, wonach dieses Seminar allerdings zu dem Ressort Seidlitz' gehört.

Nicht einmal die Angaben über heutige Zustände sind völlig zuverlässig. S. 204 heißt es, daß heute auf unseren Schulen die Versetzung aus einer Klasse in die andere vom Lehrerkollegium abhänge; in Wahrheit hat dieses heute wie damals nur eine berathende Stimme, und die schließliche Entscheidung liegt in der Hand des Direktors.

Aehnlich, wenn der Verf. den Ausspruch des Ministers v. Zedlitz, daß ein Unterschied zu machen sei, ob ein Prediger in seinem Amt oder als Schriftsteller philosophisch-spekulative Sätze aufstelle, mit einem ironischen Ausrufungszeichen versieht, scheint ihm nicht eingefallen zu sein, daß noch vor sehr kurzer Zeit dieselbe Streitfrage in der protestantischen Kirche in Preußen auf das heftigste diskutirt worden ist und noch diskutirt wird.

Ueber die äußere Politik Friedrich Wilhelms II. giebt Philippson eine Uebersicht (S. 290 ff.), aus der ich Folgendes heraushebe. Die Resultatlosigkeit des Fürstenbundes wird davon abgeleitet, daß Bischoffwerder Hertzberg von der Leitung desselben verdrängt habe. Deshalb habe Hertzberg sich den Interessen des Fürstenbundes geradezu feindlich gezeigt, und „da Bischoffwerder eben auch kein politisches Talent besaß, so verlief sich noch im Jahre 1788 die mit so vieler Hoffnung begrüßte deutsche Reformbewegung völlig im Sande." In Wirklichkeit hat Bischoffwerder, obgleich er von Anbeginn an sehr großen Einfluß besaß, in den Angelegenheiten des Fürstenbundes eine ganz unbedeutende Rolle gespielt, und die Resultatlosigkeit desselben hat in objektiven politischen Verhältnissen ihren Grund.

Die Kombination Hertzbergs, die Türkei zu veranlassen, ein Stück Land an Oesterreich abzutreten, dieses dafür ein Stück Galizien an Polen zurückgeben zu lassen und dafür Danzig und Thorn von den Polen für Preußen zu erhalten, ist nach Philippson nicht an ihren eigenen inneren Widersprüchen, sondern daran gescheitert, daß es Lucchesini gelungen war, „den Einfluß Hertzbergs bei dem wankelmüthigen Monarchen völlig in die Luft zu sprengen." Einen gewissen, wenn auch bescheidenen Erfolg habe Hertzberg bereits gehabt, als im letzten Moment der Monarch, „schon längst gegen alle Aufklärer aufgehetzt", sich von Hertzberg abwandte und Alles verdarb.

Von der darauf erfolgenden Annäherung Preußens an Oesterreich (Frühling 1791) wird folgende Erklärung gegeben. Infolge der Mißerfolge Hertzbergs (an denen Hertzberg noch einmal für schuldlos erklärt wird) habe sich Bischoffwerder des Einflusses auf den Monarchen bemäch-

tigt. Bischoffwerder war eifrig österreichisch gesinnt. Warum? „Wir erinnern uns, daß der Rosenkreuzer-Orden seinen Ausgang aus Oesterreich genommen hatte." „Und so groß, so unwiderstehlich war seine (Bischoffwerders) Einwirkung auf den Monarchen, der in ihm den treusten, aufopferndsten Freund sah, daß er denselben sofort zu sich hinüberzog. Schon Anfang September durfte Bischoffwerder in des Monarchen Namen sprechen und handeln!" „Bischoffwerder durfte im Namen des Nachfolgers des großen Friedrich auf das dringendste um die Freundschaft Oesterreichs buhlen." Die Gründe der Annäherung Preußens und Oesterreichs nach der Reichenbacher Konvention sind bekannt, es ist bekannt, daß es geschah, weil Preußen im Begriff stand, Rußland anzugreifen, es ist bekannt, daß auch der „aufklärerische" Minister Finckenstein sich dafür aussprach; Philippson bringt für seine Darstellung, daß jetzt, nachdem Friedrich Wilhelm vier Jahre regierte, plötzlich Bischoffwerders persönlicher Einfluß (von objektiven Erwägungen ist garnicht die Rede) ausschlaggebend geworden sei, weder einen Grund, noch auch den Versuch eines Beweises — wir verzichten daher, auf das was Philippson über die auswärtige Politik Preußens sagt, weiter einzugehen. Die neueren Autoren, welche darüber geschrieben haben, kennt er entweder nicht oder er hat sie nicht benutzt; darum ist seine Darstellung ebenso unrichtig in den Thatsachen, wie verfehlt in der Auffassung.

Ich habe noch viele Stellen in dem Buch angestrichen; aber ich glaube wirklich, es ist genug. Die einzelnen archivalischen Eruirungen des Verfassers sind nicht ohne Werth. Das Buch enthält, obgleich nichts Wesentliches, das bisher unbekannt gewesen wäre, doch vielerlei Einzelheiten und gewährt daher für die historische Erkenntniß eine nicht unerhebliche objektive Bereicherung. Die deutsche Wissenschaft aber darf das Buch als ein Werk ihrer Schule nicht anerkennen, und es wäre besser, wenn dem ersten Bande eine Fortsetzung nicht folgte. Delbrück.

Neuere Forschungen.

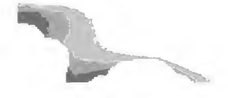
Feldmarschall Graf Moltke und der Preußische Generalstab. Von A. Frhrn. v. Fircks. Verlag der „Militaria" (G. v. Glasenapp). 1879.

Das Heftchen bildet in mehrfacher Beziehung eine willkommene Ergänzung zu der Moltkeschen Lebensskizze von Wilh. Müller. Der Gedanke, mit einer populären Biographie Moltkes eine Schilderung der Entstehung und des Wesens des Generalstabes zu verbinden, ist ein sehr glücklicher. Von höchstem Werth ist die Notiz, daß Moltke der Verfasser des Aufsatzes „Bemerkungen über den Einfluß der verbesserten Schußwaffen auf das Gefecht" im Militär-Wochenblatt vom J. 1865 ist. Eine historisch-biographische Charakteristik der Moltkeschen Strategie wird stets diesen Aufsatz zu Grunde legen müssen. Einige Federzeichnungen aus dem häuslichen Leben des Feldmarschalls empfängt man ebenfalls mit Dank. Leider muß man jedoch sagen, daß, abgesehen von dieser letzten Partie, der Volksthümlichkeit, die der Verfasser sich vorgesetzt hat, durch die Art der Darstellung erheblich Eintrag gethan wird. Es sind viel zu viel einzelne Notizen, Daten ꝛc. in den Text aufgenommen worden; Daten, denen in einem Buch, das, wie dies der Verfasser wünscht, in „jedem guten deutschen Hause Eingang finden soll", höchstens in einer Anmerkung ein Platz gegönnt werden durfte. Dabei sind diese vielen Namen und Daten mehrfach sogar inkorrekt. Man sieht nicht ein, warum (S. 20) Scharnhorst in seiner Eigenschaft als Chef des Generalstabes als Generalmajor, Gneisenau als Generallieutenant bezeichnet wird, da der erstere bei seinem Tode Generallieutenant, der andere beim Eintritt Generalmajor, beim Austritt General der Infanterie war. Wenn der Verf. sagt, von 1815 bis zum 25. Januar 1821 habe Grolman die Geschäfte des Chefs des Generalstabes der Armee versehen, da der rangälteste Generalstabs-Offizier, Müffling, zuerst im Hauptquartier Wellingtons und später auf dem Kongreß zu Aachen verwendet wurde, — so ist dagegen zu bemerken, daß Grolman schon Ende 1819 den Abschied nahm und Müffling durch den wenige Wochen dauernden Kongreß, 1818, nicht an der Ausfüllung einer anderweitigen Stellung hätte gehindert werden können. Auch war Müffling nicht, wie weiter bemerkt wird, in den Freiheitskriegen Stabschef, sondern nur Generalquartiermeister (insofern diese Bezeichnung nicht offiziell damals auf den Stabschef selbst angewendet wird) der schlesischen Armee. Vom General Reyher, dem

unmittelbaren Vorgänger Moltkes, hätte in einem populären Buch doch wohl bemerkt werden müssen, daß er aus dem Unteroffizierstande hervorgegangen ist.

In dieser Weise ließen sich noch mancherlei positive und negative, aber im Grunde untergeordnete Ausstellungen an dem Büchlein machen. Für den Fall einer zweiten Auflage, die wir dem Verf. von Herzen wünschen, würden wir ihm rathen, es in dieser Richtung noch einmal einer genauen Durchsicht zu unterziehen und dann auch folgenden Punkt zu berücksichtigen, da unseres Wissens das größere Publikum auf denselben überhaupt noch niemals aufmerksam gemacht worden ist und gerade das vorliegende Buch den rechten Platz dafür abgeben würde. Der Verf. behandelt nicht nur das Leben Moltkes, sondern auch den preußischen Generalstab. Eine der Lebensbedingungen dieses Instituts ist die direkte Unterstellung desselben unter den König. Es ist dem Kriegsministerium nicht unter-, sondern nebengeordnet. Die Bedeutung dieser Anordnung so breit und so klar wie möglich dem deutschen Volke vor Augen zu stellen, wäre allein ein Verdienst, um das es sich verlohnte, ein Buch zu schreiben. Bronsart v. Schellendorf sagt darüber in seinem Buche „Der Dienst des Generalstabes“ I, S. 23 folgendes:

„Dieses Verhältniß ist als eine der wesentlichsten Quellen für die tüchtigen Leistungen des Generalstabes in den letzten Feldzügen zu betrachten; der Umstand, daß sich bezüglich dieser Organisationsfrage der preußische Generalstab ganz besonders von den Generalstäben der anderen großen kontinentalen Heere unterscheidet, rechtfertigt wohl eine eingehende Darlegung der hier zu beachtenden Gesichtspunkte. Dieselbe muß zu dem Resultat führen, daß, wenn der preußische Generalstab sich nicht bereits seit über 50 Jahren der direkten Unterstellung unter den Allerhöchsten Kriegsherrn erfreute, die in der politischen Entwickelung der Staatsformen, in der Organisation der modernen Heere und in den sonstigen neueren Kriegsmitteln beruhenden Momente zu der bestehenden Form hindrängen müßten. Es kommt hierbei wesentlich die Stellung des Chefs des Generalstabes der Armee in Betracht. Man wird nicht in Abrede stellen können, daß für den Kriegsfall es das Beste ist, wenn die mit der Leitung der Operationen zu betrauende Persönlichkeit dieselbe ist, welche schon im Frieden die erforderlichen Vorarbeiten in der Hand hat. Denn es erscheint bei der Schnelligkeit, mit welcher jetzt die wohlorganisirten Heere von dem Friedens- auf den Kriegsfuß übergehen und per Eisenbahn den Aufmarsch an den Grenzen vollenden können, ganz unzulässig, für letztere Bewegung, welche ja schon die Einleitung der Operationen bildet, sich erst im Moment der Mobilmachung schlüssig zu werden. Man würde dadurch eine kostbare, unersetzliche Zeit verlieren. Daß aber einer erst in diesem Augenblick zu berufenden Persönlichkeit zugemuthet werden soll, die Leitung der Operationen, nachdem letztere schon durch den im Frieden vorbereiteten und nun in der Ausführung begriffenen Eisenbahnaufmarsch in eine ganz bestimmte Richtung gebracht sind, zu übernehmen, ist grundsätzlich ebenso unzulässig. Es kann hiernach keinem Zweifel unterliegen, daß der Chef des Generalstabes der Armee im Kriege und Frieden dieselbe Person sein muß. Diejenigen Staaten, in welchen der Chef des Generalstabes dem Kriegsminister unterstellt ist, gehen vielleicht von der Voraussetzung aus, daß letzterer, ohne dessen Vorwissen und Einwirkung ja auch die einleitenden Vorarbeiten nicht erledigt worden sein konnten, im entscheidenden Moment ganz die Geschäfte des Chefs des Generalstabes der Armee in die Hand nehmen wird. Dieser Voraussetzung liegen aber unrichtige Gedanken zu Grunde. Es wird einerseits sich nur in den allerseltensten Fällen eine Persönlichkeit finden, welche die nothwendigen Eigenschaften des Kriegsministers und des Chefs des Generalstabes in sich vereinigt und in gleichem Maße die Gebiete der Heeresorganisation bezw. Verwaltung und der Heeresführung beherrscht.



Ueberdies wird die Auswahl für die Person des Kriegsministers oft noch durch anderweitige politische Rücksichten, konstitutionelle Qualitäten u. s. w. beschränkt.

Aber selbst wenn diese eigentlich unmögliche Person wirklich einmal gefunden werden sollte, könnte sie doch für den Kriegsfall nicht beide in Betracht kommenden Stellungen ausfüllen: dazu würde auch die leistungsvollste Individualität nicht ausreichen, und eins oder das andere dieser umfangreichen und verantwortungsvollen Aemter müßte in einem kritischen Momente anderen Händen anvertraut werden. Kann aber der Kriegsminister bei Ausbruch eines Krieges die Thätigkeit des Chefs des Generalstabes, welche er etwa während des Friedens in oberster Instanz geübt hätte, nicht fortführen, so kann es auch Niemand, der ihm in dieser Zeit unterstellt gewesen war; denn dieser würde die erforderliche Autorität und das volle Vertrauen, dessen er bedarf, nicht besitzen.

Wer im Frieden für eine so verantwortliche Stellung zu leicht befunden wurde, um ihn selbstständig wirken zu lassen, kann grundsätzlich im Kriege nicht noch viel weiterreichende Funktionen üben. Es muß daher der Chef des Generalstabes der Armee schon im Frieden ein eigenes unabhängiges Amt führen, und, wie die kommandirenden Generale, nur direkt dem Kriegsherrn unterstellt sein; er wird dann auch am besten wissen, seine Offiziere zweckmäßig heranzubilden, um mit ihnen im Kriege Tüchtiges zu leisten."

Diese Auseinandersetzung hätte der Verf. unseres Büchleins nicht nur in ihrer vollen Ausdehnung aufnehmen und etwa noch mit Beispielen belegen sollen, sondern er hätte noch weiter gehen müssen und jener Einrichtung auch ihren Platz in unserem Staatsorganismus anweisen sollen. Die direkte Unterstellung des Generalstabes (ebenso wie der General-Kommandos und des Militär-Kabinets) unter den Souverän ist ja nicht eine beliebige Verwaltungsmaßregel, wie die Theilung eines Ministeriums oder einer Provinz in drei oder vier Departements, sondern sie steht im engsten Zusammenhang mit der Grundverfassung unseres Staates. 1821, als die Einrichtung getroffen wurde, hatte sie freilich keine solche Bedeutung und ist nur als ein Zeichen des lebendigen Strebens und Thätigkeitstriebes in der Armee anzusehen. Heute aber bildet sie ein wesentliches Charakteristikum und einen der Hauptvorzüge unserer Verfassung vor den sogenannten parlamentarischen Konstitutionen.

In einem Staat, wo das Parlament, wenn nicht formell, doch thatsächlich die höchste Gewalt ausübt, wie heute in England, Frankreich, Italien, ist sie unmöglich. Der Kriegsminister, der vor dem Parlament das gesammte Militärwesen vertreten und verantworten soll, muß auch die Gewalt über dasselbe haben. Wie soll er vor dem Parlament eventuell das Verfahren einer Behörde vertheidigen, der er nichts zu befehlen hat, deren Maßnahmen er weder anordnen noch verhindern kann? Nur dadurch, daß zahlreiche Branchen des Kriegswesens der Kognition des Parlaments entzogen sind, ist es möglich, dieselben auch vom Kriegsministerium unabhängig zu erhalten.

Man meine nicht, daß auch in einem parlamentarischen Staat mit Parteiregierung diese Unabhängigkeit etwa durch eine gesetzliche Bestimmung zu erhalten wäre. Auch wenn jene Branchen unabhängig sind, so ist es doch unumgänglich, daß das Kriegsministerium mit ihnen in stetem Kontakt und prinzipieller Harmonie lebe. Hat man aber Parteiministerien, geht also der Kriegsminister weniger aus der Wahl des Souveräns, wie der Chef des Generalstabes, als aus der Majorität der Volksvertretung hervor, so ist diese Harmonie dem Zufall anheimgegeben. Der Kriegsminister einer parlamentarischen Majorität würde schwerlich die Unabhängigkeit militärischer Behörden neben sich dulden und als der mächtigere ihr auch bald genug ein Ende machen.

Es ist hier nicht der Ort, diesen Gedanken weiter auszuführen, aber die Sache

selbst schien mir wichtig genug, ihrer hier eingehend zu erwähnen und die schöne Exposition des General v. Bronsart, die an dem Ort, wo sie sich befindet, von Historikern nicht leicht beachtet werden wird, hier in extenso wiederzugeben. Delbrück.

Zieten. Von Ernst Graf zur Lippe-Weißenfeld. Berlin, „Militaria" (G. v. Glasenapp). 1880.

Ein Büchlein, das mit großem Fleiß gearbeitet ist und in höchst bizarrer Form, häufig im Styl à la König Ludwig, manches Neue, Interessante und Beachtenswerthe bietet. D.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgeg. von F. Abraham, J. Hermann, Edm. Meyer. 1. Jahrgang 1878. Berlin 1880. XII und 663 Seiten. gr. 8.

Seitdem die literarische Produktion einen solchen Umfang gewonnen hat, daß es für den Einzelnen nicht mehr möglich ist, von allen Erscheinungen auch nur innerhalb einer einzigen Wissenschaft einigermaßen eingehende Kenntniß zu nehmen, ist die Herstellung von Uebersichten über das im Verlaufe eines gewissen Zeitraumes Geleistete zu einem dringenden Bedürfniß geworden. Der erste Versuch, eine jährlich herauszugebende Uebersicht, wie solche die Naturwissenschaften schon seit längerer Zeit besitzen, auch über die Fortschritte der historischen Literatur zu bieten, würde daher willkommen zu heißen sein, auch wenn er strengeren Anforderungen nicht entspräche. Abgesehen von der Schwierigkeit, das Material vollständig herbeizuschaffen und die Grenze zu bestimmen, welche wissenschaftliche Arbeiten von populären, novellistischen und anderen aus abgeleiteten Quellen schöpfenden Darstellungen geschichtlicher Stoffe trennt, bringt es die Arbeitstheilung, ohne welche eine Aufgabe, wie die vorliegende, nicht gelöst werden kann, mit sich, daß Gleichmäßigkeit der Behandlungsweise und Lückenlosigkeit schwer zu erreichen sind. Trotzdem ist es dem Eifer, der Umsicht und dem Fleiße der von J. G. Droysen, M. Duncker und dem verstorbenen Nitzsch wirksam unterstützten Herausgeber gelungen, gleich bei dem ersten Anlaufe dem gesteckten Ziele so nahe zu kommen, daß von den folgenden Jahrgängen das Beste zu erwarten steht. Ein geschickt angelegter Plan, der den Stoff in 65 Kapitel gliedert, hat das Zusammenwirken von mehr als 50 Gelehrten Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Dänemarks, Schwedens und Norwegens möglich gemacht, und was diese Länder als Objekte der Forschung und als Produktionsstätten anbelangt, dürfte die historische Literatur, so weit sie an Büchern nicht nur, sondern auch an Programmen, wissenschaftlichen Zeitschriften u. s. w. dem Jahre 1878 angehört, ziemlich vollständig dargelegt sein, während andere Forschungsgebiete zum Theil noch späterer Bearbeitung vorbehalten geblieben sind. Daß bei so zahlreichen Mitarbeitern die Ausführlichkeit der Besprechung nicht überall verhältnißmäßig dieselbe ist, daß ferner die einen mehr kritisch sich äußern, die anderen sich mehr auf das Referat beschränken, war nicht zu vermeiden und ist um so weniger zu bemängeln, als jede Berichterstattung mit dem Namen ihres Verfassers bezeichnet ist.

Die brandenburgisch-preußische Geschichte, so weit sie sich überhaupt und insbesondere seit der Erhebung Preußens zum Königthum von der deutschen und von der allgemeinen Geschichte absondern läßt, ist für das Mittelalter von E. Meyer (Brandenburg) und Gerstenberg (Deutscher Orden), für die neue Zeit von Isaacsohn behandelt; die Geschichte der preußischen Provinzen findet sich in den Abtheilungen Niederrhein (Eckertz), Niederdeutschland (E. Jacobs), Obersachsen, Thüringen, Hessen (Ermisch), Schleswig-Holstein—Pommern (K. E. H. Krause), Brandenburg und Schlesien (E. Meyer und Gerstenberg).

Ein sorgfältig gearbeitetes alphabetisches Verzeichniß aller in Betracht gezogenen Publikationen läßt die gewaltige Summe der vorgeführten Arbeiten (über 2300) überschauen und weist die Stellen nach, an welchen jede einzelne in die betreffende Gruppe eingereiht ist. Der zweite Band, der die Erzeugnisse des Jahres 1879 zu besprechen haben wird, läßt hoffentlich nicht allzulange auf sich warten. F. H.

Die Reformen der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg. Von Dr. Ernst Meier, ordentl. Professor der Rechte zu Halle. Leipzig, Dunker und Humblot, 1881.

Es ist eine Freude für den Referenten, ein Buch wie das vorliegende anzuzeigen zu haben. Durch und durch solide, voll schöner neuer Mittheilungen aus den Archiven, instruktiv durch die wissenschaftlich durchdachte Art der Bearbeitung. Der Verf. beginnt naturgemäß mit einem Ueberblick des Zustandes der Verwaltung in Preußen vor der Katastrophe von 1806. Man weiß was man bei dieser Gelegenheit gewöhnlich für einen wüsten Haufen von Schauergeschichten vorgesetzt bekommt, mit lauter moralischer Entrüstung wird der Weg zu einer klaren Vorstellung von den Dingen selbst total verrammelt. Eine wahre Wohlthat ist es dagegen, in dem vorliegenden Buch eine einfache Darstellung zu lesen, wie die folgende: „Merkwürdig bleibt es, daß kein Einziger von Denen, welche später in hervorragender Weise bei der Reformgesetzgebung thätig geworden sind, und welche sämmtlich, allenfalls mit Ausnahme von Niebuhr, der erst 1806 eintrat, bereits zu den maßgebenden Männern des alten Staatswesens gehört hatten, vor dem gewaltigen Stoß irgendwie mit reformatorischen Plänen hervorgetreten ist. Man war vielmehr im großen und ganzen mit den bestehenden Zuständen durchaus zufrieden. Insbesondere Vincke versicherte noch in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, nachdem er England und Frankreich gründlich kennen gelernt hatte, daß man sich nirgends besser, glücklicher und in Wahrheit freier befinde, als in seinem preußischen Vaterlande, welches sich vor allen anderen Ländern dem Zwecke der Vollkommenheit am meisten nähere. Selbst Stein ist erst unter dem unmittelbaren Eindruck der herannahenden Katastrophe, infolge der verhängnißvollen Wendung der auswärtigen Politik, und zwar verhältnißmäßig spät, nachdem er sich noch im Januar 1806 gegenüber von Vincke beschwichtigend ausgesprochen hatte, zu dem ersten großen politischen Schritt seines Lebens, zur Abfassung der Denkschrift über die fehlerhafte Organisation des Kabinets und über die Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerial-Konferenz (Mai 1806), bestimmt worden, in der er mit ausdrücklichen Worten sagt, daß er zu der Untersuchung des Zustandes der Angelegenheiten dieser Monarchie erst durch die Gefahr, die sie bedrohe, aufgefordert worden sei.

Die Ereignisse bedurften der Männer, die Männer aber auch der Ereignisse."

Die Gesetze, in denen die neue Organisation beschlossen war, sind folgende:

1) Die Städte-Ordnung vom 19. November 1808.

2) Das Publikandum betreffend die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden ꝛc. vom 16. Dezember 1808. Dieses Gesetz, durch welches die Ministerial-Verfassung an Stelle des General-Direktoriums gesetzt wurde, ist also erst unter dem Ministerium Dohna-Altenstein erlassen; es basirt jedoch auf einem noch unter Stein vollkommen ausgearbeiteten und sogar schon vollzogenen Entwurf. Der einzige bedeutsame Zusatz des neuen Ministeriums war die Einführung der Oberpräsidenten (die Pertz also unrichtigerweise Stein zuschreibt).

3) Die Verordnung nebst der Geschäftsinstruktion vom 26. Dezember 1808, durch welche die bis heute bestehenden Regierungen geschaffen wurden; mit ähnlicher Vorgeschichte wie das vorhergehende Gesetz. Die in dieser Verordnung befohlene Theilnahme von Laien an der Regierung (mit Sitz und Stimme in den Kollegien) ist nicht zur Ausführung gelangt.

4) Die Verordnung vom 27. Oktober 1810, durch welche Hardenberg das Amt des Staatskanzlers schuf.

5) Das Gendarmerie-Edikt vom 30. Juli 1812, welches von vielerlei Dingen handelte, dauernd aber nur die dem Landrath untergeordnete Gendarmerie geschaffen hat.

Schon aus dieser Zusammenstellung erhellt, eine wie viel größere Stellung in der Reform der Verwaltung Stein einnimmt (denn auch die Gesetze vom 16. und 26. Dezember 1808 müssen wesentlich ihm noch zugerechnet werden) als Hardenberg. Das Amt des Staatskanzlers, das der letztere schuf, bestand nur so lange er selbst lebte, und wenn man die gesammte Verwaltung in die drei Gruppen der Regierung, der Stadtverwaltung und der ländlichen Verwaltung theilt, so hat Stein es fertig gebracht, die beiden ersten, Hardenberg aber nicht, die dritte zu reformiren. Meier kommt daher auch zu dem Schluß „die Hauptbedeutung der Hardenberg'schen Gesetzgebung liegt auf dem wirthschaftlichen Gebiet."

So weit hat der Verfasser gewiß Recht. Wenn er nun aber weiter den Grund dieser Erscheinung in der verschiedenen Befähigung der beiden Persönlichkeiten sucht (wenigstens das Nicht-Zustandekommen der Reform der Kreis- und Gemeindeverfassung leitet er ausschließlich von dem Rücktritt Steins her) so bekennen wir, anderer Ansicht zu sein. Schon die Gegenüberstellung des politischen Grundprinzips der beiden Staatsmänner (S. 135) der Eine, Stein, sei von den Interessen und Lebensbedingungen der Gesammtheit, der Andere, Hardenberg, von den Rechten und Freiheiten des Individuums ausgegangen, können wir nicht zugeben. Der Unterschied liegt an einer anderen Stelle. Stein war ständisch, Hardenberg liberal (= individualistisch) gesinnt, d. h. letzterer stellte das Individuum der Gesammtheit direkt und unvermittelt, der erstere vermöge des Mittelgliedes eines Standes, einer Korporation, einer Zunft gegenüber. Gerade der Liberalismus, so sehr er die Rechte und Freiheiten des Individuums betont, hat durch die Aufhebung der Mittelstufen dem Willen der Gesammtheit nur eine um so schrankenlosere Geltung verschafft. Die ständische Tendenz hingegen hat öfter das Interesse der Gesammtheit gegen das ständische zurückgesetzt, als die liberale gegen das individualistische.

Sehr wahr bemerkt nun der Verfasser, daß die Reformgesetzgebung die Spuren des Dranges und der Eile so sehr an sich trägt, daß man über manche Fundamentalfragen ohne jede Diskussion hinweggegangen ist. Namentlich Stein ist sich über seine politischen Prinzipien erst sehr allmälig vollkommen klar geworden und hat sie miteinander in Harmonie gesetzt. Der liberale (individualistische) Zug seiner Gesetzgebung ist ihm in

der That halb wider seinen Willen von seinen Mitarbeitern (u. A. Schön) oktroyirt worden, darin viel mehr als in der Verstimmung des höheren Alters liegt die Erklärung dafür, daß Stein später so häufig das Gegentheil von demjenigen gewollt hat, was einst unter seiner Anregung zu Stande gebracht war. An der speziellen Ausarbeitung der einzelnen Gesetze, auch der Städteordnung, hat er so gut wie gar keinen Antheil genommen.

Die theoretischen Ideen der Reformgesetzgebung (und zwar wesentlich in individualistischem Sinne) waren das Gesammteigenthum des kleinen Kreises „jener letzten Deutschen, die sich in dem äußersten Winkel deutscher Erde scharten um das preußische Banner." Steins Energie ist es gelungen, jene oben genannten Institutionen ins Leben zu rufen oder so weit zu fördern, daß sie gleich nach seinem Abgang ins Leben gerufen werden konnten, und darum tragen sie mit Recht seinen Namen. Hardenberg hat durch die Ablösung der Frohnden und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (deren nähere Geschichte bisher leider in völliges Dunkel gehüllt ist, die ohne die Autorität des Staatskanzlers aber doch nimmermehr nach dem Kriege beibehalten worden wäre) später durch die neue Finanzgesetzgebung bewiesen, daß es seiner Verwaltung an der Intelligenz und der Energie zu den durchgreifendsten Reformen nicht gebrach. Wenn er mit der Reform der Verwaltung des platten Landes nicht reüssirte, so lag das daran, daß diese Partie mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Bei der Neuorganisation der Beamtenhierarchie, wie bei der Uebertragung der Kommunalverwaltung der Städte an Bürgerrepräsentanten, die Stein vollführte, waren keine unabhängigen feindlichen Interessen zu überwinden. Für eine Neuordnung des platten Landes aber war die Vorbedingung die Hinwegräumung der in voller Kraft bestehenden feudalen Institutionen, und deren Widerstandskraft schlägt Prof. Meier offenbar zu gering an. Welch eine Arbeit war es allein, die neuen Kreise zu konstituiren. Das war aber die Vorbedingung einer Neuordnung der Verwaltung, da die alten Kreise in den meisten Provinzen viel zu groß waren. Die Vorbereitungen, die noch unter Stein zu dieser Reform getroffen wurden, waren keineswegs schon so weit gediehen, daß es nur noch der Redaktion und Vollziehung bedurft hätte. Mit den Klassen, denen mit einer „Selbstverwaltungs-Organisation" die Herrschaft des platten Landes übertragen worden wäre, dem Landadel, befand sich Hardenberg im heftigsten politischen Kampf; da war es wohl nicht ganz unnatürlich, daß er in der bedrängten Zeit vorläufig vor allem daran dachte, die staatliche Exekutive zu stärken, und deshalb, die unendlich verwickelten Fragen der Kommunal- und Kreisverwaltung und Vertretung der Zukunft vorbehaltend, zunächst durch die Kreirung der Gendarmerie die Ausführung der Regierungsbefehle sicherte.

Merkwürdiger Weise geht der Verf. mit seiner eigentlichen Besprechung immer nur bis an die Zeit der Freiheitskriege und erwähnt alle, auch noch von Hardenberg nach dem Kriege getroffenen Einrichtungen nur mit ganz kurzen Hinweisen. Er lebt so sehr in dem Gedanken, daß er eigentlich nur die Zeit bis 1813 in Betracht zu ziehen habe, daß er auf derselben Seite (S. 196) behauptet, die Verordnung von 1808 (24. Nov.) sei gerade in Bezug auf diejenigen Vorschriften, welche denselben die eigentliche Bedeutung gaben (nämlich in erster Linie die Einrichtung des Staatsraths) auch unter Hardenberg unausgeführt geblieben — und gleich darauf mittheilt, wie der Staatsrath 1817 wirklich errichtet worden sei. Es ist das kein positiver Widerspruch, da der Staatsrath 1817 eine andere Kompetenz erhielt, als ihm 1808 zugedacht war, aber für Jemand, der sich die Hardenbergschen sowohl wie die Steinschen Reformen als Thema gewählt hat, war einiges Eingehen auf diese großartige Schöpfung unerläßlich. Ebenso wird die Neu-Einführung der Oberpräsidenten (1810 war das Amt wieder abgeschafft

worden) wie die neue Organisation der Regierungen i. J. 1815 nur gerade erwähnt. Schon eine kleine Erweiterung des Werkes in dieser Richtung hätte Hardenbergs Wirken viel vortheilhafter hervortreten lassen, als es jetzt der Fall ist; namentlich wenn der Verf. eine einfache Aufzählung der Männer hinzugefügt hätte, die durch Hardenberg in die leitenden Stellen des rekonstruirten Staates befördert worden sind. Nicht weniger wichtig als die Einrichtungen sind doch auch die Personen, welchen sie anvertraut werden. Man gehe aber, um Hardenberg schätzen zu lernen, einmal die Reihe der von ihm angestellten Oberpräsidenten durch: Auerswald, Schön, Sack, Heidebreck, Bülow, Zerboni, Merkel, Vincke, Solms-Laubach, Ingersleben.

Wenn der Verf. sein Werk in den angedeuteten Richtungen etwas erweitert hätte, so hätte es dadurch gewiß auch für diejenigen Leser, die nicht gerade der Fachhistorie oder dem Staatsrecht angehören, sehr an Reiz gewonnen. Auch so aber ist es eine wissenschaftliche Leistung, die man nur wahrhaft dankbar begrüßen kann.

Delbrück.

Feldmarschall Fürst Wrede. Von J. Heilmann, K. B. Generalmajor und Brigade-Kommandeur. Leipzig, Duncker und Humblot. 1881.

Der Verf. hat Wredesche Privatpapiere aus dem Familienarchiv, die bayerischen Staatsarchive, ungedruckte Memoiren des Ministers Montgelas und noch andere ungedruckte Materialien benutzt und daraus manche werthvolle Einzelheit zur Bereicherung der historischen Erkenntniß zu Tage gefördert. Seine Darstellung ist ganz geschickt, wenn auch zuweilen, namentlich bei den militärischen Ereignissen, so massenhaftes Detail, z. B. an Ortsnamen in den Text aufgenommen ist, daß die Lektüre dadurch ungemein erschwert wird. Die politische Auffassung des Verf. ist gemäßigt. Sehr richtig bemerkt er zu dem Uebertritt Bayerns auf die Seite Frankreichs i. J. 1805, daß es sich nicht mehr darum gehandelt habe, ob Bayern zu Frankreich oder Deutschland, sondern ob es zu Frankreich oder Oesterreich in ein näheres Verhältniß treten wollte (S. 77). Durchaus Unrecht aber und zwar nicht nur der Auffassung, sondern auch dem einfachen historischen Thatbestand nach, hat er mit folgendem Passus (S. 401): „Geradezu lächerlich ist es, wenn die deutschen Historiker den König von Preußen, den Fürsten Hardenberg u. A. damals als von Gefühlen erfüllt schildern, von welchen man jetzt erfüllt ist und damals vielleicht einige wie Stein, Arndt, Jahn erfüllt gewesen sein mögen. Die preußischen Diplomaten gingen nach Wien in der Absicht, die unzweifelhaften Opfer und die unbestreitbaren Verdienste, welche der preußische Staat und die preußische Armee geleistet und erworben hatte, möglichst hoch anzuschlagen und möglichst viel dafür zu bekommen. Ein Gleiches thaten die Russen, die Oesterreicher und die Engländer. Hätten es nun die Bayern, die doch auch ihre Landeskinder in Frankreich und bei Hanau begraben hatten, etwa nicht thun sollen?" Wir antworten darauf, daß allerdings Bayern es hätte nicht thun sollen, da wir einem spezifisch bayerischen Interesse eine Berechtigung nicht zugestehen können. Nur dann können wir die Berechtigung eines solchen Partikularinteresses zugestehen, wenn dasselbe im Dienste des allgemeinen deutschen Interesses steht. Es war für Deutschland vielleicht, wenn man will, wohlthätig, daß ein Bayern bestand, aber selbst dann vollständig gleichgültig, ob dieses Bayern eine Provinz mehr oder

weniger besaß. Preußen aber mußte stark werden um Deutschlands willen, weil nur Preußen im Stande war, Deutschland zu vertheidigen. Darum waren preußischer und bayerischer Ehrgeiz und preußische und bayerische Vergrößerungsabsichten auf dem Wiener Kongreß nicht nur etwas Verschiedenes, sondern etwas sittlich diametral Entgegengesetztes. Dabei ist es aber nicht einmal richtig, daß Preußen, wie es vielleicht am allerbesten gethan hätte, auf dem Wiener Kongreß ausschließlich seine eigenen Interessen im Auge hatte und verfocht. Der preußische Staatskanzler Hardenberg hat ein Projekt zu einem deutschen Bunde ausgearbeitet (was dem Herrn Verfasser nicht hätte unbekannt sein dürfen), in welchem Preußen zu Gunsten des Bundes solche Opfer bringen sollte, daß man es als ein wahres Glück betrachten muß, daß das Projekt durch den Widerstand der übrigen Staaten zu Fall gebracht wurde. Also nicht nur Stein, Arndt und Jahn, sondern auch die leitenden deutschen Staatsmänner waren von deutsch-nationalen Gesinnungen erfüllt, von denen Wrede und Montgelas keine Spur in sich hatten.

Die bekannte Beschuldigung Arndts, daß Wrede in Schlesien in seinem Quartier das Silberzeug mitgenommen habe, widerlegt der Verf. vermöge eines Alibibeweises. Wer aber den Raub, dessen Thatsächlichkeit selbst nicht bestritten wird, begangen hat, wird nicht festgestellt.

Ueber verschiedene wichtige Episoden der Geschichte, z. B. über die Genesis der Schlacht bei Hanau sind die Originalangaben des Buches von großer Wichtigkeit. Aus dem Wiener Kongreß erfahren wir u. A., daß schon am 11. Oktober Metternich vertraulich bei Wrede wegen eines eventuellen Bündnisses zwischen Oesterreich, Frankreich und Bayern gegen Rußland und Preußen anfragte. Delbrück.

Das Leben des Staatsrath Kunth. Von Friedrich und Paul Goldschmidt. Berlin, Julius Springer. 1881.

Kunth (geb. 1757 gest. 1829) war der Erzieher der Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt, später ihr wie Steins und anderer Männer in den höchsten Stellungen hochgeschätzter Freund. Als Beamter gehörte er von Beginn seiner öffentlichen Thätigkeiten an zu dem Departement des Handelsministeriums. Von 1816 an bekleidete er die Stellung als „General-Handelskommissarius“, mit Funktionen, die in der Biographie selbst nicht bestimmt angegeben und auch thatsächlich nicht genau definirt gewesen zu sein scheinen. Er gehörte nicht zu dem eigentlichen Verbande des Ministeriums, und hatte weder eine beschließende noch verwaltende Thätigkeit, sondern stand, indem er sich durch Reisen, Okularinspektionen und Studium ein eingehendes Urtheil über die gesammten Gewerbsverhältnisse verschaffte, dem Ministerium sowohl wie den Fabrikanten als konsultative Autorität zur Seite. Namentlich sein Verhältniß zu den letzteren ist kulturhistorisch von großem Interesse. Der Stand der Industriellen in Preußen stand damals auf einem so niedrigen Niveau der Bildung, der Selbstständigkeit und der Leistungsfähigkeit, daß die Regierung ihnen einen solchen Kommissar zuschicken mußte, um sie über das Wesen ihrer Fabrikation, über die Fortschritte der Technik und die Verhältnisse in den Nachbarländern aufzuklären und sie anzuleiten und moralisch zu spornen, ihren eigenen Vortheil wahrzunehmen. Es zeigt sich hier, daß unter Umständen die vielgeschmähte Staats-Bevormundung gar nicht so übel ist. Eine Thätigkeit, wie sie Kunth ausübte, läßt sich freilich nicht in administrative Reglements fassen und basirt aus-

schließlich auf der Persönlichkeit des damit betrauten Beamten. Es ist eine anmuthende Reminiscenz des patriarchalen Staates. Kunth war ganz der Mann für einen solchen Posten und hat sich durch seine rastlosen Bemühungen große Verdienste erworben.

Wenigstens einmal scheint es auch, daß es ihm vergönnt war in die große Aktion der inneren Politik maßgebend einzugreifen. Die erste Spezialkommission zur Berathung der Neu-Ordnung der Handels-Gesetzgebung bestand ursprünglich ausschließlich aus Anhängern des alten Prohibitiv-Systems. Da berief Hardenberg, der das erkannte, im letzten Augenblick noch Kunth und Maaßen in dieselbe. Die Majorität der Kommission (darunter Ladenberg) faßte einen Beschluß in ihrem Sinne; ihr stellte Kunth ein ausführliches Separat-Votum, im Sinne des gemäßigten Freihandels entgegen, dem sich Maaßen anschloß. Die Staatsraths-Kommission und der Staatsrath selbst stellten sich dann, gewiß nicht ohne Einfluß des Kunthschen Memoires, auf diese Seite und emanirten die Zollordnung vom Jahre 1818.

Man sieht, wie viel Interessantes das Büchlein bietet; wir haben hier nur einige Punkte beliebig herausgegriffen. Dabei ist es so hübsch und ansprechend geschrieben, daß es mit Recht auch den weiteren Kreisen der Gebildeten, die sich für die einschlagenden Verhältnisse interessiren, empfohlen werden kann. D.

Aus den Veröffentlichungen der deutschen Geschichtsvereine.

Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands mit besonderer Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens. Herausgeg. von R. Pick. V. Jahrg. 6.—12. Heft. Trier 1879. 8.

S. 418—433. L. Ennen, Die Städte Köln und Mülheim. — [Im Anfang des 15. Jahrhunderts versuchte Herzog Adolf von Jülich-Berg das Dorf Mülheim in eine feste Stadt zu verwandeln; mit Berufung auf einen Vertrag von 1268, in welchem der Graf von Berg sich verpflichtet hatte, zwischen Rheindorf und Zündorf keine Festung anzulegen, erwirkte die Stadt Köln im Jahre 1417 ein kaiserliches Einschreiten, in Folge dessen die begonnenen Werke niedergelegt wurden. Im Jahre 1588 fing wiederum Herzog Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg an, den kleinen Flecken zu einer großen Stadt mit starken Festungswerken umzugestalten; auch er mußte einige Jahre später, nach Reichskammergerichtsurtheil, den alten Zustand wiederherstellen. Zum dritten Male unternahmen im Jahre 1612 Brandenburg und Pfalz-Neuburg dieselbe Sache und zwar in größtem Maßstabe. Mülheim sollte als ein Asyl der Evangelischen, als Handelsstadt und als Festung eine Nebenbuhlerin für Köln werden. Aller Widerspruch Kurkölns und der Stadt Köln, selbst das kaiserliche Pönalmandat, blieben unbeachtet; Stadt und Festung wuchsen rasch empor. Erst als die Politik der beiden Haupterben des Jülich-Cleve-Bergschen Nachlasses auseinander zu gehen anfing, als der Pfälzer in Folge dessen der katholisch-kaiserlichen Partei sich anschloß, als endlich 1614 spanische Truppen in das Bergische einrückten, gelang es den Kölnern, mit spanischer Hülfe die vertheidigungslose neue Stadt mit ihren Kirchen dem Erdboden gleich zu machen.]

S. 434—439. J. Schneider, [Durchschnittsprofile der] Warten an Grenzwehren und Heerstraßen [in der Rheinprovinz, in Westfalen und im Königreiche der Niederlande]. Mit Abbildung.

S. 439—442. J. Schneider, Aliso. IV. — [Die Annahmen Hülsenbecks, Essellens, Hölzermanns u. s. w. werden bekämpft.]

S. 443—494 Kleinere Mittheilungen u. s. w. von J. Schneider, K. Christ, Sauer, Fuß, B. F., A. Pichler, A. Kaufmann, Crecelius, J. Pohl, Edm. Meyer, V. Dragan, N. Alt, Mieck, Schneider zu Düsseldorf, O. Preuß und Dederich.

S. 513—530. J. Schneider, Heerstraßen. — [Bei Ermittelung der alten Heerstraßen in den Rheinlanden ist es zu einer Quelle mannigfacher Irrthümer geworden, daß man übersehen hat, wie die Römer nicht überall mit gleichen Mitteln, sondern in ganz verschiedenen Bauweisen, je nach der Bodenbeschaffenheit, ihre Straßen angelegt haben.]

S. 551—558. H. Hartmann, Belm. — [Der Sachsenherzog Widukind ist nicht in Belm bei Osnabrück, sondern in Attigny getauft und in Enger begraben; aber er hat die Kirche zu Belm gestiftet, in welcher auch seine Gemahlin Geva bestattet worden ist.]

S. 559—575. H. Loersch, Der Kals- oder Katschhof zu Aachen [hat seinen Namen von dem Kak = Pranger].

S. 575—598. J. Pohl, Hausinschriftliche Sprüche im Rheinlande. Forts.

S. 599—611. H. Düntzer, Zur Erinnerung an [den 1814 zu Aachen gebornen, 1879 als Professor daselbst † Philologen und Kenner rheinischer Baudenkmäler] M. J. Savelsberg.

S. 611—650. Kleinere Mittheilungen u. s. w. von B. Seuffert, K. Christ, C. Mehlis, L. Ennen, A. Birlinger, Pohl, M. Fuß, R. Alt und J. Schneider.

VI. Jahrg. 1. Heft. Trier 1880. 8.

S. 1—23. K. v. Veith, Cäsars Schlacht gegen die Usipeter und Tencterer im Jahre 55 v. Chr. — [Verf. findet das Schlachtfeld zwischen Gangelt und Tüddern in der Nähe von Geilenkirchen.] Mit Karte.

S. 23—34. H. Düntzer, Das Geburtsjahr und der Geburtsort der jüngern Agrippina. — [Verf. hält 769 als Geburtsjahr, Köln als Geburtsort fest.]

S. 34—38. J. Schneider, Römische Heerwege zwischen der Lahn und dem Main. Mit Karte.

S. 47—86. Literatur. Kleinere Mittheilungen u. s. w. von H. Düntzer, M. Fuß, K. Christ, J. Pohl, H. Koch, A. Dederich, Mieck und O. Preuß.

Historische Zeitschrift, herausgeg. von H. v. Sybel. Neue Folge. 6. Band. (Jahrg. 1879.) 6. Heft. München 1879. 8.

S. 442—490. P. Bailleu, Graf Hertzberg. I. — [Die Größe Hertzbergs beruht in der Vereinigung des gelehrten und des politischen Elements. Wenn aber einerseits das gründliche historische Wissen den Staatsmann überall erfolgreich unterstützte, so führte es ihn andererseits, verbunden mit dem Mangel an lebendiger Kenntniß der Gegenwart, zu einem unpraktischen Doktrinarismus. „Mit den Theorien, die er von den Verhältnissen der Vergangenheit abgezogen hatte, ging er an die Verwickelungen der Gegenwart und entwarf Pläne, an denen er dann mit einer Hartnäckigkeit und mit einem Dünkel festhielt, wie sie das Bewußtsein überlegener und umfassender Kenntnisse wohl zuweilen giebt." So musterhaft er der Politik Friedrichs des Großen diente, so wenig war er seit dem Hubertsburger Frieden mit den Anschauungen und Zielen des Königs einverstanden. Er durfte hoffen, den Thronerben für sein politisches System gewonnen zu haben, d. h. dem Bunde Oesterreichs, Frankreichs und Spaniens gegenüber einen nordischen Bund mit Preußen an der Spitze ins Leben zu rufen. Zunächst jedoch (1786) wies auch Friedrich Wilhelm II. den Hertzbergschen Plan, durch bewaffnetes Einschreiten in Holland eine engere Verbindung mit England und durch dieses mit Rußland anzubahnen, entschieden zurück. Erst als die feindselige Haltung Frankreichs und Hollands dem Könige die

Waffen in die Hand drückte (1787) und zu den erwünschten kriegerischen Erfolgen die Aussicht auf das englische Bündniß brachte, schien der Ausgangspunkt für die weitausgreifenden Entwürfe des Ministers gewonnen. Der russisch-türkische Krieg sollte nun benutzt werden, um dem preußischen Staate, wie so eben im Westen, nun auch im Osten das Uebergewicht, und zwar ohne eigene kriegerische Thätigkeit, zu verschaffen. Die Türkei sollte auf die Krim verzichten, Bessarabien an Rußland, Moldau und Walachei an Oesterreich abtreten; Oesterreich sollte an Polen herausgeben, was es bei der ersten Theilung gewonnen, Preußen aber Danzig, Thorn und die Palatinate Posen und Kalisch erhalten. Allein, wenn auch das Bündniß mit England zu Stande kam (1788), so wurde doch nicht nur jede Annäherung Preußens an Rußland von der Kaiserin Katharina abgelehnt, sondern vielmehr durch das Vorgehen Rußlands gegen Schweden und in Polen der Staat Friedrichs des Großen sehr ernsthaft gefährdet. Jetzt trennten sich die Wege Friedrich Wilhelms II. und Hertzbergs, da dieser immer noch mit diplomatischen Unterhandlungen, jener nur mit dem Schwerte die Vergrößerung Preußens herbeiführen zu können meinte.]

Altpreußische Monatsschrift u. s. w. Herausgeg. von R. Reicke und E. Wichert. XVI. Band. 7. und 8. Heft. Königsb. i. Pr. 1879. 8.

S. 513—552. A. Hagen, Königsbergs Kupferstecher und Formschneider im 16. und 17. Jahrhundert.

S. 553 557. Herquet, Zur Preußischen Bisthumsgeschichte des 13. Jahrhunderts. — [Ergänzungen zur Biographie des Bischofs Kristan von Samland, 1276—1295.]

S. 558—584. C. Frölich, Graudenz vor 150 Jahren.

S. 585—596. M. Perlbach, Preußische Urkunden aus dem Nachlasse Friedrichs von Dreger. [8 bisher ungedruckte, meist aus dem 13. Jahrhundert und eine Reihe Güterhandfesten aus dem Ende des 13. Jahrhunderts.]

S. 597—606. G. T. Hoffheinz, Die Straßennamen Königsbergs.

S. 613 ff. Kritiken, Referate u. s. w.

S. 659—669. Nachricht über die im Jahre 1879 zu Tilsit erfolgte Begründung einer Litauischen literarischen Gesellschaft.

S. 670—676. Ziegler, Litauische Wörter, die im Nesselmannschen Wörterbuche nicht vorfindlich sind.

XVII. Band. 1. u. 2. Heft. Königsb. i. Pr. 1880. 8.

S. 1—32. J. Legowski, Der Hochmeister des Deutschen Ordens Konrad von Wallenrod. — [In Folge des Glaubens an die Visionen der im Geruche der Heiligkeit 1394 zu Marienwerder verstorbenen Klausnerin Dorothea ist das Bild K.s v. W. im Volke und bei den späteren Chronisten arg entstellt worden. Hochmeister 1391—1393, „trat er in seiner Politik genau in die Fußtapfen seiner Vorgänger; nur daß er seine Ziele mit größerer, bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigerter Energie verfolgt hat, als viele derselben. Indem er aber den Ordensstaat vergrößern wollte, stürzte er ihn durch die Erwerbung Dobrins in eine Reihe von Fehden mit Polen, die erst 1410 durch die Schlacht bei Tannenberg entschieden wurden."]

S. 33—73. L. v. Poblocki, Kritische Beiträge zur ältesten Geschichte Litauens. — [Nach einer Uebersicht über die preußischen, livländischen, ruthenisch-litauischen, polnisch-litauischen und russischen Quellen, sowie über die vorhandenen Hilfsmittel, stellt der Verf. die Sagen über die Ab-

stammung und die ältesten Wohnsitze der Litauer und die betreffenden Hypothesen der Gelehrten zusammen. Es ergiebt sich ihm, daß die Litauer als ein eigener Stamm mit ungemischter Sprache in der Zeit der ältesten Völkerwanderungen aus Asien gekommen sind, an der Mündung des Riemen die Küstengegenden besetzt und hier, geschützt durch ihre Wälder und Sümpfe, unberührt von den großen Völkerbewegungen Europas ein stilles und unbewegliches Leben geführt haben. Letten und Litauer sind ursprünglich ein Volk gewesen; der Name Litauen bedeutet wahrscheinlich feuchtes Land. Litauen, stets monarchisch regiert, wird zuerst erwähnt, als Attila um 450 es vorübergehend unterwirft, dann beim Martyrium Brunos von Querfurt 1009. Mit dem 12. Jahrhundert beginnen die Kämpfe gegen die von Westen andringenden Germanen und gegen die östlichen Nachbarn; daß die Litauer 150 Jahre lang, bis 1183, das russische Joch getragen, ist eine Fabel.]

S. 74—128. H. Frischbier, Die Zünfte der Königsberger Junker und Bürger im Kneiphof. Ihr Leben in Hof und Garten und ihre Morgensprache. Nach den [von 1440 bis 1801 geführten] Protokollen der Morgensprache.

S. 129—173. Th. Buscke, Heinrich von Plauen, Hochmeister des deutschen Ordens 1410—1413. — [Die Absetzung H.s v. Pl. geschah in ungesetzmäßiger Weise; nur um ihn persönlich zu beseitigen, verurtheilten seine Nebenbuhler ihn wegen Hochverraths. Er gerade wäre, wie im Einzelnen gezeigt wird, „der Mann dazu gewesen, den Orden, den er zuerst vor gänzlichem Untergang bewahrt, wieder einigermaßen zu seiner alten Tüchtigkeit zurückzuführen."]

S. 174 ff. Kritiken, Referate u. s. w.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Hohenzollern. XII. Jahrg. 1878/79. Sigmar. o. J. 8.

S. 1—11. Mock, Die Berenthaler Apostasie. — [Eine Anzahl evangelischer, um ihres Glaubens willen von der sigmaringischen Regierung verfolgter Familien, fand 1720 Aufnahme in Würtemberg, nachdem ihnen durch preußische Intervention bei dem kaiserlichen Hofe das Recht der Auswanderung zugestanden worden war.]

S. 12—75. S. Locher, Die Herren von Neuneck. Urkundlicher Nachweis ihrer Glieder und Besitzungen. Regesten. [1372—1438.]

S. 76—85. A. Lichtschlag, Hohenzollernsche Regesten des 8, 9. und 10. Jahrhunderts. Forts u. Schluß. [Nr. 23—40 aus den Jahren 842—997.]

S. 86—112. A. Berger, Familienbeziehungen und Verbindungen [namentlich der Häuser Hohenzollern, Sulz, Schwarzenberg und Hohensax].

S. 112—121. Buck, Keltische Ortsnamen in Hohenzollern.

Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin.

1. Heft XVI. F. Holtze, das Berliner Handelsrecht im 13. und 14. Jahrhundert. Berlin 1880. IV und 100 Seiten 8.
2. Berliner Urkunden. 17. Lieferung. Berlin 1880. 30 Bogen Fol. [Enthält auf Bogen 104—129 die Urkunden und Regesten Nr. 157—436 aus den Jahren 1449—1550, dazu Titel und Register des hiermit abgeschlossenen, von F. Voigt begonnenen, von E. Fidicin fortgesetzten ersten Bandes des Berlinischen Urkundenbuches.]

Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrg. 1879. Hannover 1879. 8.

S. 1—256. E. Bodemann, J. H. von Ilten. Ein hannoverscher Staatsmann des 17. und 18. Jahrhunderts. — [J. H. v. J., geboren zu Gestorf 1649,

versuchte sich zuerst in französischen und in hannöverschen Kriegsdiensten, war dann hannoverscher Gesandter, seit 1691 in Dresden, von 1697 bis 1708 in Berlin, und starb als Minister zu Hannover 1730. Aus einer reichen Sammlung von Briefen, die bisher nur zum kleinsten Theile benutzt worden sind, vermehrt der Verf. unsere Kenntniß nicht nur von den hannoverschen, sondern auch von den brandenburg-preußischen Hof- und Staatsverhältnissen auf sehr erwünschte Weise, obwohl er Neues von hervorragender Bedeutung nicht beibringt. Mit großer Klarheit tritt hervor, wie das gute Einvernehmen zwischen Hannover und dem Berliner Hofe besonders auch durch Iltens Geschicklichkeit gefördert wurde; namentlich zeigt sich dies bei den langwierigen Verhandlungen über die Erhebung Hannovers zum Kurfürstenthum, bei der Beschwichtigung der durch die Ermordung des Grafen Königsmarck (1694) herbeigeführten Mißhelligkeiten zwischen Hannover und Kursachsen, beim Sturze Danckelmanns, beim Abschluß des Lenzener Vertrages, der 1699 die märkisch-hannoversche Grenze regulirte, bei der Ehestiftung zwischen dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzessin Sophie Dorothee (1706) u. s. w. — Unter den abgedruckten Briefen befinden sich auch 18 des mit Ilten befreundeten preußischen Ministers Paul von Fuchs aus den Jahren 1699—1703, der u. a. im September 1702 sehr bezeichnend über die Einsegnung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm berichtet.]

S. 257—280. Mithof, Ausgabe-Register vom Rathhausbau am Markte zu Hannover aus den Jahren 1453—55.

S. 281—292. Karsten Smedings [eines Norddeutschen, 1548 unternommene] Reise nach Indien.

S. 293—313. F. Gerß, Magnus, Herzog von Lauenburg, und die Kirchenordnung des Landes Hadeln [wahrscheinlich vom Jahre 1529].

S. 314—339. E. Graf Kielmannsegg, Graf L. von Wallmoden-Gimborn, k. österreichischer General der Kavallerie. — [Lebensabriß des bekannten Helden der Befreiungskriege, der als Sohn des hannoverschen Gesandten in Wien 1769 geboren wurde und 1862 in Wien starb. Er hat in den Jahren 1790—1795 auch in der preußischen Armee mit Auszeichnung gedient.]

S. 340—345. Lyra, Zur Geschichte des Kirchspiels Gehrden [bis zum Ende des 16. Jahrhunderts].

S. 346—360. Miscellen von E. Bodemann [unter diesen 3 Briefe zur Geschichte der Herzogin Eleonore, geb. d'Olbreuse, aus den Jahren 1664—1677].

Zweiter Jahresbericht des Museumsvereins für das Fürstenthum Lüneburg. 1879. — Lüneb. 1880. 8.

S. 3—62. Bode, Ansichten der Stadt Lüneburg. [10 auf Denkmälern und 37 Druckansichten, die ältesten aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Mit 1 Abbild.]

S. 63 f. Heintzel, Ein [1879 zu Lüneburg aufgegrabener] prähistorischer Herd.

Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde. 2. Bd. 7. Heft. Dessau 1880. 8.

S. 518—526. G. Irmer, Wigbert von Groitsch. Forts.

S. 549—571. A. Formey, Briefwechsel des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau mit dem Grafen von Seckendorf [dem kaiserlichen Gesandten am Hofe Friedrich Wilhelms I. Die vorliegende erste Hälfte bringt 35 Briefe

des Fürsten aus den Jahren 1721—1730. Die auf die Politik bezüglichen Stellen enthalten nichts Neues von Belang. Leider fehlen die entsprechenden Schreiben des Adressaten].

Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Herausgegeben von W. Crecelius und W. Harleß. 15. Bd. 1. und 2. Heft. Bonn 1879. 8.

S. 1—18. W. Crecelius, F. Woeste. [Nekrolog des 1807 zu Hemer in der Grafschaft Mark gebornen, 1878 zu Iserlohn als Privatlehrer gestorbenen gründlichen Kenners des Niederdeutschen und fleißigen Sammlers der Volksüberlieferungen seiner Heimat.]

S. 19—27. F. Goebel, H. Vansius, weiland [1613—1623] reformirter Pastor in Solingen.

S. 29—69. E. v. Schaumburg, Zur Geschichte des Stifts Gerresheim [namentlich im 16. und 17. Jahrhundert].

S. 71—96 F. Gerß, Zeitpachtgüter am Niederrhein. [Aeltere Urkunden über Zeitpachtungen sind selten. Desto lehrreicher ist, was hier aus 6 solchen Aufzeichnungen des 14.—16. Jahrhunderts über das gewohnheitsmäßige Pachtrecht und über den landwirthschaftlichen Betrieb zusammengestellt wird.]

S. 97—103. B. Endrulat, Das Testament der Herzogin Sophia von Jülich, gebornen Herzogin von Sachsen-Lauenburg, vom 1. September 1473.

S. 104. Urkunde. Landgraf Ludwig von Hessen erklärt die früher mit Margaretha, ältesten Tochter des Herzogs Adolf von Cleve, eingegangene Verlobung für aufgehoben. 1431.

S. 105—142. L. Keller, Zur Kirchengeschichte Nordwestdeutschlands im 16. Jahrhundert. 1. Die Brüder des gemeinsamen Lebens. 2. Die Humanisten. 3. Desiderius Erasmus. 4. Die erasmische Partei.

S. 143—177. Frhr. v. Hammerstein, Regesten aus dem Geschlechte der Freiherren von Hammerstein. [1129—1601.]

S. 178. Urkunde. Das Kapitel zu Cleve verspricht, die Memorie der Katharine von Cleve zu feiern u. s. w. 1444.

S. 179—189 und S. 269. W. Tobien, Urkunden des Stifts Gevelsberg [bei Schwelm. 10 aus den Jahren 1250—1581].

S. 190. Urkunde. Herzog Adolf von Cleve gibt der natürlichen Tochter seines Oheims, des Grafen Engelbrecht von der Mark, Katharina, diejenige Besitzung zur Leibzucht, welche ehedem Graf Johann von Cleve mit dessen natürlicher Tochter dem Gisbert von Oplande verliehen hatte, und die jetzt zurückgefallen ist. 1427.

S. 191—226. J. Spee, Aus dem Reisejournal des [Kandidaten, späteren Predigers und Universitätsprofessors zu Duisburg und zu Frankfurt a. d. O.] C. H. D. Stosch, geführt in den Jahren 1740—42. [Abdruck der auf den Niederrhein bezüglichen Abschnitte.]

S. 227—240. K. Strauven, Die Gefangennahme Herzogs Wilhelm von Berg durch seinen Sohn, den Grafen Adolf von Ravensberg, am 28. November 1403. [Mit 11 urkundlichen Beilagen.]

S. 241-246. W. H., Die Vermählung der Pfalzgräfin Maria Sophia Elisabeth mit dem König Dom Pedro II. von Portugal im Juli 1687.

S. 247—251. G. Irmer, L. v. Eltester, K. Staatsarchivar und Archivrath [zu Koblenz geboren 1822 und gestorben 1879].

Antiquarisch-historischer Verein für Nahe und Hunsrück. Die römischen Inschriften und Steinskulpturen der Stadt Kreuznach von O. Kohl. Mit 1 Tafel in Photolithogr. Kreuznach 1880. 30 Seiten 4.

Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. Herausgeg. vom Vorstande des Magdeburger Geschichts-Vereins. 15. Jahrg. 1. Heft. Magdeburg 1880. 8.

S. 1—21. G. Hertel, Eine Magdeburger Handschrift über die Belagerung der Stadt in den Jahren 1550 und 1551.
S. 21—49. F. Hülße, Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. 1. Die Drucker von 1500—1552.
S. 50—75. Ph. Wegener, Sagen und Märchen des Magdeburger Landes. Aus dem Volksmunde gesammelt.
S. 76—97. Ph. Wegener, Zauber und Segen aus dem Magdeburger Lande. Aus dem Volksmunde gesammelt.
S. 98—104. F. Hülße, Ein Spottgedicht aus dem 16. Jahrhundert, nach einem alten Drucke.
S. 105—111. G. Hertel, Fragment eines Steuerregisters aus dem 14. Jahrhundert.
S. 112—114. Hertel, Magdeburgische Münzverhältnisse im 16. Jahrhundert.

Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. Herausgeg. von E. Jacobs. 12. Jahrgang 1879. Wernigerode 1879. 8.

S. 1—26. P. Zimmermann, Die Sage von Hackelberg, dem wilden Jäger. — Zusatz dazu von H. Pröhle S. 646.
S. 27—45. H. Größler, Die Schicksale der St. Andreaskirche zu Eisleben seit ihrer Gründung [spätestens im 10. Jahrhundert].
S. 45—71. Cl. Menzel, Amtleute in Sangerhausen [1269—1771].
S. 72—77. O. v. Heinemann, Goslarer Wachstafeln a. d. J. 1341 bis 1361. [Enthalten Rechnungen, Urfehden, Verfestungen u. s. w.]
S. 78—83. K. Heine, Erhaltene Nachrichten von den [9] eingegangenen Kirchen und Kapellen der Stadt Querfurt.
S. 83—95. E. Jacobs, Das [schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts beglaubigte] Alter des Kalands vom Banne Utzleben und dessen Hof und Kapelle zu Derenburg.
S. 95—125. E. Jacobs, Stapelburg und Windelberode. [Die Stapelburg kommt zuerst 1379 als Wernigerodisches Schloß vor. Dorf Windelberode, am Fuße der Stapelburg, gehörte 995 zum Eigengute Kaiser Ottos III., war wüst um 1500; an seiner Stelle wurde 1567 durch Neubesiedelung das Dorf Stapelburg gegründet.]
S. 125—193. E. Jacobs, Hierographia Wernigerodensis. Kirchliche Alterthümer der Grafschaft Wernigerode.
S. 194—212. E. Jacobs, Das heilige Blut zu Waterler (Wasserleben) [1228] und Wernigerode [1415].
S. 213—245. G. Kawerau, Zur Schul- und Kirchengeschichte Eislebens aus den Jahren 1526—1536. — 1. Gründung einer Lateinschule zu Eisleben. — 2. Literarisches aus der Schule zu Eisleben. — 3. Georg Witzel als Störenfried in Eisleben. [Im Vordergrunde steht überall Agricola's Wirken.]
S. 245—276 und S. 444—539. O. Franke, Von Elbingerode nach Windsor. 1744—1745. — [Aktenmäßige Darstellung, unter welchen näheren Umständen der als außerordentlicher Gesandter nach Berlin reisende Marschall Belleisle in Elbingerode von dem dortigen hannöverschen Amtmann auf eigene Verantwortung aufgehoben, von der hannöverschen Regierung dann gefangen gehalten und endlich nach England transportirt wurde.]

S. 277—298. G. A. v. Mülverstedt, Ein zweiter Harzländischer Zweig der v. Olvenstadt. — [Aus 8 Urkunden der Jahre 1390—1414 wird nachgewiesen, daß außer einem älteren Zweige des Magdeburger Geschlechts der v. Olvenstadt auch ein jüngerer im Harzgebiet angesessen gewesen und mit diesem letzteren wahrscheinlich das ganze Geschlecht zu Anfang des 15. Jahrhunderts erloschen ist.]

S. 299—307. Wolff, Die Heckemünze des Grafen Gustav zu Sayn-Wittgenstein zu Clettenberg. 1672—1691. — [Diese Anstalt war ihrer Zeit wegen betrüglicher Ausprägung geringhaltigen Geldes eine der verrufensten in Deutschland.]

S. 308—311. Düning, Schriftstücke und Münzen aus dem Knopfe der St. Servatii- (Schloß-) Kirche zu Quedlinburg.

S. 311—315. E. Jacobs, Feuerordnung für die Stadt Wernigerode von etwa 1528.

S. 315—317. Urkunden von 1531 ff. betreffend den Wernigerodischen Kalands- und Stiftsacker bei Benzingerode und Silstadt.

S. 329—397. E. Jacobs, Wernigerode am Schlusse des Mittelalters. [Auf Grund meist unveröffentlichter Quellen].

S. 398—443. Nebe, Die Pfalzgrafen von Putelendorp und Sommersenburk. [Abweichend von Waitz u. A. stellt der Verf. Folgendes auf. Nachdem in früheren Zeiten mehrere Pfalzgrafen neben einander den kaiserlichen Pfalzen in Sachsen vorgestanden, wurde 1042 Graf Dedo aus dem Hause Goseck der erste Putelendorfer (von Bottendorf bei Roßleben) und alleinige Pfalzgraf von Sachsen. Als Gehülfe im Amte trat ihm sein Bruder Friedrich zur Seite und folgte ihm, als Dedo ermordet worden war. Dem unmündigen Enkel Friedrichs, dem Pfalzgrafen Friedrich II. von Putelendorf, entzog sein Vetter, der in weiblicher Linie vom Gosecker Grafenhause stammende Graf Friedrich von Sommerschenburg, das Pfalzgrafenamt (1088?), mußte es später jedoch mit ihm theilen. Die Putelendorfer Linie erlosch 1179 mit Friedrichs II. letztem Sohne, dem Erzbischof Friedrich von Prag. Dem 1120 aber verstorbenen ersten Pfalzgrafen Friedrich von Sommerschenburg folgte im pfalzgräflichen Amte sein Sohn Friedrich II. († 1162); dessen Sohn Adalbert war der letzte seines Stammes, und nach seinem Tode konnte nun Kaiser Friedrich I. den eignen Neffen, den Landgrafen Ludwig den Frommen von Thüringen, zum Pfalzgrafen von Sachsen ernennen, 1180.]

S. 539—550. G. A. v. Mülverstedt, Hierographia Halberstadensis. III. Kreis Halberstadt.

S. 550—575. Cl. Menzel, Die Herren von Sangerhausen und ihre Besitzungen [1200—1400].

S. 576—598. G. A. v. Mülverstedt, Antiquitates Marianae. Aus der Vergangenheit des Liebfrauenstifts zu Halberstadt.

S. 600—610. G. A. v. Mülverstedt, Zur Münzkunde der Grafen von Wernigerode. Mit 4 Abbild.

S. 611—633. E. Jacobs, Gräflich stolbergische Schaustücke (Gnadenpfennige) aus dem 16. Jahrhundert. Wahlsprüche aus dem gräflichen Hause. Mit 1 Lichtsteindrucktafel.

S. 633 f. H. Beyer, Stolberger Münzmeister.

S. 635—641. E. Jacobs, Die Brockenfahrt des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen am 22. Juli 1814.

S. 641—645. G. Kawerau, Kleine Nachlese zum Briefwechsel des Thomas Münzer.

S. 646—656. H. Schrader, Das flämische Gericht zu Lorenzrieth [an der Helme. Sprüche desselben u. s. w].

S. 656—658. Waldmann, Zur Geschichte des Mariendienstes nördlich und südlich vom Harze.

Märkische Forschungen. Herausgeg. von dem Vereine für Geschichte der Mark Brandenburg. XV. Bd. Berl. 1880. 8.

S. 1—274. H. v. Redern, Genealogische Nachrichten (II. Abtheilung) aus den Kirchenbüchern von Spandau, Oranienburg, Seegefeld und Cladow. [Die bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurückgehenden Notizen betreffen 734 adlige Familien. Angehängt sind:]

S. 275—279. Die Geistlichen an St. Nicolai zu Spandau. [58 vom Jahre 1538 bis zur Gegenwart.]

S. 280—283. Gouverneure und Commandanten der Festung Spandau vom 16. Jahrhundert ab [bis 1817].

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Red. von L. Schlesinger.

XVI. Jahrg. Nr. III—IV. Prag 1878. 8.

S. 165—187. J. Loserth, Beiträge zur Geschichte der Erwerbung der Mark Brandenburg durch Karl IV. [Verf. legt, an der Hand von 10 bisher ungedruckten Urkunden und Aktenstücken aus den Jahren 1350—1370, einen Theil der politischen Konjunkturen dar, unter denen Karl zur Erwerbung der Mark schritt.

XVII. Jahrg. Nr. I—IV. Prag 1878 f. 8.

S. 29—52 und S. 225—259. A. Kaufmann, Die Wahl König Sigmunds von Ungarn zum römischen Könige. [Nach dem 7. Bde. der Deutschen Reichstagsakten bearbeitet. Die Betheiligung des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg an der Wahl tritt nicht hervor.]

S. 58—61. S., Zur Geschichte des Kartoffelkrieges. — [Aufzeichnungen des Schulmeisters zu Kriesdorf schildern den passiven Antheil des Dorfes an den Kriegsereignissen der Jahre 1778/79. Regelmäßige Plünderungen der „Erdäpfelfelder" werden hervorgehoben.]

S. 259—284 und S. 321—353. H. v. Wiese, Die Freirichter der Grafschaft Glatz. — [Die Freirichter, hervorgegangen aus den Lokatoren der deutschen Ansiedelungen in der Grafschaft, bildeten seit dem 13. Jahrhundert einen festen, auch auf den Landtagen vertretenen Verband, dessen Mitglieder mit beträchtlichem, eximirtem Besitz ausgestattet waren. Schon durch die Hussitenkriege schwer geschädigt, verlor das Freirichterthum im 30jährigen Kriege seine Bedeutung als privilegirter Stand. Ein Theil dieser Richtergüter aber, deren im Laufe der Jahrhunderte 99 nachweisbar werden, ist auch heute noch, nachdem die neuere Gesetzgebung ihre politische Stellung gänzlich aufgehoben hat, durch Namen und Wohlhabenheit gekennzeichnet.]

Archiv des Vereins für Geschichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln zu Stade. Herausgegeben von E. Wyneken, J. Bartsch und M. Bahrfeldt. 7. 1880. Stade 1880. 8.

S. 1—74. Lagerbuch der Herzogthümer Bremen und Verden zur Spezialkarte ausgefertigt durch G. J. H. v. Bonn 1762, aus der Handschrift herausgegeben von K. E. H. Krause.

S. 75—111. W. H. Jobelmann, Der Oberdeichinspektor Jakob Owens, ein Beitrag zur Geschichte der Sturmfluth vom Jahre 1717 und der Entstehung des königl. Amtes Wischhafen im Lande Kehdingen.

S. 112—133. Eine Stoteler Urkunde [von 1350, das registrum bonorum der Grafschaft Stotel enthaltend], mitgetheilt von Wiedemann, erklärt von Fromme.

S. 133—141. K. E. H. Krause, Die Aebte Dietrich von Zeven und der Abt Dietrich von Stade. — [Propst Dietrich I. wird als solcher in Zeven nachgewiesen 1181—1193, Dietrich II. 1221—1231, wahrscheinlich bis 1242, Dietrich III. seit 1253.]

S. 141—145. K. E. H. Krause, Aus Hinrich Bogers Eterologium. — [Behandelt die Bremen und Verden angehenden Personalien dieses im Jahre 1506 erschienenen lateinischen Gedichts.]

S. 145—149. K. E. H. Krause, Bernhard v. Welpe, erwählter Erzbischof von Bremen [1307—1310].

S. 150—167. Weiß, Manövererlebnisse [Ausgrabungen u. s. w.] eines Dilettanten in der Alterthumswissenschaft.

S. 167—169. Weiß, Die steinernen Schiffsanker der Stader Sammlung.

S. 169—180. Mein Lebenslauf. Aus dem Nachlaß des [1791 zu Kloster Loccum geborenen] Generalsuperintendenten Dr. Köster.

S. 180 f. Weiß, Der Steinhammer von Regesbostel.

S. 181—184. Wittkopf, Ein merkwürdiges Hünengrab [bei Sassenholz an der Twiste].

Beigegeben ist:

M. Bahrfeldt, Die Münzen der Stadt Stade. Mit 4 Tafeln. Wien 1879. 82 Seiten 8.

Zeitschrift des Vereins für Hennebergische Geschichte und Landeskunde zu Schmalkalden. 5. Heft. Schmalkalden und Leipzig 1880. 8.

S. 3—30. H. Habicht, Ein halbes Jahrhundert [zweite Hälfte des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts] aus dem Theaterleben Schmalkaldens.

S. 31—58. E. Neubert, Der Thüringer Wald von der Hörsel bis zum Schneekopf und Beerberg in geognostischer Beziehung.

S. 59—86. Gerland, Geschichte des Brau- und Schankrechts der Stadt Schmalkalden.

Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiözese Köln. 34. Heft. Köln 1879. 8.

S. 1—67. K. Unkel, Die Homilien des Cäsarius von Heisterbach, ihre Bedeutung für die Kultur- und Sittengeschichte des 12. und 13. Jahrhunderts.

S. 68—86. Das Lütticher Stift St. Martin und dessen Güter und Einkünfte am Rhein.

S. 87—166. W. Birnich, Nekrologium und Memorienbuch der Franziskaner zu Brühl, nebst urkundlichen Nachrichten über die Gründung und Geschichte des dortigen Franziskanerklosters „Maria von den Engeln."

S. 167—170. Miscellen von Harleß, Floß, Mertens und J. B. Nordhoff.

Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. Herausgegeben vom Vorstande des Magdeburger Geschichts-Vereins. 15. Jahrgang. 2. Heft. Magdeburg 1880. 8.

S. 115—130. Wernicke, Dotirung eines schwedischen Obersten [Joh. Geo. aus dem Winckel] mit dem Amte Loburg im Jahre 1633.

S. 130—163. G. Hertel, Magdeburg und die [von der Stadt Magdeburg vergeblich abgewehrte] Eventualhuldigung des Erzstifts [für den Kurfürsten von Brandenburg] 1650.

S. 164—198. F. Hülße, Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. Fortsetzung.

S. 199—203. Wernicke, Acker-, Feld- und Viehordnung der Stadt Loburg [republizirt 1695].

S. 203—209. Miscellen von H. Zurborg, Winter, Holstein und Th. Stenzel.

Neues Lausitzisches Magazin. Im Auftrage der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgegeben von Schönwälder. 56. Band. 1. Heft. Görlitz 1880. 8.

S. 1—95. H. Knothe, Der Antheil der Oberlausitz an den Anfängen des 30jährigen Krieges, 1618—1623.
[Zunächst bestrebt, sich neutral zu halten, ward die Oberlausitz, obwohl sie nicht abgeneigt gewesen wäre, nach des Kaisers Matthias Tode den König Ferdinand als Landesherrn anzunehmen, durch den Drang der Ereignisse genöthigt, den von den böhmischen und schlesischen Ständen gefaßten, auf Nichtanerkennung Ferdinands und dann auf Erhebung des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz gerichteten Beschlüssen beizutreten (August 1619). Die Oberlausitz hätte als König von Böhmen lieber den Kurfürsten von Sachsen gesehen. Aus welchen Gründen dieser sich zur Allianz mit Ferdinand entschloß, und wie er bei den religiös, politisch und militärisch verworrenen Zuständen der Lausitz auf friedliche Unterwerfung derselben rechnen durfte, wird eingehend nachgewiesen. Sobald er aber sich in Bewegung setzte, um als „kaiserlicher Kommissarius" in die Oberlausitz einzurücken (September 1620), belegte der Markgraf von Jägerndorf, als Generalfeldoberst des Königs Friedrich von Böhmen, einen Theil der Lausitz und namentlich Bautzen mit schlesischen Truppen; während daher Kamenz und die westliche Lausitz durch Anschluß an Sachsen ihren Frieden mit dem Kaiser machten, huldigte einerseits der zu Görlitz versammelte Landtag dem König Friedrich, anderseits begannen die Sachsen die Belagerung von Bautzen, die mit der Erstürmung und fast völligen Zerstörung der Stadt endigte. Die Sachsen hatten infolge der Unthätigkeit des Jägerndorfers die Lausitz besetzt und lagen vor Löbau, als die Nachricht von der Schlacht am weißen Berge eintraf. Jetzt schlossen die schlesischen Stände einen Separatfrieden mit Sachsen und ließen die mit ihnen konföderirten Lausitzer im Stich, welche sich nun bedingungslos den Bestimmungen des Kaisers und des Kurfürsten von Sachsen fügen mußten (Februar 1621). Im Juni 1621 erfolgte die Huldigung für den Kaiser und seinen Kommissarius, den Kurfürsten, der 1623 dann in den vollen Pfandbesitz der beiden Lausitzen bis zur Abzahlung der auf fast vier Millionen Gulden berechneten Kriegskosten immittirt wurde. Das Strafgericht über die „Rebellen" war sehr milde im Vergleich zu dem Vorgehen Ferdinands in Böhmen. Mit Rücksicht auf Sachsen verzichtete der Kaiser auch auf die Rekatholisirung der Lausitzen, dagegen wurde den Katholischen der Zustand von 1618 im wesentlichen wiederhergestellt. Mit dem Pfandbesitze der Lausitzen mußte der Kurfürst sich (bis 1635) begnügen; von dem verheißenen „Extra-Rekompens für bewiesene Treue", etwa Jägerndorf oder Kreis Eger, war weiterhin die Rede nicht mehr.]

S. 96—117. H. Knothe, Die Bemühungen der Oberlausitz um einen Majestätsbrief, 1609—1611. — [Die Protestanten in der Oberlausitz waren bisher zwar nicht bedrückt worden, obgleich sie in allen kirchenrechtlichen Angelegenheiten unter dem katholischen Dekan von Bautzen standen; sie wünschten jedoch mit Recht, derselben Sicherheit theilhaftig zu werden, welche den Böhmen und den Schlesiern die Majestätsbriefe

Rudolfs II. von 1609 gewährten. Der Widerstand Rudolfs II. und seines Nachfolgers Matthias hatte zur Folge, daß 1619 die Oberlausitz sich um so enger den Gegnern des Hauses Habsburg anschloß.]

Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands mit besonderer Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens. Herausgegeben von R. Pick. 6. Jahrg. 2., 3. und 4. Heft. Trier 1880. 8.

S. 87—112. K. v. Veith, Cäsars Rheinübergänge in den Jahren 55 und 53 v. Chr. Mit Karte. — [Der erste Uebergang fand bei Wesseling, halbwegs zwischen Bonn und Köln, der zweite unmittelbar bei Bonn statt.]

S. 165ff. Allerlei u. s. w. von K. v. Becker, A. Dederich, M. Fuß, K. Christ und A. Förster.

S. 173—181. H. Pfannenschmid, Kunigunde, Gräfin von Saverne, eine Gräfin von Moers-Saarwerden. — [Das Lokal für Schillers Gang nach dem Eisenhammer wird in der Grafschaft Saarwerden (französisch Salverne, Saverne) zu suchen sein; eine Gräfin Kunigunde von Saarwerden wird gegen Ende des 15. Jahrhunderts urkundlich erwähnt.]

S. 182—190. A. Dederich, Der Goliath von Emmerich. — [G. Kinkels Annahme, daß die Goliath und die Goldgassen verschiedener Städte von der collata, einem Kopfgelde der Leibeigenen, abzuleiten seien, wird für Emmerich als nicht zutreffend erwiesen.]

S. 190—195. J. B. Nordhoff, Kunstgeschichtliches vom Westfälischen Friedenskongresse. — [Handelt von dem kostbaren Miniaturwerke eines spanischen Malers, welches seitens der spanischen Friedensgesandtschaft dem Ueberwasser-Kloster in Münster zu Theil geworden ist.]

S. 195—211. K. Menzel, Eine Zollrechnung von Oberlahnstein (1464 bis 1465).

S. 211 ff. Kleinere Mittheilungen, Allerlei u. s. w. von F. Philippi, K. Christ und A. Dederich; darunter S. 211—213: Rheinische Hausmarken, mit Abbildung.

Altpreußische Monatsschrift. Herausgeg. von R. Reicke und E. Wichert. 17. Bd. 3. und 4. Heft (April—Juni). Königsberg in Pr. 1880. 8.

S. 193f. J. Koncewicz, Zwei Lieder aus Russisch-Litauen.

S. 195—208. A. Bezzenberger, Zur litauischen Bibliographie [des 16. und 17. Jahrhunderts].

S. 208—213. A. Bezzenberger, Etymologische Miscellen.

S. 214—216. A. Bezzenberger, Volksetymologie und Vokalvorschlag im Litauischen.

S. 216—221. Jacoby, Lesefrüchte [sprachlichen Inhalts].

S. 222—228. F. Siemering, Ein Münzenfund [vornehmlich preußischer und polnischer Münzen des 15. und 16. Jahrhunderts] in Tilsit.

S. 229—250. Jacoby, Beitrag zur Kunde des lit. Memeler Dialekts.

S. 251—256. Jurkschat, Ein litauisches Märchen.

S. 269—285. M. Perlbach, Das Haus des Deutschen Ordens zu Venedig. — [Das Haus des Deutschen Ordens mit seiner im Jahre 1256 erbauten Dreifaltigkeitskirche befand sich von diesem Jahre bis 1595 am Canal grande zwischen der Dogana di mare und Santa Maria della salute und ist jetzt erzbischöfliches Priesterseminar. Im Jahre 1419 schloß sich an das Ordenshaus eine geistliche Brüderschaft venetianischer Bürger, welche gut gedieh, während jenes in seinem Wohlstande zurückging. Beim Tode des Priors Albert, 1512, zog die Republik Venedig

die Besitzungen des Ordens am Canal grande ein, und das Priorat kam in die Hände venetianischer Nobili. 1595 endlich empfing der Orden seitens der Republik für das ihm ungerechterweise entzogene Eigenthum eine Entschädigung von 14 000 Dukaten. Aus diesem Hause ist das 1291 von dem Orden aus Accon nach Europa mitgeführte älteste Ordensarchiv in das Archiv der Frari gekommen, wo es, wie sich jüngst herausgestellt hat, noch vorhanden ist.]

S. 286—299. H. Vaihinger, Briefe aus dem Kantkreise.

S. 300—332. B. Benecke, Beiträge zur Geschichte der Fischerei in Ost- und Westpreußen.

S. 343—352. W. Ketrzynski, Martin Cromers Rede über das preußische Indigenat [führt zu dem Schlusse, daß Kopernikus nicht eine deutsche, sondern eine polnische Mutter gehabt hat].

S. 353—362. G. Th. Hoffheinz, Ueber die Entstehungszeit unserer Ordensbauten. — [Urkundliche Nachrichten und die Kunstformen geben selten sicheren Aufschluß über die Entstehungszeit der preußischen Ordensbauten; es werden einige Handhaben geboten, um dieselbe zu bestimmen.]

Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. Herausgeg. von E. Jacobs. 13. Jahrg. 1. und 2. Heft. Wernigerode 1880. 8.

S. 1—30. E. Jacobs, Graf Elger von Honstein, der Dominikaner [Prior zu Erfurt und zu Eisenach, vorher Weltgeistlicher in Goslar und Halberstadt, † 1242].

S. 31—72. K. Heine, Erhaltene Nachrichten über die Pfarrkirche S. Lamberti zu Querfurt.

S. 72—138. Bodsen, Dat Bok der Bedechtnisse und Des Rades Bok zu Hildesheim. — [Sammlung der Rathsbeschlüsse von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bis 1522.]

S. 139—189. G. Töpke, Die Harzer und deren Nachbarn auf der Universität Heidelberg in den Jahren 1386—1662.

S. 189—208. B. Seuffert, Die Karschin und die Grafen zu Stolberg-Wernigerode. — [Gereimte Dankschreiben für empfangene Wohlthaten aus den Jahren 1787—1791.]

S. 209—227. G. Nebe, Conrad v. Krosigk, Bischof von Halberstadt 1201—1209, † [als Cisterciensermöch zu Sittichenbach] 1225.

S. 227—243. G. A. v. Mülverstedt, Das Halberstädter Infanterie-Regiment. Notizen zu seiner Geschichte in den Jahren 1713—1763.

S. 243—264. E. Jacobs, Peter der Große am Harz [1697] und die [Geschichte der] gräflichen Hüttenwerke zu Ilsenburg.

S. 265—289. H. Größler, Ueber die Siegel der Ortschaften des Mansfelder Seekreises.

S. 289—304. Th. Stenzel, Der Münzfund von Güntersberge im Harze. — [100 verschiedene Stempel aus der Zeit von 1410—1482.]

S. 304—319. Th. Stenzel, Der Münzfund von Wallhausen. — [303 verschiedene Stempel aus der Zeit von 1464—1563.]

S. 320—353. Vermischtes von E. Jacobs, G. Kawerau, E. Menzel, G. A. v. Mülverstedt, G. Nebe, F. W. Schell und Theune.

Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde. 2. Band, 8. Heft. Dessau 1880. 8.

S. 628—639. O. Eckstein-Ilbersdorf, In terra Kotenensi. Zins- und Lehnregister der Dompropstei zu Magdeburg vom Banne Köthen. Um 1362.

S. 639—651. F. Siebigk, Fürst Leopolds von Anhalt-Dessau Reise nach Italien 1693—1695.

S. 670—672. G. Krause, Ein Bericht über die Schlacht bei Striegau [verfaßt von einem der drei Prinzen von Anhalt, welche in der Schlacht kommandirten].

S. 685-694. W. Hosäus, Poetische Findlinge. — [Ungedrucktes von Gleim, der Karschin u. s. w.]

Historische Zeitschrift. Herausgeg. von H. v. Sybel. Neue Folge 7. Bd. (Jahrg. 1880. 1.—3. Heft.) München 1880. 8.

S. 66—104. R. Koser, Friedrich der Große bis zum Breslauer Frieden. — [Anknüpfend an die in den ersten Bänden der Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen veröffentlichten Schriftstücke, giebt der Verfasser eine Reihe von Zügen zur allgemeinen Charakteristik der Politik und der Persönlichkeit des jungen Königs. Er betont vornehmlich die frohe Zuversicht, mit welcher Friedrich seine kriegerische Laufbahn begann, — die von politischer Ehre weit entfernten Kunstmittel der europäischen Diplomatie jener Tage und die Nothwendigkeit für jeden, vor Ueberlistung sich mit gleichen Waffen zu schützen. Er zeigt, wie Friedrich aber nicht solchen Künsten seine gewaltigen Erfolge zu danken hatte, „sondern der Macht der realen Verhältnisse, der materiellen und moralischen Ueberlegenheit seines Staats, seines Heeres und Volkes.“ Es wird dargethan, wie der König überall nicht Worte, sondern Thaten verlangte, wie er mit derben Wahrheiten vor Niemand zurückhielt, wie ernsthaft er den Begriff der Vertragstreue auffaßte, und wie er durch die Umstände dennoch zu dem Separatfrieden von Breslau veranlaßt wurde.]

S. 242—287. R. Koser, Friedrich der Große und der zweite schlesische Krieg. — [Hauptpunkte der Darstellung bilden Friedrichs Verhältniß zu Kaiser und Reich, — sein Bestreben, fremde Einmischung in die deutschen Angelegenheiten auszuschließen, — die berechnende Vorsicht, mit welcher der zweite schlesische Krieg begonnen wurde, — die traurige Lage im Winter 1744/1745, aus der sich Friedrich unter schweren Seelenkämpfen, zu denen dann noch der Schmerz über Jordans und Keyserlingks Tod kam, zur höchsten Entschlossenheit emporarbeitete, während er die Armee aus ihrer gedrückten Stimmung erhob, um sie zu den großen Siegen zu führen, die den bescheidenen Frieden von Dresden zur Folge hatten.]

8. Band (Jahrg. 1880). 2. Heft. München 1880. 8.

S. 193—226. A. Stern, Die Mission des Obersten v. Steigentesch nach Königsberg im Jahre 1809. — [Während Oesterreich im Geheimen mit Preußen wegen gemeinschaftlicher Kriegsthätigkeit unterhandelte, erschien am 15. Juni der österreichische Oberst in Uniform zu Königsberg, um Friedrich Wilhelm III. zu sofortiger Antheilnahme an dem Kampfe gegen Napoleon zu drängen. Auf bessere Zeiten vertröstet, aus Gründen, welche Steigentesch in seinen hier zum ersten Male gedruckten Berichten an Stadion vom 16., 17., 18. und 19. Juni entwickelt, ging er nach Berlin und versuchte nun seinen Zweck dadurch zu erreichen, daß er den König kompromittirte, indem er den westfälischen Gesandten in Berlin und auf diesem Wege die französische Regierung von den soeben durch ihn gepflogenen Verhandlungen in Kenntniß setzte.]

S. 227—277. P. Bailleu, Die Memoiren Metternichs. — [„Eine große Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses, verbunden mit grenzenloser Eitelkeit und gewissen politischen Tendenzen drücken die Glaubwürdigkeit

der Aufzeichnungen auf nichts herab." Den Beweis führt der Verfasser durch eingehende Beleuchtung der Darstellung, welche Metternich von den russisch-preußischen Zerwürfnissen des Jahres 1805, von seiner diplomatischen Thätigkeit in den Jahren 1808—1810 und von seiner Haltung während des Feldzuges von 1814 zu geben für gut findet. Zu den Beweismitteln gehören auch einzelne bisher unbekannte Aktenstücke, so Laforest's Bericht vom 14. Februar 1805, aus welchem hervorgeht, daß Haugwitz den Abschluß des Potsdamer Vertrages keineswegs an Frankreich verrathen hat, — und der von Metternich und Hardenberg am 14. Februar 1814 zu Troyes ausgearbeitete, zwischen der österreichischen und der russischen Politik vermittelnde Entwurf eines Vertrages mit Rußland für den Fall der Einnahme von Paris.]

Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Hohenzollern. XIII. Jahrg. 1879/80. Sigmar. o. J. 8.

S. 1—69. L. Schmid, Die im November 1626 abgeschlossene Heirath der Gräfin Maria von Hohenzollern, Tochter des Fürsten Johann von Hohenzollern-Sigmaringen, mit dem Freiherrn und nachmaligen Reichsgrafen P. A. v. Wollenstein (Tyrol).

S. 70—118. E. Locher, Die Herren von Neuneck. Urkundlicher Nachweis ihrer Glieder und Besitzungen. Regesten. [Forts. 1438—1482].

S. 119—122. Miscellen von Birlinger und H. Freih. v. Ow.

Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands mit besonderer Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens. Herausgeg. von R. Pick. VI. Jahrg., 5.—7. Heft. Trier 1880. 8.

S. 256—261. J. Schneider, Römerstraßen zwischen Maas und Rhein. Mit Karte.

S. 261—265. J. Schneider. Antiquarische Miscellen. — [Die Limesfrage, Landwehren u. s. w.] Mit Abbild.

S. 272—278. F. Philippi, Die Ausgaben der Stadt Minden im Jahre 1365.

S. 284—298. K. Menzel, Eine Zollrechnung von Oberlahnstein. 1464—1465. Forts.

S. 308—342. Kleinere Mittheilungen u. s. w. von J. Schneider, A. Kaufmann, K. Christ, M. Fuß, K. v. Veith, J. Pohl, Esser, Froitzheim und H. Düntzer.

Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln. 35. Heft. Köln 1880. 8.

S. 1—64. H. Cardauns, Regesten des Kölner Erzbischofs Konrad von Hostaden (1210) 1238—61. — [535 Nummern, als Ergänzung für die zur Kölner Domfeier erscheinende Festschrift über den Gründer des Domes.]

S. 65—92. A. di Miranda, Richard von Cornwallis und sein Verhältniß zur Krönungsstadt Aachen. — [Behandelt den Aufenthalt Richards in Aachen in den Jahren 1257, 1258 und 1262, seine der Münsterkirche geschenkten, zum Theil noch vorhandenen Krönungsinsignien und das von ihm erbaute ehemalige Rathhaus zu Aachen. Mit 2. Abbild.]

S. 93—133. Floß, J. K. Kratz, geb. zu Golzheim [bei Düren] 1698, als Märtyrer [Jesuiten-Missionar] gest. in Tongking 1737.

S. 134—155. J. H. Ennen, Blankenheimer Hofordnungen [aus dem 16. und dem Anfange des 17. Jahrhunderts].

S. 156—159. E. v. Oidtman, Schloß und Amt Godesberg verpfändet 1469.

S. 160—164. E. v. Oidtman, Haus Ertzelbach [im Kreise Jülich, 1492—1789].

S. 165—169. Koch, Ueber das Lehnsverhältniß der Eschweiler Burg.

S. 170—178. G. A. Stein, Die Familie von Siegen in Köln. — [Von dieser seit 1677 in Köln nicht mehr vorkommenden Familie wird besonders Arnold v. S. hervorgehoben, der „unter den Oberhäuptern und Magistratsmitgliedern der Stadt Köln unstreitig der hervorragendste und einflußreichste Mann während des ganzen 16. Jahrhunderts war."]

S. 179—186. Miscellen von A. G. Stein und Floß.

Baltische Studien. Herausgeg. von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. 30. Jahrgang. Stettin 1880. 8.

S. 1—56. R. Hannke, Cöslin und die letzten Caminer Bischöfe aus herzoglichem Stamme. — [Urkundliche Geschichte der Stadt Cöslin und der als evangelische Bischöfe zum Theil daselbst residirenden fünf Herzöge von Pommern 1556—1637.]

S. 57—100. v. Bülow, Wanderung eines fahrenden Schülers durch Pommern und Mecklenburg 1590. — [Auszug aus einem Zittauer Manuskripte, dessen Sachsen und das Magdeburgische betreffende Abschnitte bereits im Neuen Lausitzer Magazin und in den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg mitgetheilt worden sind.]

S. 101—134. Jahresbericht für April bis Oktober 1879 [enthält Nachrichten über die Pfahlbauten von Lübtow, Alterthümer, Münzfunde u. s. w. Mit 3 Tafeln Abbildungen].

S. 137—158. v. Bülow, Beiträge zur Geschichte des Staatsministers Paul von Fuchs. [Betreffen namentlich seine Thätigkeit als Kanzler des Herzogthums Hinterpommern, 1702—1704, und die Geschichte seiner Familie.]

S. 159—168. Lehmann, Chronologisches zu den Missionsreisen Bischofs Otto von Bamberg. — [Itinerarium für die erste Reise vom 20. April 1124 bis 25. März 1125 und für die zweite vom 31. März 1127 bis zur Ankunft in Usedom, 18. Mai 1127.

S. 169—183. Schlegel, Achter Brief Philipp Hainhofers [des bekannten Kunstfreundes] aus Augsburg an Herzog Philipp von Pommern, 1610.

S. 184—186. Graf Krassow, Fund [eines bisher unerklärten, in Abbildung dargestellten Geräthes von Eichenholz] im Torfmoor bei Gingst.

S. 186. Recept für ubermeßige Augenhitze [aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts].

S. 187—202. R. Hasenjäger, Bruchstück eines mittel-niederdeutschen Menologiums. [Mit 2 Tafeln Abbildungen in Farbendruck.]

S. 203—206. v. B., Ulrich von Dewitz verlehnt ... an Lubbeke von Köthen. 1385.

S. 207—209. v. B., Einquartierungskosten [für die Schweden] zu Greifenberg 1675.

S. 210. v. B., Ein Jagdschein vom Jahre 1547.

S. 214—216. Severin Frederici aus Arnswalde übergiebt der Lucie Rulows in Stettin sein Hausgeräth zur Aufbewahrung, 1538.

S. 217—236. v. Bülow, Ein drohender Kosackeneinfall 1625.

S. 237—245. v. Bülow, Die Allgemeine Deutsche Biographie und [die in den ersten 10 Bänden dieses Werkes behandelten] Pommern.

S. 246—260. v. Bülow, Geschichte der [1572 gegründeten] Apotheke in Barth.

S. 261—264. A. Vogel, Der Grabhügel bei Staffelde und das Dorf Delne. Mit 1 Tafel.

S. 265—276. v. Bülow, Beiträge zur Geschichte von Pölitz im 30jährigen Kriege.

S. 277—284. v. Bülow, Lieferungen zum Hofhalt Wallensteins 1627 ff.

S. 329—411. G. v. Bülow, Beiträge zur Geschichte des pommerschen Schulwesens im 16. Jahrhundert. — [Handelt von den lateinischen Schulen, der Deutschen und Schreibschule, der Mädchenschule und der Dorfschule, und bringt eine Anzahl bisher ungedruckter Schulordnungen u. s. w. bei.]

Neue Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen. Im Namen des mit der Königl. Universität Halle-Wittenberg verbundenen Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale herausgeg. von J. O. Opel. Band XV. 1. Halle 1880. 8.

S. 7—41. P. Wolters, Ein Beitrag zur Geschichte des Neuen Stiftes zu Halle. — [Ausführliche Nachricht über ein noch erhaltenes Breviarium dieses vom Kardinal Albrecht 1519 errichteten, 1541 von der Reformation erdrückten Stiftes.]

S. 42—52. Witschel, Der Name der Stadt Eisenach [ist nicht von Eisen, sondern von Eis abzuleiten].

S. 53—83. G. A. v. Mülverstedt, Heraldica spuria. — [Die Behelmung von Wappenthieren, insbesondere von Löwen, ist kein Zeichen der Herkunft aus nicht standesmäßiger Ehe. Als ein allgemein gebräuchliches Zeichen der Minderung eines Wappens stellt sich der Schrägbalken und insbesondere der Schräglingsbalken dar, für gewöhnlich um als Zeichen der jüngeren Geburt, der Linienabzweigung u. s. w., dann aber auch als ein Zeichen illegitimer Herkunft. An und für sich hat der Linksbalken diese Bedeutung nicht.]

S. 84—151. Wachter, Chronicalische Aufzeichnungen zur Geschichte der Stadt Halle vom Jahre 1464—1512.

S. 152—176. C. Menzel, Das Augustinerkloster in Sangerhausen [1227—1539].

S. 177—192. W. Schum, Acta varia Erfurtina inedita. — [13 Erfurter Urkunden aus den Jahren 1241—1525.]

S. 193—213. J. O. Opel, [Kursächsisches] Privilegium des Raths zu Merseburg vom Jahre 1569.

S. 214—226. Rothe, Die untergegangenen Dörfer im Kreise Zeitz.

S. 226—228. Miscellen [Plattengrab von Rothenschirmbach, Kr. Querfurt] von Größler.

Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. 15. Jahrg. 3. Heft. Herausgeg. vom Vorstande des Magdeburger Geschichts-Vereins. Magdeburg 1880. 8.

S. 215—245. R. Holzapfel, Des Großen Kurfürsten Festungsbauten in Magdeburg. — [Trotzdem der Westfälische Friede noch der Stadt Magdeburg das Befestigungsrecht zugesprochen hatte, mußte sich dieselbe doch schon 1666 zur Aufnahme einer brandenburgischen Garnison bequemen. Alsbald begannen auch die Festungsbauten des Kurfürsten, zunächst zur Verstärkung der alten Werke, seit 1679 aber auch, alles Einspruches der Stadt ungeachtet, die Anlegung der selbständigen Citadelle].

S. 245—274. Th. Wegener, Festgebräuche des Magdeburger Landes, aus dem Volksmunde gesammelt.

S. 275—295. F. Hülße, Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. Forts. [1524—1525].

S. 296—330. M. Krühne, Untersuchungen zur älteren Verfassungsgeschichte der Stadt Magdeburg. 1. Thl. Die Grundlagen der städtischen Entwickelung. I. Vorbemerkungen. II. Palatium, civitas, burgwardum. III. Die Gründung des Erzbisthums. IV. Das Erzbisthum von 973 bis 1018.

Altpreußische Monatsschrift. Neue Folge. Herausgeg. von R. Reicke und E. Wichert. 17. Bd. 5. und 6. Heft. Königsberg i. Pr. 1880. 8.

S. 385—416. B. Benecke, Beiträge zur Geschichte der Fischerei in Ost- und Westpreußen. Schluß.

S. 425—434. G. Kujot, Redzl-Raczans [Kirchdorf Reetz im Norden von Tuchel] und das Sabirs-Gebiet [der nördliche zwischen Braa und Schwarzwasser belegene Theil der Ordenskomturei Tuchel]. Eine geographische Untersuchung.

S. 435—462. St. Marouski, Einige linguistisch-historische Bemerkungen und Excurse anläßlich der Schrift Philippi's: „Die von der Marwitz".

S. 476 ff. Mittheilungen und Anhang von A. Rogge, G. Link, R. Reicke (Die leges communis convictus auf der Universität zu Königsberg und ein Speisezettel vom Jahre 1616) u. s. w.

Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. Jahrg. 1880. II.

1. Berlinische Chronik. Bogen 27—30. Fol. — [Enthält den Schluß der Zeit Johann Ciceros und den Anfang der „Geschichte der Reformation des Gottesdienstes und der christlichen Kirche in der Mark Brandenburg und in Berlin. 1517—1571."]
2. Schriften u. s. w. Heft XVII. E. Friedel, Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend. VI u. 113 Seiten 8. [Dies zugleich als Festschrift für den Berliner Anthropologenkongreß ausgegebene Buch ist bereits im 17. Jahrg. S. 576 besprochen.]

Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands mit besonderer Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens. Herausgeg. von R. Pick. 6. Jahrg. 8. u. 9. Heft. Trier 1880. 8.

S. 343—369. F. Hettner, Das römische Trier [topographisch und kunstgeschichtlich].

S. 369—385. H. Hüffer, Annette von Droste und ihre Novelle „Die Judenbuche" [mit Bezug auf eine Kriminalgeschichte vom Ende des vorigen Jahrhunderts].

S. 385—395. W. Stricker, Der 18. September 1848 in Frankfurt. — [Einzelheiten in Betreff der Niederwerfung des Aufstandes durch preußische, österreichische und hessische Truppen.]

S. 395—407. W. Crecelius, Metrische Inschriften aus dem Rheinlande.

S. 407—410. J. Schneider, Aliso. V. — [Die Annahme Hölzermanns und Deppes, daß Aliso das heutige Dorf Ringboke 1½ Meile westlich von Paderborn sei, ist zu verwerfen.]

S. 410—424. K. Menzel, Eine Zollrechnung von Oberlahnstein (1464—1465). Schluß.

S. 427 ff. Kleinere Mittheilungen u. s. w. von H. Düntzer, C. Mehlis, Esser, J. Schneider, K. Christ, A. Dederich, R. Goecke, Alt u. s. w.

Siebenundfünfzigster Jahres-Bericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Breslau 1880. XX und 473 Seiten. 8.

Enthält den Generalbericht über die Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im Jahre 1879. Die historische Sektion bietet eine kurze Inhalts-

angabe der innerhalb derselben gehaltenen Vorträge; von diesen beziehen sich auf preußische Geschichte:

S. 430. Grünhagen, Ueber die vergebliche Berufung des englischen Gesandten Lord Hyndford nach Olmütz (März 1742).

S. 430 f. Reimann, Ueber die Unterhandlungen des Prinzen Heinrich in Petersburg über Polen und die Türkei im Winter 1770/71.

S. 431. Reimann, Ueber den Ursprung der ersten Theilung Polens.

S. 432—435. Fechner, Ueber den Grafen von Hoym, [von welchem nachgewiesen wird, daß er „durch tendenziöse Publizistik und Geschichtsschreibung in schlimmeren Ruf gekommen, als er verdient", und daß „wenigstens Schlesien wenig Grund gehabt, sich über seine wirthschaftliche Verwaltung zu beklagen"].

S. 435—437. Fechner, Ueber die Flucht des Fürstbischofs von Breslau, Grafen Schaffgotsch, und die Sequestration des Bisthums.

Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. 8. Band. 3. und 4. Heft. Kassel 1880. 8.

S. 205—220. P. Stilling, Einige Bemerkungen zur Beleuchtung der Frage: Ob Papin 1707 bei seiner Schifffahrt von Kassel nach Minden die Kraft des Wasserdampfes als Motor gebraucht, oder nur durch Menschenhände die Räder seines Schiffes bewegt habe. — [Verfasser sucht die Anwendung der Dampfkraft zu beweisen.]

S. 221—227. E. Gerland, Das sogenannte Dampfschiff Papins. — [Verfasser zeigt, daß Papins Schiff auf der Fulda nicht durch Dampf bewegt wurde.]

S. 228—232. v. Apell, Ein Schreiben des Landgrafen Wilhelm IV. an den Magistrat von Straßburg [den Umbau der Straßburger Festungswerke betreffend. 1590.]

S. 233—296. Baron v. Stamford, G. E. von Wutginau. [Geb. in Bielau bei Oels 1674, † zu Raab 1736 als kaiserl. Feldmarschall-Lieutenant.]

S. 297—348. L. C. Schmincke, Schloß Boyneburg [von 1107 bis zu seiner Zerstörung 1637]. Mit einem Grundriß.

S. 349—369. A. W. Beyer, Geschichte der ursprünglich französisch-reformirten Waldenser-Gemeinde Waldensberg in Ysenburg-Wächtersbachischen [von 1699 bis zur Gegenwart].

Mittheilungen des Hanauer Bezirksvereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Nr. 6. Hanau 1880. 8.

S. 1—22. J. Rullmann, Geschichte der Freiherren von Trimberg, ehem. Schutzherrschaft über das Kloster Schlüchtern [1137—1376].

S. 23—31. G. Freih. Schenk zu Schweinsberg, Beiträge zur Genealogie der nach Hanau benannten Herrengeschlechter. Mit einer Uebersichtstafel.

S. 32 f. G. Freih. Schenk zu Schweinsberg, Zur Geschichte der Burgen Ronneburg und Rannenberg und ihrer Besitzer.

S. 34—57 und S. 211—213. R. v. Behr, Genealogie des Hanauer Grafenhauses. Mit Zusätzen von R. Suchier.

S. 58—81. R. Suchier, Weiteres über die Grabmäler der Grafen zu Hanau.

S. 82—122. W. Junghans, Geschichte des Dorfes Langenselbold.

S. 123—139. F. W. Cuno, Adam Hertzog, Inspektor der Kirchen und Schulen von Hanau-Münzenberg zu Ende des 16. Jahrhunderts.

S. 140—160. Eigentlicher wahrhaftiger Bericht der Belagerung Hanaw in anno 1635 geschehen und 1636 den 13. Juni wiederumb entsetzt und wie es hernach zugegangen ist. Handschrift, zum Druck befördert von F. W. Junghans.

S. 161—180. L. Neumüller, Hanauer Zustände vor 150 Jahren (1727 bis 1732).

S. 181—187. R. Suchier, Einige Inschriften.

S. 188—192. F. W. Junghans, Wilhelm Antonius, der erste [1594] Hanauer Buchdrucker.

S. 193—197. G. v. Rößler, Ausgrabungen am Salisberg [bei Hanau]. Fundbericht. Mit Abbildungen [römischer Reste].

S. 198—210. G. Wolff, Römische Wasserleitungen in der Umgebung von Hanau.

Jahrbücher und Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. 45. Jahrgang. Schwerin 1880. 8.

S. 3—20. F. Wigger, Bericht des Ibrahim ibn Jakub über die Slawen aus dem Jahre 973. — [Die Nachrichten, welche der Jude Ibrahim aus eigener Anschauung giebt, befinden sich in einer zu Konstantinopel aufbewahrten arabischen Handschrift des 11. Jahrhunderts. Er ist von Merseburg nach Mecklenburg gereist und hat die Elbe auf einer Brücke unterhalb Havelberg, etwa bei Quitzöbel überschritten. Von den Preußen sagt er: „Sie wohnen am Meere und sprechen eine besondere Sprache, während sie die ihrer Nachbarn nicht verstehen. Sie sind bekannt wegen ihrer Tapferkeit. Kommt ein feindliches Heer in ihr Land, so warten sie nicht auf einander, bis sie vereinigt sind, sondern jeder stürmt auf den Feind los, ohne sich um jemand zu kümmern, und haut mit seinem Schwerte, bis er fällt. Oftmals kommen namentlich die Russen (d. h. Normannen) von Westen her zu Schiff in ihr Land, um zu plündern."]

S. 53—176. F. Wigger, Aus dem Leben Herzog Friedrichs des Frommen bis zu seinem Regierungsantritt. — [Enthält auf S. 87 ff. Notizen über den preußischen Hof im Jahre 1739 und auf S. 116 ff über den Dienst des mecklenburgischen Prinzen Ludwig beim Regimente Prinz Heinrich in Potsdam, 1743—1744.]

Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. V. Band. Nr. 4. Mai 1879. Frankfurt a. M. o. J. 8.

S. 561—564. Fünf Frankfurter Urkunden und Urkunden-Regesten, mitgetheilt von Euler, G. Wolff und Grotefend.

S. 567—634. Miscellen von F. Schneider, Grotefend, Crecelius, F. Falk, H. Grevy und W. Stricker.

v. Oven und L. Oelsner, Die Entwicklung der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse und deren Hülfswissenschaften (Polytechnische Gesellschaft) in Frankfurt a. M. Zwei Vorträge. An Stelle des Neujahrs-Blattes den Mitgliedern des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. dargebracht im Jahre 1879. Frankfurt a. M. 1879. 21 Seiten 4. mit 2 Tafeln Abbildungen.

v. Oven und Becker, Die Kapelle der H. Katharina auf der Mainbrücke zu Frankfurt, mit [32] gleichartigen Stiftungen des christlichen Mittelalters zusammengestellt. Neujahrs-Blatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. für das Jahr 1880. Frankfurt a. M. 1880. 26. Seiten 4. mit 2 Tafeln Abbildungen

Philipp Joseph v. Rehfues.

Ein Lebensbild.

Vorwort.

Die Säkularfeier des bedeutenden Mannes, mit welchem sich die nachfolgenden Blätter beschäftigen, hatte den Wunsch nach einer ausführlichen, auf echten Quellen beruhenden Biographie desselben hervorgerufen.

Archivrath Dr. Kaufmann, welcher, unter Rehfues Augen aufgewachsen, demselben ein pietätvolles Andenken bewahrt, übernahm dieselbe, wurde jedoch in Folge anderweitiger, namentlich dienstlicher Abhaltungen genöthigt, einem Freunde, der gleichfalls Rehfues gekannt und hochgeschätzt, die Weiterführung zu übergeben. So rühren die Abschnitte I—III. von Kaufmann her, die Abschnitte IV. und V. jedoch von diesem Freunde, der sich indessen bemüht hat, möglichst in Stil und Ton seines Vorgängers weiterzuarbeiten. So hat das vorliegende Lebensbild zwei Verfasser; als dritten und eigentlichen aber kann man füglich, was die beiden ersten Abschnitte betrifft, Rehfues selbst bezeichnen, da sich Kaufmann vorzugsweise an eine Autobiographie desselben, die sich im Nachlasse vorgefunden, halten konnte und, wo immer möglich, ihn selbst zur Sprache kommen ließ. Unsere Arbeit hat somit drei Verfasser, und dies ist der Grund, weshalb sich kein Einzelner als solchen nennen darf.

Möge dieselbe mit Wohlwollen aufgenommen werden und das Andenken an einen interessanten, nach manchen Seiten hin verdienten Mann erneuern!

Erster Abschnitt.

Jugendleben in Tübingen.

(1779—1801.)

Philipp Joseph von Rehfues wurde geboren zu Tübingen am 2. Oktober 1779. Sein Vater, Johann Jakob Rehfues,[1]) bekleidete

[1]) Geb. 1740, gest. im Januar 1821; seine Gattin folgte ihm bereits im folgenden Jahre.

die bedeutendsten Munizipalämter der Stadt, war lange Jahre hindurch Bürgermeister, Polizeiinspektor, Obherr mehrerer Zünfte und hat sich besonders nach der Feuersbrunst im Jahre 1789 [1]) bei Vertheilung der ihm anvertrauten Gaben durch Umsicht und Rechtlichkeit große Verdienste um die Stadt erworben. Seine Gattin, eine geborene Büchsenstein von Altingen, war eine Frau von trefflichem Charakter, fromm und häuslich, eine echte deutsche Hausmutter aus der guten alten Zeit des Württemberger Landes. [2])

Unter ihren Augen wuchs der junge Rehfues auf, gleich weit von Ueberfluß und Mangel, von Rohheit und Ueberbildung, in Mitte von einfachen häuslichen und öffentlichen Tugenden und unter Sitten, die noch viel von dem patriarchalischen Leben der früheren Tage behalten hatten; nicht durch das Gefühl einer vom Glück gemachten Lage verzogen, aber auch nicht durch das Gefühl ökonomischer Beschränktheit niedergedrückt; und wie die ersten Jugendanschauungen auf die innere Entwickelung jedes begabten Menschen von weitgreifender Bedeutung sind, so möchten wir auch in den Eindrücken, welche Rehfues aus und in den Tübinger Zuständen jener Periode in sich aufgenommen hat, den Keim von Manchem zu finden glauben, was später im Manne zu fester Gestaltung gekommen ist.

„Unter anderen Munizipalstellen meines Vaters", erzählt er in seiner Autobiographie, „muß ich noch derer des Obherrn mehrerer Zünfte erwähnen. Es waren gewissermaßen die Protektorate der Zünfte in dem Stadtmagistrat. Die sogenannten Laden der Bäcker, der Fleischer, der Schneider u. a. wurden in unserem Hause aufbewahrt und an den Zunfttagen mit Feierlichkeit auf die Handwerksstube abgeholt und wieder zurückgebracht. In den länglichten Kasten, die wohl verschlossen und zum Theil künstlich gearbeitet waren, befanden sich mancherlei Dinge von Werth, besonders Pokale von Silber und Gold und von alter schöner Arbeit, die ich oft rühmen hörte. Diese Schätze wurden mir zuweilen von meinem liebevollen Vater gezeigt, und es däuchte mir keine geringe Ehre für ihn, wenn die verschiedenen Zünfte mit fliegenden Fahnen und Musik vor unser Haus gezogen kamen, ihrem Obherrn ein dreifaches Vivat brachten und die Gläser, mit denen es geschehen war, hoch in die Luft schleuderten. Diese Zunfttage wurden immer mit großen Schmäusen und Tanzfesten gefeiert, bei welchen der Obherr nicht fehlen durfte. Mein Vater war ein

---

[1]) S. hierüber Eifert, Geschichte und Beschreibung der Stadt Tübingen. 196—198.

[2]) Die Familien, aus welchen der Minister v. Schleyer in Stuttgart und der Militärbaumeister Klumpp in München hervorgegangen sind, gehörten zu den nächsten Verwandten des Hauses.

schlechter Esser und Trinker und paßte nicht zu solchen Gelegenheiten. Er verließ sie auch meistens nach ein paar Stunden. Wenigen Andern würde verziehen worden sein, was ihm die allgemeine Liebe und Achtung, worin er bei den Bürgern stand, zu gut hielt."

Wir werden später sehen, daß Rehfues als Schriftsteller für die Zünfte, beziehungsweise deren zeitgemäße Umgestaltung, nicht aber Aufhebung, manches gewichtige Wort gesprochen hat, und die hohe Achtung, welche er stets dem gediegenen Handwerkerstande bewiesen, steht gewiß mit jenen früheren Einblicken in das Leben und Treiben des Gewerkes in Zusammenhang.

Unter dem Vater Rehfues als Polizeiinspektor standen die Bettelvögte, welche ihm die Bettler und überhaupt alle Reisenden, die einer besonderen Aufsicht zu bedürfen schienen, zuführten — ein Umstand, wodurch die Beobachtungsgabe des Sohnes früh geweckt wurde und seine spätere Vorliebe für Schilderung origineller Volksscenen oder wunderlicher Figuren aus den niederen Gesellschaftsschichten sich zum Theil erklären läßt. „Oft", so heißt es in der Autobiographie, „befanden sich Juden darunter, welche damals noch unter dem tiefsten Druck früherer Jahrhunderte lebten. Länger als einen Tag wurde keiner geduldet; ein Wirthshaus würde sie schwerlich aufgenommen haben, und so brachte man sie in dem sogenannten Bettelhause unter. Welche häßlichen, zerlumpten, schmutzigen Gestalten waren diese Juden dazumal! Es waren Karrikaturen; denn die Lebhaftigkeit, die Kriecherei, die Spaßhaftigkeit dieser armen Teufel ließen dem Mitleiden keinen Raum." Aber auch der Bettelvogt, „der, selbst wenig mehr als Bettler, keinem Bettler weh gethan," war eine Karrikatur, was jedoch der Knabe vergaß, wenn der gute Mann ihm von seinen Feldzügen erzählte oder sonst eine Freude machte. In der kleinen weiß getünchten, ärmlich eingerichteten, aber sauber gehaltenen Stube desselben traf Rehfues öfter einen verunglückten Künstler, welcher geschickt in Wachs bossirte, auch in Wasserfarben portraitirte und ein besonderes Talent besaß, originelle Erscheinungen aus den niederen Volksklassen aufzufassen und darzustellen.[1]) Der Mann hatte übrigens im damaligen Tübingen ein reiches Feld in Bezug auf diese letztere Art seiner Thätigkeit, besonders scheint der Lehrerstand, zunächst der der katholischen Schule, zu den Stadtoriginalen sein reiches Kontingent gestellt zu haben. Rehfues erzählt in seiner Autobiographie manchen komischen Zug aus dem Kreise dieser Pädagogen,

[1]) Der Verfasser dieser Mittheilungen besitzt ein von jenem Künstler verfertigtes Wachsbild, das einen alten Bettler und seine Frau darstellt. Die Auffassung ist eine höchst charakteristische, gepaart mit feiner Ausführung in Gesichtszügen und Gewandung.

unter welchen Einer, wenn er Durst hatte, seine Frau mit den Worten in den Keller schickte: „O Du, Geringere als ich, gehe hinunter in den untersten Theil meines Hauses und hole mir, woran ich meine Seele labe!“ [1])

Während sich in Haus und Schule die Beobachtungsgabe des Knaben in Bezug auf Menschen und menschliche Zustände übte, bot sich der Phantasie desselben ein Spielraum im alten (später für die Universitäts-Bibliothek hergerichteten) Schlosse Hohen-Tübingen, „das zwar in tiefem Verfalle lag, aber der Einbildungskraft nur um so mehr Nahrung gewährte.“ „Die Straße, welche hinaufführte,“ erzählt uns Rehfues, „war sehr steil und lief unter einer Bastion von alterthümlicher Form über den ersten Graben weg nach der Brücke des zweiten, wo auf Thorgewölben zween kolossale steinerne Männer in vollem Harnisch standen und mit gespannten Bogen und aufgelegten Pfeilen die Nahenden bedrohten. Die Bedeutung, welche das Schloß in der Württembergischen Geschichte hat, war uns Knaben wohl bekannt, und wir lasen mit besonderem Interesse von Johann Osiander, der, Gelehrter, Geistlicher und Staatsmann, auch als Soldat die Feste sehr tapfer gegen die Franzosen vertheidigt hatte.[2]) In dem ganzen Gebäude war schwerlich eine Stelle, die ich nicht mit meinen Kameraden erforscht hätte. Am meisten zogen uns die unterirdischen Räume an, welche von großem Umfang und ganz unbenützt, ja zum Theil unbekannt schienen. Wir machten wahre Entdeckungen darin, und es steht mir noch lebhaft im Gedächtniß, wie wir eine halbverschüttete Treppe fanden und auf derselben, nicht ohne Gefahr, in einen ungeheuren Kellerraum gelangten, der einige Zoll Wasser hatte. Hier entdeckten wir den Brunnen, von dem wir oft geheimnißvoll sprechen gehört, daß er im Schlosse sei und in seiner Tiefe noch unter das Bett des Neckars hinunterreiche. Unsere weiteren Forschungen führten uns in einen Keller, in welchem zuweilen herzogliche Weine gelagert wurden. Ein für unsere Vorstellungen kolossales Faß ersetzte uns das Heidelberger Faß; doch wagte Keiner von uns, in die geräumige Oeffnung hineinzukriechen. Es war die Zeit der Ritterromane, zu denen diese Wanderungen im alten Schloß vortrefflich paßten.“

Ein anderer Punkt, welcher früh die Aufmerksamkeit des Knaben fesselte,

---

[1]) Uebrigens eine Anekdote älteren Datums, welche hie und da mit Variationen auf passende Persönlichkeiten übertragen wurde. So heißt es z. B. in des alten Joh. Balth. Schupp „Teutschem Lehrmeister“: Jener Phantast wollte zu seinem Jungen sagen, daß er ihm die Stieffeln ausziehen solte; da sagte er: „Du, der du geringer bist als ich, entledige meinen Untertheil deß Leibes von der übergezogenen anatomirten Haut!“

[2]) Bei dem Einfall der Franzosen 1688. S. den Abschnitt bei Eifert, a. a. O. 169—180: „Johann Osiander als diplomatischer Retter der Stadt in den Franzosenkriegen.“

war die Stadtkirche mit ihren Monumenten und Glasmalereien an den Fenstern des Chors. Aber auch einer der Prediger zog ihn in diese Kirche, der später als Hofprediger nach Stuttgart berufene Dogmatiker Christian Gottlob Storr.[1] „Die Persönlichkeit des mageren, kränklichen Mannes," heißt es in der Autobiographie, „hatte einen Ausdruck von Verstand, von Milde und Seelengüte, daß er zugleich Liebe und Ehrfurcht gewann. Sein Gesicht schwebte mir vielleicht in einer Figur vor, welche viele Leser meines Scipio Cicala ganz besonders angezogen hat. Der Pomponio dieses Buches könnte mit des seligen Storrs Gesichte gemalt werden."

Die Vorliebe für alte Bauwerke, an die sich geschichtliche Erinnerungen knüpften, machte den Knaben auch mit den geheimnißvollen und schaurigen Traditionen bekannt, wie sie sich namentlich an ehemalige Klostergebäulichkeiten anzusetzen pflegen. Von Seiten der Eltern wurde der Aberglaube bekämpft, aber wie immer bildeten Mägde und sonstige Untergebene das Medium, ihn der kindlichen Phantasie zuzuführen. „Die Wirkung solcher Erzählungen," bemerkt Rehfues, „war so nachhaltig, daß ich noch zur Stunde nicht an Gespenster glaube, mich aber doch zuweilen vor ihnen fürchte" — eine Aeußerung, welche an eine von Friedrich Wilhelm IV und Radowitz erzählte Anekdote erinnert. In metrischem Gewande lautet sie:

Sie saßen auf des Stolzenfels Altan
Und sprachen viel vom Geist und auch von Geistern;
Der König sprach: „Ich glaube nicht daran
Und kann mich doch der Furcht nicht ganz bemeistern,
Wie steht's mit Euch, mein General?" — „Herr, ich?
Ich glaub' daran, doch nimmer fürcht' ich mich."

„Dieser Gespensterglaube," heißt es weiter, „hatte auch seine gute, seine hochethische Seite. Er bemächtigte sich z. B. der Irrlichter und machte sie zu Feldmessern, die umsonst die ewige Ruhe auf den Feldern suchten, welche sie falsch gemessen hatten. Ich erinnere mich eines anderen warnenden Beispiels von strafender Gerechtigkeit, welche der Aberglaube an einem bekannten Geizhals meiner Vaterstadt ausübte. Er war Kaufmann und bekleidete auch eine Zahl kleiner Aemter der Stadt. Man wollte wissen, daß er sie zu seinem Privatnutzen mißbrauchte; gewiß ist, daß die Thätigkeit des Mannes den kleinsten Gewinn nicht verschmähte, und er von Zartgefühl in solchen Dingen keine Ahnung hatte. Als er starb, wollte man von einem für seine Lage ungeheuren Vermögen wissen, das er hinterlassen. Statt es mit einem langen Leben voll Rührigkeit, Schmutz und Filzigkeit zu erklären,

---

[1]) Ueber diesen bedeutenden Mann s. Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen, 216 ff., wo ein längerer Abschnitt die „Storrsche Schule" behandelt.

suchte man die Quelle seines Reichthums in einer indisch-holländischen Erbschaft, die er sich für einen seiner Mündel betrügerisch angemaßt. Dafür konnte er auch nach seinem Tode nicht zur Ruhe kommen. Die Familie, hieß es, half sich damit, daß sie einen Kapuzinermönch von Rottenburg kommen ließ, welcher das Gespenst bannte. Von da an ging es auf der Stadtmauer um, wo man den Todten oft, wie er leibte und lebte, gesehen haben wollte. Der Kapuziner mußte noch einmal helfen und trug ihn in eine einsame Waldgegend der Nachbarschaft, wo er allmählich vergessen worden sein mag." [1])

„Eine andere Geschichte, von der man viel munkelte, machte einen noch tieferen Eindruck auf mich. In einem Walde nahe der Stadt sollte, in einen feinen scharlachenen Mantel gehüllt, ein frisch abgehauener Menschenkopf gefunden worden sein. Ob es nun ein Märchen war, das in den Vehmgerichten der damaligen Ritterromane seinen Ursprung hatte, es wurde mir geheimnißvoll von einem meiner Kameraden erzählt. Ich theilte es mit gleicher Vorsicht einigen Andern mit und fand, daß es ihnen nicht neu war." [2])

Aber auch die Wirklichkeit beschäftigte den geistvollen empfänglichen Knaben. Die Durchgrabung des Bergrückens bei Tübingen, das Collegium illustre, das evangelische Stift im Augustinerkloster u. A. erregten früh seine Aufmerksamkeit und weckten seinen Stolz auf ein Vaterland, das so viel für die Wissenschaften gethan und deshalb auch eine so große Anzahl von geistvollen und gelehrten Männern aufweisen konnte. Selbst an akademischen Festlichkeiten nahm der junge Rehfues, seine eigene künftige Stellung zu einer deutschen Hochschule wie ahnend, frühzeitig schon lebhaften Antheil, und einzelne Professoren, wie der Arzt Wilhelm Gottfried Ploucquet, [3]) ein imposanter würdevoller Mann, oder der kleinere, etwas gebückt, aber kräftig in seinen knarrenden Schuhen einherschreitende Kanzler Schnurrer [4]) prägten sich dem Gedächtniß lebhaft ein, letzterer namentlich

---

[1]) Als Rehfues später im Siebengebirge begütert war, konnte er eine ähnliche Geschichte hören, wie der Bonner Hofprediger Pater Paulinus den Geist des kurkölnischen Ministers v. Belderbusch in einem Sack nach dem Siebengebirge geschleppt hat. Von diesem Spukgeist hat sich die Tradition lange erhalten und ist vielleicht jetzt noch nicht erloschen.

[2]) Rehfues erzählt im Anschluß hieran auch folgenden Volksglauben: „Gegen der Knaben Gewohnheit trat ich keinen Schuh über, sondern trat die Sohlen in der Mitte zu einem so schönen runden Loch aus, daß Mägde und Schuster schworen, ich müsse dereinst ein reicher Mann werden, da ich lauter Dukatenlöcher austräte."

[3]) † 1814, der Sohn des Philosophen Ploucquet. Auf einem Bogen mit Notizen zur Autobiographie hebt Rehfues die Gelehrsamkeit, den eminenten bon sens, den tüchtigen praktischen Blick, den scharfen und trockenen Witz dieses Mannes hervor. Vgl. auch Klüpfel a. a. O. 250.

[4]) Der berühmte Orientalist, Klüpfel a. a. O. 213, 214

in dem Moment, „wenn er sich an seinem Platz erhob, mit den kleinen, von Geist und Schlauheit leuchtenden Augen umherblickend die Stimme erhob, um caesarea potestate, wie hinzuzufügen nie vergessen wurde, die Autorisation zu Ertheilung der akademischen Würden auszusprechen. Es geschah immer mit zierlichen Wendungen, oft mit witzigen Anspielungen, immer mit Maß und Würde."

„Den höchsten Glanz gewannen diese Festlichkeiten, wenn der Herzog Karl selbst ihnen beiwohnte. Er saß dann auf seinem Thron als Rector magnificus und nahm wohl auch selbst einmal das Wort. Ich sehe ihn mit dem feinen, scharfen Blick, dem gebieterischen, fürstlichen Ausdruck in Gesicht und ganzem Wesen noch immer vor mir. Er war allmählich ein musterhafter Regent geworden, aber die Liebe seines Volkes hatte er nicht mehr gewinnen können. Sein Nachfolger Ludwig[1]) wurde mit Jubel begrüßt. Welch ein Freudentaumel bei seiner Huldigung! Er nahm sie in Tübingen persönlich von dem Balkon des Rathhauses herab vor, und unvergeßlich ist mir dieser Akt geblieben. Der ganze Markt mit den Bürgern bedeckt, alle angethan mit ihren schwarzen Mänteln,[2]) wie sich diese Hände auf einmal zum Schwur emporhoben und die kräftigen Männerstimmen die Eidesworte wiederholten, die ihnen der Stadtschreiber vorlas."

Ueber den Herzog Karl lesen wir noch ferner in der Autobiographie:

„An einem schwülen Sommerabend brach Feuer in Tübingen aus, welches die ganze Nacht hindurch wüthete und einen großen Theil der Stadt in Asche legte. Der Morgen war noch nicht angebrochen, so traf der Herzog schon mit seiner Gemahlin zur Hülfe ein. Er kam nicht nur, um die Lösch- und Rettungsanstalten kräftig zu beleben, sondern auch, um dem Feuer seine Grenze zu setzen.[3]) Zu diesem Zweck umging er das bedrohte Stadtquartier und bannte das Feuer durch geheimnißvolle Sprüche. Die Herzogin[4]) griff anders ein und stellte sich in eine der Ketten, welche man gebildet hatte, um sich die gefüllten Wassereimer zuzubieten. Das Feuer war in dem Hause des berühmten Philosophen Ploucquet[5]) entstanden und er selbst

---

[1]) Ludwig Eugen, 1793—1795.

[2]) Der Mantel war bei allen Festlichkeiten, Huldigungen &c. das Ehrenkleid des Bürgers.

[3]) Vgl. A. Kaufmann, „Das Hohenlohesche Feuerbesprechen", in der Zeitschrift Würtemb. Franken. V, 1861. S. 459 ff.

[4]) Die Hohenheim. S. auch Eifert a. a. O. 197.

[5]) Gottfried Ploucquet (1716—1790). „Dieser Mann," heißt es bei Rehfues weiter, „war auch einer der Charaktere, die aus unserer Zeit verschwunden sind. Sehr bedeutend als Denker, spielte er am Hofe des Herzogs manchmal die Rolle, die von den Hofnarren auf die Taubmanne übergegangen ist. Man erzählte eine Menge seiner

nur mit Mühe gerettet worden." Rehfues meint hier den schon oben erwähnten Brand vom 9. September 1789, und auch Eifert, der Geschichtschreiber der Stadt Tübingen, bemerkt in seiner Schilderung dieses Unglücksfalles, das Volk habe geglaubt, der Herzog hätte dem Brand sogleich wehren können, wenn es nur möglich gewesen wäre, ihn zu umreiten.

Man sieht, wie auch im Volksaberglauben das Patriarchalische noch herrschte.

Unterdessen stellte sich bei dem jungen Rehfues der Zeitpunkt ein, in welchem die Wahl des künftigen Berufes zur Sprache kam. Lebhaft beseelt von dem Wunsche, die Welt zu sehen, entschied er sich anfangs für den Kaufmannsstand; plötzlich aber änderte er seinen Entschluß und äußerte Neigung zum theologischen Studium, eine Neigung, welche dem Vater zusagte, da der Stadtmagistrat drei nicht weit entlegene, für gute Pfründen geltende Pfarreien (Derendingen, Weilheim und Küsterdingen) zu besetzen hatte. Es stellten sich jedoch manche in den damaligen Schuleinrichtungen Württembergs begründete Schwierigkeiten entgegen. Wer das Stift in Tübingen beziehen wollte, mußte zuvor zwei Klosterschulen durchgemacht haben, von denen eine auf das Alter von 13 und 14, die andere auf das Alter von 16 und 17 Jahren berechnet war. Hierin lag die Nothwendigkeit, daß man sich für den geistlichen Beruf noch in den Kinderjahren entschließen mußte. Rehfues war aber bereits 16 Jahre alt, als er jenen Entschluß faßte, und der übliche Bildungsweg war ihm somit abgeschnitten. Man stand im Begriff, ihn auf das Gymnasium nach Stuttgart zu schicken, von wo aus gleichfalls die Aufnahme ins Stift erfolgen konnte, als sein Vater von einem dritten, freilich etwas eigenthümlichen Wege, das gewünschte Ziel zu erreichen, Kunde erhielt; die hierzu nöthige Haupteigenschaft war — eine gute und ausgebildete Singstimme. Eine solche besaß Rehfues, und so wurde er denn als „Singknabe" ins theologische Stift aufgenommen.

„Merkwürdiger Weise," schreibt er hierüber, „ist mir von diesen Musikaufführungen Niemand im Gedächtniß geblieben, als der unglückliche Hölderlin. Er spielte die erste Violine, und ich hatte als erster Sopran neben ihm meine Stelle. Seine regelmäßige Gesichtsbildung, der sanfte Ausdruck seines Gesichts, sein schöner Wuchs, sein sorgfältiger reinlicher Anzug und jener unverkennbare Ausdruck des Höheren in seinem ganzen Wesen sind mir immer gegenwärtig geblieben. Er war zehn und mehr Jahre älter als ich.[1]) Ich bin ihm nicht näher gekommen und ich habe ihn

Witzworte, deren kühne Wahrheiten ihm die Achtung retteten, die in der Lustigmacherei verloren zu gehen pflegt." Vgl. Klüpfel a. a. O. 200; Eifert a. a. O. 196.

[1]) Hölderlin ist geboren am 29. März 1770. Rehfues scheint sich, wie in Bezug auf den Altersunterschied, so auch bezüglich der Zeit, da er mit Hölderlin

später nie wiedergesehen. In meinem Gedächtniß steht er mit der Violine in der Hand und dem Ausdruck der nickenden Hinwendung zu mir, wenn ich mit meiner Stimme einhalten sollte."

Die Unterrichtsgegenstände, deren Kenntniß sich der Jüngling auf dem Gymnasium in Stuttgart erworben haben würde, mußten nun durch Privatlehrer mitgetheilt werden. Rehfues beklagt, daß diese seinen Neigungen zu sehr nachgegeben und die sprachliche Grundlage der klassischen Studien vernachlässigt hätten. Fehlte es ihm aber auch an Sicherheit im Linguistischen, so bildete sich dagegen der Geschmack, und man kann wohl behaupten, Rehfues sei in Wesen und Geist des Alterthums, in das Verständniß seiner Kunst und Poesie tiefer eingedrungen, als mancher Philologe von Fach. Schon seine erste literarische Produktion, die wir später besprechen werden, bietet hiefür den Beweis. Neben den klassischen Dichtern — sie wurden stark vor den Prosaikern bevorzugt — beschäftigte er sich mit Shakespeare, dessen Julius Cäsar er für eine Darstellung mit Altersgenossen zuschnitt; bei der Aufführung gefiel indessen dieses Stück weniger, als der „lustige Schuster" von Weiße, den dieselbe jugendliche Bande in Scene gesetzt hatte. Von deutschen Schriftstellern übten Sturz, Lessing und, durch des letzteren „Laokoon" vermittelt, Winkelmann, sodann Herder und Wieland den größten Einfluß auf den Jüngling aus. Die von Herder veröffentlichten Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie reizten zu ähnlichen Versuchen; von Wieland sagten die metrischen Dichtungen weniger zu, als die Romane, unter denen wieder „Agathon" und „Peregrinus Proteus" am meisten anzogen.

Im Französischen wurde Rehfues zuerst durch einen Jesuiten, einen Mann von „sanftem und liebevollem Wesen", dann, als dieser von Stuttgart aus verwiesen worden, durch einen Emigranten unterrichtet. Zur Mathematik, wie hoch auch der Vater diesen Lehrgegenstand stellte, zeigte der Jüngling wenig Neigung; die Musik trieb er noch dem Vater zu Liebe, aber im Stillen seufzte er „wie Benvenuto Cellini über das verfluchte Hörnchen."

---

musizirte, zu irren. Als Rehfues seine höheren Studien begann, hatte Hölderlin längst die Universität Tübingen verlassen; die Begegnung zwischen ihm und Rehfues muß also bei früheren musikalischen Aufführungen stattgefunden haben, an welchen letzterer, bevor er „Singknabe" geworden, bereits Antheil genommen hatte. Fehlte es nämlich unter den Zöglingen des Stifts, welche die Kirchenmusik besorgten, an der erforderlichen Zahl der Singstimmen, so wurden Sänger aus der Stadt zugezogen, und so schlüpften öfters junge Tübinger ins Seminar, ohne in den öffentlichen Lehranstalten die gehörige Vorbildung erhalten zu haben. Uebrigens galt dies als Mißbrauch und Rehfues der letzte gewesen, welcher auf diesem Wege im Seminar Aufnahme fand. (Gütige Mittheilung des Herrn Bibliothekars Prof. Dr. Klüpfel.)

„Um diese Zeit endeten die halkyonischen Tage, deren sich Württemberg seit einer Reihe von Jahren erfreut hatte.“ Der Reichskrieg wurde beschlossen, und von allen Seiten setzten sich Truppen in Bewegung; an Durchmärschen und Feldlagern konnte sich die Neugierde Genüge thun; man freute sich des vielen Geldes, welches dadurch in Umlauf kam, und wiegte sich in Siegeshoffnungen. Aber das Unglück ließ nicht lange auf sich warten, und wie man den Franzosen hochmüthig und des Erfolges gewiß entgegengezogen war, floh man jetzt vor ihnen mit panischer Furcht. In der Nacht vom 23. auf dem 24. Juni 1796 hatte Moreau bei Kehl den Rhein überschritten. Die Kaiserlichen wurden hinter die Murg zurückgedrängt, und Erzherzog Karl mußte, weil sich hinter ihm Jourdan in Bewegung setzte, die Rheingegenden, Schwaben und Franken dem Gegner überlassen. Im Hause des Bürgermeisters Rehfues hatte man schon geplant, den Sohn und die Tochter nach Ulm zu bringen. Als aber die gefürchteten Republikaner endlich erschienen, schwand bald der Schrecken; man staunte über die unter ihnen herrschende Disziplin und fand, daß sie in Bezug auf Verköstigung weit leichter zu befriedigen seien, als die Oesterreicher. Wie anderswo [1]) fehlte es den französischen Truppen namentlich an Schuhwerk, und Rehfues erinnert sich sogar eines Generals, der in schmucker Uniform mit glänzenden Epauletten barfuß einherging.

„Mit den ersten Siegen der Franzosen brach eine größere Freiheit der Ansichten ein; in religiösen Dingen hatte ihre Literatur schon hinlänglich gewirkt; nun verbreiteten ihre radikalen Aenderungen aller Zustände und besonders die Verhandlungen ihrer großen Staatskörper, in welchen alle Fragen des politischen und bürgerlichen Lebens besprochen wurden, eine Menge guten und falschen Lichtes über die wichtigsten Theile des innern und äußeren Rechts der Völker, so daß alle Zustände, unter welchen man bisher behaglich gelebt hatte, und deren mangelhafte Seiten durch Gewohnheit oder Unkenntniß des Besseren erträglich geworden, der strengsten Prüfung und einer häufig allzuscharfen, ja maßlosen Kritik verfielen. Nach dieser neuen Auffassung fand man jetzt überall nichts, als alte mißbräuchliche Institutionen, die auf Kosten der heiligsten Menschenrechte entstanden, selbst für diejenigen, welchen sie zum Vortheil gereichten, sich überlebt haben sollten. Die Franzosen fanden namentlich unter der jüngeren Generation die eifrigsten Bewunderer und bereitwilligsten Nachahmer [2]); es

[1]) Z. B. in Bonn: Eine Augenzeugin erzählte, man habe französische Soldaten sehen können, welche ohne Strümpfe, ein Paar Schachtelbrettchen unter die Füße gebunden, bei Schnee und Eis lustig pfeifend auf dem Wachtposten gestanden.

[2]) Wie die Ideen, welche die französische Revolution in Umlauf gebracht, auf den Geist im Stipendium eingewirkt, schildert sehr anziehend und lebendig Klüpfel a. a. O. 268 ff.



war sehr ernstlich von einer Donaurepublik die Rede, und Männer, welche später bedeutende Rollen in ganz anderem Geiste gespielt haben und als eifrigste Monarchisten gestorben sind, waren damals in geheime Pläne verstrickt, die vielleicht zur Ausführung gekommen wären, hätte Moreaus Glücksstern über den Napoleons den Sieg davon getragen." [1])

Rehfues gesteht offen, daß auch ihn für einige Zeit die Schwärmerei für die neuen Ideen ergriffen, die aber bei der schauderhaften Wendung der Revolution rasch einer besonnenen Auffassung der großen Welthändel und einer nüchternen Beurtheilung staatlicher und bürgerlicher Zustände gewichen sei.

In dieselbe Periode fällt auch eine bedeutende literarische Phase: die gemeinschaftliche Thätigkeit Schillers und Goethes. „Welch ein Ereigniß für uns", erzählt Rehfues, „war damals ein Musenalmanach von Schiller, ein neues Heft seiner Horen! Noch steht der Augenblick lebendig vor meiner Seele, wie einer meiner Freunde den ersten Almanach von ihm in die Kirche brachte. Gezwungen durch unsere klösterliche Disziplin, jedem Sonntagsgottesdienste beizuwohnen, rächten wir uns durch die entschiedenste Gleichgültigkeit dagegen. Jeder hatte ein Buch, in welchem er während der Predigt las, und wir thaten uns so wenig Zwang an, daß wir unmittelbar hinter den Aufsehern sitzend diese Ungebühr zur Schau trugen. Es muß ein großes Aergerniß für die Gemeinde gewesen sein, wenn sie über hundert junge Leute, fast den ganzen Nachwuchs der Geistlichkeit des Landes, auf einer Emporbühne zusammensitzen und an dem Gottesdienst auch nicht den geringsten Antheil nehmen sah. Nun wurde es noch schlimmer. Die Bänke leerten sich, um dem Glücklichen näher zu rücken, welcher den Musenalmanach hatte. Aber das genügte nicht mehr, und wir verloren uns allmählich in das anstoßende Gewölbe hinter der großen Orgel, wo die Bälge getreten wurden. Hier saß der Kalkant an einem großen Kohlenbecken, das er für den Organisten bereit hielt; denn es war ein kalter Dezember- oder Januarmorgen. Wir drängten uns um das Becken herum, und die Gedichte des Almanachs wurden laut vorgelesen. Ich meine mich zu erinnern, daß der Taucher von Schiller das erste gewesen sei. Gott, welch ein Genuß, welche Bewunderung, welche Freude über diese neuen Schönheiten, die der Welt hier gereicht wurden!" — „Niemand dachte an Kritik, an Vergleichung, an poetische Schulen. Man freute sich wie die Kinder, wenn sie auf einer blumigten Wiese sich selbst überlassen sind, und schlugen auch Goethe und Schiller das Herz und den

---

[1]) Zu diesem Absatz vgl. Adolf Wohlwill, Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben, 21 ff.

Geist jeder auf seine Weise an, so fiel doch Niemand ein, zu fragen, welcher von beiden Dichtern der größere sei."

Mit einem nur wenig älteren Freunde, einem jungen Manne von tiefer Empfindung und vielem Verständniß sowohl für Poesie als Kunst, theilte Rehfues jene Genüsse, zu denen sich auch noch jugendliche Schwärmerei für die Schönheiten der Natur gesellte. Die Freunde mietheten sich ein auf dem Oesterberg gelegenes Gartenhaus, von welchem die Sage ging, daß auch Wieland darin gehaust habe. [1]) Dieses Gartenhaus „war einer solchen Ueberlieferung nicht unwürdig; denn es krönte die Spitze einer steil ablaufenden Felswand und eröffnete die lachendste Aussicht auf die Stadt und die beiden Thäler zu ihren Seiten. Wir brachten hier die schönen Sommernachmittage mit Lesung der Dichter zu. Sigwart [2]) — so hieß mein Freund — begnügte sich nicht mit der Wirkung, welche die Poesie für sich auf ihn machte. Er wollte die Dichtung in einem gewissen Zusammenhang mit der ganzen Natur genießen, die uns umgab, und suchte die passenden Stellen in Wäldern, zwischen Felsen, am Wasser, in heiteren Gebüschen auf. Wie hätten uns die Katakomben unter unserem Gartenhaus entgehen sollen? So nannten wir die Höhlungen, welche durch das Ausgraben des weißen Sandes seit Jahrhunderten hier entstanden waren. Wir suchten manchmal in ihre Tiefen einzudringen, thaten es aber ohne die nöthige Vorbereitung gegen Verirrungen, die uns hier wie in einem anderen Labyrinth zu drohen schienen. Unter dem Eindruck einer solchen Umgebung lasen wir zum ersten Mal die Braut von Korinth. Tief erschüttert durch das herrliche Gedicht konnten wir uns doch nicht über einen wesentlichen Punkt desselben verstehen. War die Braut ein abgeschiedener Geist oder war sie eine zur Klausur gezwungene Christin? Darüber stritten wir uns; und im Augenblick, wo ich dieses niederschreibe (August 1843) ist es mir, als ob sich noch immer darüber streiten ließe." (?)

Als Dritter gesellte sich zu jenem Freundschaftsbunde der Philologe Köstlin aus Eßlingen, bei dessen liebenswürdigem und geistvollem Vater Rehfues die erste zwar nicht große, aber durch die Erläuterungen des Besitzers anregende Sammlung von Kupferstichen sah. Die drei Jünglinge zollten auch der damaligen Freundschaftsschwärmerei ihren Tribut. In

---

[1]) S. auch Eifert a. a. O. 248. Wieland soll dort im Jahre 1750 „zu einem Theil seiner Dichtungen begeistert worden sein."

[2]) Sohn des außerordentlichen Professors der Medizin und Prosektors Sigwart. Er wurde später Präceptor an mehreren Orten und ist in den sechziger Jahren als Pfarrer zu Holzelfingen bei Pfullingen gestorben. (Gütige Mittheilung des Hrn. Bibliothekars Prof. Dr. Klüpfel.)

einer durch Gespräch, Vorlesen von Gedichten und Gesang lebhaft bewegten Nacht ritzten sie sich mit einem Dolch die Arme, fingen das Blut in einem Kelch voll Wein auf und leerten ihn unter dem Schwur ewiger Freundschaft.

Unter den Kommilitonen in der Anstalt befand sich Rehfues, theils seiner etwas exklusiven Natur halber, theils weil er zu den jüngsten Zöglingen gehörte, anfangs nicht behaglich; ebenso erging es dem gleichalterigen Schmidlin, dem nachherigen Minister, welcher mit Rehfues die Stube „Jerusalem" theilte. Späterhin änderte sich dies, obwohl sich der lebhafte, an ein freieres Thun und Treiben gewöhnte junge Mann niemals weder in die pedantisch normirte Ordnung des Stifts, noch in die Trockenheit und das geistlose Wesen der damals herrschenden Lehrmethode finden konnte. Sein Leben in dem Kloster brachte ihm früh die Erfahrung bei, „wie wenig in der Erziehung der Zwang ausreicht."

Sehr scharf sind seine Urtheile über die damaligen Lehrer an der Hochschule.

„Ein Theologe von ehrwürdigem Alter und erschöpfendster Gelehrsamkeit verstand so wenig mit seinem Wissen hauszuhalten, daß er vor lauter Citaten nie über die ersten Kapitel seiner Aufgabe hinauskam. Man sagte ihm nach, er sei in früheren Vorträgen über die allgemeine Weltgeschichte, die immer auf zwei Semester berechnet waren, nie weiter als bis zur Sündfluth gelangt. Ein derber Studentenwitz theilte darum auch seine Kinder in vor- und nachsündfluthliche Uhlande. Er war der Großvater des trefflichen Dichters." [1])

Wahrhaft anregend für Rehfues lehrte keiner der Professoren im damaligen Tübingen. Die exegetischen Vorlesungen von Schnurrer würden vielleicht eine Ausnahme gemacht haben, wäre der Gegenstand anziehender gewesen. Besonders trivial aber müssen die Vorträge von Christian Friedrich Rösler gewesen sein. Dieser Professor der Geschichte „hatte sein ganzes Fach in den Quellen erforscht und bei der gründlichsten Gelehrsamkeit in den alten Sprachen sich die Freiheit des Urtheils bewahrt. Aber die Ansicht, die er von den Menschen und menschlichen Dingen überhaupt hatte, war zerstörend für alle Lust an der Geschichte. Er dachte sich wahrscheinlich dem jugendlichen Geist anzupassen, indem er die größten Männer des Alterthums in den wichtigsten Verhandlungen redend einführte; aber es geschah mit der rohesten Breite des schwäbischen Accents in einer wahren Hanswurstsprache und mit eigentlichen Lazzis. [2]) Die Herrschaft

[1]) Vgl. Klüpfel a. a. O. 210; auch L. Uhlands Leben. Von seiner Wittwe, 19.

[2]) Der Holsteiner Lohenschiold († 1761) hatte die Manier, Geschichte als pikanten Unterhaltungsstoff aufzufassen und die Zuhörer mehr durch Witze, Anekdoten und Paradoxen, als durch gründlichen Unterricht zu fesseln, in Tübingen eingeführt; Rösler und Franz ahmten diese Manier nach. S. Klüpfel a. a. O. 201.

des Mannes über den Stoff, die Schärfe seines Urtheils und seines Blickes waren unverkennbar, aber er zog alles in die niedrigsten Sphären der Alltagswelt hinab, und nachdem man einige Mal über seine Späße gelacht, fing man an, Ekel vor der Geschichte und fast Verachtung vor ihrem Lehrer zu empfinden." Auch von Uhland wissen wir, daß ihn Röslers Vortrag, weil der Stoff „zu sarkastisch" behandelt wurde, nicht angesprochen.[1])

Ebenso mangelhaft wie die Behandlung der Geschichte war die der Naturwissenschaften. Rehfues hörte bei Christoph Friedrich Pfleiderer[2]) Experimentalphysik, aber ohne jeden Nutzen. Selten gelang ihm ein Experiment; sogar die Luftpumpe versagte ihm den Dienst, als er im luftleeren Raume eine Maus tödten wollte; das arme Thier kam mit der Angst davon, und es war für die Studenten kein geringer Jubel, als der Lehrer, um dasselbe für die nächste Stunde aufzubewahren, im Eifer der Verfolgung die Glocke der Maschine zerschlug. Uebrigens bemerkt Rehfues, die physikalischen Instrumente seien in hohem Grade mangelhaft gewesen.

Auch dem Philologen David Christoph Seybold,[3]) zu dessen Vorlesungen über Homer anfangs der Zudrang groß gewesen, gelang es nicht, Rehfues auf die Dauer zu fesseln. Er war, glaubt dieser, „für den dortigen Boden zu früh gekommen" — eine Ansicht, für deren Richtigkeit die Anregung sprechen durfte, welche Uhland, ein späterer Zuhörer Seybolds, durch dessen Vorträge über Homer und die Vergleichung desselben mit anderen Epikern erhielt.[4]) Seybold verband mit dem Studium der Griechen und Römer auch das der älteren deutschen Literatur und Sprache. Im Besitz einer in diesen Fächern ausgezeichneten Bibliothek, gestattete er seinen Zuhörern gerne ihren Gebrauch, und Rehfues lernte durch ihn den alten Fischart schätzen; von Uhland wissen wir, daß er durch Seybold zuerst auf Walther von Aquitanien aufmerksam gemacht wurde. In den Vorlesungen über Homer führte Seybold, gestützt auf die Arbeiten von Wood, Le Chevalier u. A., seine Zuhörer in die Oertlichkeiten der dichterischen Scenerien ein und verlieh hierdurch begreiflicher Weise jenen Vorträgen einen Reiz, welcher einer bloß linguistischen oder antiquarischen Erläuterung immer fehlen wird.

---

[1]) S. das oben angeführte Leben, 19.

[2]) Klüpfel a. a. O. 214, 215 nennt Pfleiderer einen „durch Wissen und Charakter ausgezeichneten Mann"; als Lehrer habe er „eine streng wissenschaftliche Methode mit ansprechender Popularität" verbunden und sei von seinen Schülern, darunter Kosziusko, geliebt und verehrt worden.

[3]) Seybold war auch Schöngeist und ist Verfasser eines 1778 erschienenen Romans: „Hartmann, Eine Württembergische Klostergeschichte."

[4]) Leben 19, 20.

Seybold ist der einzige Lehrer, dessen Rehfues mit Dank und warmer Anhänglichkeit gedenkt; Seybold ist der einzige, welcher auf die geistige Richtung und selbst auf den äußeren Lebensgang des jungen Mannes Einfluß geübt hat. Hören wir, in welcher Art sich Rehfues hierüber ausspricht.

„Das Bedürfniß, die Studien des klassischen Alterthums zu heben, schien damals mehr außer den Universitäten gefühlt worden zu sein, als auf ihnen selbst. Seybolds nicht willkommene Anstellung war ein Beweis, daß die Regierung die Zeit begriffen hatte. Es befand sich aber damals ein wohlhabender Edelmann in Eßlingen, der einen Theil seines Vermögens zu Unterstützung von hoffnungsvollen jungen Leuten auf gelehrten Reisen oder zu Stiftungen für wissenschaftliche Zwecke überhaupt verwandte. Durch unsern Lehrer Seybold veranlaßt, gründete Herr von Palm jährliche Preise für die besten Ausarbeitungen, die über einen philologischen Gegenstand eingereicht wurden. Ich stand damals noch im siebenzehnten Jahre und wäre schwerlich auf den Einfall gerathen, um die Preise zu werben, wenn mich mein guter Vater nicht dazu ermuntert hätte. Ich weiß nicht mehr, wie ich auf den jüngeren Philostratus und seine Gemäldebeschreibung gerathen bin. Am nächsten liegt mir die Erklärung, daß Seybold selbst dazu gerathen, der auch eine Ueberseßung der Philostrate herausgegeben hat; aber ich meine mich zu entsinnen, daß er durch meine Wahl und ihren Erfolg überrascht worden sei. Leicht mag ich durch Lessing und Winkelmann auf diese Schriftsteller aufmerksam gemacht worden sein. Gewiß ist, daß die Behandlungsweise des Gegenstandes dem Laokoon nachgebildet war, indem ich die beschriebenen Gemälde durch Vergleichung mit anderen Kunstwerken des Alterthums und mit verwandten Stellen der griechischen Dichter zu erläutern suchte."

„Der Tag kam heran, wo die Zettel geöffnet und die Sieger ausgerufen werden sollten. Einer der größten Hörsäle der Universität war dafür dekorirt worden; der Akt begann mit Musik, worauf Seybold eine Rede hielt, die mit einer kurzen Kritik der eingegangenen Preisschriften schloß. Wie pochte mein Herz, als ich meine Arbeit für die beste erklärt hörte! Denn zu so kühnen Hoffnungen hatte ich mich nicht verstiegen. Aber noch größer war das Erstaunen des Publikums, als die Zettel erbrochen und mein Name als der des ersten Siegers genannt wurde. Der Primus meiner eigenen Genossenschaft, der kürzlich verstorbene Prälat Haas, welcher für einen gründlichen Philologen galt und es gewiß auch eher gewesen ist als ich, erhielt den zweiten oder gar den dritten Preis. Dies war der erste bedeutende Erfolg in meinem Leben! Ich schien damit auf einmal die Eigenthümlichkeit meiner Studienweise gerechtfertigt und

mir damit die Nachsicht gewonnen zu haben, mit der ich in ihrer Fortsetzung nicht gestört wurde."

Die Abhandlung über Philostrat nahm der Buchhändler Heerbrandt in Verlag [1]) und honorirte den jungen Schriftsteller mit einem Dukaten für den Bogen. Von Hirt erschien eine günstige Kritik des Werkchens in der allgemeinen deutschen Bibliothek; auch andere Männer vom Fach lobten es und riethen dem Verfasser, das Studium des Alterthums zu seiner Lebensaufgabe zu machen und sich auf einen akademischen Lehrstuhl vorzubereiten. Aber Anderes, für die Tübinger vielleicht Abenteuerliches schwebte dem jungen Manne vor: sein ganzes Dichten und Trachten ging auf eine Reise nach Italien.

Bevor wir ihn auf dieser Reise begleiten, folge noch aus seiner Autobiographie der Bericht über einen komischen Vorfall, der für die damaligen akademischen Zustände Württembergs nicht ohne Interesse und über den seiner Zeit viel geschrieben und noch mehr geredet worden ist.

„Ich hatte," so erzählt Rehfues, „mit vielen Anderen einem akademischen Trinkgelage beigewohnt. Da wir mit der Abendglocke in unserem Kloster sein mußten, so verließen wir in der Dämmerung das Wirthshaus und zogen, die Musik voran, auf den Marktplatz. Hier schlossen wir einen Kreis um die Musik, sangen das Gaudeamus und gingen dann jubelnd auseinander. Wer hätte glauben sollen, daß dieser Vorfall von Folgen sein könnte? Aber es war dazumal eine jener unglücklichen Epochen der politischen Besorgnisse, in welchen die polizeilichen Verdächtigungen nicht ausbleiben. Es kam in Stuttgart zur Anzeige, daß wir mit einem Freiheitsbaum auf den Markt gezogen, um denselben herumgetanzt und das Marseiller-Lied gesungen hätten. Ein pensionirter Offizier, [2]) der auf dem Markt wohnte und alles gesehen haben wollte, war der Angeber. Es gewann ihm die Wiederanstellung und später einen Posten von besonderem Vertrauen, die Kommandantschaft der Burgveste Hohentwiel. Auf die schmählichste Weise übergab er den Franzosen das Felsennest, in welchem sich der tapfere Wiederhold einst gegen Freund und Feind gehalten und dadurch vielleicht die politische Existenz seines Fürsten gerettet hatte. Ein kriegsrechtliches Todesurtheil war sein Lohn, das in lebenslängliche schwere Haft in dem Gefängniß des unglücklichen Dichters Schubart, auf dem Hohenasberg,

---

[1]) Ueber den jüngern Philostratus und seine Gemäldebeschreibung. Von P. J. Rehfues, der Weltweisheit Magister. Tübingen 1800 bei Jacob Friedrich Heerbrandt, 78 S. — Nach der vom 23 Mai 1799 datirten Vorrede hatte die Konkurrenz im vorhergehenden Jahre stattgefunden.

[2]) Obristlieutenant Wolf.

verwandelt wurde. — Schon am andern Tage, wenn ich mich recht entsinne, erschien der Erbprinz, der nachmalige König Friedrich der Erste, selbst in Tübingen. Eine kurze summarische Untersuchung muß die Sache denn doch nicht so schlimm herausgestellt haben. Der Erbprinz ließ uns in dem Speisesaal des Klosters vorrufen, hielt eine donnernde Rede an uns und sprach die Strafe aus. Sie bestand darin, daß wir während der nächsten Ferien im Kloster bleiben mußten, und die Ersten unserer fünf Genossenschaften jeder um ein Jahr zurück in die jüngere Genossenschaft zurückversetzt wurden. Die Ungerechtigkeit, die wir erlitten, erbitterte uns dermaßen, daß die wirklich imponirende Person des Fürsten keinen Eindruck auf uns machte. Wir verglichen die Zurücksetzung unserer fünf Vormänner mit dem barbarischen Dezimiren in großen militärischen Krisen und lachten des Ferienverlustes, da wir während der Zeit doch keine Vorlesungen hatten und auch sonst auf keine Weise für unsere Beschäftigung gesorgt war. Wir brachten diese Zeit lustig genug zu, und man sah von allen Seiten so durch die Finger, daß die Disziplin der Anstalt völlig aufgelöst schien."

Rehfues scheint die Veranlassung zu dieser Zurückversetzung der fünf Ersten und zu jenem verhängnißvollen Trinkgelage vergessen zu haben; um seinen Bericht zu vervollständigen, wollen wir sie mit den Worten Klüpfels, des Geschichtschreibers der Universität Tübingen,[1]) folgen lassen:

„Großes Aufsehen machte ein im Frühjahr 1797 von den Stipendiaten verübter Exceß. Einer derselben hatte seinen Jungen mit einigen Ohrfeigen gezüchtigt; dieser klagte bei dem betreffenden Repetenten, der dem Stipendiaten eine kleine Strafe auferlegte, worauf der Stipendiat den Jungen wegen des Anzeigens noch einmal beohrfeigte. Nun erklärte der Repetent, er müsse dies als eine Beleidigung gegen sich ansehen und den Vorfall dem Inspektorat anzeigen. Dies erregte gegen denselben, der ohnehin nicht beliebt war und Blaubart genannt wurde, großen Unwillen; alsbald kam ein Zettel in Umlauf mit den Worten: Ego vero censeo barbam lividam esse lavandam. Der Vorschlag fand Beifall, und es wurde nun beschlossen, daß die Ersten der fünf Promotionen den Vorschlag ins Werk setzen sollten. Als jener Repetent sich zum Essen setzen wollte, traten die fünf Ersten auf ihn zu, während die übrigen Stipendiaten in einem Halbkreis umherstanden. Die Primi machten ihm nun die stärksten Vorwürfe und schlossen mit den Worten: „Wir sind von unseren Kommilitonen beauftragt, Ihnen zu sagen, daß Sie das Zutrauen des ganzen Stipendiums verloren haben." Als er nun erwiederte, er lege auf diesen Verlust keinen großen Werth, so gaben sämmtliche versammelte Stipendiaten durch lautes Zischen ihr Mißfallen zu

---

[1]) A. a. O. 270, 271 (aktenmäßige Darstellung).

erkennen und strömten unter Hohngelächter mit ihren Stimmführern zum Saal hinaus. Diese wurden nun vom Ephorus mit Weinentziehungen bestraft, aber alsbald beschlossen die übrigen, ihnen dafür glänzende Entschädigung zu geben."

Diese Entschädigung bestand in einem Commers beim Hauptzoller Ries, wo die Primi auf gemeinschaftliche Kosten mit Rheinwein bewirthet wurden. Das Fernere wissen wir durch Rehfues. Für seinen Stubengenossen Schmidlin wurde der Vorfall Veranlassung, aus dem Stipendium auszutreten und zum Studium der Rechte überzugehen.

Zweiter Abschnitt.

Aufenthalt in Italien.

(1801—1805.)

„Mein ganzes Dichten und Trachten," heißt es in Rehfues Autobiographie, „war auf Italien gerichtet, und die Vorsehung begünstigte meine Wünsche über alles Erwarten. Das letzte Jahr meiner Studienzeit war noch nicht vorüber, als mir ein pensionirter Beamter, der mich in der Heerbrandschen Familie kennen gelernt, den Antrag machte, als Lehrer in ein angesehenes Handelshaus nach Livorno zu gehen. Ich ergriff den Vorschlag mit beiden Händen, erhielt aber die Zustimmung meiner Eltern nicht ohne Schwierigkeit. Sie versprachen mir, wenn ich noch einige Jahre warten wollte, mich auf ihre Kosten nach Italien reisen zu lassen, aber ich war nicht zu halten, und so wurden denn die Einleitungen getroffen, um in die weite Welt zu gehen."

Die guten Tübinger schüttelten den Kopf, als sie von dem Wagstück hörten. Eine Reise nach Italien galt in jenen Tagen noch für eine halsbrechende Unternehmung; man sprach von dem Leichtsinn der Eltern, welche ihren einzigen, erst zwanzigjährigen Sohn in das ferne Land gehen ließen, das von Mönchen, Banditen und Räubern wimmele; die Meisten gaben den jungen Wagehals ohne Weiteres verloren und zweifelten nicht, daß er, wenn ihn auch die Dolche verschonten, wenigstens als ein Opfer des heißen Klimas fallen würde.

Nachdem er vor dem Landeskonsistorium eine leichte theologische Prüfung bestanden und dann in Gegenwart einiger alter, schlafbedürftiger Konsistorialräthe eine Probepredigt gehalten, reiste er am 16. Juli 1801 nach dem Lande seiner Sehnsucht ab, nach „jener neuen Welt, in der er recht eigentlich nichts sah, als die Gruppe des Laokoon, den vatikanischen Apollo und die mediceische Venus, als eine große Galerie von Statuen, Gemälden und

schönen Frauen." Die Reise ging über Schaffhausen, Zürich, Bern, Lausanne, Genf, den Mont Cenis, Turin, Mailand nach Florenz, wo es dem Wanderer „erst zu Muthe wurde, als ob er in Italien wäre."

„Außer Venedig," bemerkt er in der Autobiographie, „ist keine Stadt in Italien, die einen so eigenthümlichen Charakter hat, als Florenz; man glaubt ihr ihre ganze Geschichte anzusehen. In allen andern großen Städten drängt da und dort eine Zeit massenhaft vor, und in unseren Tagen ist es die Polizei, welche den Städten ein heiteres und lustigeres Ansehen verschafft, aber auch ihr Eigenthümliches verwischt. In Florenz herrscht keine Epoche vor. Alles scheint so natürlich auseinander entstanden zu sein und sich so Zeit an Zeit zusammenzureihen, daß man überall die Geschichte der Stadt von dem mediceischen Bürgerthum in der Republik bis zum mediceischen Fürstenthum zu erkennen glaubt. Auch das lothringische Haus, das an die Stelle der Medicis trat, zeigt sich nur als ihre Fortsetzung, und selbst jetzt, wo es vertrieben und ein König von Etrurien aus Spanien im Anzuge war, hatte die Stadt die nämliche Physiognomie, wie fünfundzwanzig Jahre später, da ich jenen edlen Namen wieder hergestellt sah.[1]) Alles ist hier so fest gegründet, als ob es sich gar nicht verändern könnte."

Was unseren jungen Kunstenthusiasten am meisten anzog, war der Palast der Uffizien. „Hier," sagt er, „fand ich Florenz in Florenz und konnte ihn nicht oft genug besuchen. Es liegt ein eigener Reiz in der Architektur des Gebäudes, in seinen Verzierungen und in der Anordnung der Kunstschätze. Die Zahl der Meisterwerke ersten Rangs ist gering gegen die Zahl im Ganzen. Aber Oelmalerei, Fresken und Skulpturen der verschiedensten Kunstepochen stehen so wenig störend nebeneinander, daß man auf jeder Stelle einige Zeit mit Vergnügen verweilt. Man fühlt nichts von der Ermüdung, der man in anderen Sammlungen nicht entgeht, wo das Verschiedenartige gesondert und das Verwandte zusammengestellt ist. Man überläßt sich der Täuschung, als ob Alles, wie es hier nebeneinander steht, so auch in der Zeit sich allmälig zusammengefunden habe, und manches Kunstwerk gewinnt durch seine zufällige Nachbarschaft eine Bedeutung, die mit jeder Stimmung wechselt. In den später entstandenen Galerien, besonders in denen unserer Zeit, erscheint Alles so schulmäßig, so absichtlich; die Kunstwerke sind nicht um ihrer selbst willen da; man hat sie von allen Enden und Ecken der Welt zusammengebracht, nicht um sie zu genießen, sondern um sie zu studiren. Ich zweifle, ob für das Publikum und für die Künstler dabei viel gewonnen wird. Jenes hat nicht Zeit, sich in der Menge zu orientiren und zu ruhigem Genuß des Besten zu gelangen; der

[1]) Bezieht sich auf Rehfues Aufenthalt in Italien 1826/27.

Künstler aber wird leicht zu einer Eklektik versucht, die zuletzt am Technischen hängen bleibt."

Rehfues mag wohl, als er Florenz und seine Kunstschätze das erste Mal genoß, Bemerkungen dieser Art, welche sich nur einem durch Vergleichungen geübten Auge aufdrängen, noch nicht angestellt haben; auch währte sein Aufenthalt in Florenz nur einige Tage in der ersten Hälfte des August; am 16. dieses Monats traf er zu Livorno im Hause des Consuls Stichling ein. Die Reise hatte somit gerade vier Wochen beansprucht.

„Gleich am ersten Morgen nach seiner Ankunft stellte sich ein Besuch bei ihm ein: der Prediger der holländischen Gemeinde, Johann Paul Schulthesius,[1]) und erkundigte sich alsbald nach den deutschen Büchern, welche Rehfues mitgebracht habe; dieser konnte ihn mit Wielands „Agathodämon" und „Aristipps Briefen" erfreuen, wogegen Schulthesius ihn mit italienischer Literatur bekannt zu machen versprach. Der Verkehr mit diesem Manne wurde für Rehfues äußerst angenehm und nutzenbringend. Die gebildetsten und solidesten jungen Männer des Kaufmannsstandes trafen in dem gastlichen Hause des Predigers zusammen, und es herrschte in dem kleinen Cirkel desselben das lebhafteste Interesse für deutsche und italienische Literatur. Hierzu gesellten sich Schulthesius reiche Lebenserfahrungen und eine ausgebreitete Landeskunde, da er bereits zwanzig Jahre in Italien gelebt hatte. Bei ihm machte Rehfues die erste Bekanntschaft mit den Dramen Alfieris, mit Boccaccio und den übrigen Novellisten, unter welchen ihn besonders die volksthümlichen anzogen; aber auch der bildenden Kunst wurde er in Livorno nicht ganz entfremdet.

„Zu jener Zeit", berichtet Rehfues in der Autobiographie, „befand sich daselbst ein Maler, mit dem ich die engste Freundschaft schloß. Er war ein Ungar von Geburt, der jüngste von mehreren Brüdern, die alle in den türkischen Schlachten für das Kaiserhaus gefallen waren. In ihm hatte sich von frühester Jugend auf eine unwiderstehliche Lust zum Zeichnen geäußert. In der kleinen Landstadt, wo er, wie ich glaube, elternlos lebte,

[1]) In einer Besprechung von Alex. Kaufmanns im III. Bde. der Hillebrandschen „Italia" gedruckten Abhandlung: „Zur Erinnerung an Ph. J. v. Rehfues als Vermittler zwischen dem geistigen Leben Deutschlands und Italiens" (Beil. z. Augsb. Allg. Ztg. Nr. 40 v. 9. Febr. 1878) scheint Hr. v. Reumont die Existenz einer holländischen Gemeinde zu Livorno in Zweifel zu ziehen. In der Autobiographie könnte Rehfues ein Gedächtnißfehler untergelaufen sein, dies ist aber nicht in der Widmung seiner 1804 erschienenen Alfieri-Uebersetzung anzunehmen, welche Widmung lautet: „Seiner Hochehrwürden Herrn Johann Paul Schulthesius, Evangelischem Prediger der Deutsch-Holländischen Gemeine zu Livorno." — Den Prediger Schulthesius erwähnt auch Philipp Hackert bei Goethe, Bd. XXIV d. sämmtlichen Werke (Ausg. von 1851) S. 200.

wurden seine Versuche bewundert, und da die Welt immer mehr mit Rath, als mit That zur Hand ist, so munterten ihn seine Gönner auf, nach Wien zu gehen und den Kaiser selbst um Mittel zur Ausbildung seines Talentes zu bitten. So kam der Knabe mit seinen schönen blonden Haaren, seinen großen leuchtenden blauen Augen, der kühnen Nase und dem selbstständigen Schritt in die Hofburg nach Wien und verlangte den Kaiser zu sprechen. Man wies ihn zu den öffentlichen Audienzen. Kaiser Joseph fand Gefallen an der kühnen Offenheit, womit der kleine Ungar vor ihn trat und eine der Zeichnungen aufrollte, die er für ihn mitgebracht. Der Monarch war gütig genug, einen Blick in dieselbe zu werfen, und sagte ihm, er solle nur zu Füger gehen, welcher ihm das Weitere sagen würde. „Wer ist Füger?" fragte der Knabe. Der Kaiser erwiederte: „Das ist mein Hofmaler." — „Wo wohnt er?" fuhr der Kleine fort. Joseph lächelte wieder und befahl einem Lakaien, den Knaben zu Füger zu bringen. Von da an sorgte der Kaiser für seine Bedürfnisse und Füger für seine künstlerische Ausbildung."

„Von der Schule dieses Künstlers hat sich Dorfmeister nie ganz losmachen können. Sein Aufenthalt in Rom dauerte zu kurze Zeit, denn er fiel in die letzten italienischen Kriege des vorigen Jahrhunderts, wo ihn dann sein ungarisches Herz und sein Haß gegen die Franzosen in die Insurrektion von Arezzo hinriß. Ein Madonnenbild hatte hier mit den Augen gewinkt und mit dem Haupt genickt, was den Volkskrieg gegen die Franzosen weckte; ähnliche fanatische Versuche wurden auf verschiedenen Punkten des Landes gemacht; Windham soll die Bewegung mit englischem Gelde geleitet haben, ohne daß es aber gelungen, dem Aufstand eine allgemeine Verbreitung zu geben. [1]) Sein thätiger Antheil an dieser Insurrektion nöthigte Dorfmeister nach der Schlacht bei Marengo, eine Zuflucht in Livorno zu suchen, wo der Freihafen von Menschen aller Parteien wimmelte und die Künste der Polizei nicht ausreichten. Außer mehreren Porträten endigte er unter meinen Augen ein Bild, welches den Hippolitus darstellt, wie seine Rosse durch den Anblick des Seeungeheuers scheu geworden, und der junge Held vergebens bemüht ist, die Thiere zu zügeln. Das Entsetzen über die Erscheinung war auch in dem schönen Gesicht ausgedrückt, sowie die Herrschaft des Heldengemüths über das Entsetzen." [2])

Wie in allen größeren Städten Italiens drehte sich auch in Livorno

---

[1]) Näheres über die Insurrektion von Arezzo findet sich in Rehfues' „Briefen aus Italien" II, 317 ff.

[2]) Rehfues glaubt, das Bild sei nach Wien gekommen und wohl noch in einem der kaiserlichen Schlösser vorhanden.

das öffentliche Leben größtentheils um das Theater. Die Primadonnen der damaligen Oper waren die Balsamini, die Banti und die Grassini. Letztere, die sich vor den beiden ersten durch liebenswürdigste Anmuth auszeichnete, war von dem berühmten Castraten Marchesi, welcher sie als Tänzerin auf einem Theater gefunden hatte, zur Sängerin ausgebildet und unterhalten worden; später ließ sie sich in vielfache Liaisons mit vornehmen Personen ein, und selbst der Kaiser Napoleon soll eine zärtliche Neigung zu ihr gefaßt haben. Eine andere Erscheinung voll Anmuth und Liebreiz, die Tänzerin Vigano, war mit ihrem Geliebten, dem Tenoristen Naldi, auf drei Monate für Livorno engagirt und ging dann mit ihm nach Lissabon, um das dortige Publikum auf einige Jahre zu entzücken. In einem Briefe vom Oktober 1803 äußert sich Rehfues folgendermaßen über jene Primadonnen des damaligen Theaters in Livorno:

„Außer der Balsamini, die als Sopran singt, ist eine gewisse Banti da, welche gegenwärtig nächst der Billington die erste Sängerin sein soll. Sie ist alt und häßlich und muß an einem Orte wie Livorno sehr schön singen, wenn sie fünfmal herausgerufen werden soll, wie jedesmal geschieht. Dieses Weib ist erstaunlich reich, aber eine gewaltige Närrin dabei — die beiden Weiber sind der allgemeine Gegenstand der Unterhaltung. Bavier [1]) versicherte mich neulich, er sei ein Bantianer, und ich verstand Kantianer und antwortete in diesem Sinn. Das Quidproquo war gar nicht übel.“ [2])

Noch in seinem höheren Alter dachte Rehfues mit Begeisterung an diese künstlerischen Genüsse, wie er denn im Jahre 1833 an seinen Freund Tscharner geschrieben hat: „Haben Sie die schöne Grassini, die Balsamini, die Bertinotti, die wir zusammen gehört, ganz vergessen, sind Sie wirklich zum bloßen Rechnungs- und Geldmann geworden?“

Wir haben eben den Namen Tscharner und damit einen jener Männer genannt, mit welchen Rehfues nicht bloß durch eine vorübergehende Jugendfreundschaft vereinigt war, sondern bis an seinen Tod innig und treu verbunden blieb. Im Hause des Predigers Schulthesius hatte Rehfues ihn kennen gelernt, und wenn auch die Richtungen Beider theilweise auseinandergingen, wenn auch Anlagen und Charaktere vielfach verschieden waren, fanden sie doch auch manches Uebereinstimmende, sich wechselseitig Ergänzende. Rehfues scheint in diesem Bunde das treibende,

---

[1]) Wohl ein Sohn aus dem Handelshause J. B. de Sim. Bavier in Chur.

[2]) Ueber die Banti (Brigida Georgi), geb. zu Venedig 1757, gest. zu Bologna 1806, s. das Allgemeine Theater-Lexikon von Blum, Herloßsohn und Marggraff I, 219. Sie war eine Reihe von Jahren hindurch die „vergötterte Stütze“ der Oper in London gewesen. Vgl. auch den Art. Billington in dem genannten Lexikon.

Tscharner das mäßigende, überlegendere, besonnenere Element gewesen zu sein. Wie letzterer nach Livorno gekommen, erzähle uns Rehfues:

„Aus einer der besten Familien von Graubündten hatten die Schicksale der Schweiz seinen Vater in die Parteihändel hineingezogen und ihn um einen ansehnlichen Theil seines Vermögens gebracht. Der Rest stand in Churschen Handlungshäusern, aus deren Händen die Fonds, zum Theil aus verwandtschaftlichen Rücksichten, nicht zu ziehen waren. Alle Vermögen schienen damals zu wanken; war man ja dessen, was man selbst verwaltete, nicht mehr sicher. Dieses bestimmte den alten Herrn von Tscharner,[1] seinen Erstgeborenen, welcher für die politische Laufbahn in seinem Vaterlande bestimmt war, eine regelmäßige Schulbildung genossen und in Erlangen studirt hatte, dem Kaufmannsstande zu widmen. Er wurde nach Livorno geschickt, um sich hier für seine neue Laufbahn auszubilden, und kam in das Haus Lambruschini.“[2])

Tscharner hatte Neigung zu literarischer Thätigkeit und sich in Erlangen unter Leitung des Dichters Friedrich August Müller vielfach metrisch versucht;[3]) in den Dramen Alfieris fand sich bald ein Stoff zu gemeinschaftlicher Produktion. Nach Rehfues Angabe wurden die Trauerspiele jenes Dichters nirgendwo mit solcher Vortrefflichkeit aufgeführt wie gerade in Livorno. „Ich habe,“ schreibt er in der Autobiographie, „den Orest, den Saul und andere Stücke, die an die Einfachheit des griechischen Theaters erinnern, trotz des gesuchten Laconismus in der Sprache und der Seelenlosigkeit in den Charakteren, auf der Bühne Wirkungen hervorbringen gesehen, die an die kühnsten Erzählungen von Garricks Zaubergewalt erinnern. Wenn ich jetzt die Alfierischen Trauerspiele lese, scheint es mir kaum begreiflich, daß sie auf ein so großes, so gemischtes und im Ganzen so sehr ungebildetes Publikum, wie das von Livorno war, so wirken konnten. In Florenz habe ich die nämliche Truppe einen noch größeren Enthusiasmus hervorbringen gesehen.“

Zu jener Zeit hatte August Wilhelm Schlegel durch seine Uebersetzung des Shakespeare einen mächtigen Impuls zu ähnlichen Arbeiten gegeben; Rehfues und Tscharner hatten in Deutschland nie ein gutes Schauspiel gesehen, in Italien aber die Wirkung dramatischer Darstellung gleichzeitig mit den Werken Alfieris kennen gelernt — eine Ueberschätzung

---

[1]) Johann Bapt. v. Tscharner, Bürgermeister von Chur und von 1799 auf 1800 helvetischer Regierungsstatthalter in Bern, vermählt mit Elisabeth v. Salis.

[2]) Vgl. Planta, Joh. Friedrich v. Tscharners Leben und Wirken. Chur 1848, S. 13 ff.

[3]) Planta a. a. O. 6 ff.

derselben unter solchen Umständen lag nahe. Rehfues begann also mit dem Orest, Tscharner mit Saul und Virginia.

Im Jahre 1804 — wir greifen unserer Erzählung chronologisch vor — erschien der erste Band der Uebersetzung, enthaltend Polynikes, Virginia, Rosmunda und Saul, unter welchen nur Polynikes von Rehfues herrührt.[1]) In Deutschland machten die Stücke nur geringe Wirkung; Iffland in Berlin, mit welchem sich Rehfues in Verbindung gesetzt, lehnte die Aufführung des als Vorläufer erschienenen Orest mit einem verbindlichen Schreiben ab;[2]) Unger, der Verleger, klagte zwar nicht über Mangel an Absatz, drang aber auch nicht auf die Fortsetzung des Werkes, die somit unterblieb.

Die Verhältnisse im Hause des Consuls Stichling waren für Rehfues keine lohnenden; er selbst legte Herrn Stichling einen zweckmäßigeren Erziehungsplan vor, infolge dessen die Knaben, deren Instruktion Rehfues übernommen, der Privaterziehung im Hause entzogen und in einer Anstalt für ihren ferneren Beruf ausgebildet wurden; Rehfues verließ das Stichlingsche Haus, blieb aber mit dem Chef desselben fortwährend in freundlicher Beziehung, theilte öfter dessen Tisch und hat auch seinen Zöglingen ein liebevolles Andenken bewahrt. Um dieselbe Zeit gab auch Tscharner seine Stellung bei Lambruschini auf, und so würden wohl die beiden Freunde den Rückweg in die Heimath eingeschlagen haben, wenn sich ihnen nicht in der gemeinsam begonnenen literarischen Thätigkeit ein Mittel geboten hätte, noch für längere Zeit in dem schönen Lande, in welchem ein tiefer innerer Drang sie festhielt, verweilen zu können. Ein „Almanach über Italien" schien Rehfues ein Bedürfniß für Deutschland; aus dem nächsten Buche, daß ihm in die Hände fiel, wählte er sich den Verleger: es war der schon erwähnte Unger in Berlin, das Buch Goethes Wilhelm Meister. Rehfues schrieb an Unger, und ungesäumt erfolgte dessen Rückäußerung: der angegebene, aber noch nicht geschriebene Inhalt scheine sich zu einer Zeitschrift über Italien zu eignen, und er sei bereit, den Verlag einer solchen zu übernehmen. Handel, Kunst und Literatur sollten vorzugsweise berücksichtigt werden und jeden Monat ein Heft von zehn Bogen erscheinen.

---

[1]) S. Planta a. a. O. 21, 22. In Tscharners hinterlassenen Papieren findet sich noch der Agamemnon, Myrrha und ein Bruchstück des Timoleon.

[2]) Im Jahre 1809 machte Goethe einen Versuch, Alfieri auf die deutsche Bühne zu bringen; man fand seine Dichtungen aber „merkwürdiger als genießbar". Man gab den „Saul" nach der Uebersetzung von Knebel. Vgl. Goethes Annalen zum Jahre 1809. — In jüngster Zeit (1878) hat „Saul" in Dr. K. Schäfer wieder einen Bearbeiter gefunden.

Dies ist die Entstehung der Zeitschrift „Italien."

Die beiden angehenden Schriftsteller behielten einstweilen noch ihren Wohnsitz in Livorno, doch machte Rehfues im Sommer 1802, von Dorfmeister begleitet, eine Fahrt nach Genua, worüber er in der Autobiographie, mit Lebendigkeit und heiter in die alte schöne Zeit sich zurückversetzend, berichtet, wie folgt:

„Wir fuhren Abends bis Pisa, um den ganzen andern Tag dort zu bleiben. Beiderseits schon bekannt mit den Merkwürdigkeiten der Stadt ließen wir uns in den Campo Santo einschließen, wo Dorfmeister einige Studien nach Giotto machen wollte. Da es an allen Bequemlichkeiten zum Zeichnen mangelte, half er sich damit, daß er dem Sohn des Schließers ein Geschenk versprach, wenn er ihm zum Zeichentisch diente. Der Bursche krümmte den Rücken; Dorfmeister legte die Mappe darauf und zeichnete so. Da er von Zeit zu Zeit die nöthigen Pausen machte, so ging die Sache ganz gut bis gegen Mittag, wo der Himmel sich bedeckte und eine schwüle Hitze eintrat. Damit wachte auf einmal eine Unzahl von kleinen blutdürstigen Fliegen auf, vor denen keine Rettung ist. Der Bursche war barfuß bis über die Kniee und bot sich ihrem ersten Angriff dar. Er konnte sich unmöglich halten, vergaß seinen Dienst und schlug auf die kleinen Quäler. Dorfmeister nahm es ein paar Mal mit Geduld hin; als aber seine Mappe ein Mal um das andere zur Erde fiel, brach er in lauten Zorn aus. Lachend beschwichtigte ich ihn, und die Arbeit ging vorwärts. Nun schienen es die Bestien plötzlich auf den Künstler selbst abzusehen. Sie bedeckten in Schaaren sein Gesicht, daß er seine blonden Haare schüttelte und wie ein Löwe brüllte. Nun war es mit allem Zeichnen zu Ende, und die ungarischen Flüche brachen los. Als der Bursche lachte, wandte sich der ganze Grimm gegen diesen, und er rannte ihm durch die Gänge nach, um ihn zu fassen und auszuprügeln. Es war die komischste Scene von der Welt, und Dorfmeister lachte bald selbst mit. Wir verließen den Campo Santo und suchten die Kühlung im Dome, wo wir uns abwechselnd vor die verschiedenen Gemälde setzten und uns darüber unterhielten. Nach einem späten, aber reichlichen Mittagsessen gingen wir in die Oper. Cimarosas Horazier und Curiazier wurden gegeben, deren Musik uns wahrhaft berauschte."

„Unsere Reise war darauf berechnet, mit dem neuen Erzbischof von Genua — ich glaube, es war der Cardinal Caprara[1]) — von Lerici aus

[1]) Reumont in der schon erwähnten Besprechung der Abhandlung von A. Kaufmann in Hillebrands „Italia" berichtigt, Kardinal Caprara, der Unterhändler des Napoleonischen Konkordats, sei nicht Erzbischof von Genua, sondern von Mailand gewesen.

zu Schiff nach der ligurischen Hauptstadt abzugehen. Man hatte uns versichert, daß eine Vermehrung seines Gefolges ohne Kosten gern gesehen würde. Als wir jedoch nach Spezzia kamen, war keine Spur von den Fahrzeugen zu erkundigen, welche den Erzbischof hier erwarten sollten, und von ihm selbst wußte man noch weniger. Eine Reise durch die Riviera galt damals noch für ein zu großes Wagestück; mehrere Ortschaften am Weg wurden als regelmäßig organisirte Räuber- und Banditennester geschildert. Endlich erfuhren wir, daß ein französischer Courier in einem eigenen Boote mit sechs Ruderern nach Genua abzugehen im Begriffe stand. Wir wurden schnell mit ihm über den Preis, den wir zu zahlen hatten, einig und gingen mit unserem Gepäck an Bord. Es war keine angenehme Ueberraschung, als wir fanden, daß das Fahrzeug ein ganz gewöhnliches Boot war, wie sie in den Seehäfen zum Verkehr zwischen dem Land und den Schiffen gebraucht werden und in denen bei der geringsten Unruhe des Wassers unmöglich See zu halten ist. Dazu kam, daß die Korsaren der Barbarei die italienischen Gewässer noch immer unsicher machten.[1]) Die doppelte Gefahr, die in der Natur der Küste selbst lag, lernten wir erst unterweges kennen. Das Gebirge schießt hier in Felswänden von ungeheuerer Höhe in das Meer hinab; und an die Möglichkeit einer Landung ist auf große Strecken gar nicht zu denken. Nur in bedeutenden Entfernungen öffnen sich schmale Buchten, an welchen die Ortschaften der Küste liegen. Weder einem Sturm, noch der Verfolgung von Barbaresken war hier in einem Fahrzeug, das sich nicht auf die hohe See wagen konnte, zu entrinnen. Glücklicher Weise hatten wir das beste Wetter von der Welt, und von unseren sechs tüchtigen Ruderern befanden sich immer vier in Thätigkeit. Das Gebirge entfaltete vor uns seinen ganzen reichen Wechsel von himmelhoch aufsteigenden Felswänden, von kolossal heraustretenden Vorgebirgen und reizenden Buchten mit lieblichen Ortschaften, die in der herrlichsten Vegetation von Pomeranzen- und Zitronenbäumen gleichsam versteckt sind. Alle diese Ansichten schmolzen in ungeheuere Massen zusammen, als der Mond aufging und uns nur durch eine Lichtbahn mit der Küste in Verbindung hielt. Fünfundzwanzig Jahre später erhielt ich die angenehmste Gelegenheit, die Erinnerungen dieser Reise aufzufrischen. Ich fuhr mit meiner Familie zu Land von Spezzia nach Genua auf der bewunderungswürdigen neuen Straße, die häufig auf dem Kamm des Gebirges hinläuft,

[1]) Von dieser Unsicherheit in den Gewässern bei Genua spricht auch Schinkel in einem Brief vom Oktober 1804 bei Alfred v. Wolzogen, Aus Schinkels Nachlaß I, 143 Wir werden später sehen, wie schlimm es in Sizilien aussah.



während zur Seite sich die steilsten Felswände von den größten Höhen fast senkrecht ins Meer hinunterstürzen."

„Unser Aufenthalt in Genua wurde durch eine politische Episode merkwürdig, die einen früheren Zustand von Macht und Glanz scheinbar ins Leben zurückführen sollte. Der Friede von Luneville gab der ligurischen Republik völkerrechtlichen Bestand. Man suchte die alten Formen einigermaßen herzustellen und wählte einen Dogen. Die Wahl traf den Girolamo Durazzo, einen würdigen Mann aus der alten Aristokratie der Stadt. Wir kamen eben recht, um seiner feierlichen Einführung beizuwohnen. Die engen Straßen von Genua sind den Prachtentwickelungen solcher Feste nicht günstig; es hatte aber auch sonst Alles einen kleinlichen Charakter. Eine allgemeine Theilnahme gab sich nirgends, weder auf den Straßen, noch in Palast und Kirche kund. Eher hätte man eine allgemeine Unbehaglichkeit erkennen mögen, zu der in den Besorgnissen der schlecht beschwichtigten Parteien nur zu viel Grund war. Die Herrlichkeit dauerte auch nicht lange. Girolamo Durazzo war der letzte Doge von Genua, und die lignrische Republik wurde 1804 mit Frankreich vereinigt."

„Dorfmeister fand gleich Gelegenheit zu bedeutenden Porträtgemälden und malte auch den neuen Dogen. Ich mußte daher die Rückreise nach Livorno allein antreten. Noch am Tage zuvor skizzirte er mein eigenes Bild mit Biester auf gelbem Papier nebst Auftragung weißer Lichter. Er hatte es in dem Augenblick aufgefaßt, wo ich in der glühenden Hitze des Abends im bloßen Hemde mit dem Zigarro dasaß, und behauptete, daß ihm nicht leicht ein Porträt so gut gelungen sei. Wirklich sah es auch aus, wie das Werk eines schönen Augenblicks."

„Ich habe mir später viele, doch vergebliche Mühe gegeben, desselben aus Dorfmeisters Nachlaß habhaft zu werden; denn leider sah ich meinen Freund nicht wieder. Er starb bald darauf in Genua an einem hitzigen Fieber. Sein Name scheint in der Kunstwelt erloschen, aber selbst sein ritterlicher Charakter verdiente unter den Besseren des Fachs fortzuleben."

Wie wir eben gehört, kehrte Rehfues zu Tscharner nach Livorno zurück; die beiden Freunde, deren Thätigkeit jetzt eine rein literarische geworden, fanden jedoch, daß diese See- und Handelsstadt, wie anregend sie auch nach manchen Seiten, namentlich des praktischen Lebens, war, ihnen doch für Kunst und Wissenschaft auf die Dauer nicht genug bieten würde. Hierzu kam noch, daß Tscharners Angehörige infolge politischer Wendungen es für wünschenswerth erachteten, daß er sich durch den Aufenthalt in den größeren Städten Italiens, durch Leben in der höheren Gesellschaft und das Studium staatlicher Verhältnisse für eine größere Geschäftslaufbahn ausbilde. So beschlossen die Freunde nach Rom überzusiedeln.

„Es war der heiterste Frühlingstag," erzählt Rehfues, „als wir am 31. Mai 1803[1]) Livorno verließen. Mit welch frischem kühnem Lebensmuth fuhren wir jetzt in die schöne Welt hinein, befreit aus Verhältnissen, die uns auf keine Weise zugesagt hatten, unumschränkte Herren unserer Zeit und für Geschäfte lebend, die uns Geld, die uns Ehre einbringen mußten! Welche schöne Zukunft öffnete sich vor zwei jungen Männern, welche, durch innige Freundschaft und gleiche geistige Neigungen verbunden, des Guten kein Ende sahen, das ihnen geworden! Wenn solche Zustände dauern könnten, was wäre das Leben!"

„Wir sollten über Italien schreiben und Alles, was wir nun sahen, gewann ein neues Interesse für uns. Selbst das niedrige Gestrüppe, der Haide- und Moorgrund am Weg, die uns in den ersten Stunden von Livorno aus begleiteten, verloren ihr Unangenehmes, weil wir sie nun als Gegenstände der Beobachtung ansahen. Wir sollten auch bald entschädigt werden. In Pontedera, wo wir Mittag machten, war stark besuchter Wochenmarkt. Der Ort schien ihm seinen Wohlstand zu verdanken, denn man sah, daß er nur für den Markt gebaut worden. Junge Beobachter, die wir waren, gefielen wir uns nicht wenig in einer Bemerkung, auf die wir beide zugleich gefallen waren."

„Auf daß uns aber ja nichts für einen interessanten Reiseberich entging, machten wir einen Spaziergang durch den freundlichen Ort. Die Straßen wimmelten von Lust und Freude. Auf allen Plätzen, in den Straßen hatten sich Kreise der Tanzenden gebildet. Es ist immer nur eine Person, welche, das Tamburin in der Höhe haltend, im Grunde nichts als den Takt schlagend, doch dem Ton mit den drei kleinen Fingern eine vielfach nuancirte Abwechselung giebt. Gewöhnlich begannen die kleinen Mädchen den Tanz. Selten wurden sie von Jungfrauen in reiferem Alter abgelöst; meistens geschah es durch Frauen von dreißig bis vierzig Jahren. Die Bewegung ist die einfachste, ruhigste von der Welt. Der Wuchs und die Schönheit der Tänzerin, noch mehr ihre Anmuth, vor Allem aber die Kunst des Tamburinspiels sind die Hauptsache. Alles Leben, das andere Völker in den Bewegungen des Tanzes selbst suchen und finden, vereinigt sich hier im Tamburin. Man sollte es kaum für möglich halten, daß das einfachste Instrument des Ausdrucks aller Abstufungen der Stimmung bis zu der höchsten Leidenschaftlichkeit fähig wäre." [2])

---

[1]) In einem von Rehfues Hand geschriebenen Itinerarium, das sich in seinem Nachlaß befindet, ist der 2. Juni als Tag der Abreise angegeben.

[2]) Vgl. die Zeitschrift „Italien", Heft VII, 339 ff. und Scipio Cicala (zweite Aufl., die wir durchschnittl. citiren) I, 248, 249, wo auch S. 246 ff. die höchst lebendige Schilderung eines italienischen Jahrmarkts.

„Am zweiten Tage unserer Reise," berichtet Rehfues weiter, „schloß sich ein Vetturinwagen an, mit dessen Inhalt wir erst Bekanntschaft machen konnten, als zum Mittagessen angehalten wurde. Es war ein kleiner, sehr beweglicher Italiener von etlichen vierzig Jahren mit seinem zwölfjährigen Töchterchen, einem Bedienten und mehreren Hunden, von denen eine Bologneser Hündin unterwegs fünf Junge warf, die sammt und sonders in den Wagen gepackt wurden. Wir sollten nicht lange in Ungewißheit über unsere neue Bekanntschaft gelassen werden. Kaum ausgestiegen, brachte der Bediente einen gewaltigen Puderbeutel, auf welchem mit großen Buchstaben die Worte standen: Sua Ezcellenza, il Signor Marchese P., und fing an, seinen Herrn ohne Weiteres an den Haaren einzupudern. Daß dieser ein Mann von angesehener Familie und Vermögen war, wurde uns erst in Rom zur Gewißheit, als wir ihn im Hause seiner Schwester besuchten, die in eine familia papale verheirathet war und in einem stattlichen Palaste am Petersplatz wohnte. Ich sah ihn mehrere Jahre später in Bologna wieder und wurde mit der edelsten Gastfreiheit aufgenommen. Eine Tochter von Murat ist mir in der Folge dadurch merkwürdig geworden, daß sie einen Grafen P. aus Bologna geheirathet hat.[1]) Vielleicht war es der Sohn unseres Reisegenossen, gewiß ein Verwandter von ihm. Diese Heirath müßte in der Kulminationszeit der Bonapartischen Familie geschlossen worden sein."

„Das Töchterchen war ein allerliebstes, naives Kind, welches der Vater nach Rom brachte, um in einem Nonnenkloster seine Erziehung zu erhalten. Dem anmuthigen Kinde gefiel besonders die Sitte der beiden jungen Deutschen, schöne Theile des Wegs zu Fuß zu durchwandern. Es versuchte es immer mit uns, aber nicht an den Gebrauch seiner Kräfte gewöhnt, war es immer schnell müde und mußte wieder einsteigen. Alsdann machten wir ihm die Freude, ihm Blumen in den Wagen zu reichen und ein Paar deutsche Worte zuzurufen, die es dann oft bis zum Einschlafen wiederholte. Der Vater behandelte das Kind mit einer solchen Affenliebe, daß wir ihn im Anfang für seinen Liebhaber hielten und an Schulzens Leopoldine[2]) dachten."

„Der Bediente oder der Kammerdiener, wie man in Italien sagt, war ein wichtiger Bestandtheil der kleinen Gesellschaft. Mager und blaß wie ein Schatten, war er doch im höchsten Grade eifrig, um seiner Herrschaft Alles zu Dank zu machen. Er saß mit im Wagen und hatte die fünf jungen Bologneser Hündchen im Schooß. Sein Herr schien ihn für eine Art von

---

[1]) Hier verräth uns Rehfues den Namen des Marchese: Pepoli.

[2]) Ein 1791 erschienener Roman von J. Chr. Fr. Schulz.

Gelehrten anzusehen und rief ihn bei jeder Gelegenheit seinem Gedächtniß und seiner Unwissenheit zu Hülfe. Er hatte auch ein altes Postbüchlein, das er an jeder Kreuzstraße aus der Tasche zog, und wußte mehrere Opern-Texte auswendig. Zuweilen machte er kleine Späße, die aber nie unbescheiden wurden. Sein Herr fand großes Gefallen daran und behandelte ihn mit dem höchsten Wohlwollen. Der hochkomische Hund war sehr ernsthaft und die Bologneser Hündin äußerst faul und knurrig. Wir waren im Anfang sehr mißtrauisch gegen die Excellenza und dachten nicht anders, als daß wir in dem Marchese einen Schauspieler zum Reisegesellschafter hätten. Wir kannten die italienische Ostentation noch nicht und sahen die zwei Taschenuhren, daran schwere goldene Ketten weit herunter baumelten, die goldenen Dosen und Zahnstocherbüchschen, die er bei Tisch um sich herumlegte, für Zeichen eines Standes an, der vom Schein lebt. Die groben Stoffe seines Anzugs und die Lächerlichkeit, mit der er sich auch zum Nachtessen noch einpudern ließ, bestätigten uns darin. Kein Essen war ihm gut genug, aber er schimpfte nur darüber, wenn der Wirth zur Thüre hinaus war, und blieb doch immer der Letzte in der Schüssel. Als er merkte, daß wir Protestanten waren, spielte er den Freigeist und fand sich tief beschämt, als wir zu Viterbo miteinander in den Dom gingen, er hinter uns zurückblieb, um das Weihwasser zu nehmen, und ich mich schnell nach ihm umwandte. In der That, wir erkannten mehr in den Gewohnheiten des Töchterchens den Stand des Mannes, als in allem Uebrigen. Sonderbarer Weise war er ein ganz anderer Mann, als er mich in Bologna in seinem Palazzo empfing. Hier brauchte er nicht mehr zu scheinen, um seiner Geltung gewiß zu sein, und war nun wirklich der vornehme bequeme Italiener."

Von einem mitreisenden Mönch hörten unsere angehenden Beobachter eine Reihe Neckverse auf verschiedene italienische Ortschaften, von welchen Neckversen Rehfues noch einer im Gedächtniß geblieben ist:

> Aquapendente,
> Buono vino, pane buono,
> Catliva gente.

In heiterer, gehobener Stimmung sich den Eindrücken der herrlichen Frühlingsreise hingebend, überall Schönes, Nützliches, Originelles und Volksthümliches auffassend, trafen unsere Reisenden am 10. Juni, dem Vorabend des Frohnleichnamsfestes, in Rom ein und bezogen eine Wohnung in der bekannten Villa di Malta.

Doch auch in der ewigen Stadt sollten die beiden Freunde nicht finden, was sie unter ihren Verhältnissen suchten und von einem längeren Aufenthalt in Rom erwartet hatten. „Diese Stadt", heißt es in der

Autobiographie, „war zu vielfach durchforscht und beschrieben, als daß wir unter den feststehenden Zuständen noch viel Neues und Pikantes hätten finden können. Die Literatur des Tages, welche nirgends dürftiger ist und damals auch im Antiquarischen nichts Erhebliches hervorbrachte, schien völlig versiegt; desto mehr Stoff gewährte freilich die bildende Kunst, die eben in eine neue Epoche trat, aber wir fühlten auch gleich, daß hier eine längere Bekanntschaft nöthig war, als die unserige, um etwas Bedeutendes darüber sagen zu können. Carstens genoß bereits des bedeutendsten Rufs, aber die jüngere Schule, die vielleicht ganz allein von Carstens ausgegangen war, verbarg es schon nicht mehr, daß Höheres zu leisten sei. Thorwaldsen [1]) hatte eben seinen Jason vollendet und sich mit einem einzigen Schritt den Größten in der Kunst beigesellt. In gleichem Geist strebte Schweikle aus Stuttgart, ein Schüler von Schaffauer und Dannecker, der seine Studien zuletzt in Paris gemacht und sich zu der Schule von David gehalten hatte. Ein großes Glück für ihn waren die zwei oder drei Basreliefs aus dem Parthenon von Athen, welche der Graf Choiseul-Gouffier, lang vor der Elginschen Spoliation, nach Paris gebracht hatte. Mehr als alle übrigen Antiken, welche dazumal bereits aus ganz Italien in Paris versammelt waren, wirkten diese herrlichen Werke auf ihn, um ihn gegen die Uebertreibungen der französischen Manier zu sichern. Sein erster Versuch in Rom war ein Basrelief, Hektors Abschied von Andromache. Die Figuren gingen weit über halbe Lebensgröße; das Ganze war vortrefflich gedacht, und was ich daran fertig gesehen, der Alten würdig ausgeführt. Aber es wurde nie fertig, Schweikle hatte der Andromache eine Stellung gegeben, die ganz unausführbar war, wenn ihre Gestalt nicht so weit aus dem Grund hervortreten sollte, um die Grenzen des Basreliefs weit zu überschreiten. Schweikle muß nach mehrjähriger vergeblicher Arbeit verzweifelt haben, die Aufgabe zu seiner eigenen Genugthuung zu lösen. Er versuchte sich dafür in einer runden Figur, über die ich mich näher verbreiten darf, da ich nicht ohne einigen Antheil an derselben gewesen bin."

„Man hörte damals oft von Künstlern die Klage, daß alle darstellbaren Vorwürfe der Kunst durch vielfache Bearbeitungen erschöpft seien, und die Bildhauer insbesondere, denen die moderne Welt und sogar das Christenthum ganz verschlossen sei, glaubten sich auf den engsten Kreis beschränkt. Ich habe diese Klage nie begründet finden können, und meine Ansicht ist durch spätere Entwickelungen der Kunst, von denen ich jedoch

---

[1]) Rehfues schreibt stets „Thorwaldson" — wir haben diese Form hier wie später in das jetzt übliche „Thorwaldsen" umgewandelt.

das Genreartige in der Kunst ausschließe, gerechtfertigt worden. Indessen genügte hier nicht, den Künstlern bloße Behauptungen entgegenzustellen; man mußte ihnen die neuen Vorwürfe selbst nachweisen, die es noch geben sollte. So geschah es, daß ich meinen Freund Schweikle unter Anderem auf die Szene im Apollonius von Rhodus (B. III. V. 114 ff.) aufmerksam machte, die auch in einem Gemälde des jüngeren Philostratus beschrieben worden ist. [1]) Amor und Ganymed spielen mit goldenen Würfeln:

> Amor stand, muthwilligen Blicks, die Wange gestützet
> Auf die volle Faust der linken Hand in gerader
> Stellung, und liebliche Röthe umfloß die Wangen des Gottes.
> Aber nicht so Ganymed; er saß mit gebogenen Knieen
> Neben ihm still trauernd — noch hatt' er zwei Würfel nur, alle
> Waren unglücklich gefallen, und Amors Lachen verdroß ihn.

Aus dieser Scene entstand sein Amor der Sieger, welchen er mit einer Trefflichkeit und dermaßen im Geiste der Alten ausführte, daß die Bewunderung Roms einige Zeit zwischen diesem Werk und Thorwaldsens Jason getheilt war.[2]) Beide Künstler galten in den Augen der Römer für diejenigen Talente, von denen die Bildhauerkunst am meisten zu erwarten habe. Leider hat sich diese Erwartung nur in Thorwaldsen, und freilich weit über alle Erwartung weg bestätiget. Schweikle machte nach dem Amor nur noch eine Psyche, die der König von Württemberg, welcher auch seinen Amor gekauft, bei ihm bestellt hatte. Ich habe sie nicht gesehen, denn sie wurde lange, nachdem ich Italien verlassen, fertig. Aber die beiden Heiligenstatuen, die er für die Sankt Ferdinandskirche, auf dem Platze dieses Namens, in Neapel gemacht hat, sind seines Amors nicht würdig. Sie stehen auf den beiden Ecken des Gebäudes und beweisen nur zu sehr, daß er nicht einmal stille gestanden ist. Unglücklicher Weise entging dieser auch als Mensch ausgezeichnete Künstler nicht den Verwickelungen in die politischen Bewegungen des südlichen Italiens. Er scheint dadurch völlig von der Kunst abgekommen zu sein, und ich habe ihn vor dreizehn Jahren in Neapel wiedergesehen. Es geschah nur auf wenige Augenblicke, aber sie reichten für mich zu der Ueberzeugung hin, daß er nicht nur mit seiner Kunst, sondern auch mit sich selbst und seiner Vergangenheit zerfallen war.[3])

---

[1]) S. auch Rehfues, Philostratus 31 ff., und „Die neue Medea" II, 75 ff.

[2]) S. über Schweikle und seinen Amor auch die Ital. Misc. II, Stück 3, S. 132, 133.

[3]) Ludmilla Assing in ihrem Buch über den Fürsten Pückler nennt unter den Personen, mit welchen der Fürst i. J. 1809 zu Neapel verkehrt habe, auch den „geschätzten deutschen Bildhauer Schweigelt" (offenbar unser Schweikle), der sich durch seinen Amor

Schweikle hat während des Aufenthalts in Rom, den wir eben besprechen, eine Büste von Rehfues in Marmor ausgeführt — eine Arbeit, die ihrer Zeit vielen Beifall gefunden hat.

Da, wie oben bereits bemerkt worden, Rom den Erwartungen und Wünschen der beiden Freunde nicht entsprach, beschlossen sie, einen längeren Aufenthalt in Florenz zu nehmen, und siedelten im August dorthin über.

In dieser Stadt hatten unterdessen Ereignisse stattgefunden, welche auf den Charakter derselben einen bedeutenden Einfluß geäußert und unsern Berichterstattern sogleich ein weites Feld der Beobachtung eröffneten.

Ludwig von Bourbon, der König von Etrurien, war am 27. Mai gestorben und hatte die Regierung seinem Sohne Karl Ludwig, dem nachherigen Herzog von Lucca, und dessen Mutter Marie Luise, Tochter Karls IV. von Spanien, hinterlassen. Man behauptete, die Feste, welche man dem König in Paris gegeben, und der Zwang der neuen Würde, die seine Körper- und Geisteskräfte nach allen Seiten hin in Anspruch genommen, hätten seinen frühzeitigen Tod herbeigeführt; sein Charakter und sein guter Wille wurden allgemein lobend anerkannt. Weniger gut sprach man von der Königin Marie Luise, aber, wie Rehfues glaubt, mit Unrecht. „In dem Unglück ihres Hauses," bemerkt er in der Autobiographie, „hat sie sich wenigstens würdiger benommen, als irgend ein anderes Glied dieses Hauses;" und in den „Briefen aus Italien" (Bd. II. 298. 299) erzählt er von ihr:

„Die Königin zeigt sich sehr viel im Publikum. Ihre Jugend[1]) und ihr Frohsinn lassen sie, übrigens ohne die Formen ihres Standes zu verletzen, an allen öffentlichen Belustigungen Theil nehmen. Ich habe sie bei solchen Gelegenheiten oft gesehen. Sie ist von mittlerer Frauenzimmerstatur, etwas mager und bleich. Eine starke hervorliegende Stirne, schwarze Augen und ein sehr satyrischer Zug um den Mund sind die hervorstechendsten Theile ihrer Physiognomie. Auf einem öffentlichen Maskenballe zu Florenz erschien sie einst als Brodverkäuferin. Niemand kannte sie, und sie wurde von einigen Masken etwas unanständig geneckt. Unwillig riß sie endlich die Maske herunter. „Wißt Ihr, wer ich bin?" sagte sie, „Ich bin Eure Königin." — „Das hätten Sie sich auf den Rücken schreiben sollen," antworteten ihr Einige mit Hohngelächter und verloren sich im Gedränge."

---

großen Ruf erworben, a. a. O. 104, 106. Pückler habe von ihm erzählt, „daß er einmal neben dem Boote, das seine Geliebte trug, von Neapel bis Capri, acht Seestunden weit geschwommen — ein Kraftstück der Muskeln und der Liebe, das auch Leander Ehre gemacht haben würde."

[1]) Sie war 1782 geboren.

In einem der großen Säle des Palazzo vecchio wurde dem jungen Könige gehuldigt, worüber Rehfues in der Autobiographie berichtet: „Der lange und ziemlich breite Saal hatte ein stattliches Ansehen. Auf beiden Seiten standen große Skulpturen, meist Gruppen aus der Mythenwelt der Griechen, und im Hintergrunde war der Thron errichtet. Hier saß nun der vierjährige König, den man in eine Uniform gesteckt hatte, auf dem Thron und neben ihm auf niedrigerer Stufe seine Mutter, der es nicht geringe Mühe kostete, den Knaben, welchem der Zwang der Kleidung und das lange Sitzen auf einem Fleck nicht wenig lästig fielen, in Ordnung zu halten. Endlich trat der florentinische Senat in langen karmoisinseidenen weiten Roben und in gewaltigen gepuderten Allongeperrücken vor, kniete an dem Thron nieder und leistete den Huldigungseid. Diese Männer hatten in ihrer Haltung und in ihrem ganzen Benehmen eine Würde, die man bei den größten sonstigen Feierlichkeiten an denen, welche dabei zu figuriren haben, vermißt. Würde ist ohne das klare Bewußtsein der eigenen Bedeutung und der des Augenblicks nicht möglich, und indem man dieses Bewußtsein zu den Eigenschaften des wahren Diplomaten rechnen darf, mag man sich wohl an die bekannte Thatsache erinnern, daß ums Jahr 1300 sich am Hofe Papst Bonifazius VIII. zu gleicher Zeit zwölf Florentiner als Gesandte von eben so vielen Staaten befanden. Die Geschichte von Toskana bestätigt auch durch andere Züge das besondere politische Talent des dortigen Volkes, und das scharfsinnigste Werk über Staatskunst, der Principe, ist aus ihm hervorgegangen.[1])

Der junge König von Etrurien lebt noch heute (September 1878) als Graf von Villafranca, „über die Wechselfälle eines langen Lebens mit philosophischer Ruhe nachsinnend, ohne den Verlust einer Souveränität zu bedauern, welcher er zweimal freiwillig entsagt hat".[2])

Die beiden Freunde bezogen eine herrliche Wohnung im Vecchio Ospedale de Pazzi, dem alten Irrenhospital, welches, in Besitz des Banquierhauses Salvetti übergegangen, in eine Reihe von Miethswohnungen umgewandelt worden war. Unter den Fenstern floß der Arno, so daß man von dem Balkon herunter angeln konnte; über den hier klar und rasch hinströmenden Fluß weg bot sich die Aussicht auf den stattlichen Berg mit dem in der Geschichte von Florenz oft bedeutsam hervortretenden Kloster von S. Miniato. Der Aufseher des Etablissements, zugleich der Kostherr unserer Reisenden, war ein Florentiner Original. Seines Berufs war er Goldarbeiter und Commis bei Salvetti, aber seinem nicht bloß bean-

---

[1]) Ueber die Huldigung in Florenz s. auch die Zeitschrift „Italien", Heft 7, S. 268 ff.
[2]) Reumont in der Beil z. Augsb. Allg. Ztg. Nr. 40 vom 9. Febr. 1878.

sprüchten, sondern auch anerkannten Range nach galt er für eine Art Nobile, welcher bei öffentlichen Feierlichkeiten, z. B. der erwähnten Huldigung, in gesticktem Hofrock, den Degen an der Seite und einen Livreebedienten hinter sich aufzutreten und neben dem vornehmsten Kavalier seinen Platz einzunehmen pflegte. Von seinen Voreltern sprach er wie von den Angehörigen eines großen Hauses, das, aus Gent oder Antwerpen stammend, der geehrten Gilde der Florentiner Goldschmiede seit mehreren Jahrhunderten angehört habe, und, „wenn man sich erinnert, daß die altitalienischen Städte-Einrichtungen durchaus auf das Zunftwesen gegründet waren, daß die Zünfte namentlich in Florenz den Freistaat regiert hatten, und daß der Adel, die Medicis und Pazzis selbst nicht ausgenommen, vielleicht aus den Zünften hervorgegangen sind," so dürfte man sich über die Adelsprätension des Signor Adriano B. nicht so sehr wundern, der sich vielleicht mit Grund für vornehmer hielt, als seine reichen Dienstherren. Dazu kam, daß er sich auch durch sein Benehmen auszeichnete und das Toskanische vortrefflich sprach.

Unsere jungen Schriftsteller besuchten Bibliotheken und Kunstsammlungen, trieben Geschichte und Literatur des Landes und benützten nach Kräften, was ihnen sich für die Zwecke ihres Journales bot.

Bei der Sitzung einer gelehrten Gesellschaft in der Magliabecchischen Bibliothek lernte Rehfues die bekannte Corilla Olimpica kennen und bemerkt über sie in der Autobiographie: „Diese Frau gefiel uns sehr durch ihr einfaches, anspruchsloses Wesen, das weit von der unruhigen Gefallsucht der berühmten Frauen entfernt war, welche das unangenehme Gefühl, sich überlebt zu haben, nicht bemeistern können. Von früheren Vorzügen ließ sie nur noch einen blicken, ohne Zweifel, weil sie ihn nicht verbergen konnte: ihr Schielen. Man wundere sich nicht darüber, daß ich, was bei uns für einen Naturfehler gilt, hier einen Vorzug nenne. Schon die Alten verehrten eine schielende Venus[1]) und von dem Schielen der Corilla wurde erzählt, daß der Mann, auf den sie während der Stegreifgesänge ihrer Jugend den schielenden Blick geworfen, unfehlbar der heftigsten Liebe verfallen sei."

Eine andere Florentiner Bekanntschaft war Philipp Hackert. „Als Künstler genoß er keine große Geltung mehr, und hörte man die deutschen Künstler in Rom, so hatte er eine solche auch nie verdient. Keiner aber bedachte, was die Kunst, was die Landschaftsmalerei in Italien und in

---

[1]) Venus paeta bei Ovid. Vgl. auch Cicero, de nat. deor. I, 29. Es ist jedoch kein eigentliches Schielen, sondern ein Seitwärtsblinzeln, Liebäugeln. — Näheres über die berühmte Improvisatrice findet sich in Fernows „Römischen Studien" II, 373 ff.

Rom namentlich gewesen war, als Hackert dort auftrat. Er ist der Erste gewesen, welcher auf das Studium der Natur drang, der die Eigenthümlichkeit der italienischen Natur begriffen, aufgefaßt und mit Glück dargestellt hatte. Die am lautesten über ihn loszogen, ließen es sich am wenigsten einfallen, daß ihre eigene Bildungsstufe ohne ihn nicht möglich gewesen wäre. Und dann beurtheilten sie ihn auch nach den Bildern, die er zuletzt fabrikmäßig arbeitete, weil jeder vornehme Engländer ein Paar Gemälde von Hackert mit nach Hause bringen wollte. Dazu kam der Neid, welcher selten verzeiht, wo ein Mann sich über seinen Stand erhoben hat und es auch in den Aeußerlichkeiten darstellt. Er selbst sah ihre Grillen, ihren Cynismus mit Verachtung an und mochte auch gegen Manchen den Beutel zu fest geschlossen gehalten haben. Die großen Werke seiner besten Jahre, die in den Palästen von St. Petersburg und in den inneren Gemächern von Caserta hängen, waren seinen jugendlichen Tadlern unbekannt geblieben. Philipp Hackert war ein gesellschaftlich liebenswürdiger Mann, dem man den Künstler nicht mehr ansah, wenn er sein Atelier verlassen hatte. Er erschien dann als der feine, geschliffene, behagliche Weltmann, der überall zu Hause und willkommen war." Ihm verdankte Rehfues die Bekanntschaft mit Madame Fabbroni, bei welcher Alles, was im damaligen Florenz auf Geist und Gelehrsamkeit Anspruch machte, sich zu versammeln pflegte[1]); sodann mit der Gräfin Albany, der Wittwe des letzten Prätendenten von England und innigen Freundin Alfieris. Letzterer war kurz vorher gestorben; der Gräfin machte die Uebersetzung seiner Dramen durch die beiden jungen Deutschen große Freude; sie schenkte Rehfues einige nicht in den Buchhandel gekommene und mit dem Autographen des Verfassers versehene Schriften ihres verewigten Freundes und „heimlich angetraut gewesenen Gatten".

In diesen Florentiner Aufenthalt dürfte ein Abenteuer gefallen sein, welches leicht zu unangenehmen Folgen hätte führen können. „Die Gruppe der Niobe," berichtet die Autobiographie, „ist bekanntlich in einem eigenen Saale der Galerie sehr würdig aufgestellt und ohne Vergleichung das bedeutendste antike Kunstwerk, welches Florenz besitzt. Gewöhnlich war der Saal verschlossen. Ich ließ mir ihn dann öffnen und bat den Aufseher, die Thüre wieder abzuschließen und mich allein zu lassen, weil ich einige Stunden hier zubringen möchte. Wenn es Essenszeit war, wo die Galerie geleert wurde und bis zum andren Tag verschlossen blieb, so kam er, öffnete mir den Saal, und wir verließen miteinander das Gebäude. Einmal aber

[1]) Ueber Teresa Fabbroni s. auch Elise von der Recke, Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien, I, 266, Morgensterns Tagebücher u. A.

geschah es, daß er mich vergaß. Erst mein Appetit erinnerte mich, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen, und meine Uhr bestätigte die Mahnung. Ich pochte und pochte an der Thüre, aber vergeblich, ich beruhigte mich endlich mit der Hoffnung, daß mein Mann sich nach der Siesta an seinen Gefangenen erinnern würde. Eine Stunde verging nach der andern, und alles blieb still. Ich suchte an den Fenstern, ob ich nicht rufen könnte, aber ich sah nur eine Reihe von Dächern tief unten liegen und keine Möglichkeit, mich mit Jemand zu verständigen. Allmälig sank die Sonne, tiefer und immer tiefer die Dämmerung, die in Italien der Nacht nicht ferne ist. Ich resignirte endlich in dem Gedanken, die Nacht hier zuzubringen. Es wurde mir jedoch nicht leicht, und mit jedem Augenbicke weiter mehrte sich meine Unbehaglichkeit. Ich kannte die geheime Geschichte des mediceischen Hauses, und eine Szene derselben um die andere, die in diesem Hause vorgefallen war, stieg in meinem Gedächtniß auf."

„Die Skulpturen selbst schienen in der Dämmerung zu wachsen und ein wunderbares Geisterleben um mich herum zu beginnen. Der Hunger mochte auch das Seinige dazu beigetragen haben — es wurde mir unsäglich unheimlich zu Muthe. Endlich meinte ich in der Entfernung eine Thür gehen zu hören; ja ich erkannte bald Schritte, die sich zu nähern schienen. Aber auf einmal kamen sie mir so heftig vor, und es däuchten mir die Schritte mehrerer Personen zu sein. Jetzt durchflog mir der Gedanke den Kopf, daß ich für einen Dieb genommen werden könnte; denn die Schränke des Saals enthielten auch noch kleinere Kunstsachen. Mit Heftigkeit ward der schwere Schlüssel in das große Schloß gestoßen, und die Thüre ging auf. Welch ein schneller Uebergang zur Freude, als der Aufseher eintrat und mich tausendmal um Verzeihung bat."

Der behagliche und anregende Aufenthalt in Florenz näherte sich rascher, als die Freunde gedacht, seinem Ende. Sie hatten sich getäuscht, wenn sie annahmen, Ungers Honorar für die Zeitschrift würde hinreichen, für zwei Personen die Kosten des Aufenthalts zu decken, und zwar für zwei lebhafte junge Männer, welche dem Genuß nicht entsagen wollten und die Kunst des Sparens noch nicht erlernt hatten. So beschloß denn Tscharner nach Hause zurückzukehren, Rehfues aber machte noch einen Besuch in Livorno, wo er mit dem dänischen Diplomaten v. Schubart und dem Konsul Bartholdy bekannt wurde, und ging im November wieder nach Rom; bevor wir jedoch auf diesen zweiten längeren Aufenthalt in der ewigen Stadt näher eingehen, geben wir aus der Biographie noch eine Stelle über Rehfues Verhältniß zu dem scheidenden Freunde und seine damaligen literarischen Pläne und Richtungen.

„Die Trennung von Tscharner", heißt es dort, „fiel mir außer-

ordentlich schwer; das Verhältniß zwischen uns war das angenehmste gewesen und nie durch die geringste Wolke getrübt worden. Bei der großen Verschiedenheit zwischen uns Beiden ergänzten wir uns gewissermaßen, und ein längeres Zusammenleben und Zusammenbleiben würde uns Beiden sehr gut bekommen sein. Er arbeitete für die Masse der Leser zu gründlich, und ich für die Besseren unter ihnen vielleicht zu flüchtig. Ich wußte die Stoffe besser zu suchen und zu finden und für unser Bedürfniß zuzuschneiden; er verstand es, das Verschiedene systematisch zusammenzustellen und unter Hauptgesichtspunkte zu ordnen. Er besaß eine besondere Gewandtheit in rhythmischen Uebersetzungen aus einer Sprache in die andere und hatte das Technische frühe in einer Uebersetzung von Glovers Leonidas geübt. Allmälig würde jeder von uns mehr Einfluß auf des andern Arbeiten ausgeübt und wir Beide gewiß dadurch gewonnen haben."

In Bezug auf das Uebersetzen erklärte Rehfues überhaupt Tscharner für den begabteren und sich selbst für ungeschickt. So schreibt er einmal unter dem 16. Juni 1806 in einem Briefe an diesen Freund: „Ich begreife gar nicht, wie ich je auf den Gedanken ans Uebersetzen gekommen bin; darin bin ich so stark wie im Fliegen und Seiltanzen;" auch war ihm sehr bald die Einsicht geworden, daß die Uebertragung des Alfieri ein Fehlgriff gewesen. „Nach und nach", schreibt er am 23. Juni 1807 an Tscharner, „fange ich an zu denken, daß wir seine Tragödien doch zu hoch angeschlagen."

„Das Schlimmste", fährt die Autobiographie fort, „das Schlimmste war, daß wir uns immer bestimmte Vorbilder vor Augen stellten, nach denen wir arbeiteten; ich insbesondere war durch die Matthissonschen Reisebriefe und dann durch die Werke von Brydone auf die Briefform gekommen. Ich hielt sie für die einzig mögliche für den Reisebeobachter; und in der That erscheint sie auch die natürlichste, wenn man sich auf Reisen entfernten Personen mittheilen will. Ich bedachte aber nicht, daß diese Form, wenn sie festgehalten werden soll, eine Menge Sprachwendungen und Breiten nöthig macht, die eigentlich nicht zur Sache gehören, und, um die Monotonie zu vermeiden, einen Aufwand von Geist und Wissen erfordert, der wieder nicht zur Sache gehört und die Darstellungen in das Breite und oft auch in das Vage treibt. Wenn ich jetzt (1843) noch einen Blick in meine „Briefe über Italien" werfe, die zuerst in der Zeitschrift dieses Namens erschienen sind, so kann ich mich nicht genug über die nachsichtsvolle Anerkennung wundern, welche sie selbst bis in die neueren Zeiten gefunden haben. Für mich selbst würde es eine schwere Aufgabe sein, sie noch einmal zu lesen."

„Außer jenen Werken hat Merciers Gemälde von Paris einen be-

deutenden Einfluß auf mich ausgeübt. Ich bin auch hier in der Wahl nicht glücklich gewesen. Dieses Haschen nach dem Pikanten, diese Jagd nach Geist und Kontrasten verträgt sich nicht mit der Einfachheit und Treue der Darstellung. Am wenigsten hat vielleicht mein „Gemälde von Neapel“ dadurch gelitten. Zum Plan eines andern und größeren Werkes, mit dem ich mich lange getragen, bin ich durch das Buch des Abbé Barthélemy über Griechenland veranlaßt worden. Ich wollte die Glanzperiode Roms unter Papst Leo X ungefähr in ähnlicher Weise schildern und durch den Wechsel der Darstellungsformen mehr Leben, Bewegung und Individualität in das Ganze bringen. Ein deutscher Kardinal aus dem truchsessischen Hause war zum Mittelpunkt bestimmt. In seinem Hause, um seine Person sollte sich die ganze damalige politische und soziale Welt, alles literarische und artistische Treiben der Epoche bewegen. Ein Bruchstück arbeitete ich in Livorno aus, eine Konversation am Hofe zu Urbino, die ich mit großer Freiheit in der Behandlung aus dem Cortigiano des Grafen Castiglione gewählt hatte.[1]) Ich bin dem Gedanken an die Ausführung dieses Planes lange treu geblieben und habe ich ihn erst aufgegeben, als ich in das Geschäftsleben trat, welches sich nicht mit der Lösung von Aufgaben vertrug, die eben so viel tiefe wissenschaftliche Forschungen, als Mannigfaltigkeit in den Formen der Darstellung verlangte.“[2])

Am 12. November 1803 war Rehfues wieder durch die Porta del Popolo in die ewige Stadt eingefahren und verlebte darin den ganzen Winter von 1803 auf 1804.

Er fand Thorwaldsen mit seinem Basrelief, Entführung der Briseïs, und Koch mit seinen Dantekompositionen beschäftigt. Obwohl über diese beiden Männer, sowohl was ihre künstlerischen Leistungen, als was ihre Persönlichkeit betrifft, unendlich viel geschrieben worden ist, können wir uns doch, selbst auf den Vorwurf hin, wir trügen Eulen nach Athen, nicht versagen, die sie betreffende Stelle aus Rehfues Autobiographie einzuschalten.

„Thorwaldsen wohnte mit Koch in einem Hause und übte auf diesen einen künstlerischen Einfluß aus, welcher ihm und vielen Andern von großem Nutzen gewesen ist; denn Thorwaldsen besaß die wunderbare Gabe

---

[1]) „Eine Probe der gesellschaftlichen Unterhaltung in Italien zu den Zeiten Julius II. und Leo X.,“ in der Zeitschrift „Italien“, Heft 6, S. 221—234.

[2]) Fünf Jahre später faßte der Professor Giovanni Rosini zu Pisa einen ähnlichen Gedanken: Er wollte des Erasmus von Rotterdam Aufenthalt in Italien (1506 bis 1509) als Vorwurf einer romanartigen Darstellung behandeln und „glaubte sich durch dieses Projekt allen Ernstes die Priorität vor Walter Scott gesichert zu haben. S. Reumonts schon öfter erwähnte Besprechung von Kaufmanns Mittheilungen über Rehfues in Hillebrands „Italia“.

in jedem künstlerischen Bestreben auf den ersten Blick das Wahre und Falsche zu unterscheiden, mit wenigen treffenden Worten aufmerksam zu machen und seine Bemerkungen dankbar aufgenommen und befolgt zu sehen. Die Natur hat diesen Mann wie vielleicht keinen anderen zum Künstler bestimmt und ausgerüstet. Bei einem geringen Grad von Bildung hatte er doch einen so richtigen Takt in Allem, was zur Kunst gehört, ein so sicheres Auge und Urtheil, um das Schöne und Fehlerhafte zu erkennen, einen so glücklichen Griff in der Wahl seiner Gegenstände, des Augenblicks ihrer Darstellung und in der Ausführung selbst einen Grad von technischer Gewandtheit und Beharrlichkeit, daß die großen Resultate eines langen Lebens und einer nie gestörten Gesundheit nur dadurch erklärbar sind. Koch beschäftigte sich um diese Zeit schon mit den Kompositionen von Dante, und hier war ihm Thorwaldsens Rath, Auge, Hand von dem größten Nutzen, denn dieser verbesserte die Fehler seiner Zeichnung, die bei so vielen nackten Figuren in den kühnsten Stellungen große Schwierigkeiten hatte. Er zeichnete aber auch ganze Figuren in diesen Kompositionen, und namentlich war dieses in den grandiosen Kompositionen des Guido von Montefeltre, wie sich der heilige Franz vergebens mit dem Satan um den todten Mönch streitet, der Fall. Der Böse ist ganz von Thorwaldsen und zwar nach dem Modell von Koch selbst gezeichnet, der ihm dazu stand und ihm nicht nur seinen fleischigen Körper, sondern auch die teuflischen Grimassen, in denen er sich gar häufig vor dem Spiegel übte, zum Muster lieh. Um ein Andenken von beiden Künstlern zu besitzen, ließ ich dieses Blatt vor ein Paar Jahren durch Kochs Schwiegersohn Wittmer aus dessen Karton kopiren. Ich gewann dadurch ein schönes, mir noch durch eine dritte Persönlichkeit werth gewordenes Bild, vermißte aber die ursprüngliche Großartigkeit der Komposition, welche nur in dem Heiligen, dem Satan und dem Leichnam bestand. Koch hat später einen Zug von Mönchen und einige Engel und Teufel hinzugefügt, um die Ohnmacht von Himmel und Kirche in dem Tod ohne Reue auszudrücken. Das Bild hat dadurch eine Reihe charakteristischer und lieblicher Gesichter gewonnen; aber die ursprüngliche Größe des künstlerischen Gedankens ist verloren gegangen.

„Koch befand sich in dieser Zeit gewissermaßen im Naturzustand und gefiel sich in einem Grad von Rohheit, der oft alles Maß der Duldung überschritt. Bei warmem Wetter fand man ihn selten anders als im bloßen Hemde, ohne ein anderes Kleidungsstück vor der Staffelei sitzen; und dann schimpfte er doch in den ungemessensten Ausdrücken, daß Niemand von seinen Arbeiten Notiz nehme, Niemand ihm Freunde zuführe. Er sah darin nur Kabale anderer Künstler und Ungeschmack der Reisenden. Als wir ihm zuletzt mit der größten Mühe begreiflich gemacht hatten, daß er

auch um das Wohlwollen Anderer bemüht sein, daß er sich in eine Positur setzen müsse, um Fremde mit Anstand in seinem Atelier empfangen zu können, und besonders, daß er in den Häusern, in welchen die meisten Fremden ein- und ausgingen, bekannt zu werden suchen müsse, zeigte sich, daß er nur einen einzigen Rock hatte und sich dieser in einem so schlechten Zustand befand, daß man ihn darin unmöglich irgendwo vorstellen konnte. Endlich brachten wir es bei ihm zu einer etwas anständigeren Kleidung und nun führten wir ihn bei dem Baron v. Humboldt, dem nachherigen Minister, in die Abendgesellschaft ein. Da war es aber wahrhaft komisch anzusehen, wie unbequem sich der Aermste in seinem neuen Anzug fühlte. Er erinnerte mich an die englischen Matrosen, die ich oft in Livorno in den Fiakers der Stadt herumfahren sah. Die Bursche kletterten bei Wind und Sturm die Mastbäume auf und nieder; aber in dem erbärmlichen Fuhrwerk, das auf dem ebensten Boden von einem halbverhungerten Pferde gezogen wurde, hielten sie sich mit beiden Händen fest, um nicht aus dem Wagen zu fallen."

„Koch lebte damals fast ganz allein in Dantes göttlicher Komödie, die für ihn zum Lese-, zum Lehr-, zum Erbauungsbuch geworden war. Man konnte ihm weder auf der Straße noch in den Osterien — denn außer dem Atelier habe ich ihn fast nirgends als dort gesehen — begegnen, oder er hatte seinen Dante in einer schweinsledernen Kleinfolio-Ausgabe unter dem Arm, und oft rief er mir grinsend schon von weitem auf der Straße das Wort zu:

Pape Satan, Pape Satan, Aleppe,

an dessen Erklärung die alten Kommentatoren so viel Gelehrsamkeit und so viel Scharfsinn verschwendet haben. Seine Lage war sehr dürftig; er lebte um diese Zeit fast allein von den wenigen Gouachegemälden nach Dante, die ihm ein Engländer in seinem Vaterlande verkaufte. Es war mein heißester Wunsch, ihn in die Lage zu versetzen, daß er den ganzen Dichter komponiren und seine Kompositionen in Kupfer gestochen herausgeben könnte. Ich setzte mich mit Freund Schulthesius in Livorno darüber in Verbindung, weil Poggiali eine Prachtausgabe von Dante herauszugeben beabsichtigte. Poggiali schien auch Lust zu haben, sich mit Koch einzulassen, und eine mündliche Verabredung sollte das Nähere festsetzen. Koch ging nach Livorno, kam aber bald unbefriedigt zurück. Wahrscheinlich war viel von ihm gefordert und zu wenig dafür geboten worden. [1]) Eine seiner Kompositionen radirte er für die Zeitschrift Italien; sie scheint aber in Deutschland wenig bemerkt worden zu sein." [2])

[1]) Die Poggialische Dante-Ausgabe erschien 1807 zu Livorno in 4 Bänden.

[2]) Ueber die Dante-Kompositionen Kochs s. auch Kästner, Römische Studien 101 ff.

„Um die Zeit, da ich wieder nach Rom kam, fing Koch erst an in Oel zu malen; bis dahin hatte er sich mit Kompositionen in bloßen Umrissen, mit Radirungen und mit Gouachemalereien beschäftigt. Auch hier kam ihm das Glück zu Hülfe. Im nämlichen Hause wohnte der Maler Schick von Stuttgart, ein Künstler, dessen früher Tod einer der größten Verluste ist, welche die Kunst seit Carstens betroffen haben. Seine zwei größten und bewundertsten Arbeiten: Apoll unter den Hirten und das Opfer des Noah kaufte der Freiherr v. Cotta, von dem sie in den Besitz des Königs vom Württemberg gekommen sind.[1]) Eine herrliche Mutter Gottes mit dem Kind war im Grund nur Porträt der Freifrau v. Humboldt, und ich habe es noch vor einigen Jahren bei ihrem Gemahl in Tegel gesehen."

Ueber einen Saul dieses Künstlers schrieb Rehfues am 14. November 1803 an Tscharner: „Der junge Schick von Stuttgart hat einen Saul, vor dem David spielt, vollendet, über den ganz Rom erstaunt. Sollten Sie's denken, er faßte den Saul auf, gerade wie wir ihn in dieser Rolle von Morrochesi gesehen haben."

„Schick", so fährt die Autobiographie fort, „ging Koch in seinen ersten Oelmalereien treulich an die Hand. Sein erstes Bild war, wenn ich nicht irre, die Ruth auf dem Aehrenfelde. Ich habe dasselbe, welches den ganzen idyllischen Charakter des Buchs ausdrückt, später in der Sammlung von Thorwaldsen in größerem Umfang ausgeführt gesehen. Koch hatte den landschaftlichen Theil, der in dem herrlichsten Geist von Poussin, aber mit heiterem Colorit ausgeführt war, selbst gearbeitet; die Gruppe der Personen aber auf dem Vordergrunde war, mit Beibehaltung von Kochs Komposition, von Schick gemalt. Ich stehe nicht an, dieses Bild für den Edelstein in Thorwaldsens Sammlung zu erklären, und wünsche der Stadt Kopenhagen zu seinem Besitz wahrhaft Glück."

„Den meisten Umgang hatte ich in diesem Winter mit dem Maler Müller, dem sogenannten Teufelsmüller, wie er in Rom hieß,[2]) dem ältesten unter allen deutschen Künstlern daselbst, der zwar Winkelmann nicht mehr gesehen, aber Goethes Aufenthalt in Rom erlebt hatte.[3]) Seine Körpergestalt, die in der Jugend ganz hübsch gewesen sein mag, hielt sich noch ziemlich gut und war nur etwas steif in den Beinen geworden. Auch sein Gesicht mag in der Jugend nicht übel gewesen sein,

[1]) Vgl. Ital. Misc. IV, St. 2, S. 127, 128.

[2]) Er hatte diesen Spitznamen von einem Bilde, worauf sich ein Engel und der Teufel um den Leichnam des Moses stritt.

[3]) Müller war 1778, also zehn Jahre nach Winckelmanns Tode, nach Rom gekommen.

obgleich die Formen sehr klein waren und die schwarzen Augen außer dem Schielen einen etwas unheimlichen lauernden Ausdruck hatten. Ich lernte ihn in dem Hause einer deutschen Familie kennen, die zu der bayerischen Gesandtschaft gehörte, und wir waren so gern dort gesehen, daß wir die Nachmittage gewöhnlich bis spät in die Nacht in ihrer Mitte zubrachten. In dieser langen Zeit trug Müller die Kosten der Unterhaltung fast allein, und obgleich sie beinah nur in Erzählungen bestand, so war sie doch meistens sehr ergötzlich und oft wirklich sehr interessant. Er entlehnte seine Erzählungen meist aus den Novellen der ältesten italienischen Literatur; immer waren es ähnliche Geschichten, die er selbst im Leben und aus dem Munde Anderer, die sie erlebt, aufgefaßt. Er hatte sich den weitschweifigen, aber behaglichen Ton von Boccaccio ganz zu eigen gemacht und bewies durch sein Beispiel, daß die Breite seines Vorbilds nicht ohne Anmuth ist. Merkwürdig in dieser Unterhaltung war, daß sich Müller nie wiederholte und nie um eine neue Erzählung in Verlegenheit war. Dennoch dauerten dieselben den ganzen Winter hindurch täglich wenigstens sechs Stunden lang. Wenn sie sich nicht immer natürlich an das Gespräch angeschlossen hätten, würde ich geglaubt haben, daß er sich jeden Tag vorbereitet, wenigstens mag er sich, was er so erzählte, des Abends angemerkt haben.[1]) Die Aufmerksamkeit, die er fand, verführte ihn zu der Thorheit, sich in die junge hübsche Frau des Hauses zu verlieben und mich für das Hinderniß der Erfüllung seiner Wünsche anzusehen. Schon manche seiner Erzählungen war nicht ohne Berechnung, sowohl in Bezug auf den Gegenstand seiner Anbetung, dessen Sinnlichkeit er aufzuregen suchte, als auf einen Nebenbuhler gewesen, dessen Lächerlichkeit er schilderte. Alles dieses ist mir erst klar geworden, nachdem ich Rom verlassen. Er richtete eine Klatscherei an, die sogar einen unangenehmen Briefwechsel zwischen dem beleidigten Gatten und mir veranlaßte, jedoch zur Aufklärung der Sache führte und die Folge hatte, daß Müller die Thüre plötzlich für seine Besuche verschlossen fand, während mein Verhältniß noch weit inniger wurde wie früher. Es hat mir immer leid gethan, daß ich durch ein im Grunde so albernes Mißverständniß von diesem Manne getrennt wurde,

---

[1]) Dieses Erzählertalent belustigte später (1820/21) den Kronprinzen Ludwig von Bayern, Müllers Beschützer. „Während dem Essen", erzählt Ringseis, der Arzt des Kronprinzen, in den „Erinnerungen" XVI (Hist.-pol. Bl. LXXX, Heft 1, 1877), „während dem Essen geht es gewöhnlich sehr lustig zu, besonders wenn der 73jährige Müller bei Tisch ist, der eine außerordentliche Gabe zu erzählen hat, eine Menge lustiger Geschichten weiß und sie mit der größten Lebendigkeit vorträgt." Vgl. Bernh. Seuffert, „Maler Müller und Ludwig I. von Bayern", in Picks Monatsschrift f. d. Gesch. Westdeutschlands, Jahrg. IV, 663 ff.

der, wenn er gleich nur das Wenigste, wozu die Natur ihn bestimmt, aus sich gemacht hatte, doch immer eine originelle Persönlichkeit geblieben ist. Er hat in seiner Jugend zwischen dem Dichter und dem Maler geschwankt, vielleicht nach dem Kranz von beiden gestrebt und ist dadurch beider verlustig geworden. Von seinen schriftstellerischen Werken erschien noch bei seinen Lebzeiten eine Ausgabe in drei Bänden, die außer seinen in der frühesten Periode der deutschen Literatur gedruckten Gedichten mehrere Arbeiten enthält, die viele Jahre lang in seinem Pult gelegen. [1]) Ich habe aber Mehreres darin vermißt, das ich in seinen Handschriften gelesen und was mir damals wenigstens weit besser als alles Andere schien. Von seinen Kunstarbeiten ist nie etwas zum Vorschein gekommen, als ein Karton, der, wenn ich nicht irre, eine Szene in der griechischen Unterwelt darstellte. Viele Jahre lang hatte er von einem großen Kunstwerk gesprochen, das er in Arbeit habe, aber nie etwas davon sehen lassen. Die derbsten Neckereien hatten diese Zurückhaltung nicht überwinden können, und man fing allmälig an zu glauben, daß an der ganzen Sache nichts sei. So mochte es zwanzig und längere Jahre gedauert haben, als er auf einmal von selbst wieder davon zu sprechen anfing und versicherte, daß er mit nächstem den großen Karton so weit habe, um ihn sehen lassen zu können. Und wirklich, es kam so weit. Er bestimmte Tag und Stunde und lud Thorwaldsen nebst einer Anzahl anderer Künstler darauf ein. Mit nicht geringen Erwartungen erschienen die Geladenen, und als sie alle versammelt waren, öffnete Müller die Thüre seines Ateliers. Thorwaldsen an der Spitze traten sie ein und stellten sich vor den großen Karton. Kein Laut war hörbar, und Müller ergötzte sich schon an dem gewaltigen Eindruck, den sein Werk auf solche Kenner hervorgebracht habe. Da sprang Thorwaldsen auf einmal mit dem Kopf voran durch den Karton durch. Die übrigen Künstler folgten ihm lachend, und Müller selbst war genial genug, nicht zurückzubleiben. [2]) Von nun an war nicht mehr von eigenen Kunstarbeiten zwischen ihm und Anderen die Rede. Er beschränkte sich darauf, den Künstlern mit seinem guten Rathe nützlich zu sein; denn er hatte für fremde Arbeiten den sichersten Blick und ein echtes Kennerurtheil und machte bei vornehmen

---

[1]) Heidelberg 1811.

[2]) Ein ähnliches, nicht eben feines kritisches Verfahren wird auch von Cornelius erzählt, der in einen Karton von Plattner, Hagar und Ismael darstellend, gesprungen sein soll, um den Künstler zu bedeuten, daß die Mittelpartie des Bildes in keinem Verhältniß stehe zu den Seitenpartien, auf denen sich die beiden Figuren befanden. Das Urtheil Tintorettos über des jüngeren Palma letztes Gericht im Marcuspalast, es würde sich mehr durch Wegnehmen, als durch Zusetzen verbessern lassen, war hier gewissermaßen in Szene gesetzt.

Personen den deutschen Cicerone, dessen Stelle seit Reitzensteins Tod gewissermaßen unbesetzt geblieben war. Mit dem ersten Besuch des damaligen Kronprinzen von Bayern im Spätjahre 1804 ging sein Glücksstern wieder auf. Er erhielt eine Pension von König Max I. und sah sein Alter wenigstens gegen Mangel geschützt."

„Durch den Umgang mit jener Familie gerieth ich auch in Bekanntschaft mit einem deutschen Bischof, der kurz zuvor als bayerischer Gesandter akkreditirt worden war und später zu der höchsten kirchlichen Würde emporgestiegen ist. Dieser Mann war eine in ihrer Art merkwürdige Erscheinung. Aus der niedrigsten Geburt hatte er sich allmälig durch alle Stufen von Rang und Amt bis zu den höchsten emporgearbeitet. Das haben Andere auch gethan, wird man sagen; aber ich wüßte wenigstens Keinen, der auf solchem Weg nicht durch bedeutende äußerliche Vorzüge, durch ausgezeichnete Talente, durch Gelehrsamkeit, durch Frömmigkeit oder durch besonders mächtige Protektionen die tausend Schwierigkeiten überwunden hätte, welche zwischen des Lebens niedrigsten und höchsten Stellungen liegen. Von allem Diesen besaß dieser Prälat so gut wie nichts; aber ihm wohnte eine Art von Lebensklugheit bei, deren Hauptmittel in einer unerschütterlichen Passivität bestand. Wovon man auch sprechen mochte, von Personen oder Dingen, nie erfolgte von ihm eine andere Aeußerung, als das Wort: „Da ließe sich Vieles drüber sagen." Ich behaupte, daß es die Formel war, womit er das Glück beschworen hat."

Dieser Mann, dessen Namen Rehfues verschweigt, war der damalige Vertreter des bayerischen Hofes und spätere Kardinal Häffelin.

Oefter in Thorwaldsens und Schweikles, meistens aber in Müllers Begleitung sah Rehfues die Kunstsammlungen Roms und gedenkt mit dankbarer Anerkennung der kurzen und treffenden Bemerkungen, durch welche ihn Müller angeregt und im Verständniß von Kunstwerken gefördert habe. Eine Anregung und Förderung anderer Art fand Rehfues in dem Kreise Wilhelms v. Humboldt. Dieser nahm an seinen literarischen Bestrebungen freundlichen Antheil und bestimmte ihn namentlich zur Uebertragung zweier, damals in Italien Aufsehen machender Werke des neapolitanischen Rechtsgelehrten Cuoco: „Geschichte der Gegenrevolution in Neapel" und „Plato in Italien."[1]) Rehfues begann auch mit der Bearbeitung des letzteren Werkes, überließ jedoch die Fortsetzung dem Bildhauer Keller aus Zürich,[2]) „der über seine aus der Muschel emporsteigende Venus nicht

---

[1]) Platone in Italia. Den Gedanken zu diesem Werke gab eine Stelle bei Cicero de senectute: Platonem Atheniensem Tarentum venisse, L. Camillo App. Claudio consulibus, reperio.

[2]) Näheres über ihn findet sich in den Ital. Misc. V, St. 3, S. 159 ff.

wegkommen konnte, und, um seine Familie zu ernähren, die Schriftstellerei ergriffen hatte." Durch Rehfues mit einer Vorrede versehen, erschien „Plato in Italien" erst im Jahre 1811 bei Cotta, nachdem Professor Firnhaber zuvor die ungenügende Leistung Kellers noch einmal überarbeitet hatte. Das Buch schildert den Aufenthalt Platos in Italien (um 406 p. u. c.) in Briefen des Philosophen und seines Schülers Kleobulus an ihre athenienfischen Freunde und giebt in lebhafter farbiger Darstellung mit manchen geistvollen Bemerkungen und Reflexionen ein umfassendes Gemälde der politischen, religiösen und sozialen Zustände Süditaliens während der angegebenen Periode.

Humboldt vermittelte auch für Rehfues die Verbindung mit deutschen Literaturorganen, namentlich der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung, und suchte ihn für Herausgabe eines „gelehrten Italiens" nach Art von Ersch „gelehrtem Frankreich" zu gewinnen. Humboldt selbst hatte schon Vieles zu diesem Zwecke gesammelt und bot seine Materialien zu freiester Benutzung an. Die eigenthümlichen Zustände des italienischen Buchhandels erschwerten jedoch die Ausführung des Vorhabens, und für den regen Geist unseres jungen Schriftstellers hatte eine bibliographische Arbeit, welche ohne die mühsamste, von Ort zu Ort, von Buchladen zu Buchladen stets zu erneuernde Sammlerthätigkeit keinen Erfolg versprechen konnte, auf die Dauer wenig Reizendes. Es blieb daher bei einem Versuch über die neueste Literatur Siciliens.[1])

Bei Humboldt lernte Rehfues außer Zoega auch Fernow kennen, dessen edle Persönlichkeit ihn besonders ansprach, wie sehr er auch durch den Künstlerkreis, in welchem er gewöhnlich lebte, gegen denselben eingenommen war.

Für die ästhetischen und literarischen Zu- und Abneigungen im Hause Wilhelms v. Humboldt ist nicht uninteressant, was Rehfues in einem Brief vom 14. Januar 1804 seinem Freunde Tscharner meldet:

„Die elegante Glycerion,[2]) um wie die Berliner zu bezeichnen und mit wenig nichts zu sagen, hat mir äußerst gefallen. Frau v. Humboldt konnte sich nicht entschließen, das Werkchen zu lesen. Erstlich, weil sie die griechischen Namen abschreckten: Katharina für Glycerion, Schlegel für Menander hätte ihr besser gefallen; und dann sagt sie, ist alles, was von Wieland kömmt, so fad und abgeschmackt. Die gute Frau ist guter Hoff-

---

[1]) Intelligenzbl. z. Jenaer Lit.-Ztg. 1805, Nr. 15, 20, 23; von da in den Archives littéraires Nr. 19 in Uebersetzung mitgetheilt; erweitert unter dem Titel: „Sicilianische Litteratur und Kunst von 1790—1803" bei Rehfues, Neuester Zustand der Insel Sicilien 195—230.

[2]) Menander und Glycerion, 1804 erschienen, also Novität.

nung, darum halten Sie ihr das zu gut. Als Gelüste müssen Sie es auch ansehen, wenn ich Ihnen sage, daß sie die Genoveva von Tiek für das erste Gedicht und Schlegels Alarkos für das Non plus ultra dramatischer Originalität hält. Nun, mein lieber Tscharner, da dürfen wir unsern Alfieri wieder in die Tasche stecken und die Zeit für verloren ansehen, die wir über Wielands Lais hinbrachten. So urtheilt die Frau von ihrem Dreifuß herab, und es fehlet nicht an Leuten, welche mit aufgesperrtem Maul um sie herumstehen und sich nicht genug über diese neue Pythia verwundern." [1])

Ein anderes Haus, in welchem die Literatur gepflegt wurde, war das des Grafen Moltke. Hier lernte Rehfues die „natürliche Tochter" von Goethe kennen: „Die Eugenie," schreibt er in dem eben erwähnten Briefe an Tscharner, „habe ich bei Graf Moltke vorlesen gehört. Ich halte sie für das studirteste Stück von Goethe und darum für das, woraus sich am meisten lernen läßt. Es ist außer der poetischen Politur erstaunlich viel Lebensweisheit darin, und wer sich gern an Sprüche und Sentenzen hält, der findet ein reiches Feld darin. Aber kalt, muß ich gestehen, hat mich das Stück doch gelassen.

Beim Grafen Moltke wurde Rehfues mit dem gelehrten Kardinal Borgia bekannt und besuchte ihn dann öfter in seinem Palazzo in der Nähe der Piazza Navona. Der Kardinal wünschte von ihm eine archäologische Abhandlung über ein Stück seiner Sammlung und wollte sie auf seine Kosten ins Italienische übersetzen und drucken lassen, aber dem wohlwollenden Gönner war kein längeres Weilen im Kreis seiner Bücher und Kunstschätze vergönnt. Borgia begleitete den Papst Pius VII. zur Kaiserkrönung nach Paris, starb jedoch auf der Reise in Lyon, von Rehfues tief beklagt, der ihm in den „Italienischen Miscellen" [2]) einen warmen, die Tugenden und Verdienste des Abgeschiedenen rühmend anerkennenden Nachruf widmete.

Dem Karneval des Winters von 1804 fehlte sein Hauptreiz, das Moktolofest; sonst hatte er noch ganz das Ansehen, wie er von Goethe beschrieben worden; dagegen genoß unser Reisender in der heiligen Woche

---

[1]) Eine Folge des Verkehrs mit dem Humboldtschen Hause war es auch, daß Rehfues die Vues des Cordillères etc. und den Essai politique sur le royaume de la nouvelle Espagne Alexanders v. Humboldt ins Deutsche übertragen hat.

[2]) Bd. III, St. 3, S. 164—165. — Bd. I, St. 2, S. 105—112 und Bd. III, St. I, S. 22—27 finden sich interessante Mittheilungen über die Abreise (Nov. 1804) und die Rückkunft des Papstes (Mai 1805).

den Anblick der Kreuzbeleuchtung von St. Peter, welche später, wie es hieß, des unanständigen Benehmens der Engländer wegen, verboten wurde.[1])

Während des Karnevals machte Rehfues bei einem Gastmahl eine eigenthümliche, aber nicht ganz uninteressante Bekanntschaft. „Dieses Gastmahl," schreibt er in der Autobiographie, „wurde von der italienischen Gattin eines Engländers gegeben, welcher sich in Rom häuslich niedergelassen hatte. Es bestand außer unserer Wirthin bloß aus Männern. Ein Freund, der mich in dem Hause aufgeführt hatte, versicherte mich, daß außer mir schwerlich ein Mann am Tische wäre, der nicht in genauer Verbindung mit der Wirthin gestanden. Die Frau gefalle sich darin, von Zeit zu Zeit Alle um sich zu versammeln, die sich ihrer Gunst erfreut hätten. „So eben richtete sie," sagte er, „den matten, schwärmenden Blick auf Sie, der ihren guten Willen, Sie den Uebrigen gleichzustellen, deutlich verrathen."

„Und wer war diese Frau nach der Versicherung meines Freundes?"

„Goethes Faustine in den römischen Elegien."

In einem Briefe an Tscharner aus dieser Zeit spricht Rehfues von einer Engländerin, Madame Erwin, und den „fünfzig Bräutigamen" dieser „unersättlichen Danaide," die in Schweikles Hause gewohnt habe — sollte diese Dame Faustine gewesen sein?

In demselben Briefe schreibt er auch von einem Prinzen von Mecklenburg, den er wohl bei Humboldt oder Moltke kennen gelernt hat: „Der Prinz von Mecklenburg giebt uns viel zu lachen. Er ist halbtaub, hat keine Zähne mehr und kann die Sinnlichkeit nur noch in den vollen Schüsseln finden, die ihn immer die Hälfte seines Tages krank machen, und ist — 18 Jahre alt. Er macht zwar den Cicisbeo einer Gräfin Carradori,[2]) die von der deutschen Sängerin an bis zu der römischen Patrizierin aufgestiegen ist, ohne so viel Geist zu haben, als der niedrigste Transteveriner besitzt. Seine Unterhaltungen mit ihr sind höchst lustig. Sie sind so idealisch einfach, daß man zwei Kinder an der Puppe mit einander sprechen zu hören glaubt."

Inzwischen hatten in den journalistischen Unternehmungen, welche Rehfues den längeren Aufenthalt in Italien ermöglichten, Veränderungen von Bedeutung stattgefunden. Unger verlangte schon nach dem ersten oder zweiten Hefte der Zeitschrift „Italien," als sich der Absatz noch gar nicht beurtheilen ließ, der Umfang der Hefte sollte von zehn auf acht Bogen herabgesetzt werden, wodurch natürlich die Einnahme der Redacteure um ein Bedeutendes geschmälert wurde. Man ließ sich das gefallen, fühlte

[1]) Vgl. „Ital. Misc." II, 163 ff.

[2]) S. über diese Dame auch Elise von der Recke a. a. O. II, 260.

jedoch bald, daß Unger die ganze Sache lästig geworden. Auch liefen die Wechsel so unregelmäßig ein, daß sich Rehfues, um nicht in Verlegenheit zu kommen, an seine Eltern wenden mußte, die sofort mit der größten Bereitwilligkeit Kreditbriefe sandten. Mit dem eilften Heft brach Unger die Zeitschrift ab; Rehfues aber wandte sich, ohne den Muth zu verlieren, an Cotta und forderte ihn auf, die Fortsetzung in erweitertem Maße zu übernehmen. Cotta ging sogleich auf den Vorschlag ein, und so entwickelten sich im Anschluß an die bereits bestehenden „englischen und französischen Miscellen" die „italienischen Miscellen." Rehfues erhielt als Honorar monatlich 150 Thaler. Cotta verband nach Rehfues Angabe mit diesen drei Unternehmungen einen höheren Zweck. Die „Miscellen" waren eigentlich nur die Vorbereitung für eine andere und größere Unternehmung; Cotta sicherte sich durch dieselben eine Reihe Berichterstatter für die Tagesgeschichte, die Literatur und die Kunst von drei Ländern, auf welche das Auge des gebildeten Deutschlands gerichtet ist, und betrachtete die drei Journale als dereinst zusammenzuschmelzende Grundlage für sein „Morgenblatt," das von 1807 an erschien. Auch an letzterem hat sich Rehfues betheiligt, und sind von ihm die mit P. J. R. oder —s bezeichneten Beiträge.

Rehfues nächstes Reiseziel war die Insel Sicilien. Er verließ Rom und traf am 8. April 1804 in Neapel ein; bevor wir jedoch auf die sicilianische Reise näher eingehen, müssen wir über sein Freundschaftsverhältniß zu dem liefländischen Maler und Dichter Karl Graß[1]), welches sich noch in Rom entwickelt hatte, nach den Mittheilungen der Autobiographie eine zurück- und vorausgreifende Episode einflechten:

„Ein geborener Liefländer," heißt es dort, „hatte Graß auf deutschen Universitäten[2]) Theologie studirt und war in sein Vaterland zurückgekehrt, um eine Pfarre zu suchen. Er fand solche auch bei einem Landedelmanne und verband sich mit einem Mädchen, welches in dessen Hause in einem untergeordneten Verhältnisse stand. Er war zum Pfarrer ernannt und die Hochzeit ganz nah, als er die Entdeckung machte, daß seine Zukünftige mit

---

[1]) S. über ihn auch A. Kaufmanns kleine Abhandlung: „Karl Graß, Dichter und Maler" bei Schnorr von Carolsfeld, Archiv f. Litteraturgeschichte, Bd. V, Heft 1, Jahrg. 1875.

[2]) In Jena, wo er in Schillers Familienkreise Zutritt hatte. In der „Thalia" sind Gedichte und Aufsätze von ihm zum Abdruck gekommen. Aus Sicilien schickte er an Schiller die freie Komposition einer dortigen Landschaft als „Andenken der Liebe". S. Graß, Sizilische Reise. Stuttgart und Tübingen 1815. Thl. I, S. 5. Auch mit Goethe war er bekannt: „Unter andern erinnerte ich mich," schreibt er a. a. O. S. 4, „daß mir einst der Herr Geheime Rath von Goethe gesagt hatte: Sizilien ist noch schöner als das neapolitanische Land." Auch mit Seume hat Graß in Verbindung gestanden und poetische Episteln mit ihm gewechselt.

dem Patronatsherrn in einem nähern Verhältniß stand, als ihm lieb sein konnte. Er riß sich los, nahm seine wenigen Mittel zusammen und beschloß, sein Talent für die Landschaftsmalerei auszubilden und sich dadurch einen neuen Lebenslauf zu bilden. Ich weiß nicht, ob es Plan von ihm oder Zufall war, daß er nach Zürich kam, sich daselbst an Heß anschloß und dessen Rath und Leitung benützte. Wie er durch die Salis[1]) erst nach Chur und später nach Italien gekommen, entsinne ich mich nicht mehr. Ich hatte ihn in Rom kennen gelernt und wegen seines gemüthlichen Wesens und seiner unter Künstlern seltenen allgemeinen Bildung lieb gewonnen. Auf der Reise durch Sicilien ist er uns durch seine Gabe der Sparsamkeit und klugen Einrichtung sehr nützlich geworden. Da wir uns der Gastfreundschaft dieses Landes nicht entziehen und sie oft wirklich nicht entbehren konnten, so bestand unsere Hauptausgabe an manchen Orten in den Trinkgeldern, die wir der Dienerschaft in den Häusern geben mußten, die uns so gastlich aufgenommen. Bei dem Bedientenluxus des Feudaladels war es hier nicht leicht, ohne ansehnliche Geschenke wegzukommen; dieses Kunststück brachte aber Graß für uns fertig. Er ließ sich gewöhnlich mit den Bedienten in Gespräche ein, that mit ihnen wie mit Seinesgleichen und erzählte ihnen, daß wir arme Künstler wären, die, um etwas zu lernen, in ihr Land gekommen und seine Schönheiten durch Kunst und Rede in der ganzen Welt bekannt zu machen beabsichtigten. Vielleicht porträtirte er auch hie und da einen von ihnen, wie Albrecht Dürer auf seiner niederländischen Reise that, um die Trinkgelder zu ersparen. Da er in seiner Kleidung so armselig als möglich, wenn auch immer reinlich eingerichtet war, so wurde er wahrscheinlich für unsern Bedienten oder Farbenreiber gehalten, und die Bedienten mochten dann froh sein, wenn er ihnen für uns Alle zusammen einen oder zwei Ducati gab. Wenigstens schieden sie überall von uns mit den freundlichsten Wünschen."

„Es war unmöglich, seine Zeit besser zu benützen, als Graß that. Wir reisten auf Maulthieren und Pferden, welche wir mit ihrem Führer, der in Sicilien Campiere heißt, in Messina für die ganze Reise bis Palermo gemiethet hatten, und kamen, wenn wir uns auf der Landstraße befanden, meist den ganzen Tag nicht aus dem Sattel, außer um Mittag, wo wir unter einem Baum, zuweilen auch nur unter unsern großen Sonnenschirmen Rast machten: Graß, der nur in der Kunst lebte, hielt oft an, um vom Sattel aus die Hauptlinien der Ansichten zu zeichnen, die vor ihm lagen. Seinem Maulthier waren diese Pausen bald lästig. Erst versuchte es gegen

---

[1]) Des Mineralogen Ulisses von Salis-Marschlins gedenkt er einmal in seiner „Sizilischen Reise" I, 51.

seinen Willen vorwärts zu gehen, und als es Widerstand fand, ließ es sich plötzlich auf die Erde fallen. Als es das erste Mal geschah, stürzte Graß herunter, ohne sich jedoch im geringsten wehe zu thun; bald war er jedoch so an die Laune der Bestie gewöhnt, daß er, während sie sich niederließ, mit ausgespreizten Beinen stehen blieb, seine Zeichnung machte und, wenn er fertig war, sich mit dem Thier wieder erhob. So hatten Beide sich schnell auf das beste miteinander zu finden gewußt."

Graß hat diesem störrischen Thier in seinen Distichen über die Reise durch Sicilien[1]) folgende Verse gewidmet.:

Dir, mein Maulthier, gebühret der Preis vor den Thieren der Reise,
Ueber Steilen dahin schrittst du durch Rohrig und Mohr.
Nur im lockeren Sand ergriff dich die Neigung zum Wälzen;
Helden nur, Schwächlingen nicht, bringet das Leichte Gefahr.

„Wenn wir Abends in das Nachtquartier kamen," fährt Rehfues fort, „waren wir Uebrigen meist so ermüdet, daß uns die sicilianische Gastfreundschaft, welche dem Gast vor lauter Wohlwollen keine Ruhe läßt, als die größte Last erschien[2]). Graß fand jedoch immer noch Zeit, die Zeichnungen, die er unterwegs in seinem Skizzenbuch nur mit wenigen Strichen angedeutet hatte, soweit auszuführen, daß sie ihm für seine Zwecke brauchbar waren. Aber damit nicht genug; häufig schrieb er auch noch an einer der vielen poetischen Episteln, mit denen er seine entfernten Freunde zu erfreuen pflegte. Er hatte wirklich viel Anlage zur Dichtkunst, aber sie war wenig ausgebildet, und er nahm es mit Sprache und rhythmischer Technik etwas zu leicht. Ich besitze noch einige dieser Gedichte und viele andere müssen in der Welt herum zerstreut sein[3]). Sie verdienten gesammelt zu werden, weil sie voll der herrlichsten Züge aus der Tiefe von merkwürdigen Situationen und Stimmungen sind und sich immer an einen bedeutenden Ort des klassischen Bodens anknüpfen."

„Graß hat sich erst nach seinem mehrjährigen Aufenthalt in Sicilien der Oelmalerei ergeben. Ich weiß nicht, ob es ihm mit allem Fleiß ge-

---

[1]) Sizil. Reise I, 228.

[2]) Eigenthümlich muß es Rehfues berührt haben, daß er bisweilen als „Landsmann" aufgenommen wurde. In einem Brief an Tscharner vom 12. März 1833 schreibt er hierüber: „Von Jugend auf hat mir eine besondere Neigung für den letzten Sprossen dieses Kaiserhauses (der Staufer) beigewohnt. Es ist eine vaterländische Sympathie, die in verschiedenen Epochen meines Lebens freundliche Begegnungen gefunden hat. Zu den schönsten gehörte es, als ich auf meiner Reise durch Sicilien die schwäbische Herrschaft im schönsten Andenken fand, ja sogar einigemal als Landsmann begrüßt wurde."

[3]) Einige in Sizilien geschriebene finden sich in den Ital. Misc. II, St. 2, S. 104 ff., III, St. 1, S. 55.

lungen ist; wenigstens möchte ich bezweifeln, daß er, was die Farben betrifft, über Philipp Hackert weggekommen sei. Eigene landschaftliche Kompositionen habe ich nie von ihm gesehen, aber den Charakter malerischer Gegenden faßte er mit dem größten Glücke und oft auf eine eigenthümliche Weise auf, und in der Beleuchtung verstand er es, der Natur die schönsten Augenblicke abzulauschen. Ich besitze ein Gemälde von ihm, welches die Ansicht von den höchsten Sitzbänken des Theaters von Taormina, dem alten Tauromiuium, über das Proscenium weg nach dem Aetna darstellt und mir ein überaus werthes Andenken des lieben Freundes ist. Er hielt es selbst für eine seiner gelungensten Arbeiten und schrieb mir, daß es ihm in Rom Ehre gemacht habe. König Murat kaufte in der Kunstausstellung, welche man daselbst für ihn veranstaltet hatte, mehrere seiner sicilianischen Bilder; die übrigen Arbeiten von ihm müssen sich größtentheils in Reval befinden, woher ihm häufig Bestellungen kamen. Nicht gewitzigt durch seine erste Verbindung, ging er, nachdem ich Italien verlassen hatte, eine neue in Rom ein, die auch nicht zu seinem Glücke ausgeschlagen sein soll. Ein früher Tod brach sein tüchtiges Streben ab und entriß ihn einem Leben, das ihm viel schuldig geblieben war. Im Paroxism eines hitzigen Fiebers raffte er sich vom Lager auf und stürzte die Treppe hinunter. Möge seine Asche sanft ruhen!"

Kehren wir jedoch zu Rehfues und seiner Reise nach Sicilien zurück.

Außer Graß waren seine Reisegefährten Karl Friedrich Schinkel[1]) und ein junger Architekt aus Berlin, Namens Steinmeier, und „es war nur Schade", bemerkt Rehfues in der Autobiographie, „daß sich nicht auch noch ein tüchtiger Archäologe anschloß; unsere Gesellschaft hätte dann nicht besser zusammengesetzt sein können." Der Numismatiker Ritter Calcagni, dessen Bekanntschaft Rehfues in Neapel gemacht, hatte die Reisenden mit Empfehlungsbriefen so reichlich versehen, daß es fast kein Dorf auf der gewöhnlich eingeschlagenen Reiseroute gab, in welchem sie nicht einen oder anderen Brief abzugeben gehabt hätten.

„Es gab damals," heißt es in der Autobiographie, „noch keine so bequemen Ueberfahrtsgelegenheiten, wie sie später entstanden sind, und wir mietheten uns Plätze in der Kajüte eines österreichischen Kauffartheischiffes, welches nach Messina beladen war. Wir trafen es in allen Beziehungen glücklich. Der Kapitän war zwar ein junger Mann, der blutwenig von

[1]) Schinkels Tagebuch seiner sicilianischen Reise ist veröffentlicht bei Alfred Frhr. v. Wolzogen, Aus Schinkels Nachlaß, Bd. 1, Berlin 1862, S. 105 ff. Der hier S. 141—142 mitgetheilte Brief Schinkels dürfte nicht an Graß, sondern an Rehfues gerichtet gewesen sein.

dem Handwerk verstand; dafür hatte man ihm in seinem Steuermann einen tüchtigen Mentor mitgegeben. Die wenige Mannschaft bestand aus ordentlichen Leuten, und Wind und Wetter waren so günstig, daß Niemand eine schwere Probe zu bestehen hatte. Mit gutem Wind verließen wir am 8. Mai Abends die Rhede von Neapel und genossen die Herrlichkeiten des ganzen Golfs und auch eines Theils des Golfs von Salerno in einer wahrhaft magischen Abendbeleuchtung. Als wir des Morgens erwachten, war eine Windstille eingetreten, die uns bei der sonstigen Ruhe des Meeres nicht sehr lästig wurde. Ich weiß nicht, wie lange sie dauerte; erinnerlich ist mir nur, wie nahe der Strombolo vor unsern Augen lag und welche Muße wir hatten, uns an seinem Anblick zu erfreuen. Nicht lange, so wurde die Schneespitze des Aetna am südlichen Horizont sichtbar, und hob sich Sicilien allmälig höher und höher aus der blauen Fluth empor. Gegen Abend kamen wir vor der Meeresenge von Messina an, rechts die Landzunge des Faro und links die schroffen Gestade der Küste von Kalabrien mit dem Scylla-Felsen. Das Schiff konnte nicht mit dem Wind in die Meerenge einlaufen, und es kamen tüchtig bemannte Boote vom Land, um ihm zu helfen, die Strömung zu überwinden, die, mit Ebbe und Fluth wechselnd, aus der Meerenge aus- und einfließt. Die Ruderer wandten alle ihre Kraft an, ohne lange Zeit das Schiff von der Stelle zu bringen. Es saß auf der Charybdis fest, wie die Seeleute sagten; und in der That lagen uns auch die Felsen der Scylla ganz nahe, welche sich bereits in den Purpurschmuck der untergehenden Sonne gekleidet hatten. Die Nacht sank herab, ehe wir in die Meerenge eingelaufen, und da Wind und Wetter die ruhigsten von der Welt waren, legten wir uns unbesorgt schlafen. Als wir am Morgen erwachten, lagen die Trümmer der sogenannten Palazzata vor uns und befanden wir uns im Hafen von Messina vor Anker."

So betraten unsere Reisenden den Boden des schönen Siciliens, besahen sich Messina, das noch die mannigfachsten Spuren des Erdbebens zeigte, und traten sodann die Fahrt, oder besser gesagt den Ritt, in das Innere des Landes an. Wie die lustige Gesellschaft sich ausgenommen, hören wir aus einigen Versen von Rehfues:[1])

Der Esel ging voran, wir Andern folgten.
Es war ein hübsches, rundes Eselchen,
Und Sancho Pansan selber werth zu tragen.
So saß ein brauner Sicilianer drauf,
Der unsres Zuges Führer war und Haupt.
Wir Andern, wie bereits bemerkt, wir folgten

[1]) Sie könnten auch von Graß herrühren und von Rehfues ohne Nennung des Dichters eingeschaltet worden sein.

Auf Rossen und auf Mäulern hinterdrein,
Ein Jeglicher bepackt mit seiner Habe.
Den sonderbarsten Aufzug machten wir
Und selber konnten wir des Lachens uns,
Wenn wir einander ansahn, nicht erwehren.
In einen Ueberrock gehüllt der Eine,
In lange Reitershosen eingepackt
Zog gravitätisch er dahin die Straße.
Der Andre leicht wie ein Kaffeehaus-Sylfe,
In froher Nanking-Jacke, schwebt im Sattel,
So wie ein Schmetterling auf einer Blume.
Den Pfühl, um Nachts das Haupt darauf zu legen,
Hat einer auf den Sattelknopf gespießt,
Und um die Schultern rauscht ein Sonnenschirm ihm,
Daß er dem alten Mongibello[1]) glich,
Der Winter vorn und Sommer hinten trägt.
Und nur ein Sporn befand sich an zehn Füßen.
Den hatte man, wie weiland Hudibras,
Dem Ritter, der auf einer Stute saß,
Die nur an einem Aug' sah, angeschnallt;
Und für den andern tröstete man sich,
So wie sich Ritter Hudibras getröstet.

Diese sicilianische Reise ist für Rehfues immer eine der liebsten Erinnerungen geblieben, und er kann in der Autobiographie kaum der Versuchung widerstehen, aus der Lebensbeschreibung noch einmal eine Reisebeschreibung zu machen. Die literarische Frucht seines Aufenthalts in Sicilien, eine Schilderung des damaligen Zustandes desselben,[2]) gehört unbestritten zu dem Frischesten und Lebendigsten, was er jemals geschrieben, und noch im „Scipio Cicala" hat er von den damals aufgenommenen Eindrücken vielfach Gebrauch zu machen gewußt. Wir beschränken uns deshalb auch hier auf Mittheilung einiger Szenen, deren Rehfues als „seltener Lebensereignisse" Erwähnung thut, sowie auf einige Beobachtungen über Persönlichkeiten von politischer oder literarischer Bedeutung, mit welchen er auf dieser Reise bekannt geworden ist.

Zu jenen „seltenen Lebensereignissen" gehört ein Sonnenaufgang, vom Aetna aus betrachtet:

„Wir hatten", berichtet der Autobiograph, „die Nacht in der sogenannten Ziegenhöhle zugebracht und uns einige Stunden vor Sonnenaufgang auf den Weg gemacht, um die eine Spitze des Bergs mit den

---

[1]) Name des Aetna.

[2]) Neuester Zustand der Insel Sicilien. Erster Theil. Tübingen, Cotta, 1807. Reiches Material zu einem zweiten Theile findet sich in Rehfues Nachlaß.

Trümmern des Philosophenthurms zu erreichen. Höchst ermüdet langten wir auf derselben an und harrten des großen Schauspiels, welches sich uns im Sonnenaufgang eröffnen sollte. Allmälig begann es zu dämmern, und im Osten des Meeres unten ward ein gelblicher Lichtstreif sichtbar, dessen Ränder sich allmälig mit Purpur säumten. Bald malten sich die Purpurstreifen auf dem gelben Grund. Da hob sich plötzlich, wie in Wallungen, ein dicker Nebel aus dem Meer empor und verhüllte in der kürzesten Zeit die Nähen und Fernen bis auf unsere Höhe herauf. Unsere Blicke blieben auf den östlichen Punkt gerichtet, und allmälig wurde die große rothe Sonnenscheibe hinter dem Nebelflor sichtbar. Schon war ihre Farbe feuriger geworden, als der Nebel wieder dichter wurde und die Sonne vor unseren Augen bedeckte. Eine gute Weile dauerte es so, als plötzlich zwei ungeheuere Purpursäulen den Nebel durchbrachen und mehrere Sekunden lang uns durch ihren herrlichen Anblick in Erstaunen setzten. Noch immer kämpften die Nebel dem mächtigen Gestirn entgegen und thürmten sich in so gewaltigen Massen auf, daß die Säulen, die allmälig feuriger geworden waren, unseren Blicken wieder entzogen wurden. Aber nicht lange, so sank der Nebel in einem einzigen Augenblick wie ein Vorhang nieder. Die Sonne stand in ihrer ganzen Herrlichkeit über der Linie des Horizonts, und Näh und Fernen lagen in der vollen Klarheit des Tages vor uns. Wir übersahen die ganze Insel wie in der Vogelperspektive und erkannten eine Menge größerer Orte im Land und an den Küsten. Indem wir uns noch über einen der entferntesten Punkte stritten, ob es nicht Trapani sei, erhob sich ein frischer Wind und mit ihm an der halben Höhe des Bergs ein Nebel, welcher sich plötzlich wie ein Rad um ihn herumdrehte und sich im Drehen immer weiter in die Höhe wand. In Kurzem schwang sich das Nebelrad fast um unsere Füße, und im Augenblick begann es, leicht zu hageln. Ehe wir uns noch gefaßt, hatte der Nebel Land und Meer wieder bedeckt, und trieb sich der Schnee, der nun in großen Flocken fiel, in wildem Gewirr durcheinander. Der Führer mahnte, daß das schöne Wetter auf der Höhe vorbei sei, und wir traten unsern Rückweg an." [1])

Ein reizendes Abenteuer begegnete Rehfues in Nicolosi: „Unter den Kindern, die sich neugierig um uns versammelt hatten, befand sich ein Mädchen von vier bis fünf Jahren, welches mich durch seine Schönheit, durch den Geist und das Gemüth, die in seinen Augen ausgedrückt waren,

---

[1]) S. über diese Besteigung des Aetna auch Rehfues, Neuester Zustand ꝛc. 36, 37, und Schinkel a. a. O. 111 ff. Nach des letzteren Itinerarium über die sicilische Reise geschah die Besteigung in der Nacht vom 17. auf den 18. Mai.

auf eine wunderbare Weise anzog.[1]) Ich suchte mich mit ihm, soweit es mir in der sicilianischen Mundart möglich wurde, zu verständigen, und es gewann sogleich Zutrauen zu mir. Es erzählte mir von seinen Geschwistern, und ich fragte es, ob es mit mir in die weite Welt ziehen wollte. Mit Lebhaftigkeit ergriff es den Gedanken und schmiegte sich an mich, als ob es sich schon als mein gehörig betrachtete. Ich beschloß auf der Stelle, aus dem Scherz Ernst zu machen, und verlangte von dem Kinde, daß es mich zu seinen Eltern führen sollte, denen ich es abzuhandeln gedachte. Meine Reisegefährten lachten erst über den wunderlichen Einfall; als ich aber bei meinem Gedanken blieb, fing Graß an, mir die ernstlichsten Vorstellungen zu machen und mir die Gefahr zu zeigen, mich in meinem Alter, auf einer Reise in der Fremde, mit einem Kinde zu belasten, das ich doch nicht bei mir behalten könnte, und mit dem ich, wenn es erzogen wäre, vollends in der größten Verlegenheit sein würde. Es lag so viel gesunder Verstand in Allem, was er sagte, daß ich nicht widerstehen konnte; aber es wurde mir schwer, mich von dem lieblichen Kinde zu trennen."

Hören wir nun auch, in welcher sinnigen Weise Rehfues nach einem Verlauf von vierzig Jahren auf dieses Jugendabenteuer zurückblickt: „Dieses Kind", fährt er fort, „hatte gerade das Alter, welches um diese Zeit die Frau hatte, welche mir zum Glück meines Lebens bestimmt war. Oft, wenn meine Phantasie mit dem Vorfall in Nicolosi spielte, stellte sich mir der Gedanke dar, ob sich mir nicht in diesem Kinde schon das Bild meiner künftigen Lebensgefährtin gezeigt hätte. Ich habe in dieser ein so großes und seltenes Geschenk von der Vorsehung erhalten, daß ich nicht genug Beziehungen zu finden weiß, um sie so früh als möglich an mein Lebensschicksal zu knüpfen."

In Catania weilte Rehfues zehn Tage. Die letzten Ritter des Maltheserordens hatten in dieser Stadt eine Zufluchtstätte gefunden, nachdem unter dem Großmeister Hompesch die Insel Malta so unrühmlich verloren gegangen war. An der Spitze des Ordens stand jetzt der unlängst durch den Papst zum Großmeister erhobene Giovanni Battista Tomasi, und Rehfues wurde ihm durch einen Bekannten, den Obristlieutenant und Comthur v. Rechberg,[2]) vorgestellt. „Der Großmeister", berichtet

[1]) Auch Graß spricht von diesem Mädchen in seinem Reisebericht I, 65. Nachdem er von dem Mitleid erregenden Anblick der vielen nackten Kinder in Nicolosi gesprochen, fährt er fort: „Nur ein kleines Mädchen mit einem lebhaften naiven Mignongesichte schien nicht zu den andern zu gehören."

[2]) Joseph v. Rechberg, seit 1810 Graf, indem die Familie in diesem Jahre durch Württemberg die Grafenwürde erhielt. Er war geboren 1769; seit 1816 fungirte er als bayerischer Gesandter am preußischen Hofe und starb 1833 als General der Infanterie.

die Autobiographie, „war ein so rüstiger Greis von 72 Jahren, daß ich ihm wenig über fünfzig hätte geben mögen, und soll in seiner Jugend ein sehr schöner Mann gewesen sein. Im Anfang war das Gespräch etwas trocken; allein Herr v. Rechberg brachte ihn auf das Seewesen, und nun wurde Alles Feuer und Leben an ihm. Er hatte seine Laufbahn in der Marine gemacht und war bis zu der höchsten Würde in derselben emporgestiegen. Die Säuberung des mittelländischen Meeres von den Korsaren der Barbarei schien der Plan, welcher ihn ausschließend beschäftigte. Es lagen auch einige maltesische Fahrzeuge im Hafen, deren Kapitäne seinen gewöhnlichen Umgang bildeten." [1])

Von jenem Unfug des Seeräuberwesens sind unsere Reisenden selbst einmal Zeugen geworden. Als sie nach Siculiano kamen, erzählt Karl Graß in seiner Sicilischen Reise, I. 145. 146, „war es uns befremdend, allgemeine Niedergeschlagenheit zu erblicken und lautes Wehklagen von allen Seiten zu hören. Der Anblick war jammervoll. Weiber und Kinder rangen weinend die Hände und standen verwaist in der Gasse, wie wenn ein Erdbeben ihre Wohnungen verschlungen hätte. Ein plötzlicher Ueberfall von den Tunesen hatte in der eben vergangenen Nacht das ganze Dorf in Schrecken gesetzt, und zwölf starke Männer, die sie in ihren eigenen Wohnungen ergriffen, wurden von ihnen fortgeführt. Die Leute gaben die Zahl der Türken, wie sie sie nannten, auf 200 an, und alles war geflohen, — Aehnliche Fälle hatten sich schon mehreremale in diesem Orte ereignet. Man klagte hier, wie an der ganzen Küste, über Mangel an Truppen. über Gleichgültigkeit der Regierung gegen das Elend des Volkes. Indessen liegt ein Theil der Schuld auch an Mangel der eigenen Wachsamkeit. So haben die Räuber z. B. in Sciacca nie einen Ueberfall gewagt, und Siculiano wäre groß genug, um sich selbst zu vertheidigen." „Man rechnete", heißt es a. a. O. 158, 159, „der in Tunis und Algier jetzt lebenden, bloß aus Trapani dahin gebrachten Sicilianer auf 700 Menschen. Gerade am zweiten Tage unseres Aufenthalts wurde auf dem Nebenackerlande von Bonaggia eine arme Frau mit vier Töchtern von einem und zwar von der Küste entfernteren Weinberge geraubt. Vor einem Jahre ward ein wohlhabender Mann aus Trapani nebst seiner Frau, sie nach Tunis und er nach Algier gebracht. Für ihren Loskauf wurden 15 000 Unzen verlangt, ohngefähr so viel, als ihre ganze Habe betrug. Ehemals

---

[1]) Interessante und ausführliche Mittheilungen über den Großmeister und die damaligen Zustände des Ordens finden sich in der Zeitschrift „Italien", Heft 10, S. 154 ff. und im 6. Brief des Buches über Sizilien. Vgl. auch v. Helfert, Karoline von Neapel 101, 102, 335.

war der Preis für einen gefangenen gemeinen Mann auf 100 Scudi gesetzt; jetzt ist er auf 200 gestiegen, und oft ganz willkürlich. — Am häufigsten sind die Korallenfischer dem harten Loos der Sklaverei bei den Barbaresken ausgesetzt; da gerade auf der Meerseite gegen Tunis die schönsten Korallengewächse gefunden werden." Als Schutz sollten alte Wachtthürme dienen, zu welchen man nur mit hohen Leitern, welche man jeden Abend in den Thurm hinaufzog, gelangen konnte; auf der Plattform des obersten Stocks sollten ein Paar Feldstücke die Seeräuber vor einer Annäherung an die Küste abschrecken. Auf dieses Unwesen, dessen Ausrottung, wie wir oben hörten, der Plan war, welcher Tomasi beschäftigte, beziehen sich auch folgende Distichen von Graß auf „die südliche Küste":

Liebliches Ufer! zum Sitz des friedlichen Hirten erkoren,
Wo Theokritos Lied Hügel und Quellen umklang;
Welch ein hartes Geschick hat über dich immer gewaltet!
Wie der Karthager dich einst, schreckt der Tunese dich jetzt.[1])

Der oben genannte Baron Rechberg war ein Gegenstück zum Distrait des Labruyère: „Aus dem alten Hause der Rechberge entsprossen," so beginnt Rehfues seine Charakteristik dieses originellen Mannes, „hatte er sich von Jugend auf dem Kriegsdienste gewidmet und bei allen Gelegenheiten durch seine Unerschrockenheit, seinen ruhigen Blick und seine kalte Besonnenheit in den gefährlichsten Augenblicken ausgezeichnet. Sein Gesicht war der treuste Ausdruck dieser Eigenschaften; aber es schien einer Larve gleich und veränderte sich keinen Augenblick. Mit vielen Kenntnissen und mit tiefem Sinn für Spekulation und Wissen verband er eine Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit des Charakters, welche trotz der Unbeweglichkeit seiner Gesichtszüge schnell erkannt war und das größte Zutrauen einflößte. Dieser ausgezeichnete Mann hatte nur einen Fehler, aber auch diesen in so hohem Grade, wie er selten vorkommen mag. Es war eine Zerstreutheit, die keine Grenzen kannte. Ich selbst machte in Catania mit ihm eine Erfahrung im Kleinen, die mir Alles glaublich erscheinen läßt, was man von ihm erzählt. Er begleitete mich alle Abende nach meiner Wohnung und blieb dann im Gespräch mit mir sitzen, ohne daß ihm einfiel, in seine Behausung zurückzukehren, wie spät es auch sein mochte. Ich machte ihn darauf aufmerksam, wenn Mitternacht nahe war. Dann stand er auch auf und nahm den Hut zum Weggehen. Aber unter der Thüre stellte er sich wieder, vergaß sich

[1]) Auch Schinkel kommt öfter auf die Korsaren zu sprechen und erzählt z. B. a. a. O. 113: „Unsern Catania waren die Tunesen gelandet und hatten unter anderen Personen reisende Kapuziner gefangen, in deren Kleidung sie sich steckten und unerkannt viel Unfug trieben." Vgl. v. Helfert a. a. O. 101, 251 u. ö.

im Gespräch von Neuem, legte den Hut ab und setzte sich von Neuem. Ich erinnerte wieder, daß Mitternacht vorbei sei, daß wir für den frühen Morgen einen Ausflug vorhätten, und gewann meistens nur die Wiederholung der nämlichen Szene. Endlich fing ich an, mich zu entkleiden, und nun erst machte er Ernst zu gehen und ging dann auch, nachdem er unter der Thüre, während ich mit dem Licht vor ihm stand, einen kürzeren Halt gemacht hatte. Im Gasthof war Jedermann schlafen gegangen; nirgends brannte mehr ein Licht, und ich mußte ihn bis an die Hausthüre begleiten, die gewöhnlich die Nacht hindurch offen blieb.

„In einem der Napoleonischen Feldzüge wäre Herr v. Rechberg nahezu durch seine Zerstreutheit unglücklich geworden. Er erhielt von Napoleon Befehl, eine sehr wichtige Depesche auf einen ziemlich entfernten Punkt der Stellung zu bringen, welche man den Abend vor einer entscheidenden Bewegung eingenommen hatte. Er machte sich auch auf den Weg, trieb die Postillone, was er konnte, zur Eile und befand sich seinem Bestimmungsort nahe, als er gewahr wurde, daß ihm seine Depesche fehlte. Er hatte sie in seinem Quartier liegen gelassen. Glücklicher Weise war es von einem seiner Kameraden schnell genug bemerkt worden, der sich sogleich in eine Postchaise warf und ihn mit der möglichsten Schnelligkeit einholte. Der lustigste Zug von Zerstreutheit ist ihm in den letzten Jahren seines Lebens begegnet, wo er bayerischer Gesandter in Berlin war. Wenn ich nicht irre, war es bei Gelegenheit der Vermählung des Kronprinzen (dermaligen Königs Friedrich Wilhelm IV.) mit einer Tochter seines Königs,[1]) daß er eine äußerst geschmackvolle Fête in seinem Hotel gab. Er machte die Honneurs mit dem besten Anstand von der Welt und vergaß keinen Augenblick, was er seinen hohen Gästen schuldig war. Aber als sich der Hof entfernt hatte, und die junge Welt recht lustig zu werden anfing, rief er einem seiner Leute und gab Befehl vorzufahren. Es fiel ihm nicht ein, daß er sich in seinem eigenen Hotel befand, und wollte nach Hause fahren."

Von literarischen Bekanntschaften, welche Rehfues in Sicilien machte, nennen wir den Astronomen Piazzi und den Idyllendichter Meli.

„Welch ein schönes Loos," heißt es in der Autobiographie, „welch ein schönes Loos hatte der Pater Piazzi in seinem den Wissenschaften geweihten Orden gefunden! Auf der hohen Plattform des königlichen Palastes (zu Palermo) lag seine freundliche Wohnung und neben ihr seine Sternwarte oder der Tempel der Venus Urania, wie die Fürstin v. Belmonte sie zu nennen pflegte. Und in der That hatte die Himmlische hier auch den würdigsten Priester. Dem Pater Piazzi war jenes feine und gefällige

[1]) Am 29. November 1823.

Wesen, jene Art von geistlich-weltmännischem Benehmen eigen, das ich am häufigsten bei Jesuiten der alten Schule gefunden. In seinem Gesicht lag ein Ausdruck von Kränklichkeit, der seiner Freundlichkeit eine Art von Verklärung gab, welche ganz zu dem Dienste des irdischen Himmels paßte, dem er sein Leben gewidmet hatte. Ich habe sein Bild immer sorgfältig in meinem Innern zu bewahren gesucht, und die Zeit hat es eher verschönert, als entstellt."

Aeußerlich eine ganz andere Erscheinung war der Abbate Giovanni Meli,[1]) „dessen Gedichte in sicilianischer Mundart sich neben das Lieblichste stellen dürfen, was die Literatur aller anderen Völker hervorgebracht hatte." „Eine mittlere, nicht unkräftige Gestalt, ein pockennarbiges, aber für sein Alter recht frisches Gesicht und große schwarze stark heraustretende Augen mit dem Ausdruck von entschiedener Energie des Willens ließen die Anmuth und Zartheit nicht vermuthen, die in seinen Gedichten liegt. Herder hat mehrere davon mit großem Glück in unserer Sprache nachgebildet; aber die Musik der sicilianischen Mundart ging dabei natürlich verloren. Auf der ganzen Insel sang man die kleineren Gedichte; Männer von reiferem Alter wollten jedoch den Fischeridyllen den Vorzug geben. Diese Gedichte und die ähnlichen Idyllen der Neapolitaner verdienten überhaupt in Deutschland bekannt zu werden.[2]) Sie enthalten viele Züge, welche man für reine Nachklänge griechischer Dichtung aus den besten Zeiten halten könnte." Unter seinen Freunden hatte Meli den Scherznamen Carminacopia mit Bezug auf die vielen Gesuche um Abschriften, welche den Dichter, bevor seine Poesien in Druck erschienen, belästigt hatten.[3])

Um Melis Bild zu vervollständigen, möge auch das Urtheil von Graß über ihn folgen; „Nicht minder bekannt (als Piazzi), heißt es in der „Sizilischen Reise," II. 16. 17, „ist der Dichter Meli, dessen in sizilianischer Mundart geschriebene Gedichte nicht selten Anakreontische Zartheit und Süßigkeit haben. Metastasio schätzt ihn hoch; in ganz Sizilien wird Melis Name verehrt. Als Arzt fand er das nöthige Einkommen; indessen erlebte er mancherlei Unglücksfälle und mußte öfters mit der Furcht vor Mangel kämpfen. Das hatte die Seele des Mannes grämlich gemacht. Ich sah ihn niemals heiter. Seine wiederholte Klage war, daß er niemals belohnt worden sei. Ich zeichnete seinen Kopf für meinen Freund, Herrn Rehfues. Mehrere palermitanische Maler hatten ihn, und unter diesen ein gewisser Monso, der in Rom studirte, sehr ähnlich gemalt. Er fand

[1]) Geb. 1740, gest. 1815.

[2]) Ist in jüngerer Zeit (Leipzig 1856) durch Gregorovius geschehen.

[3]) Vereinzelte Notiz in Rehfues Nachlaß.

den Kopf nicht genialisch und dachte, wie es mir vorkam, zu viel an sich selbst."[1])

Des Ritters Calcagni Empfehlungsbriefe hatten unseren Reisenden nicht bloß die Häuser der Gelehrten und Schriftsteller, sondern auch die der Großen geöffnet, unter denen wir den Giudice della Monarchia und Erzbischof von Heraclea, Monsignore Alfonso Airoldi hervorheben, der sich als eifriger Archäologe und Mäcenas der Wissenschaft eine gewisse Bedeutung erworben, aber auch als Opfer eines schmählichen Betruges viel von sich reden gemacht hat.

„Monsignore Airoldi," erzählt Rehfues, „war ein frommer und im Leben tadelloser Mann, welcher Künste und Wissenschaften liebte und beschützte, aber in beiden nicht Einsicht genug besaß, um gegen die schwersten Täuschungen gesichert zu sein. Bekannt ist, welches freche Spiel der Abbate Bella lange mit dem arglosen Prälaten getrieben hat. Er verfertigte nicht nur eine Menge sarazenischer Münzen, die er ihm theuer verkaufte, sondern schmiedete auch einen Codex diplomaticus für die Geschichtsperiode der sarazenischen Herrschaft in Sicilien und trieb den Betrug soweit, daß er arabische Handschriften anderen Inhalts verfälschte, um sie für die Urschriften der Uebersetzungen auszugeben, die er zuerst der Welt vorgelegt hatte. Die Sache schien für die Geschichte von Sizilien so wichtig und der Ruhm, diese Entdeckungen bekannt zu machen, war so verführerisch für Monsignore Airoldi, daß er eine eigene Druckerei mit arabischen Typen einrichten und die Originaltexte in einem mit vieler Pracht gedruckten Folioband herausgeben ließ. Es dauerte einige Zeit, bevor Zweifel an der Echtheit dieser Urkunden erhoben wurden; die ersten gingen, glaube ich, von Tychsen aus und wurden mit aller deutschen Bescheidenheit geäußert. Es wirft ein merkwürdiges Licht auf den damaligen Stand der arabischen Sprachgelehrsamkeit, daß nacheinander mehrere Orientalisten, ich glaube selbst ein Bischof von Aleppo, berufen werden mußten, bis der Betrug außer Zweifel gestellt war. Monsignore Airoldi hatte ihn am theuersten bezahlen müssen.[2]) Er ermüdete darum nicht in seinen Bemühungen für Kunst und Wissenschaft und war in denen für das klassische Alterthum

---

[1]) Schinkel a. a. O. 114 erwähnt unter den gelehrten Sizilianern, deren Bekanntschaft unsere Reisenden machten, auch noch den Marchese Gargallo und den Kanonikus Logoteta; bei Rehfues finde ich ihrer nicht gedacht, vgl. jedoch seinen Neuesten Zustand ꝛc. 208 ff.

[2]) Näheres über den Bellaschen Betrug findet sich bei Jos. Hager, Relation d'une insigne imposture littéraire, Erl. 1799 und Eichhorn, Bibl. d. bibl. Litt. IX, 143 bis 215. Die Titel der gefälschten Werke stehen in Eberts bibliogr. Lexikon I, Nr. 302, II, Nr. 23, 469.

glücklicher. Die Regierung hatte ihm die Oberaufsicht über die Reste desselben im Val di Mazzaro übertragen. Er verwandte die geringen Summen, welche dafür zur Verfügung gestellt waren, für Restaurationen, um den Verfall der Ruinen aufzuhalten. Aber weit ansehnlichere Summen opferte er aus eigenen Mitteln für die Grabungen an den Tempelresten des alten Agrigentum, des heutigen Girgenti. Er hatte in dem Advokaten Lo Presti den rechten Mann gewählt, um diese Arbeiten zu leiten. Lo Presti besaß mäßige Einsichten in das Fach, aber desto mehr Eifer und Liebe für die Sache. Die früheren Reisenden hatten alle den ungeheueren Trümmerhaufen bewundert und ihn für Reste des Jupitertempels erklärt, von welchem Diodor von Sizilien als von dem größten Tempel der Insel spricht. Es war nicht leicht, diese Masse von der üppigen Vegetation zu befreien, welche sie so viele Jahrhunderte hindurch überwuchert hatte. Aber bald erkannte man auch an den kolossalen Verhältnissen der Postamente, der Säulenschäfte und einiger Kapitäle die Größe des Gebäudes. Wir kamen gerade nach Girgenti, als die Grabungen die Form desselben in seinem Grundriß herausgestellt hatten. Auch waren Stücke von Figuren gefunden worden, die von der Größe der Kolosse auf Monte Cavallo in Rom gewesen sein mußten und für Reste der ungeheuern Reliefs galten, welche nach Diodors Angabe an den Ost- und Westseiten des Tempels wahrscheinlich in den Giebeln angebracht waren. Schinkel nahm einen Grundriß davon auf, von dem er mir eine Copie schenkte, die ich zu seiner Zeit in der Zeitschrift „Italien" bekannt gemacht habe."[1])

„Als ich mich dem Prälaten vorstellte, war eine seiner ersten Fragen, ob wir die Grabungen in Girgenti gesehen. Ich konnte ihm darauf eine Antwort geben, die ihn befriedigte; als ich ihm aber versicherte, daß ich einen Grundriß des Jupitertempels, von einem meiner kunsterfahrenen Freunde aufgenommen, besäße, konnte er es kaum erwarten, bis ich ihm eine Kopie davon gebracht hatte. Die Folge davon war, daß er die sämmtlichen Alterthumskenner von Palermo mit uns zu einer Konferenz einlud, um den Gegenstand näher zu untersuchen. Es war eine ziemlich ansehnliche Versammlung. Sie bestand außer uns vier deutschen Reisenden und dem Engländer Brown, der durch seine Reisen in Egypten bekannt geworden ist, aus lauter Geistlichen. Wir saßen um einen großen Tisch herum und der Prälat wie billig obenan. Er hatte den Plan des Tempels und die Berichte von Lo Presti vor sich liegen und eröffnete die Sitzung mit einem ziemlich weitläufigen Vortrag über die Geschichte der Grabungen,

---

[1]) Ueber die Besichtigung der Tempelreste des alten Agrigent s. auch Schinkel a. a. O. 122, 123.

in der er seine eigenen Verdienste nicht vergaß, ihrer jedoch mit großer Bescheidenheit gedachte. Um der Diskussion ein weiteres Feld zu eröffnen, nahm er es zuerst für zweifelhaft an, ob diese Trümmer wirklich von dem Jupiterstempel herrührten, welchen Diodor beschreibt. Es wurde daher aus seiner Bibliothek eine Folioausgabe des Geschichtschreibers hervorgeholt, und die betreffende Stelle darin nachgesucht. Der gelehrte Prälat hatte sich vorbereitet und führte das Wort fast allein; nur Schinkel machte einige treffende Bemerkungen von seinem Standpunkt aus, und ich konnte mehrere etwas vage Ausdrücke der lateinischen Uebersetzung durch Vergleichung des Grundtextes genauer bestimmen. Nur hie und da fiel einer der Geistlichen mit einem Ausbruch seiner ehrfurchtsvollen Bewunderung für die stupende Gelehrsamkeit des Prälaten ein, welchem die Uebrigen dann pflichtschuldigst beistimmten. Uns Andern kam die Sache komisch vor, und wir ließen unsern Muthwillen aus, indem wir, nachdem wir erst den „Fazella" aus der Bibliothek gefordert, die Italia sacra und ein Buch weiter um das andere verlangten, um alle früheren Angaben über die Tempel von Girgenti zu vergleichen. Bald hatten wir vor und um den gelehrten Prälaten eine wahre Mauer von Folianten aufgeführt, so daß er für die übrige Gesellschaft nicht mehr sichtbar war. Glücklicher Weise trat nun der Haushofmeister ein und verkündigte Sr. Exzellenz, daß aufgetragen sei. Wir folgten ihm in den Speisesaal, wo wir ein wahrhaft fürstliches Gastmahl einnahmen."

Zu Anfang des Juli befanden sich Rehfues, Schinkel und Steinmeier wieder in Neapel; Graß blieb, durch Herrn v. Rechberg gehalten, in Sicilien zurück.

Noch voll von den Eindrücken der Reise schrieb Rehfues am 14. Juli an Tscharner:

„Sicilien ist Europas schönster Fleck, und meine Reise gäb ich nicht für alles Andere hin, was ich je schon unterm Mond gesehen habe. Ueberall hatte ich die besten Empfehlungen, fand ich die beste Aufnahme. Nie auch fand ich mich so gesund an Geist und Körper als in Sicilien, nie darum aufgelegter zum Sehen und Nachforschen, auf keiner Reise war ich thätiger. Ich darf sagen, ich habe alle vorzüglichen Männer Siciliens kennen gelernt, sowie ich manches schöne Abenteuer bestanden habe. Außer meinen Briefen über S. werde ich eine Darstellung der sicilischen Literatur und Kunst in den letzten 10 Jahren, eine Darstellung der sicilischen Poesie überhaupt und einen Versuch über Meli liefern, der mein Freund und Lehrer in seiner Sprache geworden ist."

In Neapel fand Rehfues Landolina den Vater, für welchen in Syrakus der Sohn Don Mario unseren Reisenden die bekannte Gast-

freundschaft erwiesen hatte. Durch den Tod La Vegas war die Stelle eines Aufsehers über die Ausgrabungen in Pompeji frei geworden, und Landolina bewarb sich um dieselbe; sein Wunsch ging jedoch nicht in Erfüllung, vielleicht weil der König schon einem Anderen eine Zusage gemacht, vielleicht aber auch, weil Landolina gleich so Vielen der Edelsten seiner engeren Heimath in den Verdacht liberaler und revolutionärer Gesinnung gerathen war. Rehfues befreundete sich innig mit dem trefflichen, für alles Schöne so begeisterten Manne und hat noch einige Jahre lang, nachdem er Italien verlassen, mit ihm Briefe gewechselt. Einen Ausflug, welchen er mit Landolina nach der Insel Ischia gemacht, möge die Autobiographie berichten:

„Fürst Moriz von Lichtenstein [1]) befand sich damals mit seinem Adjutanten, dem Grafen von Attems, in Ischia, um die Bäder für die Wiederherstellung ihrer durch Kriegsstrapazen und Wunden zerrütteten Gesundheit zu gebrauchen. Ich war ihm in Neapel bekannt geworden und hatte die freundliche Einladung erhalten, ihn mit einigen andern Freunden [2]) in Ischia zu besuchen. Dieser Einladung zu entsprechen, fuhren wir hinüber nach der Insel, und Landolina schloß sich uns an, um den Epomeo zu untersuchen. Wir nahmen ein eigenes Boot, wählten die Nachtkühlung zur Ueberfahrt und machten uns Punsch. Fröhlich und wohlgemuth sangen und jubelten wir, während das Fahrzeug sanft auf der ruhigen Flut dahinglitt. Auf einmal rief Landolina, der den Blick nach dem Vesuv gerichtet hatte: „Eine Eruption, eine Eruption!" Wir sahen hin; aber das Feuer schien uns so unbedeutend, daß wir es für Fackeln von Reisenden hielten, welche den Berg in der Nacht bestiegen hatten. Unserer Meinung nach mußte die Eruption mit einer gewaltigen Explosion beginnen, die das ganze Land erhellte und mit Schrecken erfüllte. Aber Landolina hatte den Aetna von Jugend auf vor Augen gehabt und kannte die Natur der Vulkane besser. Er bestand darauf, daß sich der Krater ohne Explosion ergossen habe. Und wirklich blieb uns auch bald kein Zweifel übrig, daß er Recht hatte. Die Feuerschlange verlängerte sich an dem Berg herab und wurde zusehends breiter; aber immer war es in dieser Entfernung kein großartiger Anblick. Wir ließen uns wenigstens dadurch nicht vom Trinken und Jubeln abhalten. Landolina wandte jedoch den Blick nicht mehr von dem Berg, und als wir in Ischia angekommen, miethete er die

---

[1]) Geb. 1775, gest. 1819, k. k. Generalfeldmarschall-Lieutenant, ein Freund der Literatur, dessen auch Goethe in seinem „Ausflug nach Zinnwalde" (Juli 1813) als eines Gönners gedenkt.

[2]) Es waren nach Schinkel a. a. O. 141 Quast, Prof. Levezow und Prof. Kiesewetter, beide letztere aus Berlin.

Barke, die uns gebracht hatte, um sogleich mit derselben nach Torre dell' Anunziata zu fahren und den Besuv zu besteigen. Ich sage es mit tiefer Beschämung: wir jüngeren Männer ließen den braven wißbegierigen Greis allein ziehen."

„Dieser Ausbruch des Besuvs wurde durch seine Dauer und seinen ruhigen Verlauf merkwürdig. Die Lava ergoß sich aus verschiedenen Höhen, schob sich aber meist ganz langsam vorwärts, so daß man selbst den Schaden, den sie auf dem reichlich bebauten Boden anrichten konnte, durch Grabung von Kanälen, welche sie in unfruchtbare Schluchten ableiteten, verhütete. Ich sah sogar in einem Weinberg, durch den sie ihren Lauf nahm, auf beiden Seiten des Gluthstroms ruhig die Weinlese halten. Die Besuche des Besuvs wurden in diesem Sommer eine Mode, welche selbst die Neapolitaner mitmachten. Oft wenn wir um Mitternacht das Theater verließen, fuhren wir noch nach Portici oder Torre dell' Anunziata, um den Berg zu besteigen und die Aenderung der vulkanischen Szenerie zu betrachten. Ich darf sie in der That so nennen, denn so oft ich oben war, fand ich Alles verändert. Ein Schauspiel aber, das ich hier in den ersten Zeiten der Eruption genoß, wird sobald nicht wieder gesehen werden. Ich hatte um Mitternacht die mittlere Höhe des Bergs von Torra dell' Anunziata aus erreicht, als sich mir der wunderbarste Anblick vor Augen stellte. Aus dem Kamm des Kraters ergoß sich ein ziemlich ansehnlicher Lavastrom in fast senkrechtem Fall von bedeutender Höhe herunter und fiel auf ein kleines Plateau, das sich von drei Seiten in steilen Wänden niedersenkte. Hier theilte sich der Strom in drei Arme und bildete ebenso viele Feuerkaskaden, die in einen Gluthsee stürzten, welcher ein kleines, von allen Seiten geschlossenes Thal ausfüllte."

Der Aufenthalt in Neapel sollte übrigens für Rehfues nach mancher Seite hin von Bedeutung werden und auf sein künftiges Leben dauernd einwirken. Das erste in diesem Betracht für ihn wichtige Ereigniß war die Ankunft des damaligen Kurprinzen, späteren Königs Wilhelm I. von Württemberg.

„Dieser Prinz lebte schon mehrere Jahre in schwerstem Zerwürfniß mit seinem Vater im Ausland und meistentheils in Paris. Er hatte ein hübsches Mädchen von Stuttgart, die Tochter angesehener und braver Eltern entführt, hatte sich erst nach Berlin und von da nach Wien begeben, und sich wahrscheinlich an beiden Höfen bald überzeugt, daß er im Nothfall schwerlich Schutz gegen seinen Vater und noch weniger finanzielle Hülfe finden würde. So hatte er sich zuletzt nach Paris gewandt, wo er an dem Hofe des damaligen ersten Konsuls Bonaparte zu einer Zeit, in der sich die deutschen Fürsten noch nichts von ihren späteren Wallfahrten dahin

träumen ließen, sehr willkommen war. Manche haben behaupten wollen, daß die Bonapartische Familie damals schon Pläne gehabt habe, ihr Schicksal durch Familienbande mit den alten Fürstenhäusern zu verknüpfen, und daß darum der protestantischen Geistlichkeit von dem ersten Konsul der gemessene Befehl ertheilt worden sei, dem Prinzen die Trauung, für die bereits Alles angeordnet war, zu verweigern. Vermuthlich waren damit auch noch andere Insinuationen von Seiten der Regierung an den Prinzen selbst verbunden; die Trauung unterblieb wenigstens, und das Liebesverhältniß löste sich bald nachher ganz auf. Wahrscheinlich, um der Kaiserkrönung Napoleons aus dem Wege zu gehen, vielleicht aber auch, um die geheimen Agenten zu sprechen, welche die württembergische Landschaft (der ständische Ausschuß) in Geldsachen für ihn nach Neapel geschickt, hatte der Prinz die Reise nach Italien unternommen."

Rehfues hielt es für angemessen, sich dem Prinzen als seinem künftigen Landesherrn vorzustellen und ihm seine Dienste anzubieten. Diese wurden mit Dank angenommen; Rehfues befand sich während der ganzen Anwesenheit des Prinzen in dessen Gefolge, begleitete ihn bei Besichtigung der Stadt und ihrer Umgebungen und speiste täglich an der prinzlichen Tafel. In Stuttgart, wo Rehfues' schriftstellerische Arbeiten nicht unbeachtet geblieben waren, wurde dieses Verhältniß bald bekannt und rief am Hofe des damaligen Kurfürsten, nachherigen Königs Friedrich große Mißstimmung hervor; es ist nicht unwahrscheinlich, daß Rehfues Berufung an eine Kadettenschule, welche damals in Stuttgart errichtet wurde, in Folge seines Verhältnisses zum Kurprinzen gescheitert ist.

Um dieselbe Zeit kam auch Kotzebue mit seinem Schwager Krusenstern nach Neapel und überbrachte Rehfues ein Empfehlungsschreiben von Humboldt. Kotzebue befand sich gerade auf dem Höhenpunkt seines Lebens als Dramatiker wie als Opfer russischer Gewaltherrschaft, für welches sich nach dem 1801 erschienenen „merkwürdigsten Jahre seines Lebens" im ganzen gebildeten Europa die höchste Theilnahme geäußert hatte.

Die Königin Marie Karoline von Neapel, welche aus Wien fortwährend über die literarischen Zustände Deutschlands unterrichtet wurde,[1]) empfing den berühmten Reisenden mit ausgezeichneter Gunst und hatte dafür

[1]) Nach Kotzebue, „Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel" I, 334 wäre der zweite Saal der Bibliothek in Caserta, welcher ganz der deutschen Literatur gewidmet war, eine „Schofelbibliothek", voll der unbedeutendsten und selbst schmutzigsten Romane gewesen. „Die Königin," fügt er bei, „ist daran wohl unschuldig; sie hat, wie sie mir selbst nachher sagte, oft kaum Zeit, die Titel der Bücher zu lesen."

die Ehre, daß Kotzebue ihr seine in Neapel gearbeiteten „Stricknadeln" in Handschrift überreichte!

Für einen jungen Schriftsteller ist jeder Besuch einer literarischen Celebrität ein Ereigniß und führt leicht zu Ueberschätzung. So ging es auch Rehfues mit Kotzebue: Er trug sich mit dem Gedanken, den vielfachen Angriffen auf dessen dramatische Arbeiten eine Ehrenrettung entgegenzustellen, und begann damit, dieselben zu lesen und Bemerkungen darüber niederzuschreiben; mit dem besten Willen brachte er es jedoch nicht über ein halbes Dutzend Bände hinaus. Die Wiederholung derselben Charaktere und Situationen, die Flachheit der ersteren, die Unbedeutendheit der letzteren, die Trivialität des Humors und Witzes, die Frivolität der Weltanschauung und die stete Wiederkehr derselben Effektmittel widerten ihn bald an, und so unterblieb zum Glück für Rehfues die beabsichtigte Ehrenrettung. Ueber Kotzebue's Wesen schreibt er in der Autobiographie:

„Er war einfach und natürlich in seinem Benehmen und weit entfernt von der Sucht vieler Norddeutschen, welche den Mund nicht öffnen zu dürfen glauben, ohne ein witziges Wort oder eine neue Ansicht von sich zu geben. Aber ich darf auch nicht verhehlen, daß ich unter so vielen merkwürdigen Gegenständen, die wir zusammen sahen, nicht eine einzige Bemerkung von ihm gehört habe, welche den tieferen Beobachter und eigenthümlichen Denker verrathen hätte. Er war überhaupt kein Mann, der sich durch eine imponirende Persönlichkeit, durch Witz, Beredtsamkeit und umfassendes Wissen geltend machen konnte. Es ist bekannt, wie sehr er sich vor dem Wasser fürchtete, das er für seinen gefährlichsten Feind ansah. Einen ähnlichen Zug habe ich auf dem Ausfluge erlebt, den ich mit ihm und den Seinigen nach dem Vesuv machte. Wir rasteten wie gewöhnlich bei dem Einsiedler und nahmen einige Erfrischungen zu uns. Als es Zeit war nach dem Aschenkegel aufzubrechen, erklärte er, daß er mit seiner Frau uns hier erwarten würde. „Einmal muß der Krater doch zusammenstürzen," sagte er. „Wer bürgt mir dafür, daß es nicht in dem Augenblick geschieht, wo ich oben stehe?" — Er ließ Krusenstern und mich allein hinaufsteigen, beschrieb aber die Reise in seinem Buche, als ob er mit uns gewesen wäre."

Wir würden die bezügliche Stelle von Kotzebue[1]) hier abdrucken lassen, wäre sie nicht allzu umfangreich — der Leser würde schwerlich das Lachen unterdrücken, wenn er nach dem, was wir eben durch Rehfues gehört haben, jenes Touristen erhabene Worte läse: „Hier sah und hörte ich — wer leihet mir eine Sprache für das, was ich sah und hörte!"

---

[1]) A. a. O. I, 289 ff.

Durch Kotzebue wurde Rehfues mit der vertrautesten Freundin der Königin, der Gräfin Therese Zichy, geb. Gräfin Palffy,[1]) bekannt und fand in ihrem Hause freundliche Aufnahme. Die Gräfin blieb oft Jahre lang in Neapel und hatte sowohl hier, als in Caserta und Portici eine Wohnung in der Nähe der Monarchin, auf welche ihr ein bedeutender Einfluß zugeschrieben wurde. Die Zustände am damaligen neapolitanischen Hofe waren höchst unerfreulich: „Die blutigen Reaktionen, welche nach der Vertreibung der Franzosen durch Ruffo und Nelson Statt gefunden, hatten die Verhältnisse der ersten Familien des Reichs zu dem Hofe zerrüttet. Man maß der Königin Vieles bei, was die Rachsucht der Lady Hamilton allein verschuldete, die auf den Admiral Nelson den unbeschränktesten Einfluß ausübte und jetzt alles Unangenehme, das ihr seit Jahren in Neapel widerfahren war, vergalt. Bekanntlich hatte sie eine Vergangenheit, welche der Ritter Hamilton nicht in Vergessenheit bringen konnte.[2]) Es ist unglaublich; wie viel Böses man der Königin nachsagte. Diese wußte, wie man in jeder Familie über sie dachte, und ließ es die Glieder derselben wenigstens dadurch fühlen, daß sie sich ihrer Person nicht mehr nähern durften."

Zu den hohen Personen, welche um diese Zeit Neapel besuchten, gehörte auch der damalige Kurprinz von Bayern, der nachmalige König Ludwig. Die Königin Marie Karoline wünschte eine Verbindung desselben mit einer ihrer vielen Töchter, und die Gräfin Zichy stand ihr zur Ausführung des Planes mit Rath und That bei. Wir wissen, daß Rehfues während seines Aufenthalts in Rom viel mit einer Familie, die zur bayerischen Gesandtschaft gehörte, verkehrt hatte. In diesem Umgang waren ihm mancherlei Mittheilungen über Bayern gemacht worden, und er hatte sich eine ziemlich genaue Kenntniß von der Lage der Dinge in München, von dem Charakter, der Vergangenheit, dem geheimen Leben und Treiben der maßgebenden Persönlichkeiten, sowie von den verschiedenen Interessen, die sie bewegten, zu verschaffen gewußt. Aus gleicher Quelle wußte er vieles über den Prinzen und seine Umgebung, so daß er mehr als jeder Andere im damaligen Neapel über die bayerischen Verhältnisse Auskunft zu geben vermochte. Er war somit für die Gräfin und durch sie für die Königin der Mann des Augenblicks.

---

[1]) Geb. 1760, verm. 1777 mit dem Grafen Stephan Zichy, gest. 1833.

[2]) Ueber das bisher ziemlich in Unklarheit gehüllte Verhältniß der Königin zur Lady Hamilton haben wir nunmehr nähere Aufschlüsse erhalten durch Palumbos 1877 in Neapel erschienenes Werk: Carteggio di Maria Carolina regina delle Due Sicilie con Lady Emma Hamilton.

Für den hohen Gast, den Gegenstand dieser geheimen Pläne und Berathungen, erschöpfte man sich in Festlichkeiten jeder Art, und namentlich wurde ihm zu Ehren eine Ausgrabung in Pompeji veranstaltet, für die aber zuvor alles, was gefunden werden sollte, mit schlauer Rücksichtnahme auf die Liebhabereien des Prinzen vorbereitet worden war. So befand sich darunter ein Topf mit altpompejanischem Mehl, aus welchem sogleich ein antiker Pfannenkuchen gebacken wurde.

Da sich, wie oben bemerkt wurde, die Nachrichten, welche die Gräfin durch Rehfues erhalten, als die erschöpfendsten und zugleich genauesten erwiesen, wünschte die Königin ihn persönlich kennen zu lernen, und so wurde er zu einer Audienz auf Nachts elf Uhr im Palast zu Neapel befohlen. „Man führte mich", erzählt er in der Autobiographie, „in einen sehr großen und hohen Vorsaal, welcher schlecht beleuchtet war, und bemerkte mir, daß ich hier die Befehle Ihrer Majestät abwarten sollte. Ich harrte geraume Zeit, als man mir sagen ließ, ich müßte mich gedulden; der König sei soeben von der Jagd zurückgekehrt und hätte der Königin seinen Besuch ankündigen lassen, der übrigens von kurzer Dauer sein würde. Es währte auch nicht lange, so hob sich der Vorhang der entferntesten Thüre. Einige Pagen und Läufer traten mit langen Wachskerzen, wie sie bei Prozessionen getragen werden, ein; der Monarch folgte ihnen, und ein ähnlicher Schweif von Kerzenträgern schloß den Zug. Ferdinand IV. war ein großer stattlicher Mann mit einer gewaltigen Nase; er trug sich schon etwas gebückt und ging auf ein langes spanisches Rohr gestützt einher, als ob er sehr ermüdet gewesen wäre. Langsam ging der Zug in ziemlicher Entfernung an mir vorüber. Er hatte für mich in der halben Dämmerung des großen Saales etwas Schauerliches; denn der Charakter dieses Fürsten schien seit seiner Rückkehr aus Sicilien ganz anders geworden, als man ihn früher gekannt haben wollte. Vieles von den grausamen und ungerechten Handlungen, welche man gegen die Anhänger der Franzosen ausgeübt hatte, wurde ihm persönlich zur Last gelegt; wenigstens soll er dabei eine Härte und Unversöhnlichkeit gezeigt haben, die seinem Herzen ebenso wenig Ehre machten wie seinem Verstand. Es war mir, als ob die Geister der Cirillos, der Caracciolos und anderer ausgezeichneter Männer, die er mehr als Undankbare gegen seine Person, denn als Verräther am Vaterland hinrichten ließ, über ihm schwebten. Ueberhaupt soll er von da an weit selbständiger geworden, und besonders der Einfluß der Königin sehr gesunken sein. Diese war erst viel später nach Neapel zurückgekommen, und Acton, obgleich ihre Kreatur, hatte die Gunst der Umstände benützt, um sich selbst gegen seine Gönnerin in Freiheit zu setzen. — Der Besuch

Sr. Majestät dauerte allerdings sehr kurz, und der geisterhafte Zug kam wieder zurück."

„Ich wurde nun in die Gemächer der Königin gerufen und fand sie an einen Marmortisch gelehnt meiner wartend. In meiner Erinnerung steht sie als eine kleine Gestalt mit blassem Gesicht und großen Augen in einem weißen matronenmäßigen Anzug. Von dem Gespräch ist mir nur noch so viel im Gedächtniß geblieben, daß es sich nach den ersten und gewöhnlichen Fragen der Fürsten auf den Standpunkt der Regierungen gegenüber den Völkern bezog und namentlich der Grundsatz, daß die Fürsten in ihren Handlungen die Urtheile der Unterthanen nicht beachten, sondern mit ihrem eigenen Gewissen im Reinen sein müßten, ausgesprochen wurde. Sie führte dafür eine ziemlich weitläufige Stelle aus den Werken von Friedrich dem Großen an, welchen sie sehr zu bewundern und in seinen Schriften zu studiren schien. Ich kann die Unbekümmerniß nicht genug beklagen, mit der ich unterlassen habe, das Gespräch gleich nachher niederzuschreiben. Daß die Fürstin bemüht war, mir einen hohen Begriff von ihrem Verstand und ihrer Bildung beizubringen, war der Haupteindruck, den sie auf mich machte, und der mir auch geblieben ist."

Die Hauptschwierigkeit in Bezug auf die beabsichtigte Heirath lag in der Konvention, welche die bayerische Regierung mit Kaiser Paul in der malteser Angelegenheit abgeschlossen hatte. Ein geheimer Artikel dazu hatte eine Vermählung des bayerischen Thronfolgers mit einer russischen Großfürstin festgesetzt, und es stand nicht zu erwarten, daß man in München die Verbindung mit einem so mächtigen Hause ohne sehr erhebliche Motive fallen lassen würde. Rehfues verdankte seine Kenntniß dieses Artikels dem Herrn v. Rechberg; im Kreise der Königin wußte man nichts davon, und die Gräfin stutzte nicht wenig, als ihr Rehfues von diesem Hindernisse sprach. Die Damen verloren jedoch nicht den Muth, sondern trafen die Anstalten zu einer sofortigen Mission an den bayerischen Hof. Manche Persönlichkeit wurde in Vorschlag gebracht, der einen fehlte diese, der andern jene Eigenschaft — schließlich machte man Rehfues den Antrag, die Sendung zu übernehmen, und er ging darauf ein. Am 7. Februar 1805 reiste er in einer bequemen königlichen Kalesche von Neapel ab und war am 20. des Monats in München. Nachdem er sich dort eiligst, der Vorschrift gemäß, mit Zopf, Puder und Schnallenschuhen versehen, ließ er sich bei Montgelas melden, überbrachte ihm die neuesten Nachrichten über das Befinden des Prinzen und eröffnete zugleich, daß er Befehl habe, einen Brief der Königin von Neapel zu eigenen Händen des Kurfürsten zu überreichen. Der Minister versprach, die bezüglichen Befehle seines Herrn einzuholen und Rehfues sogleich davon Kenntniß zu geben. Erst nach einigen

Tagen erhielt dieser ein Schreiben von Montgelas, welcher die zur Audienz bestimmte Stunde meldete.

„Ich erschien," heißt es in der Autobiographie, „zu der bestimmten Zeit, und der Graf hatte mir kaum noch ein Paar Worte sagen können, als der König[1]) schon aus einem Seitenzimmer eintrat. Ich erkannte Se. Majestät erst durch die Vorstellungsworte des Ministers, überreichte das Schreiben der Königin und beantwortete die Fragen, welche über das Befinden der königlichen Familie an mich gemacht wurden. Mit dem Wunsch, daß ich den Grafen von der Zeit meiner Rückreise benachrichtigen möchte, indem er mir ein Schreiben an Ihro Majestät die Königin mitgeben wolle, entfernte sich der Monarch.

„Meine nächste Zusammenkunft mit dem Minister benützte ich, um ihm den eigentlichen Zweck meiner Reise zu eröffnen. Er hielt mir gleich die Konvention mit Rußland entgegen und überließ mir selbst zu urtheilen, welchen Erfolg meine Mission haben könnte. Er wolle zwar die Sache dem König vortragen, könne aber nicht verhehlen, daß er unter diesen Umständen durchaus keine Gründe zu finden wüßte, um sie bei Sr. Majestät zu befürworten. Der Monarch sei allerdings sehr gerührt durch die Aufnahme, welche der Prinz in Neapel gefunden; auch möchte er beinahe glauben, daß der Vater die Verbindung, wenn sie in den eigenen Wünschen des Sohnes wäre und von diesem dringend gefordert würde, gewiß als ein Glück für diesen ansehen und auf Mittel bedacht sein werde, die Verabredung mit Rußland aufzuheben. Von besonderem Dank, welchen der Graf zu erwarten hätte, wagte ich gar nicht zu sprechen. Man hielt diesen damals in München für außerordentlich reich und maß ihm ein Vermögen von neun Millionen Gulden bei. Ich hatte vom ersten Anfang an nicht auf Erfolg meiner Mission gehofft und setzte die Versuche bei dem Grafen Montgelas nur fort, um sagen zu können, daß ich alle mir zu Gebot stehenden Mittel erschöpft habe."

Ueber die letzte Audienz bei Max Joseph schreibt Rehfues: „Es war Morgens bei guter Zeit in der königlichen Residenz selbst, wo ich durch eine dunkle Treppe in einen Saal geführt wurde, um den Monarchen zu erwarten. Er trat auch gleich aus den Gemächern heraus, übergab mir den Brief an die Königin, sagte mir noch das Verbindlichste für sie und wenige freundliche Worte für mich — damit war meine Mission beendigt."

Am 10. April war Rehfues wieder in Neapel.

---

[1]) Dieser Titel wird hier anticipando gebraucht: Bayern wurde erst durch den Frieden von Preßburg (26. Dezember 1805) Königreich. Auch Montgelas war damals noch nicht Graf; er wurde dies erst im November 1809.

Hier hatten sich unterdessen die Umstände geändert. Ludwig hatte durchaus keine Geneigtheit an den Tag gelegt, sich der ihm zugedachten Prinzessin zu nähern, und so hatte die Königin schon den vorher so eifrig betriebenen Plan aufgegeben, bevor ihr Rehfues das Scheitern seiner Bemühungen mittheilen konnte. Er hatte noch eine Audienz in Portici, worüber jedoch keine Mittheilungen von Bedeutung vorliegen, und scheint von da an zur Königin in keiner direkten Beziehung mehr gestanden zu haben; es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß ihm trotz des Scheiterns jener Sendung Aussichten auf Verwendung im neapolitanischen Hof- oder Staatsdienst eröffnet worden sind. Die Erzählung seiner diplomatischen Mission schließt er mit folgender Charakteristik jener vielgenannten und vielgeschmähten, erst in jüngster Zeit durch den Freiherrn von Helfert[1]) ins rechte Licht gestellten Fürstin:

„Sie war eine Frau von hohem Geist, von einem sicheren Blick in die Zukunft Italiens und von klarer Erkenntniß der Mittel, seinem Unglück vorzubeugen. Schon zu einer Zeit, wo man das gefährlichste, aber oft auch einzige Mittel der Völker, ihre Unabhängigkeit zu bewahren, noch nicht erprobt hatte, sah sie den Volkskrieg als die Waffe an, welche dem Umsichgreifen der französischen Macht allein mit Erfolg entgegenzusetzen sei. Sie rechnete vorzüglich auf Papst Pius VI., dem sie sein ganzes Schicksal mit prophetischem Geist voraussagte, wenn er sich nicht an die Spitze der großen Volksbewegung stellen wollte.[2]) Sie hatte mit einem schwachen Charakter zu thun, der vielleicht auch nicht einmal für eine solche Rolle geeignet war, zeigte aber wiederholt, daß sie ihr Königreich durch den Fanatismus zu schützen verstand. Es war ein großes Unglück für diese Fürstin, daß sie in eine Zeit solcher politischen Erschütterungen gefallen. In Tagen der Ruhe und des gegenseitigen Vertrauens würde sie in reifem Alter sehr wohlthätig auf die Regierung eingewirkt haben, deren Fehler sie alle wohl kannte. So traten gerade jetzt die Tage ein, wo der Thron das Volk fürchtete, und das Volk das Vertrauen zu ihm verlor. Die französischen Doktrinen hatten vielfachen Eingang in Neapel gefunden, und die meisten ausgezeichneten Köpfe des Landes, deren Zahl nicht gering war, hegten Gesinnungen, welche sich mit dem Fortbestand der monarchischen Regierungsform nicht vertrugen. Da der König sich nicht um die Regierung zu bekümmern und einzig seinen Jagd- und Fischereiliebhabereien und

---

[1]) Königin Karoline von Neapel und Sizilien im Kampfe gegen die französische Weltherrschaft 1790—1814. Wien 1878.

[2]) S. ihren Brief an den h. Vater vom 27. März 1797 bei Rehfues, Briefe aus Italien II, 305—310 (in deutscher Uebersetzung). Vgl. auch v. Helfert a. a. O. 81.

seinen verborgenen Freuden in San Leuca zu leben schien, so fiel alles Gehässige, was von Oben ausging, auf die Königin. Es ist auch nicht zu leugnen, daß sie die schlechte Meinung, welche sie von ihren eigenen Unterthanen hatte, nicht immer sorgfältig genug verbarg und daß sie namentlich durch den Vorzug, welchen sie den Ausländern bei Besetzung der wichtigsten Stellen gab, das Volksgefühl tief verletzt hat. Der Haß gegen sie wurde aber auch recht planmäßig angeregt und unterhalten. Man setzte gegen sie die nämlichen Gerüchte in Umlauf, mit denen man das Glück ihrer königlichen Schwester Marie Antoinette von Frankreich und zum Theil den französischen Thron untergraben hat. Nicht nur wurde ihr häusliches und sittliches Leben auf das Roheste angegriffen, sondern man maß ihr auch den Plan bei, daß sie das Königreich an das österreichische Haus bringen wollte. Ja man ging so weit, sie zu beschuldigen, daß sie selbst den Tod ihrer zahlreichen Kinder herbeigeführt habe.[1]) Das unwissende Volk glaubte es, als sie im Geist der neuen Erziehungsmethode ihre Kinder abhärten und die Prinzen bei warmem und kaltem Wetter ohne Kopfbedeckung, in leichter Kleidung und selbst ohne Strümpfe in bloßen Schuhen gehen ließ, und der Kronprinz das Opfer einer gewöhnlichen Kinderkrankheit wurde. Ein niederträchtiger Schmierer jener Zeit, welcher sich Bürger Gorani nannte, hatte in einem Buch von mehreren Bänden[2]) alle skandalösen Hofgeschichten von Italien gesammelt und von der Königin von Neapel diese Abscheulichkeiten mit einer empörenden Zuversicht erzählt. Sie war die zärtlichste, die liebendste Mutter, und diese Verleumdung hat ihr, wie mich die Gräfin Zichy oft versicherte, allein wehe gethan. Ueber alle andern Vorwürfe hatte sie sich mit Verachtung weggesetzt."[3])

Rehfues bemerkt noch an einer anderen Stelle, daß alle Personen, welche zu dem engsten Hofe der Königin gehört, „mit Leib und Seele" ihrer Gebieterin ergeben gewesen seien; und diese habe die jungen Mädchen, welche einige Jahre bei ihr in Diensten gestanden, vortheilhaft zu ver-

---

[1]) Trotz des absoluten Unsinns dieser Behauptung hat sie doch in Karl Joseph Stegmann, dem Verfasser der 1798 erschienenen „Fragmente über Italien", einen Vertheidiger gefunden. Vgl. v. Helfert a. a. O. 73, 74.

[2]) Mémoires secrètes et critiques des Cours de l'Italie. Paris 1793, III voll. Eine deutsche Uebersetzung gleichfalls in 3 Bänden erschien zu Frankfurt a. M. 1794. Selbst der vorsichtige und schonende Matthisson bezeichnet die Memoiren Goranis als „ein Werk, worin Wahrheit und Irrthum, Humanität und Misanthropie kaum auffallendere und härtere Gegensätze bilden könnten, wenn Oromazes die eine und Ariman die andere Hälfte diktirt hätte." Matthisson, Erinnerungen II, 87. Der „Bürger" Gorani war übrigens Graf und stammte aus Mailand.

[3]) S. über die Königin auch die „Briefe aus Italien" II, 300—310.

heirathen gesucht. Bei seiner Audienz in Portici that Rehfues einmal einen Blick in das unmittelbare Vorzimmer der Königin und sah dort mehrere „hübsche und fröhliche Wienerinnen", die, „ein Mittelding zwischen Kammerfrauen und Hofdamen" vorstellend, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt waren. Er irrt jedoch, wenn er beifügt, „der ältere Marquis Haus, der Lehrer des damaligen Kronprinzen", habe sich aus diesem Kreise eine Lebensgefährtin gewählt. Der ältere Haus, früher Professor in Würzburg, der spätere Marchese Giacomo Giuseppe Haus, war nie verheirathet, vielleicht meint Rehfues den jüngeren Bruder, der gleichfalls mit einem Theile des Unterrichts des Kronprinzen und nachmaligen Königs Franz I. betraut war. [1])

Den Beweggrund zu Rehfues' Uebersiedelung von Neapel nach Rom im Mai 1805 giebt dieser nicht an; nach seinem, durch Kölle verfaßten Nekrolog hätte eine Ehrensache, bei welcher er sich „ausnehmend energisch und muthig" benommen, ihm einen Wechsel des Ortes „räthlich" gemacht. Seine Beobachtungen über Neapel und die Neapolitaner hat Rehfues in seinem 1808 erschienenen, durch die Fülle des Inhalts noch immer schätzenswerthen und besonders Kulturhistorikern zu empfehlenden „Gemählde von Neapel" (Zürich, Geßner, 3 Bde.) niedergelegt.

Die Schilderung seines dritten Aufenthalts in Rom eröffnet Rehfues mit folgender Erzählung:

„In meinem Scipio Cicala ist ein Frauencharakter aufgeführt, welcher die verschiedensten Urtheile erfahren hat. Mehrere meiner Freunde stellten ihn dem Höchsten gleich, was die Poesie geschaffen; Andere glaubten mich hoch zu ehren, indem sie in ihm eine veredelte Philine erkannten. [2]) Es fehlte aber auch nicht an Solchen, die ihn für ein zu kühnes Fantasiebild hielten, und die Frauen insbesondere sprachen ihm das Recht der Existenz ab."

„Nun, und diese Narcissa ruht auf dem Boden der Wahrheit und ist von mir nur etwas modifizirt und verschönert worden. Ich machte sie zu einer Orientalin, um das Wilde, was in der kühnen Natur sich aus-

[1]) S. die Biographie des älteren Haus im Archiv des hist. Vereins für den Untermainkreis, Bd. III, Heft 2, S. 93 ff. Sie gründet theils auf Agost. Gallos Mittheilungen im 6. Bande der Effemeridi scientifiche e litterarie per la Sicilia, theils auf Briefen in die Heimath und enthält Manches, was auf Wesen und Charakter der Königin und ihrer Familie ein sehr günstiges Licht wirft. — Vgl. über Haus auch E. von der Recke a. a. O. III, XIX ff. des Vorberichts.

[2]) So Karl Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der neuesten Litteratur. Stuttgart 1836, I, 283, 284: Scipios und Narcissens Charakter sind vortrefflich gehalten .... Narcissa ist Philine im edeln Styl."

drückte, durch die Abstammung von Beduinen zu motiviren. Diese Narcissa habe ich in Rom gekannt, und sie war es hauptsächlich, die meinen jetzigen Aufenthalt daselbst angenehm und interessant machte. Das wunderbare Wesen, von dem ich rede, lebte in einer angesehenen Stellung zu Rom und hatte sich bald aus dem leeren Treiben der höheren Gesellschaft zurückgezogen. Mit ungewöhnlichem Sinn für Kunst und Poesie begabt, liebte Narcissa die Kunst über Alles und umgab sich nun mit einem Kreis von jungen Männern von gleicher Neigung und Liebe. Gewöhnlich trieben wir uns den Tag über zu Fuß in der Stadt umher, besuchten Kirchen, Galerien, Kunstwerkstätten und Märkte, wie sie uns gerade begegneten. Wo wir unterwegs was Gutes zu essen sahen, wurde es gekauft, mitgenommen, noch am nämlichen Tag oft in unserer Gegenwart zugerichtet und in der Küche selbst verzehrt. Manchmal kehrten wir in den Niederlagen a la ripetta ein, wo die köstlichsten marinirten Fische und die besten spanischen Weine zu haben waren; aber bald war es fest zur Regel geworden, daß wir entweder über den Platz am Pantheon zurückkehrten, wo das herrlichste Geflügel und Wild verkauft wurde, oder über den Fischmarkt unter dem Portikus der Julia, wo man die Wahl unter der größten Mannigfaltigkeit der frischesten Seefische hatte."

„Gewöhnlich brachten wir auch die Abende bis spät in die Nacht um Narcissa zu und thaten uns in dem köstlichen Orvietoweine gütlich. Ich kann nicht sagen, daß in diesen Symposien immer das gehörige Maß gehalten wurde; aber unsere liebenswürdige Wirthin wußte ihre Leute zu zügeln und uns im rechten Augenblick nach Hause zu schicken. Sie blieb immer Herrin über sich selbst und ihr Benehmen; und wenn auch Humor und Laune in ihr wechselten wie das Aprilwetter, so wich doch die Anmuth nicht von ihr, und erschien sie nur in immer neuen und seltsam chamäleontischen Wandlungen. Eines Abends wurden wir mitten im fröhlichsten Gelage durch ein Erdbeben unterbrochen, welches so stark war, daß die Gläser überflossen und nahezu umfielen. Sie allein blieb ruhig. „Was ist's denn mehr als ein Erdbeben?" sagte sie. „Nur Schade, daß es nicht stärker ist, um aus dieser heiligen Stadt eine vollständige Ruine zu machen. Die Peterskirche müßte ein prächtiges Stück darin abgeben, wenn sie so in einem Augenblick wie der Jupitertempel zu Girgenti umgestürzt würde."

„Ich führe dieses Wort nur an, um zu zeigen, wie Narcissa die Dinge immer auf ihre Spitze trieb; das Nämliche würde sie in einem solchen Augenblick in der Peterskirche selbst ausgesprochen haben, mit der vollkommensten Zuversicht, daß ihre Person mitten unter diesen Trümmern unverletzt bleiben würde. Schönheit und Verstand waren in ihren Augen

über alles Andere bevorrechtet. Wie manches kühne, ja große Wort sagte sie den Bettlern, indem sie ihnen ihr Almosen ins Gesicht warf. Es war ihr unmöglich, etwas auf die gewöhnliche Weise zu thun, und Vieles wäre höchst verletzend für sie selbst und Andere gewesen, wenn nicht ein treffendes Wort und ein Blick voll Seele und Anmuth es begleitet hätte. Die Männer überhaupt mußten die schonungslosesten Wahrheiten von ihr hören und die Frauen behandelte sie als gutmüthige Kinder."

Außer mit Narcissa, deren Wesen freilich nicht nach Jedermanns Geschmack gewesen sein dürfte, und mit dem alten Freunde Koch verkehrte Rehfues während dieses Aufenthalts in Rom mit dem Franken Johann Martin Wagner, welcher sich durch seinen „launenhaften Frohsinn" und „derben Witz" auszeichnete. Wagner war am letzten Maitag des Jahres 1804 nach Rom gekommen [1]) und damals noch Maler. Rehfues zweifelt, ob er dadurch, daß er zur Bildhauerkunst übergegangen, wahrhaft für seinen Ruhm gesorgt habe: „Allerdings", heißt es in der Autobiographie, „schien ihm der Sinn für die Farben etwas zu fehlen; aber es war doch nicht in dem Grade der Fall, daß sein Kolorit fehlerhaft geworden wäre. Ich erinnere mich seines Porträts von Narcissa, [2]) welches auch von dieser Seite nichts zu wünschen übrig ließ. Aber wie edel, wie reich, wie vortrefflich gezeichnet seine Figuren, wie wahr und doch schön der Ausdruck von Charakter, von Stimmung und Leidenschaft in seinen Köpfen! Ist denn Poussin kein großer Maler, wie leicht er auch im Kolorit zu übertreffen war?"

Rehfues wohnte diesen Sommer wieder in der Villa di Malta, aber diesmal im schönsten Theile derselben, welcher auf der einen Seite den Ueberblick über ganz Rom, und auf der andern die Aussicht auf die Villa der Medicis gewährte, zur Linken durch den Quirinal mit den herrlichen Pinien des Gartens von Colonna und zur Rechten durch die genannte Villa begrenzt. Im Mittelpunkt der herrlichen Zwischenlinie erhob sich die Kuppel von St. Peter; weiter verlor sich der Blick in der Ferne der Campagna und glaubte nicht selten den Silbersaum des Meeres zu erkennen; der Monte Mario schloß die herrliche Aussicht. „Damals", schreibt Rehfues nach dieser farbigen Schilderung seines Wohnsitzes, „damals war mein Leben wahre Dichtung; aber es fiel mir nicht ein,

[1]) S. Urlichs, Johann Martin v. Wagner. Ein Lebensbild. Würzburg 1866. S. 6.

[2]) Dies könnte auf die Spur leiten, wer unter dem Namen Narcissa versteckt ist. Bei Urlichs a. a. O. 7 wird aus dieser Zeit des Porträts der „schönen Frau v. Widder" Erwähnung gethan — sollte in ihr das Urbild unserer Narcissa gefunden sein? Ihr Gatte soll zur bayerischen Gesandtschaft gehört haben.



einen Vers zu machen. Muß denn das Leben selbst ohne Dichtung sein, wenn dem Menschen das Bedürfniß nach ihr recht fühlbar werden soll?" — Ausflüge in die Umgebungen der Stadt, zum Theil in Gesellschaft der fesselnden Narcissa, trugen dazu bei, diese frische poetische Stimmung zu nähren und zu erhöhen. Rehfues' „Gemälde von Tivoli" in den „Briefen aus Italien" [1]) ist die literarische Frucht eines dieser Ausflüge.

Bevor wir mit unserem Reisenden die ewige Stadt verlassen, müssen wir eines Ereignisses Erwähnung thun, welches, an sich vielleicht unbedeutend, für uns dadurch Bedeutung erhält, daß es auf Rehfues' damalige und auch noch spätere religiöse und poetische Lebensauffassung ein gewisses Licht wirft; wir wollen ihn selbst über den Vorgang berichten lassen, dessen Erzählung er folgende Reflexion vorausschickt:

„Im Leben kommen so viele Fälle vor, in welchen der Mensch seine Rettung, wenn er mit dem Zufall nicht ausreichen kann, nur jener höheren Hand beimessen muß, die über uns waltet. Wir würden eine Menge Fälle sammeln können, wenn wir in dem entscheidenden Augenblick Besonnenheit genug besäßen, alle einzelnen kleinen Umstände wahrzunehmen. Einen solchen habe ich noch von diesem meinem Aufenthalt in Rom zu berichten." [2])

„Da wir Narzissa's Gesellschaft gewöhnlich sehr spät in der Nacht verließen, so machte ich oft nachher allein oder mit andern Spaziergänge durch die Stadt bei Mondenschein. Rom gewinnt alsdann eine ganz andere Ansicht, so daß man zweifelhaft werden kann, ob man die nämlichen Gegenstände vor sich hat, die man am Tage gesehen. Das Mondlicht ist heller, und die Schatten sind schwärzer als bei uns im Norden, und je größer die Massen sind, desto gewaltiger ist der Eindruck, welchen sie in den schroffen Uebergängen von Licht und Schatten hervorbringen. In einer solchen Nacht hatte ich die Straße nach dem Monte Cavallo genommen, um den herrlichen Anblick zu genießen, wie sich die sogenannten Kolosse, die Gruppen von Kastor und Pollux, in dem klarsten Mondhimmel abschnitten. Ich war allein und setzte mich auf die hohen Trottoirs vor dem Quirinal. Meine Blicke waren nach dem herrlichen Kunstwerke emporgerichtet, und ich genoß diesen

---

[1]) Briefe aus Italien während der Jahre 1801, 1802, 1803, 1804 und 1805, mit mancherlei Beilagen. Zürich, Geßner, 1809. 4 Bde. — ein Werk, dem man Gleiches nachrühmen darf, wie dem „Gemählde von Neapel". — „Tivoli. Ein Landschaftsgemälde" findet sich Bd. IV, 137 ff.

[2]) In dem Roman „die Belagerung des Kastells von Gozzo" hat Rehfues an einem entsetzlichen Beispiele gezeigt, wozu es den Menschen führt, wenn er, seine eigenen Kräfte als unzulänglich erkennend, am Walten einer Vorsehung verzweifelt. S. Bd. II S. 385.

Anblick mit voller Seele. Endlich schlief ich ein. Wie lang ich geschlafen haben mag, weiß ich nicht; aber ich wurde durch eine Stimme geweckt, die mich bat, nach Hause zu gehen. In dem Ton dieser Stimme lag etwas unbeschreiblich Sanftes und Seelenvolles, und die Gestalt, von der sie kam, schnitt sich in ihrem schattigen Umriß in dem blassen Horizont ab wie ein Genius. Ich erkannte wenigstens nichts von Kleidung an ihr. Halb wachend und halb träumend erhob ich mich und ging langsam nach Haus. Der Vorfall kam mir ganz natürlich vor, und ich dachte nicht mehr daran, bis ich am andern Tag zufällig hörte, daß in der Nacht zuvor in der Nähe der Kolosse vom Monte Cavallo ein Mord vorgefallen sei. Ich bin weit entfernt, hier ein übernatürliches Ereigniß erlebt haben zu wollen. Ich war, als ich geweckt wurde, wirklich nicht bei voller Besinnung, und wer weiß, ob ich nicht wachend geträumt habe? Bedeutung hat das Ereigniß darum immerhin für mein Leben."

Wir würden diesen Vorfall, dessen Uebernatürliches sich wohl in der eben von dem Erzähler selbst angegebenen Weise auflösen läßt, nicht erwähnt haben, wenn er nicht, wie gesagt, für Rehfues' Lebensauffassung und im Besonderen für seine tief wurzelnde Ueberzeugung vom Walten einer Vorsehung ein Zeugniß ablegte — eine Ueberzeugung, welcher er auch in seiner Einleitung zu der Autobiographie Ausdruck verliehen hat, wenn er schreibt:

„So oft ich die Ereignisse meines Lebens in ihrer natürlichen Entwickelung aneinander prüfte, bestätigte sich mir die Ueberzeugung, daß die Vorsehung mit besonderem Wohlwollen darüber gewaltet hat. Schon in der ganzen Grundlage meines Schicksals fand ich diese liebevolle Gewalt wirken, und wenn mein Dasein einige Berechtigung haben sollte, eine Spur von sich zurückzulassen, so darf ich es den Elementarbedingungen beimessen, unter denen ich geboren und erzogen bin rc."

Was Rehfues' literarische Thätigkeit betrifft, so fällt in diesen römischen Aufenthalt, neben den Arbeiten für die „Miscellen", eine Sammlung italienischer Novellen, deren Veröffentlichung bereits in Neapel veranlaßt worden war. Professor Kiesewetter aus Berlin, der Mathematiker, hatte dort Rehfues aufgesucht und ihm mitgetheilt, er sei an der Quienschen Buchhandlung in Berlin als Miteigenthümer betheiligt und möchte gerne für dieselbe irgend eine Arbeit von ihm in Verlag nehmen. „Ich hatte nichts fertig," schreibt Rehfues, „als eine Reihe von Novellen, die ich den ältesten italienischen Novellieri gleichsam nacherzählt hatte. Es schien mir unmöglich, daß das deutsche Publikum den breiten Erzählungston dieser aus dem Leben selbst herausgegriffenen Geschichten ertragen würde. Die meisten bedurften überdies beträchtlicher Milderungen, um nicht anstößig

zu sein. Ich wollte überhaupt ein amüsantes Buch daraus machen und mußte zwanzig, dreißig Jahre nachher oft darüber lachen, wenn ich diese Geschichten gleichsam als neue Entdeckungen in der alten Literatur der Italiener in aller ihrer Breite und Weitschweifigkeit und mit der ganzen Uebersetzungspedanterie der Vossischen Schule nachgebildet wieder zu Markt gebracht sah. Ich erhielt für mein Duodezbändchen ein ansehnliches Honorar, welches mir Kiesewetter gleich in Neapel ausbezahlt hat."

Die Vorrede des Werkchens[1]) ist datirt Rom 1805.

Am 6. Juni 1806 schreibt Rehfues an Tscharner über diese Sammluug:

„Die italienischen Novellen werden Mode im Deutschen. Ich glaube da bin ich daran Schuld. Wollen Sie die Literatur davon hören? Erstlich habe ich für das Journal Italien verschiedene bearbeitet, die sich, wie ich mir immer selbst bekennen mußte, sehr gut lesen lassen. Die Leichtigkeit dieser Arbeit und noch mehr der große Ruhm, der sich damit verdienen läßt, reizte mich, ein paar Schock[2]) andrer für den Buchhändler Quien zu bearbeiten, welche nun heraus sind. Zu gleicher Zeit, sei's aus Sympathie oder Antipathie, übersetzte ein N. N., von dem ich weiter nichts sagen kann, als daß Sie sich meinetwegen den H. Ideler oder wen Sie wollen, darunter denken können, mehrere italienische Novellen sub titulo: Scherz und Liebe. Aus Eifersucht las ich sie; aber da fand ich erstlich keinen Scherz und zweitens eine höchst langweilige Liebe. Daß ich's kurz mache, der N. N. hat sich genau an die Originale gehalten und ist treu gewesen wie ein Hund, der selbst seines Herrn Unrath auffrißt. Perioden sind da — Sie verstehen das auch, lange Perioden zu machen, aber ich will nie einer der ersten Klassiker unserer Nation werden, wenn Sie im Stande sind, einen solchen zu Stande zu bringen.

Dreimal athmet' ich auf und dreimal athmet' ich nieder, bevor ich ihn hinunter hatte, und dann schmeckte es mir erst nicht, wie des Johannes sein Büchlein „bittersüß", sondern grade wie wenn ich eine Hand voll Schreibsand verschluckt hätte."

Ein Zusammentreffen von äußeren Umständen scheint Rehfues zur

---

[1]) Novellen, den ältesten Novellisten der Italiener nacherzählt. Berlin, Quien, 1806. — Auch in der Zeitschrift „Ital. Misc." findet sich eine Reihe von Novellen, Märchen und Volksschwänken, wie die Novelle vom dicken Tischler, die Schwänke vom Bauer Berthold und vom lustigen Pfaffen Arlotto, das Märchen von den drei Junggesellen, welche ausgingen ihr Glück zu suchen, u. m. a. — Im „Kastell von Gozzo" I, 204 begegnet uns eine Sage vom verlockenden Hirsch (Sonnenhirsch), welche Simrock s. Z. entgangen ist.

[2]) 19 Stück.

Heimkehr nach Deutschland bestimmt zu haben. Zwischen seinem Gönner, dem Kronprinzen von Württemberg, und dessen Vater hatte sich ein freundlicheres Verhältniß gebildet, und somit konnte Rehfues auf Erfüllung seines Wunsches, im Vaterlande eine ihm entsprechende Verwendung zu finden, jetzt mit einiger Sicherheit hoffen. Auch neigten sich die ruhigen Tage, welche auf die Schlacht von Marengo gefolgt waren, ihrem Ende zu, und es schien gerathener, die neu drohenden Stürme in der Heimath als in der Fremde abzuwarten. Auch Narcissa rüstete sich zur Abreise — so verließ denn auch Rehfues die ewige Stadt, ging über Perugia, Florenz, Venedig nach München und traf am 8. September in seiner Vaterstadt Tübingen ein.

„Es war Mitternacht," so schließt die Autobiographie, „und die Meinigen erschraken, als so spät noch Lärm gemacht wurde. Desto größer war die Ueberraschung, als ich alle diejenigen, die ich vor fünf Jahren verlassen, gesund und wohl in meine Arme schließen konnte."[1])

Dritter Abschnitt.

Literatenleben. Erster Schritt in die administrative Laufbahn.

1805 — 1818.

In seinem Gedichte „Großgriechenland", berührt Rehfues in einer Reihe von Strophen „sein eigenthümliches Lebensglück," welches ihn beinahe in neapolitanische Dienste gebracht hätte, wenn nicht der Kronprinz von Württemberg gekommen wäre und ihn zu schöneren Hoffnungen im Vaterlande berechtigt hätte. Er versetzt sich auf den Aetna zum Philosophenthurm und läßt sich durch den Geist des Empedokles seine Zukunft vorhersagen:

„Dies Land wird einst dir", sprach er, „Heimath geben,
Folgst du der Lockung, die dich bald besucht.
O rette dich vor ihr durch schnelle Flucht,
Sie will zu deinem Unglück dich erheben!"

---

[1]) Bis hierher war die Autobiographie unsere Hauptquelle — für den dritten Abschnitt dienten Rehfues' Schriften, Briefe von ihm und an ihn (namentlich an Tscharner und Gustav Schwab) und einzelne Stellen der Autobiographie, welche sich auf spätere Zusammenkünfte mit den Freunden aus der Jugendzeit beziehen, als Quellen. Dem Wegfall jener frischen, unmittelbaren Hauptquelle möge der Leser die Trockenheit und Dürre der beiden folgenden Abschnitte, sowie manches Lückenhafte in der Darstellung zuschreiben.

„Nicht folge du der Fürstin Gnadenblicken,
Wenn ihre Größe dir mit Fesseln lacht.
Ach, rings umlau'rt von allen Schicksalstücken,
Nicht widersteht sie selbst der Zeiten Macht.
Und welche Gunst du immer magst erringen,
Sie sinkt mit ihr dahin, die sie dir gab;
Verzweiflung wird am unbeweinten Grab
Auf fremdem Boden quälend dich umschlingen."

„Doch mag die seltne Gunst dir viel bedeuten,
Denn einer größern geht sie nur voran,
Die jetzt noch schlummernd in dem Schooß der Zeiten
Doch bald sich dir und freundlicher wird nah'n.
Ein Fürst von hohem Geist, voll Herzensgüte,
Von sanftem Ernst, voll edler Menschlichkeit,
Den das Geschick für ew'gen Ruhm geweiht,
Erscheint dir bald in frischer Jugendblüthe."

„Es haben deine Väter seinen Ahnen
Jahrhunderte gedient mit frohem Muth;
Ihm öffnen sich der Heldengröße Bahnen —
Was ist zu hoch für solches edle Blut?
Ein Biedervolk knüpft Jahre langen Glückes
An den erlauchten Namen hoffend an;
Denn was die Parze freundlich lächelnd spann,
Das ist Gesetz des ewigen Geschickes."

„Ihm magst du kühn und seiner Huld vertrauen;
Denn was er sprach, das hat er stets erfüllt.
Du darfst auf ihn dein Lebensschicksal bauen,
Ob es die Gegenwart auch noch verhüllt,
Er wird dir einst die edle Muße geben,
Die Flakkus sich als höchste Glücksgewähr
Erfleht. Verdienst du sie auch nicht, wie er,
So wirst du doch sie zu verdienen streben.

So sprach der Geist. Und als er mir entschwunden,
Erhob ich hoffnungsvoll mein sinnend Haupt:
Drei Hirsche hat mein staunend Aug' gefunden,
Wo leblos ich den ew'gen Schnee geglaubt.

Uebersetzen wir diese poetische Prophezeiung des Empedokles in die nüchterne Prosa des Geschichtschreibers, so will sie besagen, daß Rehfues und zwar schon im Jahre 1806 als Bibliothekar und Vorleser mit Hofrathscharakter in die Dienste des Kronprinzen von Württemberg trat, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1815 verblieben ist. Sie gab ihm, da er erst nach Verlauf längerer Zeit die wirkliche Funktion übernahm, vollständige Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit und scheint ihm auch in Beziehung auf den Ortswechsel nur geringen Zwang auferlegt zu haben.

Die politischen Veränderungen, welche sich bald nach seiner Heimkehr aus Italien im Königreich Neapel zutrugen: die Eroberung desselben durch die Franzosen, die abermalige Flucht der königlichen Familie nach Sizilien und die Bildung eines napoleonischen Vasallenreiches zuerst unter Joseph Bonaparte und dann unter Joachim Murat trugen gewiß dazu bei, daß sich Rehfues in einer Stellung unter dem Schutz der „drei Hirsche“ glücklicher fühlte, als er sich unter äußerlich vielleicht glänzenderen, aber durch politische Aufregungen und Schrecken gestörten Verhältnissen am Hofe der Königin Karoline gefühlt haben würde. Das Heimweh nach Italien hat ihn übrigens nie ganz verlassen, und es ist immer sein höchster Wunsch gewesen, als diplomatischer Vertreter einer deutschen Macht dort leben zu können.

Vom September 1805 bis zum Oktober 1807 verweilte Rehfues zuerst in Tübingen, dann in Stuttgart, ohne, wie es scheint, äußere Ereignisse von Bedeutung erlebt zu haben; im Herbst 1807 griff er jedoch, von der angeborenen Reiselust und Lernbegierde erfaßt, wieder zum Wanderstabe, um seine Kenntnisse durch Anschauung französischer und namentlich spanischer Zustände zu erweitern.

Am 11. Oktober 1807 reiste er von Stuttgart ab und ging über Innsbruck, Mailand, Turin, Lyon nach Paris, wo er vom November bis zum April des kommenden Jahres verweilte. Auf der Reise durch Oberitalien beschäftigten ihn namentlich die neuen großartigen Anlagen Napoleons, seine Straßen- und Kanalbauten, und erfüllten ihn mit Bewunderung für den Scharfblick, die Umsicht und weitgreifende Thätigkeit des gewaltigen Mannes. Andere Beobachtungen galten dem interessanten Völkchen der Savoyarden, den Hospitälern, Zuchthäusern und sonstigen öffentlichen Anstalten der größeren Städte wie Mailand und Lyon, in letzterem auch den selbst zu dieser Zeit noch in vielfacher Weise sich manifestirenden Nachwirkungen der Schreckensherrschaft. In Paris selbst befaßte er sich mit den gleichen Gegenständen, welchen hier aber noch Literatur, bildende Kunst und Theater sich beigesellten. Die Eindrücke und Beobachtungen auf der Reise und während des Aufenthalts in Paris hat Rehfues in zwei Werken niedergelegt: in den „Reisen durch die südlichen, westlichen und nördlichen Provinzen Frankreichs“[1]) und in den „Ansichten von Paris“[2]) — zwei Werke, die noch heute nach vielen Seiten hin Interesse bieten. Im Vor-

[1]) Frankfurt, Franz Varrentrapp, 1816, 2 Bde.

[2]) Zürich, Geßner, 1809. 2 Bde. Auf die Firma Geßner muß sich die Bemerkung von Kölle (im Nekrolog) beziehen, der Bankbruch eines schweizerischen Buchhändlers habe Rehfues in bedrängte Verhältnisse gebracht; man habe ihn jedoch nie klagen gehört, wie er sich im Glück niemals überhoben habe.

wort zu ersterem Werke finden wir die nicht unwichtige persönliche Bemerkung, daß der damalige französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr v. Champagny, Rehfues äußerst verlockende Anträge zum Eintritt in den kaiserlichen Staatsdienst gemacht habe, die er jedoch abgelehnt; „solcher Versuchung zu widerstehen, war damals nicht so leicht, als es später war, auf den Trümmern eines ungeheuren politischen Systems zu beweisen, daß es nothwendig zusammenstürzen mußte.“

Am 18. April 1808 verließ Rehfues Paris, um sich über Bayonne nach der pyrenäischen Halbinsel zu begeben. Auf der Fahrt zog die eigenthümliche Natur der grandes Landes und das originelle, wenn auch höchst ärmliche Leben ihrer Bewohner seine besondere Aufmerksamkeit auf sich, und wir können uns nicht versagen, eine hierauf bezügliche Stelle aus den „Reisen“ einzuflechten:

„Gegenden, in welchen die Natur einen so entschieden ärmlichen, beinahe traurigen Charakter hat, machen das Gemüth für gewisse Eindrücke empfänglicher oder setzen es wenigstens in eine Stimmung, in welcher es sie gerne nach seiner eigenen Weise gestaltet. Ein Leichenzug z. B., den ich sah, wie er sich gerade auf der Linie des Sandhorizontes hinbewegte, wurde mir zu einer Holbeinschen Darstellung des ernsten Wanderers, wie er einsam über die Erde weggeht und seine Opfer mitnimmt. Ein Karren, welchen zween Ochsen zogen, enthielt den Sarg. Den Zug eröffnete ein Mann, der mit demüthiger Haltung ein Kruzifix trug; ihm folgte der Pfarrer und diesem ein Chor beinahe ganz vermummter Weiber in schwarzen und blauen Kleidern. So malte sich die finstere Begleitung in dem rothgefärbten Abendhimmel. Es war Alles stille in der Wüste wie in dem Sarge. Nur der Tod schien sich mit seinem traurigen Geleite aufgemacht zu haben, ernstmahnend an die untergehende Sonne zu erinnern und von einer langen Nacht zu murmeln, welche auf jeden Tag folgt und dem schönsten Morgen vorangehen muß.“

„Ein ganz eigenes Fest sahen wir noch in diesen Sandwüsten, ehe wir sie verließen. Die sämmtlichen Bewohner eines Dorfes zogen mit hohen frischsprossenden Dornenzweigen nach der Kirche, um sie segnen zu lassen. Diese Zeremonie hat überhaupt einen schönen Sinn, wird aber auf diesem Boden, wo so viele Dornen und so wenige Rosen wachsen, tief rührend. Es liegt eine hohe Resignation in dem frommen Glauben eines armen Volkes, wenn es, weit entfernt, gegen den kargen Himmel zu murmeln, dessen sparsamen Geschenken vielmehr eine höhere Bedeutung leiht, an die Nothwendigkeit des Wechsels von Gutem und Bösem und an die Kraft des Menschen, auch die Dornen des Lebens durch Hoffnung und Glauben zu verschönern, erinnert. Diese gesegneten Dornen werden das

ganze Jahr hindurch aufbewahrt als das Symbol dessen, was Unglück und Leiden dem Menschen sein können, wenn er sie durch Geduld und frommen Aufblick zu dem Lenker der menschlichen Schicksale für sich heilsam zu machen versteht."

In Bayonne, wo Rehfues vom 30. April bis zum 2. Mai verweilte, entschieden sich damals, ohne daß die Welt noch eine Ahnung davon hatte, die nächsten Geschicke Spaniens. Es waren die Tage der berühmten Zusammenkunft Napoleons und der spanischen Königsfamilie. Was im Innern des Schlosses oder besser Landhauses Marrac, wo Napoleon wohnte, vor sich ging, war in tiefes Dunkel gehüllt; auch unser Reisender sah nur das Aeußere, die angehäuften Truppen, die Equipagen der Monarchen und Aehnliches; aber auch den Kaiser sah er und niemals in größerer Nähe, als bei dieser Gelegenheit: „Kaum war Karl IV. eine halbe Stunde angekommen, so machte ihm der Kaiser einen Besuch. Er war zu Pferde in einer Kapitänsuniform von der Linieninfanterie und hielt eine leichte Reitpeitsche in der Hand. Er ritt allein voraus auf einem weißen Araber, welcher wie ein Vogel über die Erde wegtanzte und stolz über den Mann, den er trug, aus den weitaufgeblasenen Nüstern athmete. Ihm folgte der Fürst von Neufchatel mit mehreren Großen und diesen ein ganz kleines Detachement Kavallerie. Die heitere Ruhe und große Selbstzufriedenheit, welche in der ganzen Haltung des Kaisers ausgedrückt war, ist unbeschreiblich. Die Leichtigkeit, womit er das Ungewöhnlichste vollendet, schien in einer gewissen Bequemlichkeit ausgedrückt, mit der er seine Größe darstellte. Nichts von Repräsentation, aber auch keine Nachlässigkeit. Freundlichkeit und Hoheit flossen so sonderbar in ihm zusammen, daß ich dem Eindruck nicht zu widerstehen vermochte, welcher mich gleich begeisternd mit der großen Menge ergriff."

Von Bayonne, wo der Aufenthalt außer jenen Schaugeprängen wenig Lohnendes bot, begab sich Rehfues durch die baskischen Provinzen, deren Eigenthümlichkeiten und Sprache er besondere Aufmerksamkeit zuwandte, nach Madrid, wo er am 10. April eintraf. Hier beschäftigte er sich vorzugsweise mit der zu jener Zeit noch wenig bekannten Malerei der Spanier, sah die verschiedenen Galerien der Stadt und stellte biographische Notizen über die einzelnen Künstler zusammen; er selbst kam in Besitz einiger werthvollen Bilder, die ihm auch, als sich bald die Verhältnisse des Reichs verwirrten, über die Grenze und nach Hause zu bringen gelungen ist. Andere Studien waren der Literatur, Politik, Statistik sowie den sozialen Zuständen des Landes gewidmet.

In höchstem Grade unerwartet wurde er aus diesem stillen wissenschaftlichen Treiben aufgescheucht.

Madrid war in der Mitte und zweiten Hälfte des Juli vollkommen ruhig. Die Gerüchte, welche von den beiden Parteien, der nationalen und der französischen, in Umlauf gesetzt wurden, nahm man mit Gleichgültigkeit auf, da man ihre Unsicherheit seit Monaten erprobt hatte. Der König war angekommen und feierlich proklamirt worden. Man hatte sogar Stiergefechte gehalten, und Niemand dachte an eine Katastrophe.

Rehfues saß am Morgen des 29. Juli ruhig an seinem Schreibtisch, als eine französische Dame seiner Bekanntschaft eintrat. Ihr Besuch kam ihm höchst unerwartet, noch unerwarteter aber die Nachricht, welche sie mitbrachte, der König und die ganze französische Armee würden sich noch am Abend nach Burgos zurückziehen. Dieser Nachricht folgte die Kunde von der Kapitulation zu Baylen, und Rehfues mochte sich nun, obgleich ihn mehrere Bekannte versicherten, er würde als Deutscher nichts zu befahren haben, den Ausbrüchen einer nach Aufruhr, Mord und Plünderung lechzenden Volksmasse nicht aussetzen. Die große spanische Armee näherte sich, nachdem das Korps Dupont geschlagen worden, über Toledo der Hauptstadt; eine andere Streitmacht gegen Bessières rückte unter dem General Gregorio de Cuesta mit großer Truppenüberlegenheit heran; Navarro und Castannos konnten sich jeden Augenblick nach Madrid wenden, und Don Ventura de Caro folgte dem Marschall Moncey auf dem Fuße nach. Von allen Seiten war die Hauptstadt bedroht. Die Anhänger der französischen Partei flüchteten; kein Fuhrwerk war mehr zu finden; mit unendlicher Mühe gelang es unserm Reisenden, ein mageres störrisches Roß aufzutreiben und sich einer französischen Kolonne anzuschließen. Die Rückreise, deren Ziel Bayonne war, bot den reichsten Wechsel an Beschwerlichkeiten und Gefahren, jedoch auch an heiteren Abenteuern; Rehfues blieb im Ganzen wohlgemuth, las in Burgos die Romanzen von Cid, und als er einen Offizier, den er ohne Gepäck und Pferd in Spanien ankommen gesehen, mit verschiedenen Rossen und Packpferden wiederfand, begrüßte er ihn mit den Versen der Romanze:

> Si bien vinieron vestidos,
> Bolvieron mejor armados;
> Y si vinieron en mulas,
> Todos buelven en cavallos.

Wie schwer auf dieser Fahrt oder Flucht Quartiere zu finden waren, ist begreiflich; man bediente sich hier der Gewalt, dort der List, um sich ein Unterkommen zu verschaffen. In einem biskaischen Dorfe weigerten sich die Bewohner eines anmuthigen Hauses auf das hartnäckigste, unserem Reisenden Obdach zu gewähren. Da sieht dieser einen großen Folianten auf dem Tisch, den Flos Sanctorum in spanischer Sprache, und fängt an,

darin zu lesen. Die Leute sehen ihn erstaunt an, sind aber plötzlich wie umgewandelt und erschöpfen sich in allen möglichen Gefälligkeiten für den gelehrten Fremden.

Am 26. August 1808 war Rehfues wieder in Bayonne, wo er bis zum 4. September blieb, um seine Forschungen über Sprachen und Sitten der Basken zu vervollständigen. Ueber Bagnères, Toulouse, Montpellier, Nismes, Aix, Marseille, Avignon, Lyon, Genf, Zürich, Basel kehrte er nach Paris zurück, wo er in der Mitte des November eintraf und bis Mitte Mai des kommenden Jahres blieb.

Die anmuthige Reise durch das schöne südliche Frankreich war ein Balsam auf die Wunde, Spanien und Portugal nicht gesehen zu haben; die Schilderungen, welche Rehfues von dortigen Landschaften und Volksbräuchen entwirft, seine Mittheilungen über Literatur, Poesie und Sagenwelt der geistvollen Südfranzosen zeichnen sich durch eine besondere Frische und Lebendigkeit aus, welchen sich bei Erzählung drolliger Reiseabenteuer eine äußerst heitere Laune gesellt.[1]) Wir fürchten nicht, unsere Leser zu ermüden, wenn wir einige jener Landschaftsbilder hier einschalten.

In Bagnères gedachte Rehfues des Campanerthals von Jean Paul und machte sich zu einer Wanderung dahin auf: „Man nimmt den Weg, welcher nach der Ebene von Bigorre und damit nach einem der Pyrenäenpässe führt, die Frankreich und Spanien miteinander verbinden. Das Thal verengt sich immer mehr und schlängelt sich an den Ufern des Adour hinauf, der in klarem Bergwasser über ein wildes Bette wegstrudelt. Bei jeder Krümmung des Thals zeigt sich eine neue Ansicht. Häufig ist sie durch ein Gehölz gleichsam verschlossen, das man erst zurückgelegt haben muß, um eine veränderte Perspektive zu gewinnen. Bald ist diese durch ein Dorf, welches sich in eine Bergschlucht angebaut hat, bald durch eine pittoreske Brücke, die sich über den Fluß zieht, bald durch eine Meierei mit dickem Gehölz, aus welchem klare Bäche herauseilen, bald durch kühn an den Felswänden befestigte Wohnungen, durch das stolze Emporragen einer Bergpyramidenspitze, durch den grünen Baumsaum eines wilden Gebirgsrückens oder durch eine schlanke Pappelallee in der Ebene zu einer Mannigfaltigkeit erhoben, welche sich beinah bei jedem Schritte erneuert. Das Ziel der Wanderung ist die Krone dieses schönen Erdwinkels. Der Adour, welcher bei Bayonne die größten Schiffe trägt, stürzt sich hier als Bergbach in weißem Schaum über eine hohe Felswand herab. Neben dem reizenden Wasserfall ist eine Grotte, in welche man mit Leitern und Lichtern hinuntersteigt und in deren Tiefe nichts, als ein großer steinerner

---

[1]) So Bd. I, S. 304 ff.

Tisch, der eine Menge Namen von den Wanderern enthält, die hier einen Besuch gemacht haben."

„Das ist das Thal von Campan, bei dem ich mich aller Kunstschilderung enthalten habe, weil das entweder durch Jean Paul selbst oder durch einen andern Schriftsteller geschehen ist, dem sie gelungen sein muß, da er Jenen zu begeistern vermocht hat."

„Noch", fährt Rehfues fort, „enthält die Nähe von Bagnères eine Naturschönheit, welche wohl des Besuchs werth ist. Es ist eine der höchsten Spitzen des Pyrenäengebirges, der sogenannte Pic du Midi. Man muß einen sehr klaren Tag zu dieser Wanderung wählen, wo die Gebirge auch von dem leichtesten Dunste frei sind. Da macht man sich denn Abends um neun Uhr auf und erreicht vor Sonnenaufgang die Spitze des Pics. Der Weg ist je näher gegen das Ziel desto steiler und mühsamer, und wer sich mit recht warmer Kleidung versehen, dem wird sie beim Aufsteigen zwar oft beschwerlich, aber beim Aufenthalt auf der großen Höhe desto willkommener sein. Der Lohn dieser Anstrengung ist das größte aller Naturschauspiele, wenn das Auge auf einem ungeheuern dunkeln Horizont ruht, und die Sonne wie ein großer feuriger Ball hineingeworfen wird und den leichten Kampf mit der Finsterniß besteht. Wer malt den Glanz der herrlichen Kuppel, die nur gleichsam in den Augenblicken ihrer Schöpfung aus Nichts dem Auge sie anzublicken erlaubt und bald so scharfe Strahlen aussprüht, daß es sich demüthig zur Erde heften muß? Von Spanien und Frankreich wird die Decke weggehoben. Das Auge findet nur in seiner Unmacht seine Grenze. Ungeheure Länder mit großen Bergen und vielen Städten liegen in Klarheit unten. Alles scheint eben aus der Hand des Schöpfers hervorzugehn; denn die Ferne verbirgt jede Spur von Menschenhand. Alles ist einsam. Kein lebendes Geschöpf ist neben dem Wanderer, wenn ihn nicht hier und da ein Pyrenäenadler, der in die Klüfte hinabschießt, an anderes Leben und an seine eigene Schwerfälligkeit erinnert."

„Ich habe die Sonne vom Aetna herab aufgehn gesehen. Dort stieg sie aus den Fluthen empor; hier hob sie sich aus dem Erdboden heraus. Ein Wunder ist so groß, wie das andre; und wer glauben soll, dem müssen Wunder gezeigt werden!"

Anmuthig ist ein Vorfall, welcher sich bei der berühmten, aber den Ruhm nicht verdienenden Quelle von Vaucluse ereignete: „Es kam eine Gesellschaft von Personen beider Geschlechter, welche nach ihren Gesprächen und der Bequemlichkeit, die in ihrem ganzen Wesen lag, zu urtheilen in der Umgegend auf dem Lande wohnten. Ein sehr hübsches achtzehnjähriges Mädchen blieb, da ihre Begleitung wieder umkehrte, einige Schritte hinter

dieser zurück, zog etwas aus einer Felsenritze hervor und eilte, es schnell im Busen verbergend, damit den Andern nach. Ich stand in einiger Entfernung und gab mir das Ansehen, als ob ich mit gespannter Aufmerksamkeit die Inschrift des Denkmals läse, während sie ihren Schatz erhaschte; aber ich brauchte eben nicht Laura's und Petrarka's Namen herzurufen, um sogleich überzeugt zu sein, daß da, wo Letzterer

a soupiré jadis ses vers et ses amours,

noch heutzutage die Liebenden, wenn auch nicht in Versen, doch wenigstens in guter Prosa sich ihre Gefühle zuseufzen. Unerachtet sonst bei solchen Belauschungen unbemerkt gewähnter Liebesspiele nicht viel mehr Freude ist, als dem Volk durch die Gnade zu Theil wird, wenn die Fürsten offne Tafel halten, so versetzte mich doch meine Beobachtung in eine angenehme Stimmung. Nicht jeder Busch kann Jedem Rosen tragen! dacht' ich; die meinigen blühten ja auch und haben wohl noch nicht alle verblüht! Und so ging mir das Herz fröhlich auf in Gedanken an die schöne Laura und an so manche ihrer Schwestern, die, wenn sie auch nicht in so vielen Sonetten besungen worden sind, darum nicht minder herzlich geliebt wurden."

Die Mühseligkeiten, Anstrengungen und Entbehrungen auf der Flucht von Madrid nach Bayonne, die Verstimmung, durch die Wendung der Dinge in Spanien so viele Pläne durchkreuzt, so viele Wünsche unerfüllt zu sehen, übten erst in Paris ihre nachträglichen schlimmen Wirkungen aus und warfen Rehfues auf ein langwieriges Krankenlager, worin der Verkehr mit Widemann, [1]) Beamten beim kaiserlichen Staatssekretariat, und dessen Familie, namentlich als mit der allmählichen Genesung auch die Kräfte allmählich wiederkehrten, höchst wohlthuend auf ihn wirkte. In dieser Zeit der Genesung, da sein Geist wieder für heitere Eindrücke empfänglich wurde, fiel ihm Lantier's Voyage en Espagne (Paris 1809) in die Hände und regte ihn zu einer Bearbeitung an, welche 1811 erschien und Widemann dankbar gewidmet war. [2]) Während dieses Aufenthalts in

[1]) Wohl der später bei der Augsb. Allg. und dem „Ausland" beschäftigte Schriftsteller. Als zu Anfang der zwanziger Jahre Rehfues und Dorow am Rhein ein größeres publizistisches Organ („Allgemeine Weltkunde, ein Tagblatt für die Zeitgeschichte") zu gründen beabsichtigte, hatten sie Widemann zum Redakteur ausersehen. S. Dorow, Erlebtes III, 293.

[2]) „Die Brautfahrt in Spanien. Ein komischer Roman in zwei Theilen. Nach Lantier frei bearbeitet von P. J. Rehfues. Berlin, J. E. Hitzig." — Die Abendzeitung vom J. 1836, Nr. 76 kommt in einer Kritik der „neuen Medea" noch einmal auf dieses Werkchen zu sprechen und bezeichnet es als „komischen Roman, der durch heitere Laune, zartes Gefühl und ein gewisses über das Ganze verbreitetes Wohlwollen, wie durch gefälligen Styl in einem hohen Grad anzieht."

Paris schrieb Rehfues auch seine Beobachtungen über Spanien nieder, welche von Guizot übertragen, 1811 in französischer Sprache,[1]) 1813 in der deutschen Originalbearbeitung veröffentlicht wurden.[2]) Eine Frucht von Rehfues' Studien über die pyrenäische Halbinsel ist endlich auch das von ihm übersetzte und 1815 in Weimar erschienene „Handbuch der Geographie von Spanien und Portugal, aus dem Spanischen des Don Isidoro de Antillon."

Mitte Mai 1809 kehrte Rehfues nach Deutschland zurück und begab sich zunächst in seine Vaterstadt Tübingen. Bis zum Jahre 1814 lebte er in Süddeutschland und zwar abwechselnd in Stuttgart, Tübingen, Karlsruhe, vorzugsweise mit literarischen Arbeiten beschäftigt, seit 1813 aber auch, wie Kölle in seinem schon erwähnten Nekrolog angiebt, in der Funktion als kronprinzlicher Bibliothekar beschäftigt. Es sind dies, wenn wir die spätere Periode, da Rehfues sich der Romandichtung zuwandte, abrechnen, die Jahre seiner reichsten schriftstellerischen Thätigkeit, in welchen seine großen Reisewerke erschienen und eine Anzahl kleinerer Schriften in den beiden von ihm redigirten Journalen: „Süddeutsche Miscellen für Leben, Literatur und Kunst"[3]) und „Europäisches Magazin"[4]) veröffentlicht wurde. Erstere waren ein Unterhaltungsblatt; hingegen letzteres ein publicistisches Organ, dessen Bedeutung für die Hebung des Nationalgefühls in Mittel- und Süddeutschland nicht gering anzuschlagen ist. In die „Süddeutschen Miscellen" schrieb Rehfues der Dichter, in das „Europäische Magazin" Rehfues der Politiker und Geschichtschreiber. Ueber ersteres Blatt äußert er sich einmal in späteren Jahren:

„Eine neue Periode begann (für meine literarische Thätigkeit) mit den „Süddeutschen Miscellen." Die Nothwendigkeit der Varietät zwang zum Versuch in den verschiedensten Formen. Diese Arbeiten waren außerordentlich nützlich für die Ausbildung des Styls und der Behandlungs-

---

[1]) „L'Espagne en mil huit cent huit. Paris." 2 Bde.

[2]) „Spanien. Nach eigener Ansicht im Jahre 1808 und nach unbekannten Quellen bis auf die neueste Zeit von P. J. Rehfues, Bibliothekar des Kron-Prinzen von Würtemberg. Frankfurt a. M., Varrentrapp und Sohn." 4 Bde.

[3]) Jahrg. 1811, 1812, 1813 und ein Quartal von 1814.

[4]) Nürnberg 1813, 1814, 3 Bde. Die wichtigsten Beiträge von Rehfues sind auch separat erschienen, so das weiter unten zu erwähnende „Tagebuch eines deutschen Offiziers", die „Darstellung des Prozesses der Tempelherren nach neuen Quellen" (Raynouards Monumens historiques etc.), die „Crisis des französichen Reichs in Actenstücken dargestellt" (enthält die verschiedenen bei Eröffnung des Corps législatif gehaltenen Reden, schildert die Redner in ihrem Privatcharakter, zergliedert ihre Darstellungen und versieht sie mit pikanten Anmerkungen, unter denen sich mancher Zug aus dem Leben Napoleons findet) rc.

kunst allartiger Gegenstände. Der Aufenthalt in Paris und die Leichtigkeit der Darstellungsweise in der französischen Literatur ist nicht ohne Folgen geblieben. Die „Ansichten von Paris“ enthalten gelungene Darstellungen der Art und die besten finden sich vielleicht in einigen Arbeiten in den „Miscellen“ in Gesprächsform, worin es den Deutschen noch fehlt. In dieser Gattung hätte vielleicht Ausgezeichnetes geleistet werden können.“

Rehfues hat sich in späteren Jahren vielfach mit dem Gedanken getragen, das Werthvollste aus seinen Beiträgen zu jenem Unterhaltungsblatte zusammenzustellen und einer Gesammtausgabe seiner Schriften einzuverleiben, was aber, wie so vieles Andere, infolge seines zu frühen Todes nicht zur Ausführung gekommen ist.

Auch als metrischer Dichter hat sich Rehfues um diese Zeit versucht, jedoch mit geringerem Erfolg als in der Prosa. Gespräche über Italien mit dem Hofrath Flattich, mit welchem er in Neapel zusammen gewesen war, gaben den Anstoß zu dem schon erwähnten deskriptiven Gedichte „Großgriechenland“, [1]) das mit seinem interessanten Vorwurf und nicht ohne gelungene Einzelheiten Glück gemacht haben würde, wenn es, statt in dem um jene Zeit gänzlich unliterarischen Bonn als Manuskript zu Tübingen oder Stuttgart im Buchhandel erschienen wäre. Daher erklärt es sich, daß keine Literaturgeschichte dieses Gedichtes Erwähnung thut und es so unbekannt geblieben ist wie das um dieselbe Zeit entstandene und gleichfalls nur als Manuskript gedruckte Schauspiel „Maria Windham.“ [2])

Zu den Freunden und Bekannten, mit welchen Rehfues um jene Zeit am meisten verkehrte, gehörten außer dem schon erwähnten Hofrath Flattich der Epigrammatiker Haug, der württembergische Geheimrath v. Wimpffen, dessen Reiseerinnerungen Rehfues übersetzte und veröffentlichte, [3]) der Legationsrath v. Kölle, der Prälat Hebel, der Oberst v. Greiffenegg, C. L. Ring, Verfasser der „Denkmäler der Römer im mittäglichen Frankreich“, vor Allem aber der treffliche, an Geist wie Ge-

---

[1]) „Großgriechenland. Ein Gedicht von P. J. Rehfues. Bonn 1815.“ 87 S. Text, 40 S. Erläuterungen. Den unmittelbaren Anstoß zu dem Gedichte gab eine Neckerei Flattichs, daß Rehfues durch Italien nie zu einem Vers begeistert worden sei, worauf dieser „eigentlich stans pede in uno“ in acht Tagen seine Strophen hinwarf. (Brief von Rehfues an G. Schwab v. 15. Oktober 1834.)

[2]) Einen „Hymnus an Venus“ aus dem Gedichte „Großgriechenland“ hat Rehfues in der „neuen Medea“ II. 208 ff. eingeschaltet.

[3]) „Briefe eines Reisenden, geschrieben aus England und Frankreich, einem Theil von Afrika und aus Nord-Amerika von dem Freyherrn von Wimpffen, wirklichem Geheimen Rath ꝛc; aus der französischen Handschrift übersetzt und herausgegeben von P. J. Rehfues, Bibliothekar S. Königl. Hoheit des Kron-Prinzen von Württemberg und korrespondirendem Mitglied der ital. Akademie zu Florenz. Darmstadt, Heyer und Leske, 1814.“ 3 Bde.

müth gleich ausgezeichnete badische Oberstlieutenant Ludwig v. Grolmann, dessen Tagebuch über den spanischen Feldzug im Jahr 1808 von Rehfues zuerst im „Europäischen Magazin“ und sodann in Separatausgabe mit einer biographischen Einleitung veröffentlicht wurde.[1]) Auf Bekanntschaft mit Nebenius, wohl aus dieser Zeit her, deutet eine Empfehlung, durch welche Rehfues in späteren Jahren seinen Freund Tscharner mit dem berühmten badischen Staatsmanne eines großartigen Verkehrsprojektes wegen in Verbindung brachte.[2])

Inmitten seiner literarischen Arbeiten und Entwürfe trafen Rehfues die gewaltigen Ereignisse des Jahres 1813. Wir haben oben gesehen, wie die persönliche Erscheinung des Kaisers Napoleon, vor allem aber dessen administrative Wirksamkeit im Königreich Italien den tiefsten Eindruck auf Rehfues gemacht hatte; aber trotz aller Verehrung, welche er den persönlichen Eigenschaften des Kaisers zollte, begrüßte er die neue Aera, die sich mit der Schlacht bei Leipzig eröffnete, muthig und voll Begeisterung für die deutsche Sache. Wir sagen ausdrücklich „muthig“, denn im damaligen Württemberg gehörte Muth dazu, sich offen zur deutschen Fahne zu bekennen, bevor der kleine Staat von dem französischen Vasallenthum befreit worden war. Rehfues öffnete das „Europäische Magazin“ den wenn auch poetisch unbedeutenden, doch wohlgemeinten und bei der Erregtheit des Augenblicks gewiß nicht unwirksam gebliebenen Vaterlandsgesängen süddeutscher Dichter; er selbst veröffentlichte darin zwei „Reden an das deutsche Volk“,[3]) welche noch von modernen Literarhistorikern[4]) als „interessante, mit großer Begeisterung und doch in klarer, geschmackvoller Sprache geschriebene Erscheinung der Zeit“ beachtet und mit Anerkennung hervorgehoben werden.

„Unter dem frischen Eindrucke der Heldenkämpfe von 1813 entworfen“, heißt es bei einem jüngeren Schriftsteller,[5]) war vor allem seine erste Rede an das deutsche Volk von edelster patriotischer Leidenschaft durchglüht. Rückhaltlos wird in derselben die Unfreiheit und Verlogenheit des bonarpartischen

---

[1]) „Tagebuch eines deutschen Offiziers über seinen Feldzug in Spanien im Jahr 1808. Herausgegeben von P. J. Rehfues, Hofrath des Kronprinzen von Württemberg. Nürnberg, Riegel und Wießner, 1814.“ — Ueber Grolmann s. auch den ihn betreffenden Artikel von L. Löhlein in Weechs badischen Biographien I, 321—323.

[2]) Tscharners Leben von Planta, 89, 90.

[3]) Erste Rede, abgedr. a. a. O. Bd. II, 1813, S. 441—534; zweite Rede ebend. Jahrg. II, Bd. I, 1814, S. 97—176; sodann auch separat erschienen.

[4]) H. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur, III, 774.

[5]) Adolf Wohlwill in seiner schon erwähnten Schrift über „Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben“, S. 61.

Systems gebrandmarkt, die Fortdauer desselben als der Ruin aller Gesittung hingestellt, das von den Freiheitskämpfen bisher Geleistete mit froheſter Dankbarkeit gerühmt und zugleich auf die erforderlichen „neuen Aufopferungen" hingewiesen, „zu welchen jeder Deutsche besonders zu stolz sein müsse, sich noch aufrufen zu lassen". In der zweiten Rede, welche im Anfange des Jahres 1814 entstand, spricht sich eine noch zuversichtlichere Siegesfreudigkeit aus; doch galt es, durch Bekämpfung der noch immer an manchen Orten, namentlich in den ehemaligen Rheinbundsstaaten hervortretenden französischen Sympathien einen ewigen Schandfleck von dem deutschen Volke hinwegzutilgen. Darum widmete Rehfues den Feuereifer seiner Beredtsamkeit „der Belehrung und Bekehrung derjenigen, welche so elenden Herzens und verschrobenen Geistes waren, noch immer den edeln Verfechtern der Sache der Menschheit ihre Wünsche und Hoffnungen zu versagen, die, umstrickt von der falschen Größe Napoleons, nur mit Scheelsucht und hämischem Tadel auf die Thaten der Befreiung blickten."

Die beiden „Reden an das deutsche Volk" hatten die Aufmerksamkeit des Ministers v. Stein auf sich gezogen und eine Verbindung zwischen ihm und Rehfues herbeigeführt, über deren Einleitung uns jedoch nichts Näheres vorliegt. Unter dem 7. März 1814 schrieb Stein aus Chaumont an Rehfues:

„Ich wünsche, daß Ew. Wohlgeboren nach Trier reisten, um sich mit dem Kaiserlich Russischen General-Gouverneur, Herrn Gruner, zu verabreden wegen Anstellung und zweckmäßiger Verwendung Ihrer ausgezeichneten Talente — ich habe das Nöthige ihm bekannt gemacht. Er ist ein sehr gescheuter, würdiger Mann, und Sie werden an Ort und Stelle selbst am besten hören, prüfen, beschließen."

Rehfues traf Gruner[1]) in Koblenz und wurde hier kurze Zeit beim General-Gouvernement beschäftigt. Diese Beschäftigung bestand jedoch beinahe ausschließlich in der Zensur der dort erscheinenden Blätter und zwar nach einem von Rehfues entworfenen, von Gruner genehmigten Plan. Bereits in den ersten Tagen des Mai erhielt Rehfues den Bescheid, das Kreisdirektorium in Bonn zu übernehmen; Gruner übersandte ihm seine Bestallung mit folgendem Begleitschreiben:

---

[1]) Ueber sein Verhältniß zu ihm schreibt Rehfues in einem vertrauten Brief an Tscharner vom 4. Mai 1824: „Ich ging 1814 als General-Gouvernements-Rath zu Grunern nach Coblenz, wurde aber nicht gut aufgenommen, da ich nicht von ihm gewählt war. Er war froh, mich nach einigen Wochen auf die Kreisdirektion nach Bonn zu entladen." Später hat sich, wie wir sehen werden, das Verhältniß besser gestaltet.

„Da ich den Herrn Kreisdirektor Boosfeld[1]) zu Bonn zum Präsidenten des dortigen Tribunals bestimmt habe, so ersuche ich Ew. Wohlgeboren an dessen Stelle das Kreisdirektorium zu übernehmen.“

„Die nähere Anleitung über Ihren Geschäftskreis werden Sie ohne Zweifel zu Bonn vorfinden und, was Ihnen sonst zu wissen nöthig ist, von dem Herrn Boosfeld erfahren, welchen Ich ersucht habe, Ihnen so lange in den Geschäften an die Hand zu gehen, bis seine Anstellung als Tribunal-Präsident erfolgt.“[2])

Da Rehfues durch die Gnade des württembergischen Thronfolgers in seinem Vaterlande die schönsten Aussichten für die Zukunft besaß, so war es nicht seine Absicht, sich dauernd einem auswärtigen Dienste zu widmen; vielmehr sah er seine ganze Wirksamkeit am Rhein als eine vorübergehende an und dachte nach Bestimmung des Endschicksals der dortigen Provinzen in seine Heimath zurückzukehren. Napoleons Landung in Cannes führte plötzlich die Entscheidung herbei, und die Rheinländer mußten ungesäumt der Krone Preußen huldigen. Rehfues hatte als Kreisdirektor die Huldigung von der Bonner Bürgermiliz[3]) einzunehmen. Am Vorabend eines neuen blutigen Krieges und gleichsam auf den Vorposten gegen den Feind stehend zurückzutreten, erlaubte ihm seine Ehre nicht; ebenso wenig aber ließ sein Gewissen zu, einem neuen Dienstverhältniß verpflichtet zu sein, ohne daß sein früheres regelmäßig gelöst worden. Er bat deshalb um seine Entlassung aus dem kronprinzlichen Dienst und um Erlaubniß des Königs zum Eintritt in eine auswärtige Dienststellung: erstere erfolgte am 29. Mai, letztere am 20. September 1815.

[1]) S. über ihn und seine Verwaltung der genannten Stelle Hüffer in den niederrh. Annalen XIII, XIV, 203 ff.

[2]) Rehfues' Einsetzung erfolgte am 19. Mai auf dem Bonner Rathhause, welcher Feier auch das Schützenkorps der Stadt beiwohnte, E. de Claer, Gesch. d. Schützengesellschaft zu Bonn, 31. An demselben Tage wurde Rehfues Ehrenmitglied dieser Gesellschaft und ist im Schützenbuch als „russ. kais. Generalgouvernementsrath und Kreisdirektor von Bonn“ eingetragen, a. a. O. 25. — Ueber die Instruktion durch Boosfeld schrieb Rehfues am 4. Mai 1823 an Tscharner: „Er war angewiesen und ich bat ihn sehr darum, mir in den ersten Zeiten durch Rath und Erfahrung an die Hand zu gehen. Als ich daher installirt war, arbeitete er mit mir, indem ich in seiner Gegenwart die eingegangenen Dienst-Papiere erbrach und mit ihm las. Der ganze Unterricht, der mir dabey wurde, bestand darin, daß er die weißgebliebenen Blätter der Papiere abriß, hübsch auf ein Häufchen ordnete und mich versicherte, daß diese zu Ersparung der Kanzlei-Kosten zu neuen Ausfertigungen verwendet werden könnten. An dieser Lection hatte ich genug und suchte mir dann selbst zu helfen.“

[3]) Er war Chef des Bataillons Bonn, weches aus sechs Kompagnien bestand, deren jede in fünf Korporalschaften zu je 16 Mann eingetheilt war und von einem Feldwebel und fünf Unteroffizieren befehligt wurde, de Claer a. a. O. 32.

Nach 1817 dachte er jedoch an Rückkehr in die Heimath, wo er in der diplomatischen Laufbahn otium cum dignitate zu erlangen hoffte. Die preußische Regierungsmaschine, so schrieb er am 23. Februar genannten Jahres an Tscharner, behage ihm nicht; sie befinde sich noch in dem Zustande, worin sich 1805 die Armee befunden habe. Diejenigen, welche sich in den Jahren 13 und 15 durch kräftiges Wirken ausgezeichnet, seien verdächtig; man wolle ihnen „bleierne Mäntel" anlegen, „um ihnen das Spazierengehen zu verleiden".

In die Periode seiner Verwaltung des Bonner Kreisdirektoriums fällt auch ein Kommissorium in Frankreich. Als der Krieg im Frühjahr 1815 wieder ausbrach, berief Gruner, welcher zum General-Gouverneur sämmtlicher, durch die preußischen Heere zu besetzenden französischen Provinzen bestimmt war, Rehfues zu sich, damit er als General-Gouvernements-Kommissär die Verwaltung mehrerer Departements übernehme. Da Gruner jedoch bald eine andere Bestimmung erhielt, so wurde Rehfues dem Minister v. Altenstein[1]) zugewiesen und dem dritten Armeekorps als Kommissär beigegeben. Er folgte einige Zeit dem Hauptquartier des Generals v. Thielmann, fand es jedoch für besser, nach Paris zu gehen, um von dort aus für die Bedürfnisse des Korps zu sorgen und, wie der General in einem Schreiben vom 14. Oktober sich ausdrückt, „zur Erhaltung des guten Einverständnisses zwischen den Truppen und der französischen Behörde beizutragen". Mit welchem Erfolg sich Rehfues dieser Kommission entledigte, sehen wir aus einer anderen aus St. Avold datirten Zuschrift Thielmanns vom 27. November:

„Indem ich Ew. Wohlgeboren den nunmehr definitiv bestimmten Abmarsch des dritten Armeekorps anzuzeigen mich beeile, sage ich Ihnen zugleich für Ihre, diesem Korps geleisteten, so reellen Dienste und im Namen der Truppen den lebhaftesten und aufrichtigsten Dank. Bei den schwierigsten Verhältnissen, während des unerwarteten Stillstands in Lothringen, ist nicht allein kein Mangel, sondern Ueberfluß gewesen, welches bei der gänzlichen Erschöpfung des Landes nur durch Ihre eben so große, als zweckmäßige Thätigkeit bewerkstelligt werden konnte."

In Bonn war Rehfues' Abgang zur Armee ungern gesehen worden, weil man ihn zu verlieren fürchtete. Der damalige Oberbürgermeister Graf Belderbusch, hatte am 6. Juli diesem Gefühl in einem rasch hingeworfenen Schreiben kurzen, aber warmen Ausdruck gegeben: „Mit unendlichem Bedauern", heißt es darin u. A., „vernimmt die ganze Stadt Ihre Abreise. Was ich persönlich dabei einbüße, mögen Ew. Hochwohl-

[1]) Vergl. Pertz, Stein's Leben im Auszug, II, 253.

geboren nach unseren bisherigen, herzlichen Verhältnissen ermessen. Wir haben sämmtlich noch die Hoffnung, Sie doch einst wieder in unsrer Mitte zu besitzen; sonst wäre die plötzliche Trennung gar zu hart und unerwartet." Justus Gruner hat sich einmal in einem Brief vom 1. August 1814 über die Bewohner der schönen Rheinstadt Rehfues gegenüber geäußert: „Die Bonner sind gut und verdienen den Verwalter höherer Art,[1]) den sie in Ihnen haben." Gruner irrte hierin nicht; die Freude war groß, als Rehfues, nachdem er Paris am 28. November verlassen, am 30. Dezember 1815 wieder in Bonn eintraf.

Die Eindrücke dieses Aufenthalts in Paris hat Rehfues im zweiten Bande der Reisen durch Frankreich niedergelegt, und wollen wir einige Bemerkungen daraus mittheilen, theils weil sie Verhältnisse berühren, die sich in jüngster Zeit erneuert haben, theils weil sie die Schwierigkeiten kennzeichnen, mit welchen Rehfues während seines Kommissoriums zu kämpfen hatte.

„Es ist gewiß," schreibt er einmal, „daß kein Pariser seinen Haß gegen die Verbündeten und besonders gegen die Preußen zu verbergen der Mühe werth achtete. Aber eben so wenig Zwang thaten sie sich auch in Bezug auf die Bourbons an, gegen welche die Stimmung wirklich, man darf wohl sagen, allgemein war. Und dennoch beklagten sich die Franzosen über die Lasten eines Kriegs, den sie nicht verschuldet haben wollten, und fanden die kleinste Unbequemlichkeit, welche die Beherbergung der fremden Gäste nach sich zog, unerträglich. So halten sich die Franzosen noch immer für das auserwählte Volk Gottes, welches sich alles gegen andere Völker erlauben darf, aber nichts von ihnen gefallen zu lassen braucht."

„Auf dem ganzen Wege bis Paris war die Stimmung dieselbe, und geschah auch gar nichts, um die Sieger etwas freundlicher zu machen. In Charleroy waren mehrere Hospitäler mit Verwundeten aus der Schlacht von Belle-Alliance gefüllt; aber die Einwohner zeigten nur den Franzosen Theilnahme, und die verwundeten Preußen mußten mit Ingrimm ansehen, wie das Privatmitleid an ihnen vorüberging und sich an ihren französischen Nachbar wendete. Wer kann von einem Soldaten, der dieses Gefühl hat, verlangen, daß er ein besiegtes Volk glimpflich behandeln solle?"

„An der ganzen Militärstraße war die Hälfte der Bewohner weggelaufen. An den einzeln stehenden Häusern waren fast überall die Fenster

[1]) Den gleichen Ausdruck gebraucht der Minister v. Altenstein in einem Schreiben vom 27. April 1821, er schätzte Rehfues gleich hoch als Menschen, wie als „Geschäftsmann höherer Arbeit".

eingeschlagen und die Thüren ausgehoben. Wenig davon hatten die Preußen, vieles die Franzosen auf ihrem Rückzug, das meiste die Einwohner selbst gethan.

Diese waren, weniger aus Furcht vor Plünderung, als vor der mit den Truppendurchmärschen verbundenen Unbequemlichkeit mit Hab und Gut in das Innere geflüchtet. Der Soldat fand nach dem stärksten Marsche oft kaum ein Obdach, noch weniger eine Erquickung von dem Einwohner. Wenn die nächsten physischen Bedürfnisse fehlen, schweigt auch bei dem Gebildeten die Stimme des Rechts und der Moral. War es nicht noch überaus gelinde, daß der Soldat, ich will nicht sagen, die eben in Reife stehenden Getreidefelder, sondern nur die von den Einwohnern verlassenen Häuser anzündete? — Einer solchen Zerstörung bin ich nirgends begegnet."

„In den Städten an der Straße zeigte sich der Willen der Einwohner nicht besser. In Beaumont, einem recht artigen Städtchen in einer sehr fruchtbaren Gegend, konnt ich nur mit Mühe ein erbärmliches Mittagessen auftreiben. Alles wurde dem Fremden mit Widerwillen gereicht, und ein ungeheurer Preis gefordert, wenn er bezahlen wollte. Von Namur aus bis Paris fand ich in keinem Gasthofe mehr silbernes Geschirre. Alles war versteckt, wie vor einer Räuberbande, und das Volk, welches sich so viel auf seine Manierlichkeit einbildete, ließ sich gar nicht einfallen, daß dies seine Sieger beleidigen müßte. Alle guten Betten und Möbeln, selbst die Spiegel, waren aus den meisten Zimmern geflüchtet oder wenigstens versteckt. Sogar die Postpferde wurden den verhaßten Fremden, wenn sie sie gleich bezahlten, so lange als möglich versagt, und in Gegenden, wo eine große Pferdezucht herrscht, fehlte es, bloß aus Mangel an gutem Willen, unaufhörlich an Vorspann. Was eine Armee noch so nothwendig braucht, mußte mit Härte erpreßt werden — und dennoch beklagte man sich über diese Härte!"

„Wahrlich, es war so leicht nicht, die Geduld mit den Franzosen zu behalten, wenn man sah, wie wenig sie sich in ein nur zu wohl verdientes Schicksal zu finden wußten, und wie sie nur sich allein Alles erlaubt wähnten."

Solche Aeußerungen sind doppelt wichtig, weil sie aus dem Munde eines Mannes stammen, zu dessen hervortretendsten Eigenschaften Rücksichtnahme, Zartgefühl und Mitleid mit wahrem Unglück gehörten, aus dem Munde eines Mannes, der, von keinem einseitigen Nationalgefühl beherrscht und bestimmt, den edlen und schönen Eigenschaften fremder Nationalitäten wie Wenige gerecht zu werden verstand.

Eigenthümlich ist eine Gefahr, welche damals dem Reisenden drohte: „Hier und da waren die Straßen noch etwas unsicher gewesen durch die

Streifzüge, welche zuweilen aus den von den Franzosen besetzten Festungen herauskamen. Allein unerachtet ich bei Tag und Nacht fortfuhr und immer ohne Bedeckung war, so begegnete mir doch kein Unfall. Am meisten hatte ich von der Hinterlist der Postillone zu fürchten, welche den Reisenden sehr leicht bei Nacht in eine Festung führen konnten, was auch mehr als einmal geschehen sein soll."

Im Frühjahr 1816 wurde die Kreisdirektion aufgelöst und die Verwaltung ihrer Bestandtheile unter die neuen Landräthe von Bonn, Ahrweiler, Adenau und Rheinbach vertheilt. Eine Reihe von brieflichen Aeußerungen, amtlichen Zuschriften und Dankadressen verschiedener Korporationen des Kreises bezeugen die Gewissenhaftigkeit, den Eifer, die Umsicht und die Humanität, mit welcher sich Rehfues in jener nicht leichten Stellung bethätigt hat.[1]) Gruner, Stein, Sack, Vincke u. A. haben sich in anerkennendster Weise über seine Amtsführung ausgesprochen; manche darunter, wie Gruner, der russische Feldmarschall Graf Wittgenstein und der General v. Thielmann legen auch Zeugniß ab für den Ruf, dessen sich Rehfues als Schriftsteller erfreute, und betonen namentlich die „Reden an das deutsche Volk", die, wie sich Wittgenstein ausdrückt, „so kraftvoll zu dem großen Zwecke beigetragen haben, und ihrem Verfasser jederzeit als unvertilgbares Denkmal zum größten Lohne gereichen werden." Die Grundsätze, von welchen Rehfues in seiner Verwaltung ausging, finden sich in seinem am 3. August 1814 erlassenen „Rundschreiben an die sämmtlichen geistlichen und weltlichen Behörden des Kreises Bonn."[2]) —

Rehfues hatte sich um keine weitere Stelle gemeldet und fand daher auch keine in der neuen Organisation der Provinz. Die Regierung in Köln übertrug ihm jedoch die Abwickelung aller älteren Geschäfte des Kreises und das Rückforderungswesen an Frankreich. Außerdem aber beschäftigte ihn während des Hungerjahres 1817 die Verproviantirungsfrage, und er stand, durch das Vertrauen der Notabeln berufen, an der Spitze eines Wohlthätigkeitsvereins für die Stadt Bonn. Bereits im April 1816 hatte er den Minister v. Ingersleben und den Regierungspräsidenten v. Reimann auf eine bevorstehende Nothkrisis aufmerksam gemacht und sich dem Ersteren gegenüber am 12. des genannten Monats u. A. geäußert:

---

[1]) S. auch L. Kaufmann in seiner Mittheilung über Napoleons Anwesenheit in Bonn am 6. Nov. 1811, in Müllers Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Neue Folge IV, 22 ff., wo S. 23 vom dem „ungetheilten Vertrauen" die Rede ist, das sich Rehfues in seiner Stellung als Kreisdirektor erworben habe.

[2]) Europ. Magazin. Jahrg. II, Bd. I, S. 441—459. Vergl. über das Kreisdirektorium auch Rehfues' Schrift „über Vermögen und Sicherheit des Besitzes", Stuttg. 1843, S. 185 ff., wo unter dem „Beamten", der seine dienstliche Laufbahn erzählt, Rehfues selbst leicht zu erkennen ist.

„Die Getreide-Ausfuhr aus den Ländern des linken Rheinufers nach Belgien ist seit einiger Zeit so stark und die Spekulation dadurch so rege geworden, daß die Preise mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit gestiegen sind, und wenn nicht Vorkehrungen höhern Orts getroffen werden, nach dem Urtheil aller Kenner dieses Handels eine Höhe erreichen müssen, die in den durchaus erschöpften Gebirgsgegenden wahrhafte Hungersnoth erzeugen und die dürftige Klasse auch des übrigen Landes in die größte Verlegenheit stürzen wird."

Als die Nothkrisis wirklich eintrat, erhielt Rehfues den Auftrag, die Verproviantirung der Regierungsbezirke Koblenz und Trier mit ostseeischem Getreide zu leiten, und hat sich des Geschäfts, nach vorhandenen Aeußerungen der betreffenden höheren Behörden, mit äußerster Thätigkeit, Umsicht und warmem Patriotismus entledigt.

Vierter Abschnitt.
Der Staatsdienst.
1818—1843.

Das Bedürfniß einer Hochschule größeren Styles wurde in den von Preußen gewonnenen rheinischen Provinzen überall lebhaft empfunden; die Regierung hatte sich bereit erklärt, diesem Bedürfniß Rechnung tragen zu wollen — es handelte sich vor Allem um den Ort, wo die neue Universität errichtet werden sollte.

Von allen Seiten wetteiferte man, Ansprüche, Wünsche und Anerbietungen an den Thron zu bringen. Duisburg fußte darauf, daß es bereits Trägerin einer alten, ehemals nicht unberühmten Hochschule sei; für Köln, gleichfalls Sitz einer alten, freilich seit langer Zeit gänzlich heruntergekommenen Universität, bemühten sich Wallraf und andere Männer von Ruf und Bedeutung;[1]) der Fürst v. Neuwied bot namhafte Unterstützungen, wenn seine Residenzstadt erwählt würde; man redete von Düsseldorf, Koblenz, endlich auch von Bonn.[2])

Für letztere ihm so lieb gewordene Stadt war Rehfues bereits 1814 in einer Broschüre, betitelt: „Die Ansprüche und Hoffnungen der Stadt Bonn, vor dem Thron ihres Beherrschers niedergelegt," als beredter Anwalt aufgetreten. Im Vorwort, datirt vom 16. November genannten Jahres, heißt es:

---

[1]) Ennen, Zeitbilder aus der neueren Geschichte der Stadt Köln, 242 ff.

[2]) Sybel, Gründung der Universität Bonn. Bonn 1868, S. 8.

„Diese Schrift verdankt einem der ersten Staatsmänner unserer Zeit ihre Veranlassung. Als ihr Verfasser denselben vor einigen Monaten zu sprechen das Glück hatte, machten die Mittel, durch welche Bonn wieder aus seinem tiefen Verfalle zu erheben wäre, einen Haupt-Gegenstand der Unterhaltung aus, und er erhielt die Aufforderung, solchen zur öffentlichen Untersuchung zu bringen."

Wer dieser Staatsmann gewesen ist, haben wir nicht ermitteln können.

Rehfues charakterisirt in dieser Schrift zuerst den Geist der Bewohner, die gerade ihres treuen deutschen Wesens halber mehr als Andere unter der Fremdherrschaft gelitten. „Nie," heißt es u. A., „fanden die ersten Ideen, welche die französische Revolution in den Umlauf brachte, unter ihnen einen bedeutenden Anhang. Bei weitem die Mehrzahl blieb dem getreu, was altes Recht und die Dankbarkeit von Jahrhunderten geheiligt hatte, und diese Mehrzahl geprüfter Bürger der Stadt wagte es sogar, auf dem Rastadter Kongreß der französischen Uebermacht Trotz zu bieten und laut vor ganz Europa nach ihrem rechtmäßigen Fürsten zu rufen." Dann geht Rehfues auf die herrliche Lage des Ortes über, auf die vielfachen dort vorhandenen Erinnerungen an das klassische Alterthum, dessen Ueberreste zwei Bonner Archäologen, Kanonikus Pick und Dr. Crevelb,[1]) mit regstem Eifer sammelten, auf die interessanten geologischen, mineralogischen und montanistischen Verhältnisse der näheren und ferneren Nachbarschaft, endlich auf die Fabrikindustrie des Niederrheins, welche für den angehenden Kameralisten als Gegenstand des Studiums leicht verwerthet werden könnten; er verweiset dann — und hier bespricht er einen Punkt von höchster Wichtigkeit — auf die aus der kurfürstlichen Zeit herrührenden, großartigen Gebäulichkeiten, welche ohne allzu große Kosten zu dem gemacht werden könnten, was für Deutschlands größte Universität nur zu wünschen sei; schließlich betont er die Wohlfeilheit im damaligen Bonn.

Die in dem Schriftchen angeführten Gründe schlugen durch: die geeigneten Lokalitäten der Stadt und ihre schöne gesunde Lage oder, um mit

---

[1]) Ueber die Sammlungen derselben heißt es S. 48: „Außer Italien findet sich selten eine so interessante Zusammenstellung römischer Lokalmonumente, wie in den Sammlungen dieser beyden Freunde des Guten und Schönen. Ersterem gelang es sogar, neben anderen Seltenheiten der Natur, in der Stadt selbst eine kleine antiquarische Garten-Anlage zu bilden, aus welcher ein so schöner Sinn spricht, daß man die neuere Zeit leicht darüber vergessen könnte, wenn der Besitzer derselben es nicht verstanden hätte, ihr seine Sammlung durch das Mittel-Alter herab, mit manchem schönen Monument von gothischer Kunst und Styl und von moderner Mahlerey näher zu bringen." Vergl. Leopold Kaufmann, Kanonikus Franz Pick, in den Annalen d. hist. Vereins f. d. Niederrhein. XXI, XXII, 1 ff.

Sybel[1]) zu sprechen, „die freie Atmosphäre, die erquickende Gesundheit, die strahlende Schönheit der Landschaft" sprachen für Bonn, und als man im Jahre 1816 den Minister v. Schuckmann auf die Höhe des Koblenzer Thores führte, rief er bei dem damals noch freien Umblick auf den Strom, das Gebirge und das korn- und rebengeschmückte Thal mit Begeisterung aus: „Hier sind unsere Räume, dies ist der Ort und kein anderer!"[2])

Am 26. Mai 1818 vollzog der König die Kabinetsordre, welche Bonn zum Sitz der neuen Universität bestimmte; am 29. Juli wurde Rehfues durch ein von Altenstein unterzeichnetes Ministerial-Reskript zum Lokal-Kommissarius bei der Organisation der jungen Anstalt ernannt und als solcher dem Kurator Grafen Solms-Laubach zugegeben; aber bereits am 18. November wurde diese kommissarische Stellung in eine definitive umgewandelt, indem durch Kabinetsordre vom genannten Tage Rehfues zum Regierungsbevollmächtigten mit dem Charakter als geheimer Regierungsrath ernannt und ihm zugleich an Stelle des Grafen Solms-Laubach das Kuratorium der Universität übertragen wurde.[3])

Mit dieser Kabinetsordre war Rehfues für den preußischen Staat gewonnen, welchem er von nun an seinen Geist, seine Thätigkeit und seine Treue widmete; mit dieser Kabinetsordre war aber auch dem bisherigen Schwanken zwischen einer literarisch-wissenschaftlichen und einer politisch-administrativen Thätigkeit ein Ende gemacht. In späteren Jahren machte er hierüber einmal folgende Reflexion:

„Ich kann vielleicht sagen, daß ich Anfangs 1814 auf dem Scheidewege zwischen schriftstellerischer Auszeichnung und politischem Emporkommen gestanden habe. Hätte ich damals die Feder fortgeführt, so wäre ich gewiß auf ersterem Wege zu einem schönen Ziel gekommen. Die Beredsamkeit hatte ich in den mannigfachsten Formen geübt und der Humor — einer der seltensten Gäste in Deutschland — schwebt über manchen Arbeiten, besonders des Jahrgangs 1813 der süddeutschen Miscellen." — Hieran knüpft er folgende Bemerkung: „Merkwürdiger Einfluß Kotzebues auf mein Schicksal. Erst in Neapel als Veranlassung der Königin bekannt zu werden, wodurch mein Zukunftshorizont sich auf einmal erweiterte; dann später durch

---

[1]) A. a. O. 9, 10.

[2]) Sybel a. a. O. 10.

[3]) „Ich habe", heißt es in dieser Kabinetsordre, „in Gemäßheit des unter dem 18. v. M. publizirten Beschlusses der Deutschen Bundes-Versammlung wegen der Universitäten, besondere Regierungs-Bevollmächtigte bei den in meinen Staaten befindlichen Universitäten angeordnet und Ihnen zugleich das Kuratorium über selbige übertragen rc". Vom gleichen Datum ist die Kabinetsordre, welche den Grafen Solms-Laubach vom Kuratorium entband.

seinen Tod, der erster Anstoß zu den Maßregeln von 1819 und einer neuen Wendung meiner Schicksale war."

Aber nicht bloß die dienstliche Stellung knüpfte ihn nunmehr an den Rhein: Er hatte dort auch ein Haus gegründet, indem er sich am 17. April 1817 mit Karoline v. Meusebach, Tochter des wied-runkelschen Hofmarschalls Freiherrn v. Meusebach, vermählt hatte. Obwohl sie bedeutend jünger war als Rehfues, hat er doch in ihr eine Quelle des reinsten, ungetrübtesten Glückes gefunden und, wenn wir uns an das Jugendabenteuer zu Nicolosi erinnern, das „größte und seltenste Geschenk," welches er der Vorsehung zu verdanken hatte. Zwei Söhne und eine Tochter sind die Sprossen dieses glücklichen Ehebundes.

Endlich knüpfte ihn noch ein drittes Band an den Rhein: der nach und nach erworbene Besitz von drei schönen Landgütern auf der rechten Rheinseite in und vor dem herrlichen Siebengebirge. Das erste derselben zu Heisterbacherrott liegt in der Abgeschiedenheit eines Thalkessels, mitten im Gebirge, zu Füßen der Rosenau und des hohen Auelbergs; das andere, Pfaffenröttchen, an der nach dem Strom gekehrten Flanke des Petersbergs mit freier Aussicht auf Drachenfels und Rolandseck; das dritte endlich zu Römlinghofen, Rehfues' Lieblingsgut, weil es seine eigene Schöpfung war, liegt am Anfang der Ebene, welche die Ausläufer des Gebirgs vom Rheine trennt, hart an einem waldigen Einschnitt. Auch hier herrscht wieder eine reizende Einsamkeit; Obstbäume verhüllen die in mittelalterlichem Geschmack aufgeführte Wohnung, nur von dem platten Dache des weitgesehenen rothen Thurmes aus hat man den Blick in das blühende Land bis Bonn und noch weiter, wo der Kreuzberg das Gemälde schließt.[1])

---

[1]) Vergl. Alex. Kaufmann im Vorwort zu einer aus Rehfues' Nachlaß 1846 im 2. Jahrgang der hannöverischen „Morgenzeitung" (Nr. 1 ff.) veröffentlichten, im Siebengebirge spielenden Erzählung: „Die Verschreibung". — Auch im Ahrthal beabsichtigte Rehfues ein Besitzthum zu erwerben, worüber er am 31. Dezember an Gustav Schwab schreibt: „Sie sind in Coblenz gewesen, haben die Mosel bereist und nicht der Mühe werth gefunden, den schönsten Theil des Rheins, zwischen Coblenz und hier, noch einmal zu sehen. Freilich wissen Sie nicht, daß auf diesem Weg die malerisch merkwürdigsten Gegenden liegen, die nur einen Tag landeinwärts kosten. Dies sind die Ufer der Ahr, eines kleinen Flusses, an dem unsere trefflichen rothen Weine wachsen, und welcher sich Linz gegenüber in den Rhein ergießt. Ich muß mich schämen, es zu sagen, daß ich selbst die Ahr-Gegenden im vorigen Jahre zum erstenmal gesehen, und ich schäme mich doppelt, da sie drei Jahre (1814—1816) unter meiner Verwaltung gestanden haben. Meine Kreis-Direktion lief von hier aus gegen zwanzig Stunden in das Land hinein bis an die Straße, die von Coblenz nach Trier führt. Ich meinte das Schönste in der Schweiz, in Italien, in Tyrol und Biscaja, in Frankreich gesehen zu haben, und so fiel mir nicht ein, auch einmal auf die Ahr zu gehen, wie man hier zu Lande sagt. Seit ich aber dort war, bin ich so entzückt davon, daß ich gegenwärtig in ernstlichen Unterhandlungen

So war Rehfues vollständig Rheinländer oder Rheinpreuße geworden. In einer späteren Zeit (1827) spricht er sich über sein Verhältniß zu seiner alten und seiner neuen Heimath folgendermaßen aus:

„Ich habe durch meine Niederlassung am Rhein ein Vaterland aufgegeben, aber ich habe auch ein anderes gewonnen, und wenn man demjenigen Land, dem man Leben und frühste Erziehung verdankt, seine erste Liebe schuldig ist, so darf man wahrlich seine zweyte und daurende Liebe dem Staate widmen, in welchem man durch das Vertrauen des Monarchen und durch das freye Wohlwollen der Einwohner das Bürgerrecht gewonnen hat. Ja, ich liebe dieses Land, weil mich die Anerkennung seiner Einwohner gleichsam als einen der Ihrigen dem Szepter zugeführt hat, welchem die Vorsehung ihr Schicksal vertrauen wollte."

In demselben Jahre, 1818, in welches die Gründung der Universität Bonn fällt, wurde die Rheinprovinz noch durch ein anderes Ereigniß, durch die bekannte Koblenzer Adresse, in Aufregung versetzt. Für und wider traten Schriften ans Tageslicht, und auch Rehfues betheiligte sich an diesem literarisch-politischen Kampfe. Der bekannte Geistesverwandte Kotzebues, Julius v. Voß, gerirte sich in einem „Sendschreiben eines Brandenburgers an die Bewohner Rheinpreußens, bei Gelegenheit der S. D. dem Fürsten Staatskanzler übergebenen Adresse," scheinbar als Vermittler zwischen den alten Provinzen und den „werthen neuen Mitbürgern am Rhein;" in der That aber war die Schrift nur eine Vertheidigung des altpreußischen Absolutismus; sie verwarf jede Mitwirkung des Volkes an der Gesetzgebung durch „Darstellung," wie er Volksrepräsentation verdeutschte, sagte den „werthen, neuen Mitbürgern" vieles, was man geradezu als Invektiven bezeichnen kann, erklärte Jeden, der nicht in dem Herzen des Landes geboren sei, für unfähig, in preußischen Angelegenheiten mitzureden, und konnte den Aerger über die Berufung von Ausländern nach Preußen nicht verbergen.[1]) Auf dieses Produkt märkischer Anmaßung und Ueberhebung erwiderte Rehfues in seiner „Antwort eines Rhein-Preußen auf des Herrn Julius v. Voß Sendschreiben eines Brandenburgers rc." (Bonn, Marcus) in ziemlich energischer Weise und vertheidigt namentlich die Rheinländer gegen die im „Sendschreiben" ihnen zugeschriebene Absicht, ihre Institutionen über den gesammten preußischen Staat verbreiten zu

---

stehe, dort ein Gut zu kaufen, das ein Nonnenkloster war, dessen Kirche noch als eine pittoreske Ruine übrig ist. Kommt der Kauf zu Stande, so werde ich nicht ruhen, bis Sie selbst in Marienthal bei mir eingekehrt sind und ich Ihnen alle Herrlichkeiten dieser Gegend zeigen kann."

[1]) Ueber diese Stimmung der altpreußischen Bureaukratie gegen ausländische, nach Preußen gezogene Staatsdiener s. auch Dorow a. a. O. III, 321.

wollen. Zugleich widerlegt er eine Reihe theils einseitiger, theils nichtssagender, theils geradezu unsinniger Einwürfe des Herrn v. Voß gegen jede Art von ständischer Verfassung und tritt natürlich auch als Anwalt der aus dem Auslande Berufenen auf. Wie die Schrift in Berlin aufgenommen worden ist, wissen wir nicht; jedenfalls scheint sie ihm dort nicht geschadet zu haben.

In demselben Jahre erschien, gleichfalls bei A. Marcus, dem rührigen Buchhändler der jungen Universität, eine Schrift „über das Zunft-Wesen. Beherzigungen für die Wiederherstellung der Zünfte, mit einem Anhang, die Grundlinien zur Einrichtung von Handwerks-Schulen enthaltend", eine Schrift, auf welche schon im ersten Abschnitt gedeutet worden ist, und deren Inhalt später bei Besprechung von Rehfues' Mémoire sur le malaise de la génération actuelle ausführlicher mitgetheilt werden wird.

Oefteres Kränkeln, durch Verdrießlichkeiten an der Universität, wenn nicht herbeigeführt, doch wenigstens vermehrt, machte ihm schon gegen das Jahr 1825 hin eine längere und wirksame Erholung nöthig; er nahm deshalb zu Anfang des Jahres 1826 Urlaub zu einem Aufenthalt in den böhmischen Bädern und im Lande seiner Sehnsucht, in Italien. In Begleitung seiner Gattin und seiner beiden Söhne reiste er am 21. Mai von Bonn ab und ging zunächst über Berlin, wo er einige schöne Tage bei seinem Freunde Altenstein verlebte, nach Karlsbad und Teplitz; nachdem er hier während des August die Bäder gebraucht, ging er über Prag, Wien, durch die Steiermark und Kärnthen nach Venedig, wo er vom 17. bis 20. Oktober alte Erinnerungen auffrischte. In Ferrara verlebte er einen Tag bei seinem dort weilenden Freunde v. Greiffenegg[1]) und brachte dann zehn Tage in seinem Lieblingsorte Florenz zu; am 5. November traf er in Rom ein.

Von den Künstlern, mit welchen er zu Anfang des Jahrhunderts so schöne Tage verlebt hatte, fand er noch Thorwaldsen, Koch und Wagner; Schweickle lebte, wie früher schon berichtet worden, in Neapel, war aber für die Kunst längst als ein Verstorbener anzusehen. In Wagner vermißte Rehfues die alte Jovialität und den heiteren Humor seiner Jugend. „Sein Faunsgesicht", heißt es in der Autobiographie, „war nicht ganz verloren gegangen, aber es lagen saure, grämliche Züge darin, die

[1]) Wir haben über Greiffenegg oder Greifeneck nichts Näheres ermitteln können. Bei Arndt, Nothgedrungener Bericht II, 206—210 2c. stehen zwei Briefe von ihm aus dem Jahr 1814 Arndt nennt ihn einen „mit vielen Narben bedeckten Krieger", welcher damals (österreichischer?) Resident in Karlsruhe gewesen. Er ist in den vierziger Jahren zu Freiburg im Breisgau gestorben.

nicht zu seinem Typus paßten. Er hatte Sinn für das häusliche Leben,[1]) war des häuslichen Glückes würdig und hatte seine besten Jahre vorübergehen lassen, ohne sich einen eigenen Herd zu gründen. Wie viel glücklicher verändert fand ich dagegen den Freund Koch, der dies noch zur rechten Zeit gethan! Er hatte in einem Landmädchen von Olevano[2]) im römischen Gebirge die glücklichste Wahl getroffen. Eine verständige, besonnene, nicht vergnügungssüchtige Hausfrau, die seine Sachen in Ordnung zu halten, ihn zu einer regelmäßigen Thätigkeit anzufeuern verstand, die ihm einige wohlgeartete Kinder gab, sie für ihre Lage erzog und seiner im Alter und in kranken Tagen treulich wartete."

Ueber die Zustände der Kunst im damaligen Rom schrieb Rehfues unter dem 23. April an Tscharner:

„Thorwaldsen hat sich Ihrer mit der größten Herzlichkeit erinnert. Sie wissen, als wir hier waren, hatte er eben erst seinen Jason gemacht; nun aber hat er eine ganze Reihe Ateliers und in diesen fast keinen Raum mehr für das Viele, was er bereits gemacht hat und noch fortwährend in der Arbeit ist. Dieser Mann hat sich auf eine Höhe geschwungen, die noch kein Neuer erreicht hat, und sein Merkur z. B. darf sich neben jede Antike stellen, sowie sein ungeheures Basrelief, der Alexanderzug, 160 Palmen lang, an Reichthum der Erfindung die Basreliefs des Phidias am Parthenon übertrifft und in der Schönheit der Ausführung ihnen wenigstens gewiß nicht nachsteht."

„In der Mahlerei ist kein Heros erstanden; denn Overbeck, Veit und Schnorr, welche herrliche Talente sind, lassen es immer auf einem Fleck fehlen; der Eine hat keinen Sinn für Farben, der Andere zeichnet nicht richtig, der Dritte komponirt nicht glücklich und original — kurz es ist Keiner wie Thorwaldsen, der Alles vereinigt. Dieser ist übrigens ganz der Alte geblieben. Er besitzt vielleicht eine Million Livres, wohnt aber und lebt noch gerade wie zu unserer Zeit."[3])

---

[1]) S. auch Urlichs, Joh. Martin v. Wagner, 17. — Ueber Wagner schreibt der Bildhauer H. Heidel aus Rom, 1. Jan. 1841, an Rehfues: „Die alten Herren Reinhard und Wagner hab ich in der Kneipe auf der Piazza Barbarini kennen gelernt und mit Letzterem schon gehörig disputirt und Grobheiten gewechselt".

[2]) Cassandra Ranaldi. S. über sie auch Kästner, Römische Studien 100.

[3]) In einem späteren Brief an Tscharner vom 12. März 1833 kommt Rehfues noch einmal auf den damaligen Verkehr mit Thorwaldsen zurück: Es war mir immer rührend, heißt es dort, wenn ich während meines letzten Aufenthalts in Rom mit Thorwaldsen vor einem seiner Werke stand, und er mich selbst auf jeden Vorzug desselben aufmerksam machte. „Ist das nicht schön? Nicht wahr, Rehfues, das ist Grazie?" Oder: „Glaubt man nicht ein griechisches Epigramm aus der Anthologie zu sehen?"

„Im Ganzen möchte die Mahlerei doch seit unserer Zeit vorgeschritten seyn; und mir scheint besonders, daß sie mehr zum Leben zurückgekehrt ist und nicht mehr immer in Mythen wandeln will. Viele Ueberschätzungen hört man nicht mehr, und Michel Angelo z. B. wird nur gerecht und Bernini billig taxirt. Der wichtigste Fortschritt ist aber vielleicht die Wieder-Erweckung der Fresko-Mahlerei, welche durch Cornelius, Overbeck u. m. A. geschehen ist. Die Größe der Kompositionen, welche hier möglich sind, und die dringendere Nothwendigkeit richtiger Zeichnung können nicht ohne Wirkung bleiben und werden auch wahrscheinlich der Architektur, die noch immer die schwächste der drey Schwestern ist, wieder emporhelfen, wenn die Ruhe in Europa erhalten wird, daß man auch an andere Ausgaben, als für Soldaten denken kann."

Außer mit den alten Freunden aus der Jugendzeit verkehrte Rehfues mit Bunsen, Italinski,[1] Savigny und Anderen, welche theils in Rom ansässig waren, theils als Touristen sich dort aufhielten. Seine Gesundheit, welche in Böhmen und auf der Reise noch viel zu wünschen übrig gelassen, kräftigte sich in erwünschter Weise, und so berührte das Scheitern des Planes, mit Bunsen die Stelle zu tauschen, ihn weniger schmerzlich, als es der Fall gewesen wäre, wenn die Rückkehr nach Deutschland auch die Gewißheit, wieder in die alten krankhaften Zustände verfallen zu müssen, unabweisbar in sich geschlossen hätte.[2])

Mancher interessante Brief über die damaligen politischen, sozialen und wissenschaftlichen Zustände Italiens ging nach Deutschland; Rehfues verglich sie gern mit denjenigen während seines früheren Aufenthalts, sah bedeutende Verbesserungen im Materiellen, fürchtete jedoch den baldigen Ausbruch politischer Kämpfe und Umwälzungen. In Rom fand er, was das Leben betrifft, ziemlich die alten Zustände wieder und nur insofern geändert, als man nun in Gasthöfen, Wohnungen und allen Komforts die Hälfte mehr zahlen mußte, als zu Anfang des Jahrhunderts, wogegen die eigene Haushaltung, welche er sich eingerichtet hatte, um ein Bedeutendes billiger kam, als in dem um diese Zeit doch noch wohlfeilen Bonn.

In einem jener Briefe, deren Konzepte theilweise noch vorhanden sind, erzählt er folgende heitere Anekdote von Papst Leo XII.: „Einer der vielen

---

1) Russischer Minister in Rom, gestorben 1827. S. über ihn Bunsens Memoire bei Bunsen. Aus seinen Briefen ꝛc. I, 523 ff.

2) Ueber Rehfues' schon aus früherer Zeit datirenden Wunsch, als Vertreter eines deutschen Staats otium cum dignitate verbinden zu können, s. auch Dorow a. a. O. 241, 242; Hardenberg hat s. Z. einen solchen Wunsch mit der Aeußerung abgelehnt: „Neapel ist ein Ruheposten, wo ein so brauchbarer, thätiger Mann wie Rehfues nicht hingehört".

Gelehrten, welche mit großer Anstrengung taube Nüsse aufknacken, hatte nach langen Forschungen und Berechnungen herausgebracht, daß das Ende der Welt unfehlbar im Jahre 1830 eintreten werde. Er glaubte daher eilen zu müssen, ihr dieses bekannt zu machen, damit sie die ihr noch vergönnte Gelegenheit von drey Jahren zu ihrer Bekehrung benützte, war aber nicht wenig erstaunt, als ihm der Maestro del Sacro Palazzo, der die Zensur hat, das imprimatur versagte. Er wußte sich bey dem Kardinal de Gregorio Eingang zu verschaffen, und dieser interzedirte bei dem Papst persönlich, um die Druck-Erlaubniß zu erhalten. Leo XII. nahm das Manuskript aus der Hand des Kardinals und setzte darauf: „Kann gedruckt werden am 1. Jan. 1831.""

In Rom blieben unsere Reisenden bis zum 25. April 1827 und gingen dann über Albano, Terracina nach Neapel. Von hier aus besuchten sie am 16. Mai Pompeji und Herculanum, am 28. den See Agnano, am 1. Juni Puzzuoli: in der Mitte des Monats wurde der Besuv bestiegen.

In Neapel fand Rehfues seine alte Wohnung im Albergo d'Europa wieder; seine alten Freunde aber waren gestorben oder längst in ihre Heimath zurückgekehrt. Mit Rührung gedachte er des auch dahingeschiedenen Heigelin, über welchen er in der Autobiographie sich äußert: „Wer hat den dänischen Generalkonsul Heigelin, einen geborenen Württemberger, nicht gekannt? Dieser Mann war, was man in Frankreich oft, aber sehr selten in Deutschland findet, der liebenswürdigste Greis. Er hatte sich in der großen Schule der Menschen, im wechselseitigen Unterricht mit Leuten aller Klassen und Geschicke gebildet. Seit Jahren war keine europäische Notabilität durch Neapel gegangen, mit der er nicht in nähere oder entferntere Beziehungen gekommen wäre, und er wußte von Vielen die interessantesten Dinge zu erzählen. Er liebte die Jugend und versammelte gern an Sonntagen einen Kreis von jungen Leuten um sich in San Paolo, einem Landgut, das er selbst auf einem der schönsten Punkte der nächsten Umgebung von Neapel, auf dem sogenannten Capo di Chino, angelegt hatte. Es war nicht möglich, eine glücklichere Lage zu wählen. Es giebt in allen Bergen Punkte, von denen aus sich die Gegenden nicht nur schön und bedeutend, sondern zugleich auch malerisch darstellen; man muß sie aber nicht auf den höchsten Punkten suchen. So war es bei San Paolo. Den Vorgrund bildete die große Stadt in der Tiefe; hinter ihr zeigte sich der Golf, auf der einen Seite von dem Besuv, auf der andern vom Castell Sant Elmo und weiterhin vom Posilippo-Gebirge begrenzt. Die Linie zwischen beiden schloß das Meer mit den Inseln Capri, Ischia und Procida, und dazwischen lag der herrliche Wasserspiegel mit seinem reichen Leben

von großen und kleinen Schiffen, die unaufhörlich ab- und zugingen und von dieser Höhe herab den Libellen glichen, welche die kleinen stillen Gewässer oft so angenehm beleben. Der liebenswürdige Schöpfer dieser herrlichen Anlage liegt auch in derselben begraben. Aber ich hätte weinen mögen, als ich bei meinem letzten Besuch in Neapel (1827) die ganze Villa zum Kauf ausgeboten las. Selbst sein Grab soll der Mensch nicht einmal sein eigen nennen dürfen."

Dem Aufenthalt in Neapel folgten äußerst anmuthige und erfrischende Tage in Sorrent, wo auf Anrathen des römischen Arztes Dr. Morichini die Seebäder gebraucht wurden. Am 18. Juni Mittags ging die kleine Gesellschaft zu Neapel in einer mit zehn Ruderern bemannten Feluke unter Segel und kam, ohne daß ein Ruder bewegt zu werden brauchte, in zwei Stunden nach Cassano, wo ausgestiegen und zu Fuß nach der eine Viertelstunde von Sorrent gelegenen Wohnung gegangen wurde. Der Aufenthalt daselbst währte bis zum 22. August, und unsere Reisenden genossen während dieser Zeit „Alles, was der schönste Fleck der Erde, das herrlichste Klima, Ruhe und Liebe gewähren können." [1]) Gewöhnlich setzten sie sich mit Tagesanbruch zu Esel und ritten zur sogenannten Marina piccula, wo ein Boot ihrer wartete und sie zum herrlichsten Badeplatz zwischen Felsen der Cocamella führte. Nachdem das Bad genommen worden, suchten sie Muscheln und seltene Steine und kehrten dann in gleicher Weise nach Haus zurück, wo man auf der Loge, von der man den ganzen herrlichen Golf überblicken konnte, das Frühstück nahm. Nach demselben wurde den Kindern einiger Unterricht ertheilt, gelesen, geschrieben rc., bis die heißer werdende Sonne ins Haus trieb. Abends wurde, gewöhnlich in Begleitung eines liebenswürdigen Geistlichen, Don Franzesco de Luca, ein Spaziergang gemacht und auf der Loge zu Nacht gegessen, wo man bei Sternenlicht oft noch lange beisammen blieb. Dann und wann wurde diese anmuthige Tagesordnung durch Ausflüge zu Wasser und zu Lande unterbrochen, nach Camaldoli, nach dem Golf von Vico, nach Capri und anderen schönen Punkten in der Umgegend von Sorrent. Ein naiv-heiteres Vorkommniß, welches unseren Reisenden auf einem dieser Ausflüge begegnete, erzählt Rehfues in einem Briefe an Tscharner: „Wir hatten einen alten Pfarrer besucht. Er bewohnte in dem Dorfe daselbst (am

[1]) Rehfues schreibt hierüber am 1. Juli 1827 an Tscharner: „Ich wollte, Sie wären hier bey mir! Es ist ein wahrhaft paradiesischer Fleck, wo es weder zu heiß ist, noch jemals rauh werden kann. Wir leben vom Morgen bis Abend auf einer von allen Seiten offenen Loggia und haben den Blick auf den Orangen- und Citronen-Wald, der das Thal um uns bedeckt, und auf den ganzen herrlichen Golf mit dem Vesuv und seinen Wäldern, Städten rc."

Vorgebirge von Sorrent) ein Haus, welches eine wunderherrliche Lage hat. Eine junge Bäuerin, seine Verwandte, führte die Wirthschaft und wartete uns mit frischen Mandeln auf. Sie hatte einen solchen Eifer, uns zu bedienen, daß sie die Mandeln mit den Zähnen aufknackte und sie meiner Frau Stück für Stück reichte. Es war so gut gemeint, daß der Dienst unmöglich zu verschmähen war." Diese Mandelknackerin hat später zu der Kastellanin auf Castel Cicala in Rehfues „Scipio" Modell gesessen.

Am 22. August verließen unsere Reisenden diesen „schönsten Fleck der Erde" und kehrten nach Neapel zurück, wo sie jedoch nur bis zum 25. blieben; am 28. waren sie wieder in Rom. Hier wurde alles Liebgewonnene noch einmal betrachtet, und verwandte man zwei Tage zu einem Ausflug nach Tivoli. Ferner wurde dieser Aufenthalt in Rom dazu benützt, daß Rehfues' Gattin Thorwaldsen zu ihrer Büste saß. [1]) Am 9. September wurde von der ewigen Roma Abschied genommen und die Heimkehr angetreten. Nach zweitägigem Verweilen in Florenz ging es über Pisa, Spezzia, Genua, Mailand, Bellinzona, Thusis nach Chur, um Tscharner aufzusuchen; dann über Wallenstadt, Zürich, Schaffhausen, Engen, Hechingen nach Tübingen, wo Rehfues' Schwester und Nichten überrascht wurden; am 16. Oktober traf er nach anderthalbjähriger Abwesenheit wieder in Bonn ein, wo er namentlich von der Bürgerschaft herzlich und mit vielen äußeren Zeichen der Hochachtung und Anhänglichkeit empfangen wurde.

Für Rehfues, den Schriftsteller, ist der zweite Aufenthalt in Italien von höchster Bedeutung geworden. Nicht nur wurden die alten Jugendeindrücke wieder aufgefrischt; es regte sich überhaupt in ihm ein neuer, frischer, schöpferischer Geist, der gewissermaßen die infolge äußerer Verhältnisse eingeschlummerte Produktionskraft weckte und, als ob der Schlaf sie gestärkt hätte, einen Flug nehmen ließ, welcher den Erwachten selbst überraschte, und von dessen Möglichkeit er vorher nie eine Ahnung gehabt hatte. Die latent gewesene Poesie war plötzlich gelöst, und der bisherige gewandte Tourist und Publicist tritt uns mit einem Mal als hochbegabter, mit der üppigsten Phantasie erfindender und in den glänzendsten Tönen malender Dichter entgegen. So wurde denn bereits 1832 das Publikum durch Rehfues berühmten Roman „Scipio Cicala" [2]) überrascht.

Unter welchen ganz eigenthümlichen Umständen dieser innere Prozeß vor sich gegangen und „Scipio Cicala" entstanden ist, darüber hat sich

[1]) Eine Kopie befindet sich im Thorwaldsen-Museum zu Kopenhagen.

[2]) Leipzig bei Brockhaus. 4 Thle. Zweite ganz umgearbeitete Auflage, 1840. In letzterer ist das interessante, an W. Scott gerichtete Zueignungsschreiben der ersten Auflage weggelassen.

Rehfues in einem Briefe an Gustav Schwab, d. d. 15. Oktober 1834, folgendermaßen ausgesprochen:

„Im Jahre 1819 stellten mich die Bewegungen der Zeit in eine Wirksamkeit, in der ich auf die Anerkennung der öffentlichen Meinung durchaus verzichten mußte, wenn ich dem Staat und den Wissenschaften wahrhaft nützen wollte. Ich darf sagen, daß manche schlimme Erscheinung nicht möglich geworden wäre, hätte man überall in meinem Geiste gehandelt. Indeß kosteten mich diese Anstrengungen meine Gesundheit. 1826 war mir nur so viel Kraft übrig geblieben, um eine Reise nach Italien unternehmen zu können. Anderthalb Jahre Aufenthält in den böhmischen Bädern und in dem Lande meiner reiferen Jugend stellten mich nothdürftig her. Kaum hatte ich meine Stelle wieder angetreten, so fiel eine neue Last höchst verdrießlicher Arbeiten über mich.[1]) Die alten Uebel kehrten zurück, und eine tiefe Hypochondrie breitete nun auch noch ihre Rabenflügel über alles Gute aus, womit ich in meiner Familieü berschwänglich gesegnet und in Anerkennungen meiner Regierung und meiner Mitbürger auf eine nicht gewöhnliche Weise belohnt war. Ruhe und Schlaf fingen an mich gänzlich zu fliehen; ein unerklärliches Herzklopfen ergriff mich, sowie ich eine Stunde geschrieben hatte, und die Sorgen meines Amtes wichen Tag und Nacht nicht von mir. Ich fürchtete in allem Ernst, daß das Gleichgewicht meiner Seelenkräfte diesem schrecklichen Zustand nicht lange widerstehen, und eine gänzliche Zerrüttung derselben die Folge sein würde. In diesen endlosen Nächten kam es auf einmal wie eine Erleuchtung über mich, mir eine andere Welt zu schaffen, in die ich mich flüchten könnte, wenn es mir in der wirklichen Welt zu arg geworden wäre. So ergriff ich die Feder, ohne noch zu wissen was ich wollte. Da stellte sich mir die Erinnerung an den Hafen von Sorrent dar, wo ich die Seebäder gebraucht hatte, und ich versuchte eine Beschreibung desselben. Wie die ersten Figuren darin entstanden sind, weiß ich selbst nicht mehr. Als sie da waren, ersann ich ihre Schicksale. Nichts war vorbereitet; Alles kam mir gleichsam von selbst unter die Feder.[2]) Ich ließ sie gehen; denn ich dachte nicht an Druck und

---

[1]) Offenbar deutet Rehfues hier auf die bekannten Zwistigkeiten mit dem Vorstand der Bonner geburtshülflichen Klinik, Professor Stein.

[2]) Diese Art der Entstehung eines dichterischen Werkes erinnert an die Genesis des berühmten Romans von Horace Walpole, the Castle of Otranto. Walpole schrieb darüber am 9. März 1769: „Soll ich Ihnen gestehen, welches der Ursprung dieses Romans war? Ich erwachte eines Morgens zu Anfang Juni vorigen Jahres aus einem Traume, von welchem mir nichts weiter im Gedächtniß blieb, als daß ich mich in einem alten Schlosse befand, und daß ich auf der obersten Balustrade einer großen Treppe eine

nicht an Publikum. Ich wollte mich zerstreuen und nichts weiter. Ich erreichte meinen Zweck vollkommen. Während anderthalb Jahren füllte diese Arbeit meine Abendstunden aus. Das Vergnügen, welches ich dabei empfand, wird mir unvergeßlich bleiben. Der Schlaf kam wieder, und der Verdruß wich in die Stunden zurück, die ihm amtlich angehörten. Meine Gesundheit hatte sich bedeutend gebessert, meine Stimmung ganz erheitert, als ich wahrhaft unvermuthet am Schlusse des Werkes anlangte. Schon während der Arbeit war ich oft erstaunt über die Welt, die ich in mir gefunden. Jetzt kam ich mir wie ein Nachtwandler vor, der die Aufgabe des Tages im Traum gelöst hat."

„Scipio Cicala" wurde mit ungetheiltem Beifall aufgenommen. Rehfues war, da der Roman aus guten Gründen[1]) anonym erschienen, gleich Walter Scott der „große Unbekannte" — viele stellten ihn diesem Meister im historischen Romane gleich, manche über ihn. Da wurde das Geheimniß verrathen, und das Unglück wollte, daß bald nach dem „Scipio Cicala" das schon erwähnte Mémoire sur le malaise de la génération actuelle erschien, über welches nun die gesammte liberale Presse schonungslos herfiel.[2]) Nachdem Rehfues auf dem Gebiet des Romans einen so unerwarteten Erfolg davongetragen, sah er jetzt seinen Namen von allen Seiten verunglimpft und in den Koth getreten. Hören wir, wie er sich auch hierüber in dem Briefe an Gustav Schwab vom 15. Oktober 1834 ausgesprochen hat:

„Der Parteigeist sah nur die eine Seite meines Lebens und nicht auch die andre und griff meinen Charakter auf jede Weise an. Noch im Laufe dieses Jahres mußte ich die abgeschmacktesten Urtheile über mich ergehen lassen[3]) und während ich, vielleicht nicht ohne Glück, für die alten Universitäts-Einrichtungen sprach, verlästerte man mich in Broschüren und Zeitungen als ihren gefährlichsten Feind und klagte mich als den Verfasser von

---

gigantische bepanzerte Hand erblickte. Ich setzte mich daher des Abends nieder und fing an zu schreiben, ohne im Geringsten zu wissen, was ich zu sagen oder zu erzählen beabsichtigte. Die Arbeit wuchs mir unter den Händen, und ich faßte Liebe zu ihr. Meine Erzählung fesselte mich so sehr, daß ich sie in weniger als zwei Monaten vollendete &c."

[1]) S. das Zueignungsschreiben im I. Bde., S. XIV ff.

[2]) Eine rühmliche Ausnahme machte Gutzkow, worauf wir später kommen werden.

[3]) Schon in früheren Jahren hat Rehfues über solche Dinge geklagt. So schrieb er am 30. Mai 1821 an Dorow: „Grüßen Sie ihn (Koreff) herzlich von mir, wenn Sie ihm schreiben und sagen Sie ihm, er könne sich darauf gefaßt machen, mich als einen Feind des Katholizismus verschrieen zu sehen. Vor zwei Monaten wurde ich für das Gegentheil erklärt — so muß ich jeden Narren über mich richten lassen und schweigen."

Zeitschriften an, die von Pfeilschiftern und andern Männern dieses Systems dem Ministerial-Kongresse vorgelegt sein mochten. Da ich zu gleicher Zeit nach Berlin berufen worden war, um an die Spitze des Zensur-Wesens unseres Staats zu treten, bedurfte es da noch anderer Beweise meines Hasses gegen alle Gedanken-Freiheit? Der Neid wußte sie gewiß zu finden, und so hatte er auch bald in einem französischen Memoire, das ich nach der Juli-Revolution über die Krankheit der Zeit geschrieben, eine Stelle über den Adel[1]) entdeckt, welche man nur aus dem Zusammenhang zu reißen brauchte, um keinen Zweifel übrig zu lassen, daß all mein Treiben auf eine Reaktion gegen den Zeitgeist gerichtet war . . . daß ich nur die ausschließende Richtung der Zeit auf das Materielle bekämpft hatte, verschwieg man wohlweislich."

Mit der in diesem Brief erwähnten Berufung in die Residenz verhielt es sich folgendermaßen:

Nach einem durch Altenstein, Brenn und Ancillon unterzeichneten Ministerial-Reskript vom 14. Juni 1833 hatte sich das Bedürfniß einer gründlichen Revision des Zensurwesens fühlbar gemacht und sollte ein neuer Organisations-Plan für dasselbe in Angriff genommen werden. Dieser Plan sollte zwar die allgemeinen Grundsätze der Zensur-Verordnung vom 18. Oktober 1819 beibehalten, jedoch alle Erleichterungen für die wissenschaftliche Literatur, soweit sie mit dem Zweck der Zensur verträglich seien, eintreten lassen. Rehfues wurde mit Ausarbeitung dieses Planes betraut und kommissarisch in das Präsidium des Ober-Zensur-Kollegiums berufen.

Näheres über diesen Plan liegt uns nicht vor; wir wissen nur durch Gutzkow,[2]) daß er, von positiver Anerkennung der Literatur ausgehend, „wahrhaft befruchtende und befreiende Keime" enthalten haben soll.

---

[1]) Sie findet sich S. 27, 28 des genannten Memoire: Quoiqu'on en dise, la magie conservatrice de la noblesse repose en dernier lieu sur la supposition d'une supériorité de race, qui bien que désavouée par l'histoire naturelle, n'est pas moins fertile en réalités. Presque tous les noms, que l'antiquité et l'histoire moderne ont trouvés dignes d'être conservés, appartiennent à cette classe ou à un rang semblable. Faut-il s'étonner si l'idée s'est établie, que la noblesse est la seule pepinière d'illustration quelconque?

[2]) „Aus der Zeit und dem Leben". Leipz. 1844, wo sich ein längerer Aufsatz über Rehfues findet, S. 399—416. Die Stelle über dessen Vorschläge zur Verbesserung des preußischen Censurwesens, S. 403, lautet: „Die Rehfues'schen Censurvorschläge, die von einer damals nicht gern gesehenen positiven Anerkennung der Literatur ausgingen, enthielten wahrhaft befruchtende und befreiende Keime." Es scheint, daß Rehfues, der zu Gutzkow in literarischen Beziehungen gestanden, diesen mit jenen Ideen und Vorschlägen bekannt gemacht hat.

Im Januar 1836 erhielt Rehfues ein königliches Kabinets-Schreiben, worin der auf den Organisations-Plan verwendete Fleiß, sowie die in der Behandlung des Gegenstandes bewiesenen Einsichten belobt werden, auch als Anerkenntniß jener Leistung der rothe Adlerorden II. Klasse mit Eichenlaub verliehen, zugleich aber auch bemerkt wird, daß man Bedenken getragen habe, hinsichtlich der praktischen Schwierigkeiten, die sich der Ausführung entgegenstellen würden, die von Rehfues vorgeschlagenen Einrichtungen zu genehmigen.

Hiermit war das Kommissorium, dessen Resultat eine verfrühte Arbeit gewesen zu sein scheint, beendigt, und Rehfues kehrte im Frühjahr in sein liebes Bonn zurück, um seine bisher durch Hüllmann versehene Stelle wieder zu übernehmen. Die Freude über seine Rückkehr war groß, besonders von Seiten der Stadt, welche bereits auf die erste Kunde von Rehfues' Berufung nach Berlin (im September 1833) eine dringende Vorstellung an den König gerichtet hatte, Rehfues möge nicht bloß im Interesse der Universität, sondern auch in dem der gesammten städtischen Bevölkerung seinem bisherigen Posten nicht entzogen werden; die Stadt verlöre mit ihm einen „welterfahrenen Rathgeber", einen „theilnehmenden Freund und Fürsprecher", welcher in den schwierigsten Zeiten des Befreiungskrieges in der unter der Fremdherrschaft verwaisten Stadt als „schützender Genius" aufgetreten sei. [1])

Verschiedene äußere Festlichkeiten gaben der Freude über Rehfues' Rückkehr öffentlichen Ausdruck.

In die Zeit des Aufenthaltes in Berlin fällt die Veröffentlichung des Romans: „Die Belagerung des Castell von Gozzo oder der letzte Assassine", [2]) der sich, obwohl man die Kraft der Darstellung, die gelungene Charakteristik, das Pikante vieler Situationen und die edle Sprache rühmend anerkannte, doch nicht eines solchen Beifalles erfreute, wie „Scipio Cicala". Um so mehr Erfolg hatte dagegen die 1836 erschienene „neue Medea", [3]) welche dem Dichter die Gunst der Lesewelt vollständig wiedergewann. Man fand hier wieder den tiefen psychologischen Blick, die glänzende Darstellung und die farbige Schilderung italienischer Natur und italienischen Lebens, welche man im „Scipio Cicala" bewundert hatte; und namentlich waren es zwei Episoden, die sich des ungetheiltesten Beifalls erfreuten: die rührende

[1]) Auf Rehfues' Verhältniß zur Stadt Bonn deutet in sinniger Weise das ihm 1825, als er in den preußischen Erbadelstand erhoben wurde, verliehene Wappen, das neben dem v. Meusebachischen auch das Bonner Stadtwappen, den Löwen und das Kreuz, enthält.

[2]) Leipzig bei Brockhaus 1834, 2 Thle.

[3]) Stuttgart bei Brodhag, 3 Thle.

Erzählung von den „hoffenden Thoren" und der Gottesdienst der Waldenser. Erstere wurde nicht mit Unrecht als ein „Goldkorn" der Poesie bezeichnet. Kurzum, Rehfues hatte sich durch „Scipio Cicala" und die „neue Medea" den Ersten im Fache des historischen Romans beigesellt und ist von manchen unter diesen wieder als der Erste bezeichnet worden.

Es fehlte begreiflicher Weise auch nicht an Gegnern, unter welchen Wolfgang Menzel obenan steht, der in seiner bekannten Art über jene Werke kurzweg den Stab brach; Andere, wie der Jenenser O. L. B. Wolff, stritten zwar Rehfues die „Ursprünglichkeit" ab, ließen jedoch anderen trefflichen Eigenschaften und eigenthümlichen Vorzügen des Dichters Gerechtigkeit widerfahren.

Bei diesen drei Schöpfungen auf dem Gebiet des Romans ist es geblieben, und wir wissen auch nicht, daß sich Rehfues nach denselben noch mit Entwürfen ähnlicher Art getragen hat; es wären denn die Novellen aus dem Siebengebirge, zu denen sich Dispositionen im Nachlaß vorgefunden haben und die, durch einen gewissen Faden verbunden, eine poetische Arbeit von größerem Umfang geworden sein könnten. Schwerlich aber würden sie den drei Romanen an Originalität der Situationen und Charaktere, an Glanz der Darstellung und Farbenpracht der Naturschilderungen gleichgekommen sein.

Rehfues' fleißige Feder rastete jedoch nicht; die Nacht- und Morgenstunden blieben nach wie vor literarischer Thätigkeit gewidmet.

Durch die Beschäftigung mit den Werken A. v. Humboldts auf die Geschichte Neu-Spaniens gelenkt, hatte sich Rehfues mit besonderer Vorliebe der an romantischen Abenteuern und großartig angelegten Charakteren so reichen Periode der Conquistadoren zugewandt und namentlich ein hierauf bezügliches Quellenwerk, die „Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo" zum Gegenstande eingehender Studien gemacht. Bereits 1835 hatte er in einer gediegenen, fast zu einer Abhandlung gewordenen Besprechung von Koppes Uebersetzung der drei Berichte von Fernando Cortez an Kaiser Karl V.[1]) auf die Wichtigkeit jenes Quellenwerkes aufmerksam gemacht; 1838 erschien dasselbe in vier Bänden unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo oder wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien, von einem der Entdecker und Eroberer selbst geschrieben, aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt und mit dem Leben des Verfassers, mit Anmerkungen und andern Zugaben versehen von P. J. v. Rehfues. Bonn bei Adolph Marcus. 1838."

---

[1]) In den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1835, Nr. 61—63.

Aber wie jedes Studium solcher Art in Rehfues stets auch die poetische Stimmung weckte, so trug er sich in den vierziger Jahren mit dem Vorhaben, Christoph Columbus als Helden eines Epos, oder besser, einer Epopoe zu benützen, über deren Grundgedanken er sich einmal in einem Notizbuche ausgesprochen hat. „Dem Colombo", heißt es dort, „müssen Unwissenheit, Unverstand, Fanatismus, Aberglauben, Neid, Eifersucht, Liebe, Haß, Stolz, Furcht, Eigennutzen, Zweifelsucht, Systeme, National-Eitelkeit, Gewalt, Armuth entgegentreten. Bedarf es mächtigerer Maschinen als diese und ist die Größe des Mannes nicht durchaus begründet, wenn er gegen alle diese Feinde durch seine Einsicht, seine Frömmigkeit, seinen Muth, seine Thätigkeit, seine Charakterkraft durchdringt?"

Schlegel, mit welchem sich Rehfues über dieses Vorhaben besprach, meinte, in einem historischen Zeitalter sei das Epos nicht mehr möglich. „Es ist der Mühe werth, es zu versuchen", erwiderte ihm Rehfues.

Was den Begriff des Epos betrifft, so war Schlegel gewiß in vollem Recht; immerhin aber hätte das Gedicht, wenn es zur Vollendung gekommen wäre, ein ebenbürtiges Gegenstück zu Pyrkers „Tunisias" werden können. Es blieb bei zwei Gesängen, von welchen der erste als Manuskript gedruckt worden ist.

Es kam das nach vielen Seiten hin bedeutende Jahr 1840.

Am 7. Juni starb König Friedrich Wilhelm III., und bald deuteten mehrfache, allgemein mit Jubel begrüßte Entschließungen seines Nachfolgers auf einen entschiedenen Systemwechsel in der äußeren und inneren Politik. Für Bonn wurde die Wiederberufung Arndts in seine Professur ein Ereigniß von Bedeutung; von den Studenten und Bürgern erfolgte eine Ovation nach der andern; Rehfues aber und die Professoren — Schlegel allein ausgenommen — empfingen den greisen Kämpfer für die deutsche Sache mit einer diesem „unvergeßlichen Liebe und Freundlichkeit".[1])

Vor und in demselben Jahre 1840 regten sich aber auch wieder die alten französischen Rheingelüste, und der Mann, welcher in der Zeit der Befreiungskriege so energisch für Deutschlands Befreiung mitgewirkt hatte, säumte auch jetzt nicht, als einer der Vordersten in der Reihe gegen jene unberechtigten Gelüste aufzutreten. Wie Rehfues' kleine, aber bedeutungsvolle Schrift über die Rheingrenze [2]) entstanden, darüber schreibt er einmal in einem Brief an Gustav Schwab, d. d. Bonn, 17. April 1840:

---

[1]) Arndts Worte in seinem 1847 erschienenen „nothgedrungenen Bericht" rc. I, S. XVII der Vorrede.

[2]) La Frontière du Rhin. Lettre d'un Prussien-Rhénan à Monsieur Mauguin, Membre de la Chambre des Deputés. Liége, P. J. Collardin. MDCCCXL. 48 p.

„Seit Jahren ärgerte ich mich über die wirkliche oder absichtliche Verblendung der französischen Parteimänner, die es bei jeder Gelegenheit für eine natürliche und politische Nothwendigkeit erklärten, daß das ganze deutsche Rheinufer wieder französisch werden müßte. Ich begann daher einen Brief an Mauguin, der den Mund in der Deputirten-Kammer immer am vollsten genommen hatte, ließ ihn aber wieder liegen. Als Mauguin im Frühjahr diesen Ton wieder anstimmte, beschloß ich endlich Ernst zu machen. Mein Brief wurde jedoch erst fertig, als die Kammern bereits auf andere Gegenstände übergegangen waren. Damit verzog sich die Herausgabe bis in dieses Jahr hinein. Die Schrift kam gerade bei der Eröffnung der gegenwärtig sitzenden Kammer nach Paris, und ich schmeichle mir fast, daß sie nicht ohne Wirkung geblieben ist, Mauguin hat wenigstens zum erstenmal nach zehn Jahren über die Rheingrenze geschwiegen; und Noailles und Lamartine bestiegen auf Augenblicke das cheval de bataille des französischen Tribünen-Dünkels, ohne daß sie Anklang fanden. Mauguin selbst machte sogar in dem Journal du commerce, seinem Blatt, eine Art von Ehrenerklärung für Preußen. Das Lustigste bei der Sache war: er nannte den hiesigen Buchhändler Marcus als den Verfasser. Ich hatte durch dessen Vermittelung den Druck in Lüttich besorgen lassen, und so entstand der Irrthum. Hier hielten Viele Schlegeln für den Verfasser, welcher mich allein errathen hatte und auf meine Bitte reinen Mund hielt."[1])

Ueber den Inhalt der Schrift wird in einem der Anhänge näher berichtet werden.

Wiederholte Krankheitsanfälle, Folgen eines langjährigen Magenübels, ließen es Rehfues bereits zu Anfang des Jahres 1841 „wünschenswerth" und „anderen Verhältnissen angemessen" erscheinen, aus seiner bisherigen Funktion auszuscheiden und sich in das ruhige Privatleben zurückzuziehen; die Verhandlungen hierüber kamen jedoch erst gegen die Mitte des folgenden Jahres zu ihrem Abschluß: Am 1. Juli 1842 legte er sein Amt nieder, nachdem er dasselbe beinahe dreiundzwanzig Jahre lang mit Pflichteifer, mit Gewissenhaftigkeit und, trotz mancher Widerwärtigkeiten und Hemmnisse, mit glänzenden Erfolgen verwaltet hatte.

Sein Nachfolger wurde bekanntlich Professor v. Bethmann-Hollweg. Daß Rehfues von Seiten des Königs eine Auszeichnung zu Theil geworden, ist uns nicht bekannt. Dagegen war es wiederum die Stadt Bonn, welche zuerst dem nun aus dem öffentlichen Leben ausscheidenden

---

[1]) Das berühmte Lied: „Sie sollen ihn nicht haben", entstand erst im Juli 1840.

verehrten Mitbürger ihr schmerzliches Gefühl bei diesem Anlaß aussprach. Ihrer Adresse folgten Zuschriften von Rektor und Senat, von den einzelnen Fakultäten, von den Oberpräsidien zu Koblenz und Münster, von den Provinzialregierungen und zahlreichen einzelnen Persönlichkeiten, welche ihrem Bedauern, daß Rehfues nunmehr dem Staat und der rheinischen Hochschule für immer entzogen sei, oft mit den wärmsten Ausdrücken und stets unter voller Anerkennung seiner vielfachen Verdienste Worte geliehen haben.

Schön und wahr äußerte sich über ihn mehrere Jahre später Johannes Schulze in einem Brief an Welcker:

„Der verewigte Rehfues war von allen Kuratoren der Universitäten, mit welchen ich seit 32 Jahren verkehrt habe, bis jetzt der einzige, welcher in seinen Berichten seiner persönlichen Neigung oder Abneigung keinen irgend merklichen Einfluß gestattete. Es ist kaum zu glauben, welche Selbstüberwindung er übte, wie gerecht, billig und schonend er sich selbst über Diejenigen äußerte, welche seine bittersten Feinde waren. Noch heute gereicht es mir zur Genugthuung, daß ich auch nicht im entferntesten zu der Kränkung, welche ihm von Herrn Eichhorn bereitet worden, mitgewirkt habe. Unterdrücken kann ich aber den Wunsch nicht, daß die dortige Universität sein Andenken, wie er es verdient, in Ehren halten und hiervon auch jetzt (1850) noch ein öffentliches Zeugniß ablegen möge."

Von jetzt an ist aus Rehfues' äußerem Leben wenig mehr zu berichten; es bleibt uns nur noch zu erwähnen, daß im Jahre 1843 sein Buch „über Vermögen und Sicherheit des Besitzes"[1]) erschien — ein Werk, das in einem der Anhänge einer näheren Besprechung unterzogen werden wird, und daß ihn im Sommer desselben Jahres ein Besuch seines alten Jugendgenossen Tscharner erfreute.[2])

Im Jahre 1827 hatte dieser an Rehfues geschrieben:

„Ich meine immer, jeder Vater, auch beim bedeutungslosesten äußeren Leben, würde durch Mittheilung seines inneren Eigenthums den Seinigen eine ausgezeichnete Wohlthat erweisen und das beste und theuerste Erbtheil hinterlassen."[3])

Mag sich Rehfues dieser Stelle erinnert oder mögen die beiden Freunde während ihres letzten Zusammenseins diesen Gegenstand besprochen

---

[1]) Ueber Vermögen und Sicherheit des Besitzes. Gespräche zwischen dem Beamten, dem Freiherrn und dem Kaufmann. Stuttg. u. Tüb. J. G. Cotta'scher Verlag.

[2]) Planta, Tscharners Leben und Wirken, 256.

[3]) A. a. O. 246, 247.

haben — genug, Rehfues beschloß, den Seinigen solch ein „bestes und theuerstes Eigenthum“ zu hinterlassen, und legte am Geburtstage seines verewigten Königs, dem 3. August 1843, das erste Mal Hand an seine letzte literarische Arbeit, die von uns so häufig benützte Autobiographie;[1]) zum letzten Mal schrieb er daran am 10. Oktober.

Am 21. Oktober, Morgens 9 Uhr, war er eine Leiche.

Wie zum Schlusse des zweiten Abschnitts bereits gesagt worden, handeln die letzten Zeilen der Autobiographie von der Heimkehr ins Vaterhaus zu Tübingen und dem Wiedersehen der Seinigen nach langjähriger Trennung — man könnte dies als ein Vorgefühl von der Beendigung der Lebensreise und der Heimkehr in ein höheres himmlisches Vaterhaus auffassen.

Rehfues starb an dem Magenübel, das ihn so lange gequält. Mit Stärke hatte er seiner Gattin Gefahr und Schmerzen so lange als möglich verborgen gehalten: „Die Feier des 25jährigen Bestandes der durch ihn für Bonn gewonnenen Hochschule klang in das Ohr des Sterbenden. Schöner hätte er nicht enden können, als in diesem Zeitpunkt in der vorzüglich durch seine Bemühungen wiedergeborenen Stadt.“[2])

Auf dem Friedhof in Bonn liegt er beerdigt. Einige fromme Verse, welche ihm seine Mutter beim Scheiden aus dem Elternhause mitgegeben und die er stets wie ein Kleinod bei sich geführt hatte, folgten ihm ins Grab. Sie sind vom alten Gellert und lauten:

Laß deinen Segen auf mir ruh'n,
Mich deine Wege wallen,
Und lehre du mich selber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

Nimm meines Lebens gnädig wahr;
Auf dich hofft meine Seele:
Sei mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

---

[1]) Es ist mehrfach der Wunsch ausgesprochen worden, das gesammte Fragment möge veröffentlicht werden. Diesem Wunsch treten zwei wichtige Gründe entgegen: Einmal enthält es Mancherlei, was nur für Rehfues' Angehörige von Interesse ist, und zum Andern fehlt die letzte Feile, die der Verfasser jedenfalls noch angelegt haben würde, wäre das Ganze vollendet worden. Wie sorgfältig aber Rehfues im Feilen gewesen ist, sieht man aus den Handexemplaren seiner verschiedenen Schriften.

[2]) Koelle im Nekrolog. Die Jubelfeier der Universität hatte am 18. Oktober stattgefunden. — Rehfues starb im Hause des Philosophen Brandis, jetzt (1880) Dependenz des Hotel Eller-Kley.

Fünfter Abschnitt.

Rückblick.

Ein interessantes, an Erlebnissen, Bestrebungen und Erfolgen reiches Lebensbild ist an uns vorübergezogen, interessanter freilich in der ersten, wie in der zweiten Hälfte. Dem werdenden Menschen bringen wir immer einen lebhafteren Antheil entgegen als dem gewordenen; für die erste Hälfte stand uns auch eine frische, unmittelbare, zusammenhängende Quelle zur Verfügung, während wir für die zweite Hälfte das Thatsächliche mühsam aus vereinzelten Notizen mosaikartig aneinanderreihen mußten, und uns nur geringe Mittel zu Gebote standen, um tiefere Blicke in Seelenleben, in die Motive zu einzelnen Handlungen, in die Intentionen bei diesem oder jenem Schritte werfen zu können. Wir wollen trotzdem den Versuch wagen, Rehfues' Charakter, wie er uns aus dem Vorhergegangenen entgegenzutreten scheint, zu entwerfen, und betrachten ihn zuerst als Menschen.

Eine außergewöhnliche Spannkraft des Geistes, ein lebendiger Sinn für alles Schöne und Bedeutende in Kunst, Literatur und Leben, ein scharfer Blick für Erfassung äußerer Zustände, verbunden mit der Gabe, sich rasch in neue Verhältnisse einzuleben, ein besonderes Talent zum Organisiren, Thätigkeitstrieb und Unternehmungsgeist — hiermit möchte ungefähr die intellektuelle Seite in Rehfues' Wesen gekennzeichnet sein. Was die Seite der Empfindungen betrifft, so trat uns in der Biographie seine warme Anhänglichkeit an die Eltern, seine rührende Liebe zur Mutter und dankbarste Verehrung seiner Gattin lebhaft und in individuellen Zügen entgegen — wir erinnern nur an die Szene in Nikolosi mit der sinnigen Beziehung derselben auf die Zukunft und an die Schriftstücke der Mutter, welche ihm ins Grab gefolgt sind; ebenso lernten wir dort schon seine Treue und Opferwilligkeit Freunden gegenüber kennen, wie er denn überhaupt Nothleidenden zu helfen, überall mit Rath und That beizustehen zu den höchsten Freuden des Lebens gezählt hat: Er war durch und durch human im öffentlichen Dienst wie als Privatmann.

In jüngeren Jahren lernten wir ihn als heiter, lebenslustig und gesellig kennen; später warf man ihm häufig ein zugeknöpftes, exklusives Wesen vor: Dies hing theils mit seiner heikeln, Anfeindung und Verkennung, Aerger und Verdrießlichkeiten jeder Art mit sich führenden Stellung, theils mit seinem fortwährenden körperlichen Leiden zusammen, und wie hätte er, am Tage im Dienst beschäftigt, Zeit finden können, seinem literarischen Schaffenstriebe Genüge zu leisten, wenn er Abende und Nächte der Geselligkeit gewidmet hätte? Uebrigens vermied Rehfues nur Gesellschaften, nicht freundschaftlichen Umgang mit bedeutenden Männern der Hochschule

und Stadt, wie Schlegel, Hüllmann u. A. Durchreisende Fremde von wissenschaftlichem Namen fanden stets eine wohlwollende Aufnahme in Rehfues' engerem Kreise, und er war seinen Gästen gegenüber der zuvorkommendste, liebenswürdigste Wirth, fesselnd durch die feinsten geselligen Formen, wie durch anregende, geistvolle Unterhaltung. Auch der Jugend war sein Haus nicht verschlossen, und er wußte, ihrem Gedanken- und Ideenkreise Verständniß entgegentragend, ohne jede Spur von Pedanterie oder Strenge fördernd auf strebsame, intelligente junge Männer zu wirken.

Dies ist ungefähr das Bild von Rehfues in seinen älteren Jahren, wie es einem der Verfasser dieser Erinnerungen im Gedächtniß geblieben ist.

Kölle, ein Altersgenosse, giebt uns folgende, mit der vorhergegangenen in manchen Punkten übereinstimmende Charakteristik.

„Als Mensch und Geschäftsmann war Rehfues ein Mann der That, schnell besonnen, bestimmt und durchgreifend, großartige Ideen aufnehmend, verarbeitend und erzeugend; mehr stolz als eitel, treuer, anregender und strenger Freund, schroff und unerbittlich gegen Halbheit und Erbärmlichkeit und so eigenthümlich, daß er sich die verschiedensten Tendenzen mußte vorwerfen lassen, während er nur die rechte Mitte einhielt."

„Rehfues' äußere Erscheinung," so berichtet Kölle weiter, „bot eine ausgezeichnete Persönlichkeit. Er war von ansehnlicher Gestalt und mit starkem Haarwuchs und ungewöhnlich großen Augenbrauen, mit feinem Mund und einer mehr süd- als nordeuropäischen Ruhe (?) — eine Erscheinung, welche Ungewöhnliches an Verstand und Charakter auf den ersten Blick ahnen ließ." Auch dem Schreiber dieser Zeilen schwebt er vor als vornehme imponirende Persönlichkeit mit scharf geschnittenen Zügen, aber mildem Ausdruck in gesunden Tagen, mit dem Ausdruck des Leidens in Zeiten der Kränklichkeit, was wohl manchem ferner Stehenden wie Verdrießlichkeit erscheinen konnte.[1])

Es giebt mehrere und zum Theil sehr gelungene Porträts von Rehfues. Die Büste Schweikle's ist schon in der Biographie erwähnt worden; ein Oelgemälde von Götzenberger, dem späteren Galerieinspektor in Mannheim, befindet sich noch, wie das Bild von Schweikle, im Besitz der Familie; jetzt sieht man Rehfues auch auf dem Denkmale Friedrich Wilhelms III. in Köln: Er steht dort aufrecht in ganzer Figur zwischen dem sich beugenden Schleiermacher und dem sitzenden Altenstein.

Letzterer Name führt uns auf Rehfues, den Staatsbeamten.

---

[1]) So Laube, der ihn einmal flüchtig in Berlin sah und sich bei Beschreibung von Rehfues' äußerer Erscheinung des Epithetons „vornehm-verdrießlich" bedient.

Es sind uns die Mittel nicht geboten, auf diese Seite von Rehfues' Thätigkeit näher einzugehen, doch liegt uns ein kleines Manuskript vor, worin ein mit den Verhältnissen der rheinischen Hochschule von ihren Anfängen an durchaus vertrauter, intelligenter und höchst wahrheitsliebender Mann, wir meinen den ehemaligen Vorstand der Kuratorialkanzlei, den noch in hochgeachtetem Andenken stehenden Geheimrath Thiel, über seinen langjährigen Chef und den Geist, nach welchem derselbe in seiner amtlichen Thätigkeit verfahren, sich ausgesprochen hat. Diese gefällige Mittheilung lautet wie folgt:

„Herr v. Rehfues trat das ihm verliehene Amt unter sehr schwierigen Verhältnissen an, da die Karlsbader Beschlüsse und die in Gemäßheit derselben in Wirksamkeit getretenen Ausnahmegesetze einen verhängnißvollen Bann über die deutschen Universitäten, sowohl über Studirende als Lehrer herbeigeführt hatten. Es begannen die beklagenswerthen Untersuchungen wegen sogenannter demagogischer Umtriebe gegen Studirende und höchst achtbare Universitätslehrer, die sich um die Sache des deutschen Vaterlandes verdient gemacht hatten (Arndt, die Brüder Welcker), wodurch so viele Familien in Trauer und Unglück gebracht worden sind. Es ist nicht das geringste der vielfachen und großen Verdienste, welche sich Herr v. Rehfues durch seine Amtsverwaltung um das Beste der Universität erworben hat, daß er die in seine Hand gelegte außerordentliche Gewalt der Ueberwachung der Studirenden und Professoren mit so viel Klugheit und mit so großer Mäßigung übte, daß es seinen wohlwollenden Bestrebungen gelang, den Druck einer auf das Mißtrauen gegründeten Gesetzgebung, unter welchem die deutschen Universitäten seufzten, so weit es die Umstände gestatteten, möglichst zu mildern und weniger fühlbar zu machen.[1]) Zu einer Zeit, wo die Reaktion ihre heftigsten Verfolgungen gegen mißliebige Persönlichkeiten ins Werk gerichtet hatte und derselben besonders die neu gestiftete Rhein-Universität verdächtig geworden, war selbst die Existenz der letzteren in Gefahr gestellt;[2]) den nachdrücklichen Vorstellungen des außerordentlichen

---

[1]) Welchen Gegensatz hierzu bildet Hofackers Landreiter- und Gensdarmenregiment in Tübingen. S. Klüpfel, Gesch. d. Univ. Tübingen, 331 ff.

[2]) Einen solcher Momente, welcher für die Zukunft der Universität hätte gefährlich werden können, die Feier des 18. Okt. 1819, schildert H. Hüffer. Aus dem Leben Heinrich Heines, 80—94. In einem Schreiben Altensteins vom 16. Nov. heißt es ausdrücklich, „es sei mit Grund zu fürchten, daß jedes ungesetzliche und von einer verderblichen Richtung zeugende Benehmen Seitens der Professoren oder der Studirenden für die Universität Bonn die nachtheiligsten Folgen haben, ja selbst ihre Existenz gefährden werde." Man sieht, wie „die schnell aufgeschlossene Blume des Rheins" — so bezeichnet Oken etwas emphatisch die neue Hochschule — wie „die Seerose, die freundlich wie der

Regierungs-Bevollmächtigten gelang es, diese Gefahr abzuwenden. Auch im weiteren Verlauf seiner Amtsführung hat es von einer Zeit zur andern an Kämpfen gegen die feindlichen Kräfte, welche das Beste der Universität bedrohten, nicht gefehlt; der weisen Führung des vorsichtigen und besonnenen Steuermannes ist es jedoch stets gelungen, das seiner Fürsorge anvertraute Schiff durch die Klippen und Fährlichkeiten der politischen Strömungen, wie sie zur Zeit in den obersten Regionen der Lenker des staatlichen Regiments vorherrschten, hindurchzuführen."

Diese so eben von Thiel geschilderte Seite der Amtsführung von Rehfues wird auch häufig in ministeriellen Zuschriften oder Berichten besonders betont und mit Anerkennung hervorgehoben. So heißt es, um aus vielen Beispielen eines zu bieten, in einem Ministerial-Bericht Altensteins vom 12. Dezember 1825:

„Rehfues hat sich bei den zum Theil sehr ernsten und strengen Maßregeln, die er zu ergreifen genöthigt war, durch eine große Biederkeit und ein durchaus feines, anständiges und taktmäßiges Benehmen allgemeine Achtung erworben. Die, welche selbst feindlich gegen ihn gestimmt waren, hat er durch sein Benehmen zu einer Achtung gegen ihn gleichsam gezwungen, welche jetzt sogar in Anhänglichkeit übergegangen ist" ꝛc.

Und ähnlich hat Schuckmann in einem Ministerial-Reskript vom 29. September 1820 an Rektor und Senat der Universität „die zarte Umsicht," mit welcher Rehfues „mißliche und schwierige Angelegenheiten" behandele, lobend anerkannt und neben anderen Verdiensten besonders hervorgehoben.

Lassen wir jedoch Thiels weitere Mittheilungen folgen:

„Unter der einsichtsvollen und sachkundigen Leitung des durch reiche Kenntnisse und große geistige Bildung ausgezeichneten Mannes ist das wichtige umfangreiche Werk der Organisation der Universität und der verschiedenen, mit derselben ins Leben getretenen akademischen Institute vollendet worden. Hierzu gehörten bedeutende bauliche Einrichtungen in den beiden Schlössern zu Bonn und Poppelsdorf und die Herstellung der nöthigen Räume für die Universitätszwecke, der klinischen Anstalten, der Anatomie, des Konviktoriums für die Studirenden der katholischen Theologie, des botanischen Gartens, besonders auch der großartige Bau der Sternwarte."[1])

Lotus ihr Haupt über das Wasser erhebt," auf gefährlichen Wogen schaukelte und schwankte.

[1]) Ueber Rehfues' Mitwirkung bei Errichtung des Provinzial-Museums rheinischer Alterthümer vgl. Dorow, Erlebtes, III, 236 ff.

„Unter den charakteristischen Eigenschaften des Herrn v. Rehfues verdient es hervorgehoben zu werden, daß er in seiner tiefen Menschenkenntniß und seinem Scharfblick die Kunst verstand, hervorragende Talente unter den Studirenden und jungen Gelehrten zu entdecken und daß er in seinem Wohlwollen die Mittel fand, denselben in ihrem Bestreben nach weiterer Ausbildung förderlich zu sein. Auf diese Weise hat er manchem jungen strebsamen Manne eine Laufbahn eröffnet, in welcher derselbe zu einer wissenschaftlichen Berühmtheit herangereift ist (u. A. der Physiologe Johannes Müller)."

„Er fand seine Genugthuung darin, den städtischen Angelegenheiten überall, wo seine Mitwirkung in Anspruch genommen wurde, seine Kräfte zu widmen und hierfür auch bei höheren Behörden seinen gewichtigen Einfluß geltend machen zu können. Seine Bereitwilligkeit zu dienen und zu helfen wurzelte ebenso sehr in den Antrieben eines wohlwollenden Herzens, als in der tief begründeten Ueberzeugung, daß das Beste der Universität und der Stadt, die fortschreitende glückliche Entwickelung beider, in dem innigsten Zusammenhange stehen und daß deshalb die Behörden, welche berufen sind, die Interessen der beiden Körperschaften zu wahren und zu fördern, auf ein einträchtiges Zusammenwirken angewiesen sind."[1])

Mit diesem Urtheile stimmen zahlreiche uns vorliegende Aeußerungen von Seiten sowohl der höchsten Staatsbehörden, als auch der jeweiligen Rektoren, Senate und Fakultäts-Dekane der Universität: Alle betonen fort und fort Rehfues' Eifer, Umsicht, Takt und zarten, richtigen Sinn, seine würdevolle, Ernst und Milde in rechtem Gleichgewicht paarende persönliche Haltung.

Mit einer Stelle aus einer Zuschrift Altensteins wollen wir diesen Absatz über Rehfues' amtliche Thätigkeit beschließen. „Sie haben," schreibt jener am 26. Januar 1824, „ein großes Kunstwerk, die freie Entwickelung einer so wichtigen Anstalt, wie die Universität zu Bonn, zum Besten in jeder Beziehung, der Vollendung sehr nahe gebracht, ich darf wohl sagen, ohne alle so leicht dabei möglichen Fehlgriffe, mit fester Hand, ohne daß kaum Ihre Leitung in anderer Art merkbar war, als in der dankbaren Anerkennung der von Ihnen Geleiteten und der Behörde, für welche Sie das schwierige Geschäft als Stellvertreter übernommen haben." . . . .

„Ich kann Ihnen gar nicht ausdrücken, wie erfreulich mir das Muster ist, welches Sie an sich selbst und durch Sie an der Universität aufgestellt haben."

---

[1]) Es liegen uns mehrere Zuschriften der städtischen Behörden vor, in welchem der Dienste, welche Rehfues der Stadt bei den mannigfachsten Anlässen geleistet hat, mit den wärmsten Worten der Dankbarkeit und Anerkennung gedacht wird.

Möge Stadt und Universität Bonn Rehfues stets ein warmes Andenken bewahren!

Gehen wir auf Rehfues den Schriftsteller über.

In der Biographie sahen wir, daß er seine Bildung auf dem klassischen Alterthum gründete, und neben diesem die moderne Literatur, vertreten durch Lessing, Winckelmann, Sturz, Wieland, Goethe und auch manche Schriftsteller von geringerer Bedeutung, auf ihn wirkte; das Mittelalter und die deutsche Romantik lagen ihm ferner, so daß er einmal in einem Brief an Simrock, als er diesem für die Uebersetzung des Wolfram von Eschenbach dankte (6. März 1843), die scherzhafte Aeußerung that: „Die Generation, der ich angehöre, hat dem Mieder und dem Reifrock und dem Alexandriner näher gestanden als die Ihrige." So ist es denn auch begreiflich, daß in der Zeit, da sich das poetische Element in Rehfues am glänzendsten entfaltete, und er, durch Walter Scott angeregt, die ihm homogenste Form der Dichtung gefunden hatte, seine Stoffe der Periode der Renaissance, dieser Vermählung zwischen dem antiken und dem modernen Geiste, entnahm und in ihr das Gebiet fand, auf welchem er von frühester Jugend an sich heimisch gefühlt, in das er sich hineingelebt hatte und in welchem er mit Leichtigkeit Personen, Zustände und Situationen schaffen konnte.

Gottschall[1]) hat es bedauert, daß den Romanen von Rehfues „bei aller Meisterschaft der nationale Boden" fehle, welcher den Produktionen Walter Scotts „eine so nachhaltige Kraft, einen so schwer zu erschöpfenden Reichthum" gegeben habe.

Man kann dies bedauern, aber jeder ist ein Kind seiner Zeit und ein Produkt seines individuellen Bildungsganges; Faktoren, deren Einwirkungen sich nur die Wenigsten jemals zu entziehen vermögen.

Eigenthümlich aber und dem antiken Geiste widerstrebend ist Rehfues' Vorliebe für das Große und Entsetzliche, „das man," um mit Platen zu reden, „und wär' es auch gescheh'n, mit Nacht bedecken sollte". Rehfues selbst schreibt hierüber einmal (27. Februar 1839) an Gustav Schwab: „Sonderbarer Weise drehe ich mich in diesen Produktionen immer in Zuständen herum, welche der entschiedenste Gegensatz der Wirklichkeit sind, in der ich mich befinde. Ich, der ich keinen Vogel im Käfig sehen mag, der sich Vorwürfe macht, wenn er einen Wurm zertreten hat, bin auf dem Papier ein wahrer Ajax unter den Herden." Es ist als ob die moderne Romantik der Franzosen auf ihn gewirkt habe, doch findet sich nirgendwo eine Spur

---

[1]) Deutsche Nationalliteratur. Aufl. 2, III, 528.

oder Hindeutung, daß sich Rehfues mit den Erzeugnissen dieser Romantik auch nur oberflächlich beschäftigt hat.

Die Biographie hat uns gezeigt, daß Rehfues nach vier Seiten hin literarisch thätig gewesen ist: als Tourist, als Publicist, als Uebersetzer und als Dichter. Ueber die ersten drei Seiten nur wenige Worte.

Daß seine Reisewerke, namentlich die über Italien, durch die Fülle des darin enthaltenen Stoffes einen dauernden Werth besitzen, ist eine von vielen kompetenten Stimmen anerkannte Thatsache, und so hat sich noch jüngst einer der gediegensten Kenner der apenninischen Halbinsel darüber ausgesprochen. Die Zeit des Aufenthalts von Rehfues in Italien, so heißt es bei Alfred v. Reumont in dessen Anzeige von Hillebrands „Italia",[1] „bildet in gewisser Beziehung eine Lücke in unserer Kenntniß vom Lande jenseit der Alpen; sie liegt mitten inne zwischen zwei Perioden häufiger Besuche und größter Thätigkeit. Die Tage der Reise Friedrich Leopold Stolbergs gehen ihr voraus, die der Elise v. d. Recke folgen. Auch in Bezug auf äußere Ereignisse und Zustände bietet diese Zeit eine Art Episode und einen momentanen Stillstand zwischen dem Taumel revolutionärer umstürzender Bewegung und dem konsequenten planmäßigen Fortschritt napoleonischer zugreifender Umgestaltung. In Toskana war es die geborgte bourbonische Dynastie und die unselbständige Regierung des ephemeren Königreichs Etrurien; in dem seiner reichsten Provinz beraubten Kirchenstaate die durch Pius' VII. weitreichende Konzessionen an Frankreich vor weiterem Drängen nicht gesicherte päpstliche Herrschaft; in Neapel die sowohl durch die Ereignisse und beiderseitige Schuld von 1799, wie durch das Bewußtsein eines unversöhnlichen Kontrastes mit der den Kontinent beherrschenden Gewalt gestachelte Unruhe der durch die äußere und innere Unbehaglichkeit wie durch das Fortbrennen des Vulkans unter ihren Füßen zu neuen verderblichen Versuchen der Abhülfe getriebenen Bourbonen."

Nachdem Reumont so den Charakter der Periode, in welche Rehfues' Aufenthalt gefallen, in großen Zügen gekennzeichnet, fährt er fort:

„Nachrichten über Leben, Zustände, Personen in solcher Zeit können nicht ohne Interesse sein, und Rehfues' Aufzeichnungen, obgleich keineswegs ohne den Reflex der Erfahrungen und Anschauungen späterer Jahre, haben eine anziehende Frische und Lebendigkeit ꝛc."

Bezieht sich diese Aeußerung zunächst nur auf die von Alex. Kaufmann veröffentlichten Auszüge aus Rehfues' Autobiographie, so läßt sich das Gleiche in erweitertem Maße von den Reisewerken sagen, die sich auf frischer unmittelbarer Anschauung gründen und die ganze reiche Fülle des Stoffes

[1] Augsb. Allg. Ztg. Nr. 40 v. 9. Febr. 1878.

ausbreiten, wogegen sich die Autobiographie ihrer Natur nach auf einzelnes Interessante, Pikante, Charakteristische, Persönliche, welches sich der Erinnerung besonders eingeprägt hatte, beschränken mußte.

Minder dauernden Werth, als Reiseberichte, haben durchschnittlich politische Schriften über vorübergehende Tagesfragen; anders verhält es sich dagegen, wenn sie, in großer, erregter, geschichtlich hochbedeutender Zeit entstanden, den Gefühlen, Stimmungen und Erwartungen eines großen Volkes den treffendsten Ausdruck gegeben haben. In diese Kategorie fallen die „Reden an das deutsche Volk“ von Rehfues. Ueber drei andere Schriften, welche hier zur Sprache kommen sollten, hat uns ein Freund ein kleines Referat zugestellt, welches wir als Beilage zur Biographie folgen lassen. Man wird nicht in Abrede stellen können, daß sie, wenn auch manches Phantastische und Wunderliche mit unterläuft, doch auch eine Fülle origineller Gedanken und Anschauungen, geistvolle Rückblicke in die Vergangenheit, ahnungsvolle Vorblicke in die Zukunft enthalten.

Unter den Uebersetzungen nehmen die „Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo“ die erste Stelle ein. Als ein Hauptquellenwerk für die Geschichte der Eroberung Mexikos besitzen diese Denkwürdigkeiten einen unschätzbaren Werth, und Rehfues hat sich durch Uebertragung und Erläuterung des auch in Bezug auf die Darstellung höchst originellen Werkes ein unbestreitbares Verdienst um die Geschichte der Conquistadoren erworben.

Bereits zu Anfang der zwanziger Jahre beschäftigte er sich mit diesem Werke, dessen Uebertragung stylistisch nicht ohne Schwierigkeit für ihn gewesen ist. Er schreibt hierüber am 4. Mai 1823 an Tscharner:

„So lese und sammle ich eben an manchem, dessen Ausführung ich mir für das otium cum dignitate verspare, auf welches ich hoffen darf. Dabey übe ich mich in den Sprachen, die ich früher getrieben, übersetze zur Uebung eine Art von spanischem Cellini, den Bernal Diaz, einen von Cortez' Begleitern in der Eroberung von Mexiko, und übersetze sogar — aus dem Lateinischen, um mich auch hier wieder in Sattel zu setzen. Bey dieser Arbeit bin ich denn auch — im 45sten Jahre, nachdem ich gegen 60 Bände im Druck herausgegeben habe! — erst zum Bewußtseyn gekommen, wie schwer es ist, gut seine Sprache zu schreiben. Kein Ausdruck, keine Wendung will mich mehr befriedigen; alles scheint mir zu gesucht, zu gekünstelt, zu steif, und ich strebe nach einem Muster von Styl, das ich bis jetzt noch nicht erreichen konnte und auch schwerlich je erreichen werde. Aber auch das Wollen ist schon etwas in solchen Dingen, und wenn

ich mit dem Ausdruck genau bin, bin ich nur desto strenger gegen den Gedanken."

In einem anderen Briefe an Tscharner vom 20. März 1828 macht Rehfues sich den Vorwurf, er sei in den Jugendarbeiten zu leicht über Schwierigkeiten weggehüpft; er tadelt an sich ein gewisses „Effleuriren" — in reiferen Jahren nahm er es mit Durcharbeitung des Stoffes, mit Darstellung und Stylisirung äußerst strenge; er feilte unaufhörlich an denjenigen Produktionen, von welchen er neue Auflagen erwartete, und so müßte, bei einem etwaigen Neudruck der Romane sein Handexemplar, in welches die stylistischen Verbesserungen eingetragen sind, zu Grunde gelegt werden.

Wir kommen auf die vierte Seite in Rehfues' literarischer Thätigkeit, auf seine dichterischen Werke, und bitten um Nachsicht, wenn wir dieselben einer eingehenderen Besprechung unterziehen.

Rehfues hat sich in mannigfachen dichterischen Arten und Formen versucht, in der Novellistik, im Gespräch, im beschreibenden Gedichte, im Drama[1]); in der Novellistik mit dem meisten Glück; seine zum Theil italienischen Stoffen nachgebildeten kleinen Erzählungen, Volksschwänke und Anekdoten treffen so ganz den richtigen Ton, daß sie, wie wir früher hörten, für Originale gehalten worden sind. So zeigte sich schon frühe sein Erzählerberuf, aber es bedurfte noch Jahrzehnte, bis er, durch Walter Scott angeregt, sich dieses Berufes vollständig bewußt wurde — eine Hindeutung darauf möchten wir jedoch in jenem Jugendplane finden, die Glanzperiode Roms unter Leo X., mit dem Kardinal Truchseß von Augsburg als Mittelpunkte, in einem umfassenden Gemälde nach Art von Barthélemys „Anacharsis" zu schildern.

Die eigenthümliche Weise, wie der erste der Romane, „Scipio Cicala," entstanden ist, wird dem Leser noch erinnerlich sein; wir gehen deshalb auf eine kurze Charakteristik des Werkes über.

Die geschichtliche Grundlage desselben bildet der 1547 unternommene Versuch, im Königreich Neapel die Inquisition einzuführen, und der in Folge dieses Versuches ausgebrochene Aufstand;[2]) ein ferneres und zwar äußerst wirksames geschichtliches Element boten sodann die gleichzeitigen

---

[1]) „Maria Windham" und „Der Deutsche Orden im fünfzehnten Jahrhundert, Dramatische Darstellungen" sind als Manuskript gedruckt, letzteres 1871, also lange nach des Verfassers Tode. Als Manuskripte entziehen sie sich der öffentlichen Besprechung und Kritik.

[2]) Vgl. Reumont, Die Carafa von Maddaloni, I, 58 ff., wo auch die älteren Darstellungen, nach welchen Rehfues gearbeitet hat. S. aber auch des letzteren beachtenswerthe Anmerkungen zu seinem Roman.

Raubzüge der Türken, also der Gegensatz zwischen Kreuz und Halbmond, und es gewinnt der letztere scheinbar den Sieg über den ersteren, indem der Held der Erzählung als Renegat im Dienste des Großherrn zwar eine glänzende äußere Stellung erwirbt, jedoch auf inneres Glück und Befriedigung Verzicht leisten muß. Er war, wie Rehfues selbst die Grundidee seines Werkes angiebt, von der Grundlage gewichen, auf welche die Vorsehung sein Leben gestellt hatte, von dem Glauben, von dem Volke, von der gesellschaftlichen Ordnung, unter denen er geboren und erzogen worden. Also auch hier wieder jener Glaube an die Vorsehung, von welchem Rehfues, wie uns die Biographie gezeigt hat, so tief durchdrungen war.

Als der Roman (1832) erschien, erregte er allgemeinstes Aufsehen. Man tadelte zwar Einzelnes an Komposition und Anlage, namentlich fand der Schluß Beanstandung; einige Beurtheiler konnten sich mit der Schicksalsidee des Dichters oder mit dem Eingreifen geheimnißvoller dunkler Mächte in das Leben des Helden, mit der Bedeutung, welche den Träumen beigelegt wird, kurzum mit dem wunderbaren mystischen Wesen, das namentlich durch die blinde Griechin Melantho vertreten wird, nicht befreunden; aber, so heißt es in einer Beurtheilung der zweiten Auflage des „Scipio,"[1]) „sehen wir von diesen Ausstellungen ab, so verdient dieser Roman alle Auszeichnung. Der Verfasser versteht es vortrefflich, uns in jene merkwürdigen Zeiten mit ihren sonderbaren Erscheinungen und Charakteren zu versetzen, und der Umstand, daß der Verfasser selbst Italien und alle die Lokalitäten, auf denen der größere Theil seines Romans sich bewegt, gesehen hat, giebt seinen Schilderungen ein eigenthümliches Leben. Es würde zu weit führen, wollte ich die verschiedenen Charaktere näher betrachten, die uns der Verfasser in großer Reichhaltigkeit aufgeführt hat; daß er fähig ist, die geheimsten Falten des menschlichen Gemüths zu enthüllen, tritt überall hervor, daß er die tiefsten Seelenbewegungen der Reue, der Zerrissenheit zu entwickeln versteht, beweist vor Allem die Schilderung des Scipio, als dieser, ein Verräther seines Glaubens und Vaterlands, in die Orte zurückkehrt, die den Knaben in seiner Unschuld sahen." Gutzkow nennt in seiner 1844 erschienenen Schrift: „Aus der Zeit und dem Leben," den „Scipio" „ein bleibendes Meisterwerk der deutschen Literatur," dem weder Tieck in seiner „Vittoria Accorombona," noch Steffens in seinen früheren an sich trefflichen Arbeiten gleich kommen. Dann fährt er fort:

„Ich wußte nie, ob man am Scipio mehr die üppige Fülle italienischer Natur- und Sittenschilderungen, die geschmackvoll ausgebeuteten gründlichen Studien aus dem Bereich der Volkssage und Geschichte, endlich die

[1]) In den „Deutschen Jahrbüchern" 1842, Nr. 94, 95.

geistvollen kunstgeschichtlichen Digressionen und in der Darstellung die epische Ruhe des Styls und die heitern Dialoge im Volkston mehr bewundern soll, oder ob das aufgerollte Lebensgemälde selbst, die Anekdote des Buches mit ihren Trägern, der buntesten Mannigfaltigkeit anziehender und naturwahrer Charaktere den Preis verdient."

Neben der Mannigfaltigkeit der Charaktere möchten wir auch die Originalität der meisten derselben betonen. Als eine der originellsten darunter ist uns immer jene oben schon erwähnte Melantho erschienen, die von den Türken geblendete alte Mainotin, welche, eingeweiht in die Reste theurgischer Bräuche des griechischen Alterthums und in die Künste, die Zukunft zu erforschen, noch im Besitz vielfacher Erzählungen, Vorstellungen und Bilder aus der hellenischen Mythenwelt, ihrem innersten Wesen nach mehr Heidin als Christin, in der Galerie phantastischer Gestalten, welche die Rehfuesischen Romane an uns vorüberführen, eine so hervorragende Stellung einnimmt, daß ihr Erfinder mit Recht über sie an Tscharner schreiben konnte: „Ich vertraue, in ihr eine poetische Gestalt geschaffen zu haben, die auf die Nachwelt gehen wird. Sie ist durchaus meine Erfindung . . . sie ist mir entstanden, ich weiß nicht wie, ja ich darf sie die Schöpfung des bewußtlos wirkenden Genius nennen."

Zu den originellsten Erscheinungen des Romans gehören auch der proteusartige Mönch Sperantius und sein Vater, der alte Procida; minder eigenthümlich, aber in hohem Grade anziehend sind der Weise Pomponio und Schwester Teresina, zwei durchaus edle Figuren, welche der Verfasser mit besonderer Liebe gezeichnet zu haben scheint; über die Heldin Narcissa und die Entstehung dieses gleichfalls höchst interessanten Charakters haben wir schon das Nähere in der Biographie gehört.

Zu den gelungensten einzelnen Szenen gehören Scipios Aufenthalt in der blauen Grotte, sein Kerkerleben mit dem weisen Pomponio, zu den erschütterndsten, wie schon der Kritiker in den „Deutschen Jahrbüchern" hervorgehoben hat, des Renegaten letzter Aufenthalt in seinem väterlichen Schlosse und der Abschied von der Mutter, und als ein wahres Kabinetsstück müssen wir das Symposion am Hofe des Fürsten von Salerno bezeichnen, wo Narcissa als Festkönigin den ganzen Reiz ihrer Persönlichkeit und die Fülle ihres Geistes entfaltet, wogegen wir die Szenen im Camaldolenserkloster als über die Grenzen des ästhetisch Erlaubten hinausgehend absolut verwerfen müssen, wie denn auch Hüllmann und Tscharner dieselben scharf getadelt haben.

Wir möchten noch Rehfues' Gabe, malerische Situationen zu erfinden, hervorheben. Rehfues war sich dieser Gabe bewußt und macht in einem

Briefe an Tscharner (vom 12. März 1833) auf zwei solcher darstellbaren Szenen aufmerksam:

„Lassen Sie sich nicht bange sein," schreibt er dort, und wir sagen dasselbe unseren Lesern, „lassen Sie sich nicht bange sein, wenn ich auf einige Augenblicke bei dem ersten Kapitel des zweiten Bandes verweile. Ich ginge nicht gerne an der azurnen Grotte vorüber, ohne einen Zweifel von Ihnen gelöst zu sehen. Ich bin meiner Sache nicht ganz gewiß, ob sich die Szene malen ließe. Scipio ruht halb sitzend, halb liegend in dem Schooße der kolossalen Amphitriten-Statue, welche auf einer sandigen Erhöhung steht. Ein halbes Dutzend leicht, aber anständig geschürzter Mädchen tanzen einen Kreis-Tanz um ihn, und am schönsten wär' es, sie in dem Augenblick darzustellen, wo sich ihr Kreis im Schrecken über das Erwachen des schönen Schläfers auflöst. Es wird keine geringe Aufgabe für den Künstler sein, wenn man noch erkennen soll, daß sie einen Kreis-Tanz um ihn getanzt haben. Schwerer wird es werden, in Scipios halb geöffnetem Auge die Ungewißheit auszudrücken, ob er wacht, ob er träumt. Scheint auch nicht Alles hier der Welt der Träume anzugehören? Der Felsen-Dom, unter welchem der junge Mann wie auf einer Insel liegt, ist mit Fazetten von Sapphir bedeckt, in denen das Licht flimmert, das aus der Tiefe des Wassers herauf bricht. Die vielen andern Figuren, welche das Element beleben, scheinen mehr als schöne Dunst-Gestalten zwischen dem Spiegel zu schweben, der das Licht ausstrahlt, und den zahllosen kleinen Spiegeln, die es empfangen. Eine völlige Helle ist hier nicht zu brauchen; starkes Dunkel eben so wenig, um jene zu heben. Es bedarf ein besonderes magisches Zwitterlicht, in dem sich die Eigenthümlichkeit seiner Entstehung erkennen läßt. Die Grotte ist erst von der Wasser-Fläche an nach Unten zu offen. Das Morgen-Sonnenlicht strahlt also durch eine schräge Linie von Aussen auf den Grund des Wassers und bricht sich in einem stumpfen Winkel, um das Gewölbe der Grotte zu bestrahlen. Ich wüßte nicht, daß ich dergleichen jemals selbst in der Natur gesehen. Der Notar Pagani auf Capri erzählte mir bei meinem letzten Besuch auf der Insel von einer solchen Grotte, die ein preussischer Künstler[1]) dort entdeckt &c."

Götzenberger hat, jedenfalls nach Rehfues' obigen Angaben, Scipio in der Grotte zu Capri gemalt; ob mit dem gewünschten Erfolge, ist uns unbekannt.

In demselben Briefe an Tscharner bespricht Rehfues noch einen zweiten Stoff zu einem schönen Gemälde: „Es ist die Szene, wie Scipio

---

[1]) Bekanntlich Kopisch.

die verlorne Narcissa auf einer kleinen Erhöhung im Schatten eines mächtigen Karuben-Baums am Fuße des Kreutzes eingeschlafen findet. Gruppen von Landleuten und Wanderern, hingerissen von ihrer Schönheit zum Glauben, daß es die Mutter Gottes selber sei, knieen vor ihr; mitten unter ihnen auch Scipio, und hinter ihm steht der Zelter mit gesenktem Kopfe. Vielleicht hätte die Szene noch einen zweiten darstellbaren Moment, als Narcissa aufgestanden ist und im Augenblick, da sie die Arme ausstreckt nach den Knieenden, ihr Auge Scipios Auge mit schalkhaftem Lächeln trifft, und die Andacht der ganzen Versammlung sich plötzlich in heitern Frohsinn verwandelt." „Zu einem Kalender-Kupfer könnte man auch die Szene der beiden Klageweiber vor Narcissas Bette brauchen, aber nicht zu einem malerischen Kunstwerk. Sonst wäre dieses Abenteuer wegen der Originalität der Erfindung und des Poetischen in der ganzen Situation eines Künstlers nicht unwürdig. In den drei Blinden ist Breughel meinen Wünschen zuvorgekommen; nur hat er ihre Zahl vermehrt und die schöne Reiterin und ihren Knappen ganz vergessen."

Wir haben diese artistische, zur Illustration beinahe herausfordernde Seite in Rehfues' dichterischem Schaffen ausführlicher behandelt, da dieselbe in den vielen uns vorliegenden Beurtheilungen nicht gehörig betont worden ist; dagegen wird die Anschaulichkeit, die epische Plastik vielfach hervorgehoben, und Gottschall[1]) bemerkt sehr treffend: „Wenn seine Helden ein Boot durch den Sturm steuern oder einen steilen Felsen erklettern, so nehmen wir daran einen so warmen Antheil wie an den größten Hof- und Staatsaktionen, denn die Schilderung ist so treu, so spannend, alles Einzelne so beseelend, daß wir unwillkürlich ein eigenes Erlebniß mit durchzumachen glauben."

Der große Beifall, dessen sich „Scipio Cicala" zu erfreuen gehabt, mag zum Theil die Schuld tragen, daß die zwei Jahre später (1834) erschienene „Belagerung des Castells von Gozzo"[2]) nicht mit gleicher Gunst aufgenommen wurde. Man fand darin „ein behagliches Sichgehenlassen," „ein langsames, absichtlich zögerndes Fortarbeiten der Handlung," doch wurden die „durchaus edeln Charaktere" (?) und die „edle Sprache" rühmend anerkannt;[3]) J. Hillebrand,[4]) welcher dem „Scipio" nach allen

---

[1]) A. a. O. 527.

[2]) Das zu Grunde liegende geschichtliche Ereigniß fällt in das Jahr 1551. Vgl. Gauger, Ritterorden von St. Joh. v. Jerusalem, 109. Der Kommandant des Kastells, Don Galatiano di Sessa, dürfte die einzige geschichtliche Figur in dem Roman sein.

[3]) Literaturblatt des Morgenblattes 1836, Nr. 15.

[4]) Vgl. dessen Deutsche Nationalliteratur im XVIII. und XIX. Jahrhundert, 3. Aufl. Gotha 1875, Bd. III, 356 (ein sehr beachtenswerthes Urtheil über Rehfues).

Seiten hin das höchste Lob gespendet, fand den zweiten Roman „ärmer an Erfindung,“ er sei „mehr ein Gemälde, als fortschreitende Handlung.“ Letzteres gestehen wir zu, ohne jedoch das Werk damit tadeln zu wollen; den Vorwurf, dasselbe sei „ärmer an Erfindung,“ müssen wir entschieden ablehnen. Wir bewundern gerade bei diesem Werke die Macht dichterischer Phantasie und Erfindungsgabe, welcher es gelungen ist, in den Zeitraum weniger Tage und auf das beschränkte Lokal einer kleinen Insel solch' eine Fülle spannender Ereignisse und Vorfälle zusammenzudrängen. Ebenso wenig fehlt es diesem Roman oder, wenn man will, Geschichtsbilde an originellen Charakteren, unter welchen der Zwerg Toccuccio die erste Stelle einnimmt, wogegen der Bruder Eusebius zu jenen die religiösen Gefühle zahlreicher Leser verletzenden und deshalb unstatthaften Figuren gehört, deren wir mehrere in den Romanen von Rehfues tilgen möchten, zumal sie auch zu den abgebrauchten zu rechnen sind, welche ein Dichter, der auf Originalität Anspruch machen will, nicht mehr bringen dürfte. In den Naturschilderungen dagegen ist Rehfues auch in diesem Werke unübertrefflich, und es webt über ihnen ein Duft, eine Farbe, eine südliche Gluth, die jeden für Schönheiten der Natur empfänglichen Leser hinreißen müssen. Hüllmann hat in brieflichen Aeußerungen, die uns vorliegen, das dramatische Element in diesem Roman hervorgehoben und glaubt, er würde sich leicht in ein an erschütternden Szenen reiches Schauspiel umwandeln lassen; wir möchten beifügen: auch in eine höchst effektvolle Oper. Entgegen anderen Kritikern sieht Hüllmann in der „Belagerung von Gozzo“ dem „Scipio“ gegenüber einen Fortschritt: „Der Verfasser des Scipio,“ schreibt er einmal, „ist in wenigen Jahren merklich älter geworden. Wenn er in dem letzteren Werke durch Poesie, wunderbare Begebenheiten, lyrische Ergüsse, Schilderung südländischer Naturszenen mehr die jüngeren Leser anzieht, so wird er im Camillo“ — dem Helden des zweiten Romans — „durch Philosophie, durch ein ergiebiges Füllhorn von Charakterzügen, praktischen Wahrheiten, Einfällen, geistvollen Wendungen, Volkswitz mehr die Theilnahme der älteren gewinnen. Die Kunst der Verkettung sowohl der Begebenheiten, als des Inhalts der Gespräche, ist in dem späteren Werke größer, als in dem früheren.“ Dagegen hat Delbrück in einer brieflichen Kritik dieses Romans, wie früher schon Tscharner und Hüllmann in Bezug auf „Scipio“ gethan, auch im „Castell von Gozzo“ die zu geringe Rücksichtnahme auf religiöse Empfindungen und Auffassungen Andersgläubiger unumwunden getadelt.

Aber schon beschäftigte sich Rehfues mit einem neuen Werke von größerem Umfang und weitgreifender Bedeutung, das bestimmt war, sich

ebenbürtig neben „Scipio" zu stellen und dem Dichter die wankende Gunst der Leserwelt wiederzugewinnen. Dies war „die neue Medea."

Ueber die geschichtliche Grundlage dieses Romans schreibt Rehfues am 17. Nov. 1836 an Gustav Schwab:

„Es soll mich freuen, wenn die neue Medea auch außer der Verschwörung von 1618 noch etwas Anziehendes für Sie besitzt. Sie bedarf eines wohlwollenden Beurtheilers schon wegen ihres Umfangs. Es ist nicht Jedem gegeben, einen Roman von drei Bänden mit derjenigen Aufmerksamkeit zu lesen, die für die gründliche Beurtheilung eines Geisteswerkes nöthig ist. Uebrigens ist St. Reals Schrift [1]) durchaus aus schlechten Materialien zusammengestoppelt, Ranke [2]) hat es besser ergründet, wiewohl er auch noch nicht Alles außer Zweifel gesetzt hat. Ich bin zwischen ihm und Daru [3]) durchgegangen und habe mich nicht genirt, hier und da selbst zu diviniren und zu konstruiren."

Als Anstifter jenes Komplotts gegen Venedig, welches durch einige, im Dienst der Republik stehende französische Offiziere überrumpelt und den Spaniern übergeben werden sollte, galt der Vizekönig von Neapel, jener originelle Herzog von Ossuna, von welchem es hieß, er habe „unter lauter Hanswurstiaden ein Wunder einer vortrefflichen Regierung aufgestellt." Dieser Mann ist an sich schon eine vorzügliche Romanfigur, und die Abenteurer, die sich zu jener verzweifelten Unternehmung um ihn sammelten, konnten wohl einem Dichter Stoff in Fülle bieten, um eigenthümliche Charaktere der verschiedensten Art in des Lebens Verwickelungen und Wirrnissen vorzuführen. Auf der einen Seite der Norden, auf der andern der Süden Italiens, hier Venedig, dort Neapel, gewährten Rehfues wieder Veranlassung, seine Kenntniß des Landes zu Schilderungen von Natur- und Volksszenen zu benützen und so einen der Hauptvorzüge seiner dichterischen Schöpfungen erneut geltend zu machen.[4])

Wie bei „Scipio" waren bei der „neuen Medea" die Stimmen der Kritik einig im Lobe des Werkes. Von Gutzkow,[5]) Hillebrand, Gustav Schwab und vielen Anderen liegen uns die anerkennendsten Urtheile vor, und namentlich fanden die eingestreuten Episoden ungetheilten Beifall: „Die schöne Räuberepisode; die fromme Gemeinde der Waldenser,

---

[1]) Histoire de la conjuration des Espagnols contre la république de Venise.

[2]) Ueber die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618. Berlin 1831. Vgl. auch A. Kaufmann, Deutsche Soldtruppen im Dienst der Republik Venedig, in Müllers Ztschrft. f. Kult.-Gesch. II, 674 ff.

[3]) Histoire de Venise.

[4]) Man lese z. B. die Besteigung des Vesuv, Bd. II, S. 84 ff.

[5]) „Telegraph", Febr. 1837, Nr. 20 (äußerst eingehend und verständnißvoll).

auf welche die Reisenden stoßen, und welche die Schilderung der rührendsten Szenen veranlaßt; die liebliche Zwischennovelle von dem hoffenden greisen Elternpaare am Tempel della speranza, deren Hoffnung, den seit fünfzig Jahren verlorenen Sohn wieder zu sehen, nicht zu Schanden wird (ein Goldkorn von Poesie!); [1]) endlich die originelle Gestalt des Kriegsmanns in der Kutte des Einsiedlers, der von alt- und neurömischen Schlachtfeldern eine Kollektion von Schädeln in seiner Kapelle hat und nächtlicher Weile der Räubergegend das Weltgericht vortrompetet." [2]) Von einem anderen Kritiker [3]) wurde unter diesen Glanzpunkten des Romans auch auf eine dem Paolo Sarpi, dem berühmten Geschichtschreiber des tridentinischen Konzils, in den Mund gelegte Rede „als ein Meisterstück politischer Beredtsamkeit und diplomatischer Feinheit" aufmerksam gemacht." [4])

Die Lust am Grassen und Entsetzlichen tritt in der „Medea" bedeutend weniger hervor, als in „Scipio" und der „Belagerung des Kastells von Gozzo"; das Erschütternde streift nie an die Grenze des ästhetisch Unzulässigen, und auch der oben geäußerte Tadel, Rehfues nehme häufig zu wenig Rücksicht auf die religiösen Gefühle Andersgläubiger, findet auf die „Medea" weniger Anwendung, als auf deren Vorgänger. Wir sehen in diesem Roman, wie Rehfues auch das Rührende und Sinnige, wie er neben dem Ergreifenden auch das Wohlthuende, das ethisch Erhebende zu schildern gewußt hat. In Bezug auf Originalität der Erfindung, auf Charakterentwickelung und Lebendigkeit der Darstellung verdient auch dieses Werk alles Lob.

Der schon erwähnte Beurtheiler in der Staatszeitung hat sich gegen die Auffassung der Frauencharaktere in jenem Roman erklärt und glaubt,

---

[1]) Vgl. auch K. Simrocks Romanze: „Die hoffenden Thoren" (Gedichte. 1863. S. 134 ff.).

[2]) G. Schwab im Maiheft d. Heidelb. Jahrb. 1837.

[3]) In der Staatszeitung vom 14. August 1837.

[4]) Für die originelle Figur der alten Kukuwitza (im dritten Bande der „Medea") findet sich ein Vorbild aus dem Leben in den „Ital. Misc." (IV. Stück 3. S. 133), wo es heißt: „Unter den Morlaken, die nicht so wild sind wie die Montenegriner, sah ich ein Weib von fünfzig Jahren sich dem Provveditore zu Füßen werfen. Sie nahm einen Todtenschädel aus ihrem Korbe, legte ihn ihm zu Füßen und forderte, unter lautem Geheul, Erbarmen und Gerechtigkeit. Schon dreißig Jahre hatte sie diesen Schädel ihrer Mutter, die ermordet worden war. Die Mörder waren bestraft worden; aber weil die Strafe den wilden Sinn dieser liebevollen Tochter nie befriedigt hatte, war sie dreißig Jahre hindurch unermüdet vor jedem neuen Provveditore (alle drei Jahre) mit dem Schädel ihrer Mutter erschienen und hatte jedesmal mit demselben Geheul um Rache gefleht." — Zu dem kriegerischen Einsiedler hat ein Eremit auf Capri (a. a. O. I. Stück 2, S. 101) mehrfache Züge geliefert.

wenige deutsche Frauen würden die Wahrheit derselben anerkennen; er scheint vergessen zu haben, daß der Erzähler Italienerinnen und Griechinnen des siebenzehnten, nicht deutsche Frauen des neunzehnten Jahrhunderts zu schildern hatte. Dagegen ist von Gutzkow, [1]) wie hoch er sonst die „neue Medea" stellte, die „mangelnde Einheit des anekdotischen Sujets" und das „gesonderte Interesse, welches hier nicht einer einzigen, sondern zwei Personen gewidmet" sei, nicht mit Unrecht getadelt worden.

Rehfues hatte aber nicht bloß literarische Freunde und Verehrer, sondern, was zum Theil seiner dienstlichen und politischen Stellung zuzuschreiben ist, auch heftige Gegner oder minder wohlwollende Beurtheiler: Zu den Ersteren gehörte Wolfgang Menzel, zu Letzteren der Jenenser O. L. B. Wolff. Dieser hatte in seiner 1841 erschienenen „Geschichte des Romans" Rehfues' „Geist, Wissen und Feinheit" zwar anerkannt, aber seine Leistungen für „Mosaikarbeiten des Verstandes" erklärt, die als solche „meisterhaft", jedoch „ohne Ursprünglichkeit" seien. Letzterer Vorwurf scheint Rehfues tief verletzt zu haben, und schreibt er darüber am 6. August 1842 an Gustav Schwab:

„Der Jenaer Wolff hat den Mangel an „Ursprünglichkeit" mit aller Zuversicht über mich ausgesprochen; er braucht aber nur die Genealogie der Shakespeare'schen Charaktere zu kennen, so würde er selbst im Falstaff den Seneschall des Königs Artus wiederfinden. Er soll mir einmal nachweisen, wo ich meinen Falstaff von Ruchlosigkeit, den Kapitän Renault in der neuen Medea oder den Pomponio, die Procida's, die Melantho, die Narcissa, die Teresina im Scipio Cicala oder den Zwerg Toccuccio oder Konstanze mit ihren Kindern in dem Kastell von Gozzo hergenommen habe. Wo hätte ich Situationen entlehnt, wie die magisch-theurgischen Szenen im Cicala, Scipios Reise mit Narcissa und Porzia, in der Villa des Fürsten von Salerno, sein Zusammentreffen mit der ersteren in der Grotte von Ischia, seine Erstürmung des Klosters der h. Clara in Sorrent, die wunderbare Rettung der Nonnen in der Fahrt durch die türkische Flotte, Scipios Nacht auf Castell Cicala und so vieler anderer in diesem und den beiden anderen Romanen nicht zu gedenken? Ich glaube wohl sagen zu dürfen, daß sie auf die meisten Leser ihren Eindruck verfehlen, weil die Situationen zu fremdartig sind, und nur eine wiederholte Lesung mit ihnen befreundet."

Letztere Bemerkung ist nicht ohne Grund, und der Schreiber dieses gesteht offen, daß auch ihm erst bei „wiederholter Lesung" der rehfuesischen

[1]) Aus der Zeit und dem Leben, 407.

Romane das volle Verständniß derselben, der tiefere Einblick in ihre hohe Bedeutsamkeit gekommen ist.

Wolff bezeichnete Rehfues ferner als den „genauesten Nachahmer" Walter Scotts. Dieser Auffassung des Verhältnisses zwischen ihm und dem großen Schotten sind schon bald nach dem Erscheinen der drei Romane manche Kritiker entgegengetreten. Wilhelm Ernst Weber [1]) nennt den Verfasser derselben „in malerischer Vergegenwärtigung poetischer Gegenden, Szenen, Sitten, Völker und Persönlichkeiten mit seiner Anschauungstiefe, seiner psychologischen Gründlichkeit, seinem Weltblicke und seiner deutschen Universität" Walter Scott „in jedem Sinne ebenbürtig;" Johannes Scherr im Vorwort zu seiner Uebersetzung von Eugen Sues „Mathilde" [2]) stellt Rehfues an „Weite und Größe der Weltanschauung" über Scott und weist in seiner „allgemeinen Geschichte der Literatur", wo er die Pfleger des historischen Romans in Deutschland bespricht, dem Verfasser des „Scipio Cicala" als dem „bedeutendsten" unter ihnen die erste Stelle an, dem erst in zweiter Spindler als der „populärste" angereihet wird. [3])

Warum aber, wird man einwerfen, warum ist Rehfues, wenn er als Schriftsteller in Wirklichkeit so bedeutend war, der Verschollenheit so rasch anheimgefallen und der heutigen Generation so gänzlich fremd geworden? Hierfür lassen sich mehrfache Gründe aufführen: die Anonymität, hinter welcher er sich äußerer Verhältnisse halber bergen mußte, seine in Folge dieses Umstandes so vereinsamte Stellung in der literarischen Welt; die Mißstimmung gegen den Staatsmann und Politiker, welche sich von diesem auf den Dichter übertrug; endlich das allgemeine Loos, daß unter der stets wachsenden Fluth neuerer und neuester Erscheinungen die älteren untergehen und verschwinden. Deshalb aber ist es lohnend und geboten, von Zeit zu Zeit mit der Taucherglocke in jene Fluth niederzusteigen und einen oder anderen jener vergessenen Horte hervorzusuchen.

„Die Auffrischung von Rehfues' Andenken", sagt Alfred von Reumont in seiner schon öfter erwähnten Anzeige von Hillebrands „Italia", die Auffrischung von Rehfues' Andenken ist willkommen und zeitgemäß. Die heutige Bewegung ist so rasch, daß wir Gefahr laufen, manches zu vergessen, was doch zur Erkenntniß des Zusammen-

[1]) In einer Kritik von A. Jung, Vorlesungen über die moderne Literatur (Jenaer Lit.-Ztg. 1843, Nr. 51 ff.).

[2]) Stuttgart 1815.

[3]) Vgl. auch Otto Roquette, Geschichte der Deutschen Dichtung, Aufl. 3, wo S. 441 der „hochgebildete, geistvolle" Rehfues gleichfalls in erster Stelle auftritt, und nur sein und Heinrich Königs Name mit gesperrter Schrift gedruckt ist.

hangs dient. Als Rehfues in späten Jahren, nach langer und im Ganzen erfolgreicher, damals noch keineswegs abgeschlossener amtlicher Thätigkeit die Romane schrieb, unter denen „Scipio Cicala“ am bekanntesten geworden ist — Romane, welche vielfache Reminiscenzen seines italienischen Lebens enthalten — wußten wenigstens die Jüngeren nicht viel mehr von den diesem Lande gewidmeten Arbeiten seiner eigenen Jugend; kaum einer aber machte sich einen Begriff von den Zuständen wie von den Schwierigkeiten, unter denen diese Arbeiten entstanden. Seit dem Erscheinen des Scipio Cicala sind nun auch wieder vierzig Jahre, und welche Jahre, hingeschwunden, und eine neue Generation ist da, von der die meisten weder den Roman, noch seine Vorgänger ethnographisch-kulturgeschichtlichen Inhalts kennen.“

Seien diese Worte eines hochverehrten und gerade hier kompetenten Mannes für diese Blätter der Erinnerung ein Geleitsbrief an die jüngere Generation!

Es bleibt den Verfassern die angenehme Pflicht, Herrn Professor Dr. Christoph Schwab in Stuttgart für gütige Ueberlassung der Rehfuesschen Briefe an Gustav Schwab und Herrn Oberbibliothekar Professor Dr. Klüpfel in Tübingen für gefällige Mittheilungen über Rehfues' Jugend verbindlichen Dank zu sagen. Joh. Bapt. v. Tscharner, der vor ungefähr vier Jahren die Briefe von Rehfues an Joh. Friedrich v. Tscharner bereitwilligst zur Verfügung stellte, ist leider nicht mehr unter den Lebenden.

Bemerkung der Redaktion. Die Beilagen, auf welche in der vorstehenden Biographie einige Mal Bezug genommen wird, sollen später in dieser Zeitschrift zum Theil veröffentlicht werden.

General v. Bülows Verhandlungen mit dem Stargarder Magistrate wegen seines Quartiers.

(1808—1811.)

Mitgetheilt
von
C. Blasendorff.

Es ist bekannt, daß in den Jahren, wo Preußen sich zu dem Kampfe gegen Napoleons Gewaltherrschaft rüstete, General v. Blücher als Generalgouverneur von Pommern und der Neumark thätig war. Das gerechte Zutrauen seiner Untergebenen, welches er nach dem Ausspruche des Königs in so vollem Maße besaß, machte ihn fähig, den Befehl in einem Landestheile zu führen, der in der Festung Colberg eines der wichtigsten Bollwerke der Monarchie besaß. Aus diesem Grunde behielt er auch seine Stellung, als seine Kränklichkeit ihn zeitweise verhinderte, seine amtlichen Pflichten wahrzunehmen; im entscheidenden Augenblicke glaubte man auf den thatkräftigen und tollkühnen Husaren rechnen zu können. Man begnügte sich damit, im Sommer 1808 den Obersten[1]) Friedrich Wilhelm v. Bülow zum Befehlshaber der pommerschen Infanteriebrigade zu ernennen und diesen zu beauftragen, im Nothfalle die Vertretung Blüchers zu übernehmen. Bülow war unstreitig ein tüchtiger Soldat, aber ein Soldat der alten Schule, und obschon mehr durch die Gunst des Hofes als durch erfolgreiche Kriegsthaten zu seiner hohen Stellung erhoben, von einem zu großen Selbstbewußtsein erfüllt, als daß er die Unterordnung unter den kränklichen und derben Blücher auf die Dauer ertragen hätte. Eine Lösung des gespannten Verhältnisses ward also nöthig, sie erfolgte zu Ende des Jahres 1811. Bülow ward auf seinen Wunsch seiner Stellung enthoben und später zur westpreußischen Brigade nach Marienwerder versetzt. General v. York, der dortige kommandirende General, sah mit großer Besorgniß

[1]) Im Herbst ward er schon General.

dem Erscheinen Bülows entgegen. „Der Friede wird also auch von hier weichen," so schrieb er in höchster Aufregung an Scharnhorst, „denn ich bin wie von meiner Existenz überzeugt, daß Bülow und ich keine acht Tage beisammen sind, ohne uns bei den Haaren zu haben." Scharnhorst besänftigte York in seiner maßvollen, edlen Weise; der Staat, die militärische Ehre und vorzüglich die Erhaltung des Königs verlange das Aufgeben persönlicher Neigungen und Abneigungen. Er solle sich deshalb in die getroffene Wahl fügen und nöthigenfalls gegen ungehöriges Benehmen die Strenge des Gesetzes walten lassen. „Bülow" — so schreibt er wörtlich — „ist ein braver und gescheuter Mann, aber ein Bülow; alle Bülows sind eigen, für ihre Meinung eingenommen und nicht sehr verträglich." Zum Glück ward dem von York befürchteten Konflikte dadurch vorgebeugt, daß dieser zum Oberbefehlshaber in ganz Preußen befördert und nach Königsberg versetzt ward.

Die angeführten Urtheile werden genügen, um zu beweisen, daß Bülow im Heere für einen unbequemen Untergebenen gehalten ward; daß er auch kein sehr liebenswürdiger und beliebter Vorgesetzter war, giebt selbst sein Biograph Varnhagen zu. „Er freute sich," sagt dieser, „seiner Soldaten und liebte sie, aber sonst ließ er sich mit ihnen nicht eben viel ein; er sprach mit ihnen nur das Nöthige und dann ernst und gemessen; sich durch kleine Vertraulichkeiten und Scherze beliebt zu machen, lag nicht in seiner Art... Ein ähnliches Verhältniß bestand zu den Offizieren." Gleich war, wenigstens bis zu den Freiheitskriegen, Bülows Stellung zu den Civilbehörden. Er mied ängstlich den Verkehr mit denselben und blieb trotz der Lehren des Jahres 1806 in seinen Anschauungen befangen, wie sie vorher im Heere geherrscht hatten, daß der Bürger ohne lange Widerrede zu gehorchen habe. Einen Beweis dafür und somit einen Beitrag zur Charakteristik des berühmten Mannes wird die folgende Mittheilung liefern. Sie betrifft die Verhandlungen, welche Bülow als Brigadier in Pommern mit dem Magistrate von Stargard in Betreff seines Quartiers geführt hat. Dieselben füllen ein umfangreiches Aktenstück. Es schien mir gerechtfertigt, die Sache, obschon sie an sich von mehr lokalem Interesse ist, hier ausführlicher darzulegen, einmal weil eine ganze Anzahl Briefe von Bülows Hand vorliegt, die einen wörtlichen Abdruck und damit eine eingehendere Erläuterung verdienen und sodann weil in dem energischen Verhalten der städtischen Behörden die Wirkungen der Steinschen Städteordnung deutlich hervortreten.

Die Stadt Stargard hatte seit Anfang November 1806 unter den Drangsalen des Krieges viel zu leiden gehabt. Denn abgesehen davon, daß der Ort, weil er an der großen Heerstraße lag, viel von den durch-

marschirenden feindlichen Truppen heimgesucht ward, hatte er eine stehende Besatzung gehabt, und als die Franzosen zur Belagerung Colbergs schritten, nicht nur ein großes Lazareth errichten, sondern auch viele Lieferungen für die Belagerungstruppen übernehmen müssen. Auch der Friede brachte zunächst keine Erleichterung. Zwar kamen im September 1807 der Geheime Finanzrath v. Borgstede, welcher zum Civiladministrator von Pommern und der Neumark und zum Generalkommissar für die Friedensvollziehungsgeschäfte ernannt war, mit zwei Kriegsräthen (Koehler und Dunker) und sechs Subalternbeamten dorthin, aber der aus der Anwesenheit dieser Behörde der Stadt erwachsende Vortheil ward mehr als aufgewogen durch die ihr auferlegte Verpflichtung, die nöthigen Quartiere und Geschäftsräume herzugeben; auf Zahlung der Miethe war bei der Erschöpfung der Staatskasse vorläufig nicht zu rechnen. Zudem blieb Stargard von den Feinden[1]) besetzt, Marschall Soult nahm hier 1808 für einige Zeit sein Hauptquartier. Ja im Sommer dieses Jahres errichteten die Franzosen, gleichsam als wenn sie sich für die Dauer in Pommern festsetzen wollten, etwa eine Meile von der Stadt bei dem Dorfe Saarow für die 2. Division des 4. Korps, welche der General Lara S. Cyr befehligte, ein Lager. Der Bau desselben und die Verpflegung der Truppen, welche dem Stargarder Arrondissement, d. h. dem Saatziger, Pyritzer und Greifenhagener Kreise aufgebürdet ward, kostete auch Stargard eine erhebliche Summe. Hinzu kam, daß die Kriegs- und Domänenkammer zu Stettin es für nöthig erachtete, in Stargard eine Kammerkommission für die Bearbeitung der das Lager betreffenden Geschäfte zu bestellen, und die unentgeltliche Hergabe der nothwendigen Räumlichkeiten von der Stadt forderte. Der Magistrat fügte sich zwar, wenn auch mit Widerstreben diesem Befehle, doch weigerte er sich entschieden, als das eingeräumte Quartier für unzulänglich erklärt ward, ein größeres zu beschaffen. Er fragte in seiner Antwort, weshalb nicht für die Kommission ein Quartier gemiethet und aus dem Fonds, woraus die Mitglieder ihre Diäten bezögen, bezahlt würde. Der Kommune könne nicht zugemuthet werden, zu den Kosten des Ganzen beizutragen und außerdem unentgeltlich zur Beschränkung des Einquartierungsstandes Quartiere herzugeben. Die Zeiten seien jetzt überall so angethan, daß Einschränkung zur Nothwendigkeit würde.

Glücklicherweise verließ schon Mitte August die französische Division

[1]) Ein Haus im Werthe von 4000 Thlr. (das des Stettiner Kaufmanns Witte) hatte im Februar 1808 als Einquartierung gehabt: 1 Offizier, 1 Frau und 1 Burschen, im März und April 2 Offiziere und 1 Burschen, vom 1. Mai bis 5. Juli 1 Offizier, 1 Dame, 1 Burschen.

das Lager und zog nach Stettin ab; Stargard war wenigstens von dieser Last befreit und fing an aufzuathmen. Nicht lange nachher passirten die preußischen Truppen, welche zur Besetzung der Hauptstadt bestimmt waren, die Stadt, zuerst Schill mit seinem Husarenregimente am 27. November. Gleichzeitig verlegte Blücher sein Quartier von Treptow hierher, die Stäbe der Infanterie- und Kavallerie-Brigade folgten, und das Grenadier-Bataillon des 1. pommerschen Regiments (Kommandeur Major v. Wangenheim) und eine Schwadron des Regiments Königin-Dragoner rückten als Besatzung ein.

Das gesammte Hauptquartier hatte folgenden Personenbestand: den Generallieutenant v. Blücher, die Generalstabsoffiziere Major v. Lossau, Major v. Valentini, Kapitän v. Brausen, Kapitän v. Klitzing, Kapitän v. Thile,[1]) die Generaladjutanten Major v. Blücher und Lieutenant v. Brünneck; den Oberst v. Bülow und seinen Adjutanten Lieutenant v. Auer; den Oberstlieutenant v. Oppen und dessen Adjutanten, Premierlieutenant v. Haeften, den Brigademajor Kapitän v. Unruh, den Platzmajor Hauptmann v. Budritzky, den Regimentsquartiermeister Kriegsrath Lehmann, den Auditeur Becker, den Stabschirurgus Horlacher und den Gouvernementssekretär Wachtmeister Clajus. Es hatte viele Mühe gekostet, für eine so große Zahl von Offizieren ausreichende Quartiere zu beschaffen, indeß es war schließlich doch gelungen und, wie es scheint, zur Zufriedenheit derselben. Nur Blücher und später Bülow hatten Ausstellungen zu machen. Der erstere, welchem die untere Etage in dem Hause der Frau v. Wedel in der Pyritzerstraße zugewiesen war, legte dieselben schon einige Tage nach seiner Ankunft dem Magistrate dar und bat um Vergrößerung seiner Wohnung. Das Schreiben lautete:

Das mir hieselbst angewiesene Quartier ist so beengt, daß es für mich als Gouverneur der Provinz gar nicht hinreichend ist. Ich habe nur für meine Persou drey Zimmer; ich bin aber genöthigt Tafel zu geben und Leute bey mir zu sehen. So gern ich mich in die Zeiten und Umstände füge, und so ungern ich irgend jemand über diese oder ähnliche mich selbst betreffende Dinge belästige, so muß ich doch Einen Wohllöblichen Magistrat hieselbst ganz ergebenst ersuchen, mir das ganze Haus, worin ich jetzt wohne und besonders noch die obere Etage einräumen lassen.

Ich bemerke nur noch, daß die Eigener hierzu sehr gern geneigt sind, jedoch sich geäußert haben, daß sie es ohne Entschädigung nicht gut räumen können.

Stargard den 30. November 1808.

(gez.) Blücher.

---

[1]) Valentini, Klitzing und Thile waren zur Zeit des Einrückens abwesend.

Der Magistrat ging auf den geäußerten Wunsch sofort ein, unterhandelte mit der Hausbesitzerin und miethete unter Zustimmung der Regierung das ganze Haus für 450 Thlr., zu deren Zahlung die Generalkasse angewiesen ward. Vielleicht in der Hoffnung, gleiche Bereitwilligkeit bei dem Magistrate zu finden, knüpfte mit demselben auch Bülow wegen seines Quartiers Unterhandlungen an. Ihm war zur Wohnung das untere Stockwerk in dem an der Ecke der Holzmarkt- und Radestraße gelegenen Hause zugefallen, welches dem Major a. D. v. Mellentin gehörte. Sie war, wie der Augenschein lehrt, nicht sonderlich bequem, ein breiter Flur theilte die Räume, und diese waren sehr hoch und verhältnißmäßig klein. Indeß bescheidenen Ansprüchen mochte das Quartier genügen, denn es enthielt auf der einen Seite des Flurs drei aneinanderstoßende Zimmer und auf der anderen zwei, dazu die nöthigen Wirthschaftsräume. Daß also der General den Versuch machte, mit Rücksicht auf die bevorstehende Ankunft seiner Frau sich ein bequemeres und geräumigeres zu verschaffen, scheint an sich nicht unbillig, und nur in der Art und Weise, wie er seine Forderung betrieb, liegt das Befremdende.

Am 25. Dezember 1808 theilte der Platzmajor Hauptmann v. Budritzky dem Magistrate in Bülows Auftrage mit, daß derselbe in seiner jetzigen Wohnung nicht hinlänglich Platz habe, namentlich nicht für seine Expedition. Demgemäß beabsichtige er das leerstehende zweite und dritte Stockwerk in dem Hause des Kaufmanns Witte in der Radestraße zu beziehen und wünsche deshalb, daß dazu das Quartier aufs schleunigste in guten Stand gesetzt und mit den nöthigen Möbeln versehen werde. „Der Herr General" — so heißt es wörtlich weiter — „ist von der Willfährigkeit und den guten Gesinnungen eines Wohll. Magistrats hinlänglich überzeugt, daß Sie nicht glauben sollten, daß alles aufs eiligste werde gut eingerichtet werden, überdem da dessen Frau Gemahlin gewiß mit nächstem ankommen wird. Möbels werden sich ja auch wohl finden, da, wie ich höre, selbige auch für die französischen Generale haben herbeigeschafft werden müssen." An der vorausgesetzten Willfährigkeit fehlte es in der That dem Magistrate nicht, allein da der Besitzer des gedachten Hauses in Stettin wohnte und in Stargard keine Möbel hatte, ein Fonds aber für solche Ausgaben nicht zur Verfügung stand, so mußte zuvor die Erklärung der Repräsentanten des Gilden- und Gewerkenkollegiums darüber eingeholt werden, ob die Bürgerschaft die Kosten tragen wolle. Der Beschluß derselben lautete jedoch ablehnend. Ein besseres Quartier fände der General in der ganzen Stadt nicht, ein neues einzurichten sei die Bürgerschaft zu arm. Für die französischen Generale hätten Möbel von der Bürgerschaft herbeigeschafft werden müssen, dadurch sei sie aber ruinirt worden. So blieb also dem

Magistrate nichts weiter übrig, als unter Ausdrücken des Bedauerns und der Versicherung des guten Willens den General zu ersuchen, mit seiner Wohnung sich zu begnügen bezw. die Erweiterung derselben bei seinem Wirthe zu verlangen.

Der schon am 26. abgesandten Antwort folgte eine neue, dringendere Mahnung des Hauptmanns v. Budritzky. — Sie enthielt im wesentlichen nichts Neues, außer der Versicherung, es sei nicht der Wille des Generals, der Bürgerschaft oder der Stadt Ausgaben zu machen. Die Kosten für die Instandsetzung der Wohnung hätte der Eigenthümer zu tragen, und Möbel brauchten nicht gekauft, sondern nur geliehen zu werden. „Ueberdem", so heißt es weiter, „ist mir angezeigt worden, daß für die französischen Generale ganze Quartiere aufs schönste möblirt worden sind, und sind demungeachtet keine gekauft worden." Da neue Gründe nicht vorgebracht waren, so erfolgte derselbe ablehnende Bescheid. Die Ansicht aber, daß für die französischen Generale Wohnungen möblirt worden seien, wird als ein Irrthum bezeichnet und gleichzeitig hinzugefügt: „wäre solches geschehen, so waren es Feinde in einer okkupirten Stadt und hatten die Macht zu requiriren, was sie für gut fanden, und die Stadt war gegen gewaltthätige Maßregeln ohne Schutz." Von Bülows gütiger Gesinnung sei zu hoffen, daß er zur Erleichterung der ohnedies äußerst bedrängten Stadt sich in seiner möblirten Wohnung es ferner werde gefallen lassen. Außer dieser am 29. Dezember abgesandten Erklärung ließ aber der Magistrat, um seinen guten Willen zu beweisen, am 2. Januar 1809 noch ein zweites Schreiben an Budritzky abgehen, welches ihn ersuchte, ein Verzeichniß der nothwendigen Möbel einzureichen, damit über die Bewilligung die Bürgerschaft befragt werden könnte. Statt dieser Aufforderung zu entsprechen, schrieb nunmehr Bülow selber in folgender Weise an den Magistrat:

Zum öftern schon habe ich einen Königl. Wohllöbl. Magistrat hierselbst durch den Hauptmann v. Budritzky ersuchen lassen, mir ein anderes Quartier anweisen zu lassen, da ich in meinem gegenwärtigen nicht wohnen bleiben kann, indem alle nöthige Erfordernisse, die zu einer Oekonomie gehören, gar nicht vorhanden sind, und auch dem Lokale nach nicht herbeigeschafft werden können. Ich muß dahero durchaus darauf antragen, mir bald möglichst ein anderes Quartier auszumitteln, so wie mir solches nach meinen Verhältnissen und nach meinem Posten zukommt. Ob nun das schon in Vorschlag gebrachte, oder ein Anderes gewählt wird, soll mir indessen gleich seyn, und überlasse ich es Einem Wohllöbl. Magistrat, mir entweder ein besonderes Quartier zu möbliren (wo ich dann eben keine prächtigen Möbles verlange) oder aber, mir ein Neues anzuweisen, das

bereits eingerichtet und möblirt ist, auf alle Fälle wünsche ich jedoch hier sehr bald auszuziehen, da ich durchaus in diesem Quartier nicht bleiben kann.

Stargard am 4ten Januar 1809.

(gez.) v. Bülow.

Allein auch dieser Versuch blieb erfolglos. Die Vertreter der Bürgerschaft verweigerten abermals einstimmig die Bewilligung der Kosten und begründeten ihren Beschluß in folgender Art: Die französischen Generale als Feinde wären mit demselben Quartiere zufrieden gewesen; warum wolle Bülow nicht damit zufrieden sein, da er doch Freund wäre? Ein Grund, weshalb er darin nicht bleiben könne, sei außerdem von ihm nicht angegeben. Das Geld aber, die neue Wohnung zu möbliren und die zu einer Oekonomie gehörigen Sachen — so wird auf die Worte des Generals angespielt — wie Kessel, Kasserollen, Töpfe und dergleichen anzuschaffen, habe die durch den Krieg ruinirte Bürgerschaft nicht. — Der Bürgermeister Wutsdurf trug Bedenken, diese Antwort dem General mitzutheilen, und holte am 7. das Gutachten der anderen Mitglieder des Magistrats ein, ob die Sache der Regierung zu unterbreiten und darauf anzutragen sei, daß die Einrichtung der Wohnung auf Kosten der Provinzen Pommern und Neumark geschehe, oder ob der Magistrat selbstständig dieselbe verfügen solle. Das Gutachten müsse schleunigst abgegeben werden, weil er am andern Morgen gewiß wieder würde beschickt werden. Da die Ansichten getheilt waren, so entschied der Bürgermeister für den Appell an die Regierung. Die Eingabe enthielt eine genaue Darlegung des Sachverhalts, betonte, daß es in dem Hause des Major v. Mellentin, der immer eine große Haushaltung gehabt, nicht an den Erfordernissen zur Oekonomie fehlen könne, und schloß mit dem Antrage, die Kosten für die Ausmöblirung und Instandsetzung der neuen Wohnung, da Bülow bei der Krankheit des Generalgouverneurs die Gouvernementsgeschäfte besorge, den Provinzen Pommern und Neumark aufzulegen. Bevor aber die Regierung in der Angelegenheit den Magistrat beschieden hatte, lief bei diesem am 12. Januar von Blücher die Aufforderung ein, über die Sache umgehend zu berichten. Die sofort ertheilte Antwort war weitläufig und erschöpfend. Wichtig ist in derselben u. A. die Versicherung, daß der General v. Bülow in seiner jetzigen Wohnung sehr bequem und gut möblirt logirt sei, ferner die Widerlegung der „in Hinsicht auf die erlittenen Drangsale wohl nicht angenehmen“ Bemerkung, als seien den französischen Generalen Wohnungen aufs schönste ausmöblirt worden, und endlich die würdige Erklärung:

„Wir sind als Magistratspersonen sowohl unseren vorgesetzten Behörden als auch der Bürgerschaft aus unseren Handlungen verantwortlich

und Sr. Königlichen Majestät haben in der neuen Städteordnung die Grenzen sehr genau bezeichnet, welche der Magistrat nicht überschreiten darf. Uns kann und darf daher in Befolgung der uns bindenden Vorschriften nichts irre machen, vielmehr müssen unsere ferneren Schritte die Verfügungen der vorgesetzten Behörde leiten, weshalb wir bis zu deren Eingang in dieser Angelegenheit nichts vornehmen oder veranlassen können oder dürfen."

Man sieht also, die neue Städteordnung hatte den Sinn für Gesetzlichkeit und Selbständigkeit bei der Bürgerschaft und deren Vertretern zu wecken angefangen.

Tags darauf lief die Verfügung der Kammer ein. Die Kosten zur Einrichtung des Quartiers der ganzen Provinz aufzulegen, sei sie nicht befugt, ebensowenig aber der General v. Bülow, derartige Forderungen zu machen, da er an das noch geltende Regulativ vom Jahre 1796 gebunden sei. Es dürfe erwartet werden, daß Bülow für jetzt wenigstens von seiner Forderung abstehen und in dem ihm angewiesenen Quartier verbleiben werde, vorausgesetzt, daß dort die nöthigen Möbel vorhanden seien. Dieser Verfügung war eine Abschrift des an den General gesandten Schreibens beigelegt, in dem es hieß, daß mit Rücksicht auf die drückenden Kriegslasten, welche die Stadt bis zur Erschöpfung getragen, der Wunsch des Magistrats, die Lasten auf die Provinz zu übernehmen, zwar billig, aber aus Mangel an Befugniß nicht erfüllbar sei. Das geltende Regulativ über die Naturalquartierung bestimme nur die Zahl der heizbaren Zimmer (für einen Generalmajor 3), und könne vorausgesetzt werden, daß ihm mit dem Quartier auch die nothwendigen Möbel gegeben seien. Dem General müsse deshalb anheimgestellt werden, für diesen Fall besondere Instruktionen zu extrahiren; bis dahin müßten die alten Bestimmungen inne gehalten werden. Mit diesem Bescheide war aber Bülow nicht zufrieden; denn obgleich ihm derselbe auch am 13. Januar zugekommen sein wird, erhielt der Magistrat am 14. von Blücher folgende Zuschrift:

Stargard, den 14. Januarius 1809.

Das Schreiben eines Wohllöblichen Magistrats vom 10. d. kann ich nur dahin beantworten, daß ich nochmals ersuche, für den General-Major und Brigadier Herrn von Bülow ein bequemes logables Quartier auszumitteln, da gedachter Herr General in seinem jetzigen Quartier nicht verbleiben kann, worüber ich mich auch schon mit der Königl. Hochlöblichen Pommerschen Kammer in Correspondence gesetzt habe.

(gez.) Blücher.

Ebenso fragte Budritzky am 16. an, ob Bülow ein anderes Quartier erhielte; es könne auch ein anderes als das Wittesche sein, wenn dies nicht

möblirt werden könne. Uebrigens verlange der General nichts als einige Stühle und ein paar Sophas und Spiegel nebst Gardinen in der unteren Etage, alle Küchengeräthe habe er selbst. In der Schlußbemerkung, der Herr Generalgouverneur verlange schleunige Berichterstattung über die Sache, sollte gewiß ein neuer Sporn zur Nachgiebigkeit liegen. Natürlich lautete die Antwort kurz dahin, daß der Magistrat zur Möblirung und Einrichtung des Hauses angewiesen sei.

Jetzt war Bülows Geduld erschöpft, er griff also selbst zur Feder und schrieb am 17. folgenden Brief[1]) an den Magistrat:

Aus einem von der Königl. Pommerschen Krieges und Domainen Cammer eingegangenen Schreiben ersehe ich, daß von seiten des hiesigen Wohllöblichen Magistrats der Antrag gemacht, daß die Provinzen Pommern und Neumark zusammen treten möchten, um Gemeinschaftlich die Kosten eines für mich einzurichtenden Quartiers zu tragen. Dieses setzt voraus, daß von seiten meiner überaus grosse Forderungen gemacht worden, welches doch keinesweges der Fall ist. Ich habe weder kostbare Möbel noch Küchengeräthe verlangt, sondern nur nothwendige und einigermassen anständige Möbel, im Fall ich in einem Hause ziehen muß, wo nichts vorhanden ist. Da nach dem neuern Geschäftsgang, meine Geschäfte als Brigade General ganz von denen des Gouvernements getrennt sind, ich demzuvolge eine eigene Expedition in meinen Hause haben muß, wozu mir des Königs Majestät 2 Adjudanten und 2 Schreiber bewilligt, so ist es um so nothwendiger, daß ich in wenig Tagen ein anderes Logi beziehe, ich wiederhohle dahero nochmahlen meinen so oft gethanen Antrag, mir im kurzen ein mir meinen Posten gemäs zukommendes Quartier anzuweisen, welches dieses ist, soll mir gleich seyn, nur muß ich noch bemerken, daß kein Eigenthümer eines Hauses von der Natural Einquartirung befreit ist. Mit der heutigen Post Schreibe ich am Obersten und Staatsrath Grafen Lottum, um mir alles hier einschlagende zuschicken zu lassen, da alsdann ein Wohllöblicher Magistrat sich überzeugen wird, daß ich in meinen Forderungen äusserst gemässigt gewesen. Da indessen in kurzen meine Familie aus Königsberg in Preussen ankommt, ich diese in meinen gegenwärtigen Quartier nicht unterbringen kann, so muß ich auf eine baldige und ganz bestimmte Erklärung antragen.

Stargard den 17. Jan. 1809.

v. Bülow.

Der Magistrat war getheilter Ansicht; die meisten Mitglieder wünschten eine einfache ablehnende Antwort mit Beziehung auf die Resolution der Regierung und die Erklärung der Bürgerschaft. Der Bürgermeister jedoch,

---

[1]) Dieser Brief ist, wie die 6 folgenden, von Bülow eigenhändig abgefaßt.

der es für wünschenswerth erachtete, mit Bülow in möglichst gutem Einvernehmen zu leben, beschloß, noch einmal mit den Deputirten der Bürgerschaft Rücksprache zu nehmen, wenn er sich auch nicht verhehlte, daß der General, der 5 Zimmer habe statt der drei, die ihm nur zuständen, besondere Gründe zu einem Wechsel haben müsse. Die Deputirten traten schon am 18. zusammen. Allein sie blieben bei ihrer alten Ansicht. Sie hätten zu der billigen Denkungsart des Generals das Zutrauen, daß er es sich in seinem Quartier ferner würde gefallen lassen, und wenn höheren Orts ein Befehl deshalb erginge, so würde es ihnen erlaubt sein, Gegenvorstellungen zu machen. Soweit sah sich der Magistrat wieder in der üblen Lage, Bülows Wunsch abschlagen zu müssen, und er that dies in völlig angemessener Weise. „Daß Ew. Hochw.", so heißt es in der Zuschrift, „ein Dero Charge anpassendes Quartier in Absicht des Raumes in solchem eingeräumt sei und daß es in der Lage, worin sich der Eigenthümer des Hauses befindet, weder an anständigen Möbeln noch sonstigen nothwendigen Erfordernissen fehle, müssen wir um so mehr glauben, als wir bis jetzt davon nicht unterrichtet sind, worin eigentlich der Mangel bestehe." Die Bürgerschaft, ohne deren Zustimmung der Magistrat keine Ausgaben machen dürfe, habe von neuem den Antrag abgelehnt und hoffe von dem billigen Charakter des Generals, er werde sich jetzt zufrieden geben. Kaum war dieser Brief abgegangen, als der Magistrat erfuhr, daß ein Quartier, das für einen Generalstabsoffizier bestimmt gewesen war, unbelegt geblieben sei, und nun auch nicht säumte, noch an demselben Tage zu beschließen, ein zweites Schreiben dem General zuzustellen mit der Bitte, die Wohnung in Augenschein zu nehmen und über ihre Brauchbarkeit zu berichten. Doch ehe diese Mittheilung in die Hände des Generals gelangte, hatte dieser auf das erste Schreiben, wie folgt, geantwortet:

Einen Wohllöblichen Magistrat habe auf dem gestrigen Schreiben die Ehre zu erwiedern, daß ich durchaus ein anderes Quartier verlangen muß, indem ich in meinen Gegenwärtigen mit meiner Familie nicht unterkommen kann, und wiederhohle ich nochmahlen daß ich nicht verlangt habe, daß von seiten der Bürgerschaft Möbel für mich gekauft werden sollten. Dahero ich die hierauf Bezug habende Beilage von seiten der Bürgerschaft als ganz unnöthig und nicht zur Sache gehörig betrachten muß. Da die Königl. Pommersche Krieges und Domainen Cammer hirher nach Stargard verlegt wird und für das Personal derselben ebenfals Quartier gemacht werden muß, so wird mir dieses einen Maasstab darreichen nach welchen ich sofort handeln kann.

Stargard den 20. Jan. 1809.

v. Bülow.

Auch der letzte Vorschlag des Magistrats brachte die leidige Angelegenheit nicht zum Austrage. Der Hauptmann v. Budritzky erklärte nämlich im Auftrage des Generals, daß das neue Quartier, welches nur 2 große Stuben und einen großen Saal enthalte, ganz unzulänglich sei, weil Bülow drei Zimmer für sich brauche, ferner eins für die Ordonnanzen, eins für das Bureau, da er alle Gouvernementsgeschäfte führe und eins für seine männlichen Dienstboten, also für seine Familie kein Raum vorhanden sei. Der General hoffe aber, überzeugt von der guten und patriotischen Gesinnung des Magistrats, dieser würde ihm eine andere Wohnung anweisen und es nicht so weit treiben, daß dem Könige Anzeige gemacht werden müsse. Schließlich fügte Budritzky persönlich die dringende Bitte hinzu, doch endlich nachzugeben, da einige Möbel sich doch würden borgen lassen. Er sei überzeugt, daß es dem Magistrate ebenso unangenehm sein müsse, als ihm selbst, die Sache immer von neuem zum Vortrage zu bringen.

Die Antwort des Magistrats, welche am 22. an Bülow erlassen ward, nahm auf dessen eigenhändiges Schreiben vom 20. und auf eine eben eingelaufene Verfügung der Regierung Bezug. Blücher hatte sich nämlich an diese mit folgender Beschwerde gewandt:

Es ist keineswegs meine Absicht die Provinz auf die eine oder die andere Art lästig zu werden und schlage ich meines Wissens nur immer die billigsten Wege ein, ich verlange daher von dem hiesigen Magistrat für den GM. und Brigadier Herrn von Bülow nur ein Quartier, welches seinen Charakter angemessen, logable und geräumig ist und ersuche Eine K. Hochlöbl. Kammer den hiesigen Magistrat die gehörige Anweisung deshalb gefälligst zugehen zu lassen, damit für den GM. Herrn von Bülow ein solches Quartier auf das baldigste ausgemittelt wird.

(gez.) Blücher.

Die Regierung stand, wie ihre wunderliche, nichtssagende Entscheidung lehrt, ganz rathlos da; sie verfügte an den Magistrat: „Es wird darauf ankommen, ob das Quartier mit einem andern vertauscht werden müsse, in welchem Falle ein anderes Quartier wird ausgemittelt werden müssen, wobei jedoch nach dem Schreiben des G. L. v. Blücher es nicht mehr auf neue Einmöblirung und besondere Ausgaben weiter ankommen wird, da derselbe ausdrücklich erklärt, der Stadt oder der Provinz nicht lästig zu fallen.“ Demgemäß stellte der Magistrat nach Rücksprache mit den Deputirten der Bürgerschaft gern die beiden Etagen im Witteschen Hause zur Verfügung, freilich ohne Möbel oder die Wohnung des Majors von Blücher.

Umgehend erwiderte Bülow:

Sr. Königl. Majestät haben Befohlen, daß die Natural Einquartirung des Militairs stattfinden sollte. Wenn nun ein Wohllöblicher Magistrat

mir die blossen Vier Wände zum Quartier anweist, so ist dieses ein Betragen, welches ich nicht erwartet und wofür ich (als beleidigend) von Sr. Königl. Majestät genugthuung fordern werde. Eben so wenig ist es passend mir das Quartier des Herrn Major v. Blücher anzuweisen, da sich bei mir die Geschäfte des Gouvernements und die des Brigade Generals Concentriren, mithin ich ein weith größeres local Brauche als irgend sonst jemand. Uebrigens muß ich bedauern, daß mich das Schicksaal an einen Ort geführt hat, welcher der einzige in der preußischen Monarchie ist, wo man gegen einen Commandirenden General ein solches Betragen sich erlaubt hat, mir bleibt nun nichts übrig, als das mir zukommende Recht auf einem andern Wege zu suchen.

Stargard den 23. Januar 1809. v. Bülow.

Der Drohung folgte eine Beschwerde bei der Regierung. Sie[1]) lautete:

Obgleich ich zu verschiedenenmalen beim hiesigen Magistrat darauf angetragen, mir ein anderes Quartier auszumitteln, so ist dieses dennoch immer vergeblich gewesen, und ich sehe mich fortwährend so eingeengt, daß ich nicht einmal Raum habe, meine Geschäfte gehörig versehen zu können, in dem, da sich alle Geschäfte des Gouvernements (wegen Krankheit des Gouverneurs) mit denen des Brigade Generals concentriren, meine Expedition von nicht geringen Umfange ist. Eine Hochlöbliche Königl.-Pommerschen-Cammer ersuche ich dahero ganz ergebenst, den hiesigen Magistrat dahin anzuhalten, daß er mir ein anständiges Quartier meinen Posten und meinen Geschäften angemeßen ausmittelt und anweiset.

Stargard den 26. Januar 1809. v. Bülow.

Die darauf am 28. erlassene Resolution der Regierung befahl dem Magistrat, das Nöthige sofort zu reguliren und innerhalb 3 Tagen Anzeige zu machen, da diese Angelegenheit doch abgethan werden müsse.

Wir müssen den Muth der städtischen Behörde bewundern. Sie zeigte sofort an, daß Bülow augenblicklich 5 Stuben nebst Zubehör habe, also mehr als nach dem Regulativ von 1796 erforderlich sei. Trotzdem stelle die Stadt ihm das Wittesche Quartier zur Verfügung; es zu möbliren habe die Stadt theils keine Fonds, *theils sei sie nicht dazu verpflichtet*. Es bleibe also nur übrig, den Witte zur Möblirung anzuhalten oder einen Fonds zum Ankauf der nöthigen Sachen anzuweisen. Auch als gleich darauf von der Regierung die Verfügung des Geheimen Staatsraths und Oberpräsidenten Sack aus Berlin, bei dem Bülow ebenfalls vorstellig geworden war, einlief, welche betonte, daß Bülow als Brigadegeneral auch Platz für seine Expedition haben müsse, und deshalb ein angemessenes

[1]) Das Schreiben liegt nur in einer Abschrift vor.

Quartier mit dem nöthigen Raum für ihn, seine Familie und Expedition verlangte, wartete der Magistrat ruhig auf Bescheid wegen der eben gemachten Eingabe. Inzwischen erfolgte ein neues Schreiben Bülows:

Mit nicht geringen Erstaunen erfahre ich durch ein Schreiben der Königl. Pommerschen Kriegs und Domainen Kammer, daß von Seiten des Wohllöblichen Magistrats gedachter Kammer die Anzeige gemacht, daß die Angelegenheit wegen meines Quartiers regulirt, indem mir zwei Quartiere in Vorschlag gebracht, worunter ich wählen könne, ich muß dieses verneinend beantworten; denn wann mir von Seiten des Wohllöblichen Magistrats eine Wohnung angewiesen worden, wo nichts als die Vier Wände vorhanden, so ist das ebenso gut als wann mir der Blau Himmel zur Wohnung angewiesen wird, folglich wahrhaft beleidigend. Ferner kann eine Wohnung für einen Adjudanten sehr gut seyen, für mich aber die Ohnmöglichkeit enthalten darinnen zu Existiren, mithin so ist mir durch die Wohnung des Major v. Blücher ebenfalls nichts angewiesen, und betrachte ich alles so als wäre noch nichts in der Sache geschehen. Des Königs Majestät haben Aller höchst selbst Natural Einquartierung anbefohlen, indem keine Garnison als permanent betrachtet werden soll, und habe ich auf allerhöchsten Befehl den Commandeurs bekannt machen müssen, daß diesem zufolge niemand sich in der Art einrichten sollte, als wann das Bleiben an einen Ort beständig wäre. Es sind nicht Cantonirungs Quartiere, sondern in Ansehung der Städte permanente Natural Einquartierung, wo also die nothwendigen Möbeln mit in der Wohnung vorhanden sein müssen.

Es ist nicht mein Wille irgend jemand zu drücken und meine Forderungen werden Stets billig seyn, aber ich kann auch mit völligen Recht verlangen, daß ich mit billigkeit und der gehörigen achtung behandelt werde, ich muß mit meiner Familie Existiren und meine Geschäfte betreiben können, ein paar Prunkzimmer können mir nichts helfen, denn ich muß hinlänglichen Raum haben. Auf das in diesen Augenblick erhaltene Schreiben des Wohllöblichen Magistrats und der hiesigen Bürgerschaft behalte ich mich vor zu Antworten, und füge ich nur hinzu, daß es mir die größte Freude Beruhrsachen wird, wann ich sehen werde, daß alle Klassen der Staats Bürger wahrhaft vereint leben, dieses zu Bewürken ist mein immerwerendes Bestreben.

Stargard den 2t Febr. 1809.

v. Bülow.

Der Zorn schien also etwas verflogen zu sein und die am Schlusse des Schreibens abgegebene Erklärung eine baldige Verständigung in Aussicht zu stellen.

Aber den guten Eindruck verscheuchte sogleich ein zweiter Brief von demselben Tage. Der Wunsch nach einem guten Einvernehmen ist vergessen, der Soldat, der stellvertretende Gouverneur spricht darin und im Vollbewußtsein seiner militärischen Stellung. Er schrieb:

In diesem Augenblick erfahre ich, daß der Geheime Ober-Finanzrath v. Borgstaede nach Berlin ziehen wird, und daß dessen Quartier ein Kriegesrath beziehen will. Nach den Gouverneur General Lieutenant v. Blücher bin ich bis jetzt der erste in der Provinz, ich werde mich nicht gefallen lassen, daß ein jeder Kriegsrath in Ansehung der Wohnung Vorzüge für mich haben soll. Bishero bin ich, (da es meine eigene Sache betrift), schonend verfahren, aber bei einem solchen Betragen werde ich Nahmens des Gouvernements handeln, und ein Gouvernement kann in ansehung der Einquartirung Befehle ertheilen.

Stargard den 2. Febr. 1809.

v. Bülow.

Der Magistrat hatte noch von dem Weggange des Finanzraths v. Borgstede nichts gehört, erfuhr dann aber auf seine Anfrage von dem Wirthe desselben, dem Kämmerer Sydow, daß jener allerdings zu Ostern nach Berlin ziehe, die Wohnung desselben aber schon wieder an den Kriegsrath Geibler vermiethet sei. Dies berichtete der Magistrat dem General und meldete zugleich, daß er die Regierung ersucht habe, entweder den Witte zur Einrichtung der ihm gehörigen Wohnung anzuhalten oder die Mittel dazu aus der Staatskasse anzuweisen. Dann heißt es wörtlich weiter: „Ew. Hochw. Wunsch, daß alle Stände vereint leben mögen, verehren wir und, was von unserer Seite nur irgend geschehen kann, werden wir zur Erreichung dieses zur Beglückung aller Klassen von Unterthanen so wohlthätigen Zwecks sehr gerne beitragen.“ In Bezug auf die Wohnung des Sydow aber wird gesagt: „Sydow ist an seinen Contract gebunden, und wenn E. H. sich überzeugt halten, solchen für ungültig erklären zu können, so sind wir zu sehr untergeordnet, als darüber eine Stimme zu haben. Ob übrigens der Kriegsrath Geibler, der das Logis gemiethet hat, dazu zu wenig qualificiert sei, ist eine Sache, worüber wir nicht zu urtheilen berechtigt sind.“ Wir sehen, die Sprache wird immer heftiger, und das Bürgerbewußtsein macht sich in Wendungen Luft, die das Schlimmste befürchten lassen.

Glücklicherweise trat jetzt ein Umschlag ein, durch wen derselbe hervorgerufen ward, ist nicht ersichtlich. Am 4. Februar trat nämlich auf den Antrag des Majors v. Schon als des Militärkommissarius die Einquartirungskommission zusammen, um dem Wunsche Bülows entsprechend festzustellen, ob Sydow zur Naturaleinquartierung gesetzlich verpflichtet sei.

Die Kommission, aus vier Bürgerdeputirten bestehend, bejahte die Frage einstimmig und nahm jenem die Verfügung über das frei werdende Quartier zu Gunsten des Generals. Gleichzeitig ließ Bülow den Antrag stellen, daß die Einquartierungskommission die Regierung ersuchen möge, das Quartier für ihn, da er die Geschäfte des Gouverneurs bearbeite, für Rechnung der Provinzen zu beschaffen. Man beschloß jedoch, den General zu bitten, diesen Schritt selbst zu thun.

So schien die Sache endlich zu allseitiger Zufriedenheit erledigt. Indeß Bülow mochte mit dem Umzuge nicht bis Ostern warten, und so befahl denn die Regierung, unter Hinweis auf die frühere Verfügung des Oberpräsidenten, daß der Magistrat den General um eine Nachweisung der für die Wittesche Wohnung nothwendigen Möbel ersuche und den Hauseigenthümer zur Beschaffung derselben auffordere. Weil Witte sich jedoch weigerte, dem Befehle nachzukommen, Bülow aber schon am 26. Februar einziehen wollte, so wies die Regierung den Magistrat an, die Möbel zunächst auf einen Monat zu miethen bezw. zu kaufen, die Kosten aber einstweilen aus den bereitesten Fonds zu bestreiten. Die Frage, wer die Zahlung endgültig zu leisten habe, blieb späterer Entscheidung vorbehalten. Weil jedoch der Magistrat erklärte, daß er überflüssige Mittel nicht habe, die Vermiether und Verkäufer der Möbel aber nicht abließen, um ihr Geld zu mahnen, so bewilligte endlich die Regierung die Zahlung aus der Kriegskasse und wies auch im folgenden Jahre die Miethe für die Zeit vom 1. März 1809 bis zum 1. April mit 116 Thlr. 16 Gr. an.

So war denn die heikle Streitfrage geschlichtet. Gleichwohl sind damit die Akten über Bülows Quartierangelegenheit noch nicht geschlossen. Im April des Jahres 1810 erschien nämlich ein neues Servisreglement, welches den Offizieren die Wahl zwischen Servis und Naturalquartier ließ.

Bülow entschied sich mit Rücksicht auf die ungenügenden Servissätze für das letztere. Die Geldvergütigung, erklärte er der Regierung, sei völlig unzulänglich, um davon Haus- und Stallmiethe nebst Feuerung zu bezahlen, da die Miethen in Stargard weit höher als in Berlin wären. Die Servisdeputation erhielt demnach die Anweisung, dem General ein möblirtes Quartier zu beschaffen. Gar zu gern hätte die Stadt sich dieser Pflicht überhoben gesehen; sie bot deshalb Bülow, obschon ihr nur der Servis zweiter Klasse vergütet ward, den erster Klasse an, allein dieser lehnte die Geldvergütigung ab, und so blieb der Stadt nichts weiter übrig, als selbst für Naturalquartier und Feuerung zu sorgen. Sie hatte dabei für die Zeit vom 1. Mai 1810 bis 1. September 1811 einen Ausfall von 183 Thlrn., da sie nur 225 Thlr. Servis erhielt und 175 Thlr. Miethe und 93 Thlr. für Feuerung (18 Klafter Holz à 5 Thlr. 4 Gr.)

zahlen mußte. Außerdem kosteten die angeschafften Möbel 162 Thlr. Bülow erhielt sein Quartier bei der Frau Bürgermeister Hartmann in der Breiten Straße (Nr. 33).

Das nächste Jahr scheint ohne weitere Zerwürfnisse vorübergegangen zu sein. Erst im Mai 1811 beginnt der Schriftwechsel von neuem. Bülow wandte sich damals von Treptow aus, wohin er für den Sommer übergesiedelt war, an den Magistrat mit dem Gesuche um eine andere Wohnung. Er schrieb:

Da es keinem Zweifel unterworfen, daß mit eintrit des Herbst sämtliche Truppen wieder in ihre bisherigen Garnisons einrücken, folglich ich für meine Person wieder nach Stargard zurück kehren werde, so muß ich einen Wohllöblichen Magistrat Dienstlichst ersuchen; in ansehung meiner Wohnung (da meine bisherige von solcher Beschaffenheit, daß ich nicht länger darinnen wohnen kann) das nöthige zu Veranstalten und mir von den genommenen Maasregeln zu benachrichtigen.

Treptow a. d. R. den 27. May 1811. v. Bülow.

Leider konnte die Servisdeputation keine neue angemessene Wohnung finden, und so sah sie sich genöthigt, die alte zu behalten. Sie versäumte aber nicht, die Besitzerin zu verpflichten, die Zimmer schleunigst in guten Stand zu setzen. Dies ward Bülow gemeldet, worauf er Folgendes erwiderte:

Aus dem geehrten Schreiben Eines Königl. Wohllöblichen Magistrats zu Stargardt, habe ich zwar ersehen, daß mein bisheriges Quartier bei der verwitweten p. Hartmann, aufs neue, bis Michaeli n. J. gemiethet, und Letztere angewiesen worden ist, dasselbe gehörig in Stand zu setzen, gleichwohl muß ich bemerken, wie ich in der ganzen Zeit, daß ich dieses Quartier inne habe, die unangenehme Erfahrung gemacht, daß von der erwähnten Besitzerin, nicht das Geringste zur Instandsetzung und Ausbesserung geschieht. Wenn daher ein Wohllöblicher Magistrat in dem gegenwärtigen Fall, die unbedingt nothwendige völlige Ausbesserung meines Quartiers lediglich der p. Hartmann überläßt, und solche nicht unter eigner Aufsicht gegen verhältnißmäßige Einbehaltung der Miethe, bewerkstelligen läßt, so wird dies die unausbleibliche Folge haben, daß die Miethe zwar an die p. Hartmann gezahlt, mein Quartier aber völlig in dem alten Zustande gelassen wird, wodurch es bei meiner im Herbst erfolgenden Rückkehr gänzlich unbrauchbar sein muß. Ich finde mich daher veranlaßt Einen Wohllöblichen Magistrat hierauf aufmerksam zu machen, und denselben angelegentlich zu ersuchen diesem unangenehmen Ereigniß bei Zeiten vorzubeugen.

Treptow am 18ten Juni 1811. (gez.) v. Bülow.

Im Spätsommer kehrte Bülow nach Stargard zurück. Hier machte er, da er inzwischen in Berlin die Enthebung von seinem Posten erwirkt hatte, dem Magistrate am 27. September davon Anzeige und beantragte die Belassung seines alten Quartiers. Er schrieb eigenhändig:

Des Königs Majestät haben Allergnädigst entschieden, daß ich bis zum Abgehen einer anderweitigen Bestimmung in Stargard nebst Beibehaltung meines bisherigen vollen Etats verbleiben kann. Diesem gemäs ersuche ich einen Wohllöblichen Magistrat ergebenst, das bishero inne gehabte Natural Quartier, mir fernerhin anzuweisen und das nöthige dieserhalb gefälligst zu erlassen.

Stargard den 27. Septbr. 1811.

v. Bülow.

Der Magistrat, an dessen Spitze jetzt der frühere Regimentsquartiermeister Lehmann stand, zeigte sich aber wieder nicht gefügig; er antwortete sofort, daß in diesem Falle die Stadt zu einer solchen Leistung nicht verpflichtet sei, vielmehr die Provinz die Miethe tragen müsse. Gleichzeitig machte er der Regierung von dem Verlangen des Generals Anzeige und beantragte, daß demselben, da er von der pommerschen Brigade versetzt sei und also in die Kategorie der nicht etatsmäßigen Offiziere trete, deren Servis die Provinz zahle, aus der Provinzial-Serviskasse die Einquartierungskosten überwiesen würden. „Wir bemerken nur noch,“ heißt es wörtlich weiter, „wie die Kommune bei den beträchtlichen Kosten, die sie bei der Beschaffung des Quartiers für den General v. Bülow gehabt hat, nicht geneigt ist, auch wegen seines Benehmens gegen dieselbe nicht geneigt sein kann, demselben auf ihre Kosten fernerhin freies Quartier mit Möbeln zu bewilligen.“ Allein dieser sachgemäße Antrag ward von der Regierung abgewiesen. Die Stadt sei verbunden, Bülow das Quartier zu gewähren, da ihm nach Allerhöchster Bestimmung Stargard als Aufenthaltsort zugewiesen sei; von wem die Kosten zu tragen seien, würde von der oberen Behörde entschieden werden. Da sich nun Niemand fand, der für den reglementsmäßigen Servis von 225 Thlr. ein vorschriftsmäßiges Quartier, das fünf Stuben für den General, eins für die Bedienten, eine Küche und Stallung für zehn Pferde enthalten mußte, hergeben wollte, so ward das frühere seitens der Stadt für 300 Thlr. von neuem gemiethet. Allein der Magistrat beruhigte sich bei jener Entscheidung nicht, sondern kam mit einer neuen Eingabe. Er legte dar, daß die Stadt an Wohnungsmiethe 300 Thlr., für Holz 93 Thlr., für Stallung 40 Thlr. und für Möbel 32 Thlr., zusammen 465 Thlr. im Jahre werde ausgeben müssen, während sie nur 225 Thlr. Servis und 27 Thlr. Stall-

miethe erhalte, und fragte, da die Frage, wer die Kosten schließlich zu tragen hätte, eine offene geblieben wäre, ob die Verträge abgeschlossen werden sollten. Indeß die Regierung wollte sich auf keine bindende Erklärung einlassen, auch für nichts weiter als den reglementsmäßigen Servis bürgen. Da beschritt der Magistrat den Beschwerdeweg; allein die Sache kam auch auf diesem nicht zum Austrage, da Bülow bald nachher nach Preußen versetzt und damit die Beschwerde vom Oberpräsidenten für erledigt erklärt ward.

Gewiß war der Magistrat froh, auf solche Weise einer lästigen Sorge überhoben zu werden, und ohne Zweifel auch Bülow, aus einer so hartnäckigen Umgebung zu scheiden. Die Trennung geschah unter verbindlichen Formen. Der General nahm in folgendem, an den Oberbürgermeister gerichteten Schreiben Abschied:

Indem ich heute von hier nach Marienwerder reise, hört die Verbindlichkeit der hiesigen Stadt zur Verabfolgung eines Natural-Quartiers an mich mit diesem Monate auf. Da ich indessen genötigt bin, meine Frau und meine Familie bis zu Ostern k. J. hier zurückzulassen, so werde ich die Wohnungsmiethe vom 1ten Januar ab bis dahin selbst entrichten; muß aber zur Vermeidung übertriebener Forderung Euer Wohlgeboren ergebenst ersuchen, mir die Bedingung wissen zu lassen, unter welcher die hiesige Servis Commission mein Quartier von der Madam Hartmann gemiethet hat, damit ich gleichfalls auf selbige eingehen kann. Ebenmäßig bin ich so frei Euer Wohlgeborn ergebenst zu ersuchen, die wenigen Meubles, die mir von Seiten der Stadt hierher geliefert worden sind, noch in meiner Wohnung zu belassen, da solche vorläufig wohl zu keinem andern Zweck gebraucht werden dürften.

Ich ergreife diese Gelegenheit, um mich Euer Wohlgeboren freundschaftlichen Andenken bestens zu empfehlen, und bitte von der steten Fortdauer meiner vollkommenen Hochachtung für Sie, und für die achtbaren Bewohner dieser Stadt versichert zu bleiben.

Stargardt am 26ten Dezber 1811.

(gez.) v. Bülow.

Darauf erwiderte der Magistrat u. A.: „Es wird uns zum Vergnügen gereichen, E. Hochw. Frau Gemahlin die der Stadt gehörigen Möbel bis zur Abreise zu überlassen. Auch wir empfehlen uns und die Kommune E. H. zum geneigten Andenken und versichern zugleich E. H. die ehrfurchtsvolle Hochachtung für jetzt und jede Zukunft.“ Ja es blieb nicht bei diesen höflichen Worten, sondern der Magistrat bewilligte, da Frau v. Bülow für das Vierteljahr von Weihnachten bis Ostern nur 45 Thlr.

Miethe zahlen wollte, den fehlenden Betrag von 30 Thlrn. aus städtischen Mitteln. —

Die Begeisterung des preußischen Volkes vor dem Beginn des großen Freiheitskampfes ließ schnell etwaige Mißhelligkeiten vergessen, die vorher das Verhältniß zwischen Militär und Bürgerschaft getrübt hatten. Selten hat größere Eintracht alle Schichten der Bevölkerung vereint, als damals. Mit Jubel ward am 1. März 1813 in Stargard das tapfere Füsilierbataillon des 1. pommerschen Regiments, das siegesmuthig aus Rußland heimkehrte, und sein kühner Führer, der Major v. Borke, begrüßt; es ist nicht zu bezweifeln, daß man auch den General v. Bülow mit herzlichem Zurufe empfing, als er Tags darauf in der Stadt erschien. Bülow blieb eine Woche daselbst und besuchte sogar die in jenen Tagen abgehaltene Prüfung im Gymnasium (collegium Groeningianum). Ja er ließ seine Gattin in Stargard einstweilen ihren Aufenthalt nehmen — ein Beweis dafür, daß er die früheren Unannehmlichkeiten vergessen und die Stadt jetzt für einen wohnlichen Aufenthaltsort hielt.

17*

General v. Rüchels Streit mit dem Landrathe seines Kreises (1809).

Mitgetheilt
von
Dr. Blasendorff.

Im Dezember des Jahres 1809 kehrte bekanntlich der Hof aus Königsberg nach Berlin zurück. Die Prinzen Heinrich und Wilhelm nahmen ihren Weg durch die Neumark, der König und die Königin nebst deren Kindern und dem Gefolge schlugen die durch Pommern über Neustettin und Stargard führende Poststraße ein: Bei der großen Zahl der hohen Reisenden sah sich die pommersche Regierung genöthigt, auch die Ritterschaft zur Gestellung von Pferden heranzuziehen, obschon diese zu einer solchen Leistung gesetzlich nicht verpflichtet war. Sie erließ zu diesem Zwecke an die Landräthe folgende Verfügung:

„Seiner Königlichen Majestät höchste Person werden mit Dero gesammtem Königlichen Hause und übrigem Gefolge die Reise von Preußen nach Berlin unternehmen.

„Ohnerachtet dazu zwar mehrere Reiserouten regulirt sind, so macht doch die große Anzahl der für die Allerhöchsten Reisenden und Ihrer Umgebungen, auch der in Ihrem Gefolge sich findenden Militär- und Civilbeamten erforderlichen Wagen eine große Anzahl von Vorspann zu deren Fortkommen nöthig, so daß nicht nur alle zum Vorspann verpflichteten Corpora herangezogen, selbst die nächsten ritterschaftlichen Kreise in Anspruch genommen werden, sondern auch einige Aemter ihre Stationen doppelt abfahren müssen.

„Uebrigens will die Königliche Regierung nicht erwarten, daß ein oder der andere Kreis-Einsasse sich in diesem Nothfalle der Gestellung dieser Extrapostmäßigen Hülfspferde weigern werde, da es einleuchten muß, daß

bei der Unzulänglichkeit der Postämter, Posthaltereien und Städte das platte Land um so mehr zutreten müsse, als die eigentlich zu Vorspann verpflichteten Aemter und Corpora selbst aus der Ferne doppelt und dreifach herangezogen werden müssen.

„In jedem Falle hält sich die Königliche Regierung versichert, daß der Landrath . . . dergleichen Widersprüche, die ohnehin eine ungünstige Meinung von dem guten Willen erregen müßten, zu beseitigen wissen werde."

Diese Verfügung stieß zunächst bei vielen Mitgliedern der Ritterschaft, welche darin einen neuen Eingriff in ihre Rechte sahen, auf hartnäckigen Widerspruch, doch gelang es den Landräthen, denselben rechtzeitig zu stillen. Einen besonders harten Stand hatte der Landrath des Naugarder Kreises, Major v. Dewitz; indeß schließlich beruhigte auch er die aufgeregten Gemüther. In der Correspondenz, welche er über diese Angelegenheit zu führen hatte, ist besonders sein Briefwechsel mit dem bekannten General v. Rüchel, dem Besitzer des Gutes Haseleu, interessant. Derselbe betraf nicht sowohl die Vorspannleistung an sich, sondern die Form, welche der Landrath für die Ausschreibung derselben gewählt hatte. Dewitz hatte nämlich dem Circular, in welchem er den Kreisständen die Regierungsverfügung mittheilte, gleich die nöthigen Requisitionsscheine beigefügt und hierzu das für sonstige Vorspannleistungen übliche Formular benutzt, in welchem die Worte standen, daß bei Strafe der Execution nicht das geringste zu verabsäumen sei. General v. Rüchel, ohnehin mit den neuen staatlichen Einrichtungen unzufrieden, sah in diesem Verfahren seines Landraths eine grobe Rücksichtslosigkeit und machte seinem Unwillen durch folgende, dem Circular beigelegte Zeilen Luft. Er schrieb oder vielmehr diktirte seinem Schreiber:

Ein jeder alter Pommerscher Landstand weiß, daß nach den Statuten der Provinz, so lange solche nicht völlig über den Haufen geworfen sind, außer den Kriegs- und Marschfuhren aus reglementsmäßiger Pflicht die adlichen Güter für die Person Sr. Majestät keinen Vorspann gestellen. Dies weiß und fühlt sogar die Regierung. Sie requirirt daher. Ein jeder Mann von Gefühl und Ehre wird in der Sache selbst dem Könige, seinem Herrn, freiwillig nicht bloß ein Paar, sondern alle seine Pferde gestellen, die er hat. Das versteht sich — und ich selbst habe die meinen im Kriege gegeben. Wenn aber das sonst Wohllöbl. Kreisdirectorium da in seinem gewöhnlichen unangenehmen Stil bei Strafe der Execution befiehlt, wo dessen höhere Behörde bescheiden bittet, so ist dies ein unschickliches Unding, welches man, da dieser Stil nur zu oft repetirt, öffentlich rügen, für die Zukunft ernstlich verbitten und der hohen Regierung oder Sr. Majestät selbst anzeigen muß, wie durch dergleichen Sachen und nur üble

Impression erregende Anmaßungen dem guten Geiste geschadet und Sr. Königlichen Majestät Absicht unnützerweise entstellt wird.

Haseley, den 12. Dezember 1809.

Rüchel,
Königl. General der Infanterie, Ritter.

P. S. Wer namentlich die Pferde aus meinem Dorfe giebt, die ich am besten kenne, das überlasse der Herr Major und Kreisdeputirte meiner eigenen Sorge. Das ist schon stark mit den modernen Deputationen.[1])

Rüchel.

Auf diesen Vorwurf antwortete Dewitz am 15. Dezember, daß er die gedruckten Formulare, welche den Landräthen von der Regierung zugefertigt würden, nur zur Beschleunigung der Sache, nicht in der Absicht, einen unangenehmen Eindruck zu machen, gebraucht, und es ihm leid thäte, wenn seine Maßnahme solchen hervorgerufen hätte. Künftig würde er bei ähnlichen außerordentlichen Gelegenheiten die Worte „bei Strafe der Execution" streichen. Zum gewöhnlichen Gebrauche aber würde er sie auch ferner anwenden, bis die vorgesetzte Behörde eine andere Form vorschreibe 1. weil die Behörde sie zugefertigt, 2. weil es nicht möglich sei, sich bei jeder Gelegenheit so vielen verschiedenen Gesinnungen und Meinungen angemessen auszudrücken und 3. weil nun doch für die Säumigen, die sich nur zu oft und fast bei jeder Gelegenheit fänden, in jedem Falle ein Zwangsmittel da sein müsse, wenn der Geschäftsmann die ihm höheren Orts bei persönlicher Verantwortlichkeit werdenden Befehle und Aufträge zu erfüllen fähig bleiben solle. Sein Schreiben schloß dann mit den Worten: „Ew. Excellenz muß ich es gehorsamst überlassen, dies Einer K. Regierung, meiner vorgesetzten Behörde, oder Sr. Majestät, meinem allergnädigsten Herrn, anzuzeigen."

Noch an demselben Tage erwiderte Rüchel eigenhändig auf diesen Brief folgendermaßen:

Wenn der Herr Major und Kreiß Deputirter von Dewitz Hochwohlgeboren eingestehen wie Sie es mir gestehen müssen daß Sie Unrecht gethan haben, Ihre Instruction von der Regierung Ihrer vorgesetzten Behörde überschritten zu haben, indem Sie da in dem gewohnten unangenehmen Styl mit Militairischer Execution drohen, wo die höhere Behörde nur bescheiden requirirt, so repetiren Dieselben nur das, was ich habe sagen wollen. Im übrigen füge ich nochmals hinzu, daß dergleichen unangenehme

[1]) Den letzten Satz hat Rüchel eigenhändig hinzugefügt. Wahrscheinlich war er nicht in die Deputation gewählt, welche den König begrüßen sollte.

Impressionen ganz Ihre Allerhöchste Intention zuwiderlaufen, dem guten Geiste völlig schädlich und den Geschäften gänzlich unnütz.

Dies nehmen Ew. Hochwohlgeboren schon einem Manne nicht übel, der in den Staats Geschäften groß und grau geworden ist, und die Schicklichkeit der Grenzlinien sehr genau kennt, die da zwischen uns und einem Landrathe vorhanden.

Haseleu, den 15 Dez 1809 Rüchel.

Diese derbe Abfertigung beantwortete Dewitz am 17. Dezember in ruhiger und besonnener Weise. Er habe allerdings die Instruction überschritten und also als Mensch gefehlt. Uebrigens finde er kein Vergnügen an der Execution, und wenn er solche wegen Ausbleibens der Contributions- und Feuerkassengelder an einige Orte geschickt habe, so sei dies mit Fug und Recht geschehen, bei den Contributionsgeldern sogar auf Befehl der Regierung. Er schließt dann mit einer Wendung, welche den Verdacht erregt, als ob Rüchel seine Zahlungen auch nicht immer ganz pünktlich geleistet. Die Worte lauteten: Schließlich füge ich eine Restdesignation mit der gehorsamen Bitte bei, die Reste, wo möglich noch im Laufe dieses Monats, abführen zu lassen.

Es scheint, als wenn Rüchel durch diese Erklärung beruhigt worden sei, denn dem an demselben Tage bei ihm eintreffenden Circular des Landraths, welches noch nähere Anweisungen über die bei Gestellung der Pferde zu beobachtenden Regeln enthielt, fügte er eigenhändig die Worte bei:

Haseleu, den 17ten December: Alles würcklich nöthige wird besorgt werden, die gar zu vielen Unteraufseher möchten mehr hinderlich als förderlich seyn. Die landräthlichen Oberaufseher sind guth, die Listen von Königsberg müßen diesmahl sehr ungewiß und schwankend eingeleitet seyn, so nicht zu mancher sonst befremdenden Weiläufigkeit die Veranlassung geben mag. Rüchel.

Das Berlinische Urkundenbuch.

Amicus Plato, sed magis amica veritas.

Das besondere Interesse, welches dem Historiker die Geschichte der Stadtgemeinden bietet, liegt wesentlich in deren Entwickelung während des Mittelalters. Mit weitgehenden Befugnissen auf den Gebieten der Administration und Jurisdiktion bewidmet, standen sie alle, auch wenn sie eigentliche Reichsfreiheit nicht erlangt hatten, als mehr oder weniger selbstständige Staaten im Staate da. Für Wachsthum und Erhaltung ihres Wohlstandes, für Ausbildung von Gewerben und Künsten, für Aufrechterhaltung von Ordnung und Zufriedenheit in der Gemeinde waren sie einzig und allein auf die Thatkraft der eigenen Bürger angewiesen. So entwickelten sich hinter ihren Gräben und Mauern Prinzipien und Institutionen, welche hervorragenden Antheil an dem Ausbau des modernen Staates hatten. Insbesondere ist das in allen bedeutenderen Gemeinwesen sich darbietende Bild von dem Kampf des ursprünglich herrschenden Patriziats mit den Gewerken bis zur Einführung einer Art von Repräsentativverfassung typisch für die Entwickelung des Gesammt-Staatswesens.

Mit dem Erstarken der Fürstenmacht gegen Ende des 15. Jahrhunderts und der dadurch bedingten Beseitigung der Autonomie der Städte schwindet das allgemeine Interesse an ihrer Geschichte. Die Betrachtung dessen, was sie bewegt, muß zurücktreten hinter der Beobachtung der nunmehr erst beginnenden Landesgeschichte, deren integrirenden Theil jetzt die einzelne Stadtgeschichte bildet. Die ferneren Schicksale der Städte werden dem Lokalforscher noch genug des Anziehenden bieten und dürfen sicher nicht vernachlässigt werden, aber sie hören auf, historische Objekte erster Ordnung zu sein.

Berlin, um diese Kollektivbezeichnung für die Schwesterstädte Berlin und Köln mit ihren späteren Annexen zu gebrauchen, hat nur eine verhältnißmäßig kurze Periode solch freier Entwickelung genossen. Erst um



die Mitte des 13. Jahrhunderts, während rechts und links der Elbe schon stattliche Städte emporgeblüht waren, tritt es uns, allerdings als kräftig ausgebildetes deutsches Gemeinwesen, entgegen. Seine Vorgeschichte ruht in Dunkel und ist ein ergiebiges Jagdgebiet für Freunde hypothetischer Geschichtsmacherei. Kirchliche und politische, bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts hineinreichende Wirren übten nothwendigerweise hemmenden Einfluß; bereits der zweite Markgraf aus Hohenzollernschem Stamme legte, indem er seine Burg auf dem Kölnischen Werder erbaute, dem nicht willig sich fügenden Bürgerthum den Kappzaum an.

Und wie vieles aus dieser etwa zweihundertjährigen Periode ist dunkel! Eigene Chronisten hat dieselbe nicht erzeugt, wenigstens besitzen wir nichts von ihren Werken; Geschichtschreiber benachbarter Länder geben ab und an eine dürftige Notiz; im übrigen ist man auf Urkunden beschränkt, aus welchen, infolge der Verluste in den großen Bränden des 14. Jahrhunderts, dann aber auch wegen der Eigenart dieser Quellen, sich nur ein lückenhaftes Bild gewinnen läßt. Es ist, als ob man von hohem Berge in ein weites Land schaut, welches von dichtem Nebel durchwogt ist; nur hier und da tritt, von der Sonne beleuchtet, die Kuppe eines Hügels, die Spitze eines Thurmes, der Wipfel eines Baumes hervor; man ahnt den Zusammenhang, die Beziehung der einzelnen Gegenstände zu einander, aber die Felder, die Wiesen, die Gewässer, alles das, was dem Bilde Leben verleiht, bleibt verborgen.

Darin liegt der Grund, daß eine befriedigende Geschichte des mittelalterlichen Berlins noch nicht existirt; einzelne Kapitel daraus sind monographisch bearbeitet, fleißige aber unzureichende Versuche sind bereits im vergangenen Jahrhundert gemacht, bei weitem das meiste ist unerfreuliche Dilettantenarbeit.

Bei dem gewaltigen Wachsen der Bedeutung Berlins in neuester Zeit mußte aber das Verlangen nach einem solchen, der Würde der Stadt und den Anforderungen der Historik entsprechenden Werk immer reger werden. „Man will auch die Jugend des mit solcher Kraft und Wirksamkeit auftretenden Mannes kennen lernen, man möchte schon in den Anfängen die Spuren und Bedingungen seines Wachsens, seines Gedeihens und seiner gegenwärtigen Geltung erkennen“ (Worte der Einleitung zur „Berlinischen Chronik“).

Der im Jahre 1865 ins Leben gerufene „Verein für die Geschichte Berlins“ hielt sich daher für berufen, hier in die Lücke zu treten, und übertrug die Zusammenstellung einer „Chronik“ dem um die Sammlung des Materials für die Geschichte der Hauptstadt verdienten Stadtarchivar Fidicin, ihm „den Rath und die Hülfe derjenigen Mitglieder des Vereins

zu Gebote stellend, welche sich mit Vorliebe gleichen Arbeiten schon unterzogen." Die „Chronik" sollte die unzweifelhaften Ergebnisse der Kritik zusammenstellen, nur erweisliche Thatsachen, schlicht, einfach, aber zuverlässig geben und nichts enthalten, was nicht in den Arbeitssitzungen des Vereins geprüft worden.

Für eine solche Arbeit war indessen der Boden offenbar noch nicht genügend vorbereitet. Schon vorher war von der Lückenhaftigkeit des Materials die Rede; dazu kommt, daß die Urkunden zwar zum größten Theil bereits gedruckt, aber weit zerstreut, in nicht überall zugänglichen Werken, bei Gercken, v. Raumer, Riedel, Fidicin, in Monographien und, was das ärgste ist, schlecht gedruckt sind, nach Prinzipien, die vor den heutigen Anforderungen der Wissenschaft längst nicht mehr Stich halten. Hier galt es, zuerst den Hebel anzusetzen; auf die Quellen mußte zurückgegangen werden, sie waren zu ermitteln, zu sammeln, zu prüfen und zu vergleichen. Dies Material war dem Geschichtsfreund in sauberer kritischer Bearbeitung vorzulegen, denn der „Chronist" war der ihm gestellten Aufgabe zufolge gezwungen, sich zu seiner Rechtfertigung bei Schritt und Tritt darauf zu berufen, und zwar so zu berufen, daß seine Kontrollirung möglich war. Mit andern Worten: ehe die Bearbeitung der Geschichte in irgend einer Weise, als Chronik oder in der wissenschaftlicheren Form systematischer Darstellung, in Angriff genommen werden durfte, mußte ein Urkundenbuch hergestellt werden.

Als man daher im Jahre 1868 trotzdem die ersten Bogen der „Chronik" herausgab, begann man, das Pferd gewissermaßen am Schweife aufzuzäumen.

Der Verein hätte allen historischen Sinnes entbehren müssen, wenn er diesen Uebelstand nicht bald selbst erkannt hätte. So erschienen denn vom Juli 1869 ab die ersten Bogen des „Urkundenbuches zur Berlinischen Chronik", welches nach eilf Jahren seinen Abschluß fand.

Daneben fuhr man aber ruhig fort, die „Chronik" weiter erscheinen zu lassen, und es stellte sich das eigenthümliche Verhältniß heraus, daß in der ganzen Chronik unseres Wissens nicht ein einziges Mal das zum Belege für dieselbe bestimmte Urkundenbuch citirt wird.

Da sonach die „Chronik" als der Extrakt des in letzterem niedergelegten Urkundenmaterials nicht anzusehen ist, es uns aber auf dessen Würdigung in erster Linie ankommt, könnten wir jene ganz aus dem Kreis unserer Besprechung ausschließen. Da sie aber andererseits die neueste, auf sog. Quellenstudien beruhende Zusammenstellung der Geschichte Berlins ist, und da ihr Herausgeber, so viel dem Ref. bekannt, hervorragenden Antheil an der Bearbeitung des Urkundenbuches genommen hat, so

schicken wir einige bei gelegentlicher Benutzung gemachte Beobachtungen über sie voraus.

Dem Programm gemäß sollten Vermuthungen, nicht beglaubigte Annahmen oder nur Wahrscheinlichkeiten ausgeschlossen bleiben. Allein von Sp. 32 bis 44 wird nicht eine urkundlich beglaubigte Thatsache vorgetragen, sondern die wendische Ur- und die deutsche Vorgeschichte konjektural auf Grund anderweitiger Analogien dargestellt. Einzelnheiten übergehen wir und machen nur auf den in seiner Formulirung unverständlichen Satz (Sp. 38) aufmerksam: „die Art, in welcher die Einrichtung des Stadtwesens in Berlin etwa erfolgte, entnehmen wir aus den von Brandenburg um 1253 gemachten Mittheilungen und andern glaubhaften Quellen." Welches die letzteren seien, wird verschwiegen, die ersteren aber sind die Rechtsmittheilung, welche nicht die brandenburgischen, sondern die Berliner Rathmannen an Frankfurt a. O. machten „sicut traditum tenemus a Brandenburgensibus." Allgemeine Landes- und Regentengeschichte sollte nur gegeben werden, wenn sie in unmittelbarer Beziehung zur Entwickelung der Stadt steht — von Sp. 208—211 finden wir die wenig authentische Ermahnung des sterbenden Joachim I. an seinen Nachfolger deutsch in extenso abgedruckt, von Sp. 212—214 ein Dank- und Einladungsschreiben desselben Kurfürsten an den Abt Johannes Trittenheim, Stücke, die höchstens in das Urkundenbuch gehört hätten, dort aber, da sie nichts spezifisch Berlinisches bieten, ebensowenig Aufnahme finden durften, wie in der Chronik das Schlußkapitel „Geschichte der Reformation des Gottesdienstes und der christlichen Kirche in der Mark Brandenburg und in Berlin." In diesem, an erheblichen, in der Chronik überhaupt oft genug sich zeigenden, stilistischen Schwächen krankenden, 21 Foliospalten umfassenden Aufsatz wird Berlin nur ganz kurz anläßlich des Besuches Tetzels (Sp. 220), der Flucht der Kurfürstin Elisabeth (Sp. 227, 228), der Umwandlung des Dominikanerklosters in ein Domstift (Sp. 232) und des ersten öffentlichen lutherischen Gottesdienstes (Sp. 234) erwähnt, während Frege über die Reformationsgeschichte Berlins ein ganzes Buch zu schreiben vermochte.

Zur Charakterisirung des Geistes, welcher die ganze Chronik durchweht, mögen einige Sätze aus der Schilderung des allgemeinen Kulturzustandes Berlins in der Zeit von 1380—1411 dienen, welche an Trivialität ihres Gleichen suchen. „Die Wohnhäuser der Bürger, obgleich sie in ihrer Bauart meistentheils den Charakter der Einfachheit hatten, waren von einander doch unterschieden und boten die größte Mannigfaltigkeit dar" (Sp. 137). „Nach den heutigen Begriffen von Anstand und Bequemlichkeit kann das häusliche Leben unserer Vorfahren nicht sonderlich ansprechend

gewesen sein." Die Wohnungsräume waren beschränkt; „Besuche und Gastereien konnten daher auch wohl nur wenig stattfinden" (Sp. 140, 141). Dagegen heißt es Sp. 143: „Auf die Tischfreuden und überhaupt auf die materiellen Genüsse waren in Ermangelung edlerer unsere Vorfahren wohl meistentheils angewiesen; und da man die „feine Küche" nicht kannte, so suchte man diesen Mangel durch größere Massen von Speisen, namentlich des Fleisches, auszugleichen." „Die Kolonialwaaren mangelten, da die Seewege nach Ostindien und Amerika noch nicht entdeckt waren, fast gänzlich; Thee und Kaffee kannte man nicht" (Sp. 141). Die Mittheilungen über die Einführung der Kartoffeln, des Blumenkohls und Spargels in der Mark, sowie der als Gewürz dienenden „Lorbeeren" hätten wir an dieser Stelle dem Verfasser gern erlassen, dagegen aber etwas mehr als die dürftige Notiz Sp. 151 über das Schulwesen Berlins im Mittelalter zu lesen gewünscht; daß Chroniken, Legenden und Sagen germanischer Volksdichtung (warum nur dieser?) damals „nur handschriftlich" existirten, bedurfte doch kaum der Versicherung; daß dieselben nur in Süddeutschland vorkamen, daß nur wenige solcher Bücher in Berlin vorhanden gewesen, ist eine Behauptung, die allein darauf beruht, daß man dem Norden Deutschlands überhaupt weniger geistige Regsamkeit zuzuschreiben pflegt, als dem Süden. Die alten Lieder, welche der sog. Thidreksaga zu Grunde liegen, waren, ausdrücklichem Zeugniß zufolge, im 13. Jahrhundert auf jeder Burg im Sachsenland bekannt, die Sage von den Harlungen ist bei den Städten Brandenburg und Friesack lokalisirt (denn daß dieses in dem niederdeutschen Liede von König Ermenrichs Tode gemeint sei, wie von der Hagen meint, nicht Friesack in Kärnthen, ist gar nicht unwahrscheinlich); bei der Sage vom Grafen Iron von Brandenburg kann man an Vorgänge aus der Geschichte Ottos mit dem Pfeil denken, aus der Heldensage entnommene Personennamen (Herlinga, Dietmar v. Osterburg und sein Sohn Dietrich, Wittich, Günther, Rüdeger, Hartnit) finden sich nicht allzu selten in der Mark, am Hofe Heinrichs d. Löwen übersetzte Eilhart v. Hoberge den Tristan, Otto mit dem Pfeil ist als Minnesänger bekannt, historische Volkslieder aus der bayerischen Periode existiren, Nachrichten und Fragmente von Reimchroniken über die Zeit des falschen Waldemar sind vorhanden, und der Verfasser kann im Ernst meinen, daß von all diesen dichterischen Erzeugnissen so gut wie nichts über die Mauern Berlins gedrungen sei? Positive Beweise freilich fehlen, und darum hätte der Verfasser besser gethan, ganz von diesem Thema zu schweigen.

Abgesehen von solchen Mängeln der Darstellung findet schon der eilig Durchblätternde sachliche Irrthümer und Fehler, deren einige, wie sie gerade zur Hand liegen, wir verzeichnen.

Die Sp. 15 erwähnte Urkunde vom 4. April 1280 ist von den drei damals noch lebenden Söhnen Ottos III., Otto V. d. Langen, Albrecht III. und Otto VI. d. Kleinen („nos Otto, Albertus et Otto fratres“), nicht von den beiden ersteren und Johanns I. Sohn Otto IV. m. d. Pfeil, ausgestellt; der in der Urkunde vom 10. April 1288 genannte Schreiber heißt Johannes de Barboie (Barby), nicht kurzweg Barboin (Sp. 19); in der Wandinschrift der Klosterkirche heißt es: „sicque dictus miles et principes prefati extiterunt istius claustri fundatores“: „und so wurden die genannten Personen Stifter ꝛc.“, nicht: „und so ragen dieselben als Stifter hervor“ (Sp. 23); Aussteller der Urkunde vom 28. Oktober 1298 ist nicht Otto IV. m. d. Pfeil, (Sp. 29), sondern Otto V. d. Lange; zwei markgräfliche Höfe in Berlin werden nicht schon 1407 erwähnt, denn das Stadtbuch liest an betreffender Stelle nicht, wie allerdings bei Fidicin, histor. diplom. Beiträge I. 193, gedruckt ist „curiis“ sondern „curia“; Anm. 5 Sp. 204 wird unter Verweisung auf v. Raumers codex diplom. contin. II. 181 gesagt, im Jahre 1483 habe Peter Brakow verbotenes Maß benutzt. An der angeblichen Belegstelle ist aber von einem Prozeß der Stadt gegen P. Brakow wegen versuchter Steuerhinterziehung die Rede, während l. c. 188 Thomas Blankenfelde im Jahre 1488 wegen zu kleinen Scheffels angeklagt ist.

Zur besonderen Charakteristik der „Zuverlässigkeit“ der Chr. sei schließlich noch ihrer Darstellung zweier Episoden aus dem 14. Jahrhundert gedacht, von denen die eine die schmerzlichsten Folgen für Berlin hatte, die andere einiges rechtsgeschichtliche Interesse bietet: die Ermordung des Propstes Nicolaus von Bernau und die Hinrichtung des Magdeburger Geistlichen Konrad Schütze.

Betreffs der ersteren heißt es (Sp. 66), das Datum sei zwar nicht genau aufbehalten, spätestens dürfe aber 1326 angenommen werden. Klöden (Waldemar III. 96), an eine Bemerkung der in der Urkunde vom 18. Juni 1345 (nicht 1343, wie die Chronik sagt) enthaltenen Bulle Papst Clemens' VI. (diese Bulle ist datirt Avignon „6. Juli, pontificatus nostri anno tertio“, also 1344; Klöden l. c. S. 98 Anm. 1 datirt sie 18. Juni 1345, unter welchem Datum Bischof Ludwig von Brandenburg sie dem Franziskanerprior in Berlin mittheilte) anknüpfend, bringt den Vorgang sehr ansprechend in Beziehung zu dem von ihm zweifellos richtig ins Jahr 1325 gesetzten Einfall der Polen in die Mark; Tag der That war, wie weiterhin in der Chronik angedeutet wird (Sp. 68), der 16. August („dag na U. Fr. dage wortmisse“), denn an diesem sollte die ewige Lampe und das Sühnekreuz fertig gestellt sein und das Gedächtniß des Ermordeten mit Vigilien und Seelmessen begangen werden (Urk. v. 1. Juli 1335,

Urkundenb. S. 65); die Beerdigung erfolgte in Bernau am 20. August oder 1. September, denn Berlin verpflichtete sich „ipso die Julianae virginis“ zur Feier des „anniversarium deposicionis“ dem jedesmaligen Propst eine gewisse Geldsumme zu zahlen (Urk. v. 18. August 1347, Urkundenb. S. 97), und von den zahlreichen Julianentagen können wohl nur die beiden angegebenen in Betracht kommen; 17. und 18. August wäre zu früh. Klöden übersieht das Datum in der Urkunde von 1335 und setzt, unter Heranziehung des in der Bulle von 1344 genannten „forensis dies“ und mit Berufung auf Küsters Angaben über die Jahrmärkte in Berlin, die That auf die Fronleichnamsoctave (13. Juni 1325) oder bald nachher. Fidicin (histor. diplom. Beitr. V. 489) merkt dagegen aus älteren Kämmereirechnungen als Berliner Jahrmärkte nur Fronleichnam und Exaltatio crucis (14. S.), als Kölner Gründonnerstag und Laurentii (10. August) an; letzteren Termin allein könnte der Papst im Sinne gehabt haben. Die Urkunde vom 14. August 1325 (Riedel A. XII. 290), in welcher Markgraf Ludwig dem Bruder des Nikolaus, Pfarrer Heinrich in Eberswalde, eine Holzungsgerechtigkeit verlieh, setzt ebenfalls voraus, daß der Mord damals noch nicht geschehen. Die Erklärung, welche Klöden l. c. S. 101 seiner Datirung gemäß versucht, erscheint gezwungen. Am 4. April 1327 legte der Berliner Anwalt in Lübeck Appellation gegen das Interlocut des subdelegirten Richters, Propst Eckhard von Ratzeburg, ein, welcher apostoli refutatorii am 4. Mai ejd. ertheilte, und diese präsentirte der zum Richter ernannte Bischof Marquard von Ratzeburg erst am 4. September ejd. (fer. 6. post decollat. Johann Bapt., nicht 30. Juni, wie Klöden l. c. III. 106 sagt) in Schöneberg (Fürstenthum Ratzeburg.)

Zur Einleitung des Verfahrens war es unzweifelhaft nöthig, daß der Berliner Propst, nachdem er den Thatbestand vorläufig festgestellt, dem Bischof von Brandenburg oder dem Erzbischof von Magdeburg, dieser dem Papst in Avignon Meldung machte. Von diesem wurde der Bischof von Ratzeburg delegirt, welcher seinerseits seinen Propst subdelegirte; die Vorladungen an die Parteien wurden erlassen, die Angeschuldigten bestellten einen Anwalt, versahen ihn mit Information, und es erging ein Zwischenbescheid. Daß alles dieses in der Zeit vom 16. August 1326 bis zum 4. April 1327, an welchem gegen jenen Zwischenbescheid appellirt wurde, habe geschehen können, ist undenkbar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die am 4. Mai ausgefertigte Verhandlung vom 4. April erst am 4. September an den Ratzeburger Bischof gelangte, und daß der Brandenburger Bischof die bereits erwähnte Bulle Clemens' VI. erst nach fast einem Jahre weiter geben konnte. Es bleibt danach nichts Anderes übrig, als die Mordthat auf den 16. August 1325 zu setzen.

Erst nachdem Vorstehendes niedergeschrieben, ging dem Ref. der 5. Band der v. Löherschen archivalischen Zeitschrift zu, welcher das conjicirte Datum auf das erfreulichste bestätigt. Es heißt dort in den „Vatikanischen Urkunden zur Geschichte Kaiser Ludwigs des Bayern", S. 266 Nr. 321: „21. Okt. 1325 (Pontifex) iudicibus, ut in nonnullos cives oppidorum Berolinensis et Colnensis Brandenburgensis dioecesis, qui praepositum ecclesiae Bernowensis eiusdem dioecesis crudeliter trucidaverunt propterea quod fidelibus suis suaserat, ne Ludovico duci Bavariae, qui se pro marchione Brandenburgensi tunc gerebat, fidelitatis iuramentum praestarent, censuris ecclesiasticis severe procedant." Höchst wichtig ist diese Notiz auch, weil sie das Motiv der That, die treue Anhänglichkeit Berlins an den ihm vom Kaiser gesetzten Herrscher angiebt, anders, als es Klöden aus den allgemeinen Zeitverhältnissen sehr geschickt zu formuliren versucht hat; sodann, weil wir durch sie allein von dem rein kirchlichen Verfahren gegen die beiden Städte erfahren, deren Folge Bann und Interdikt waren, während der geraume Zeit später vom Schweriner Propst instruirte Prozeß eine causa mixta, die von den Verwandten des Erschlagenen geforderte Buße, betraf, indessen als mit jenem connex so behandelt wurde, daß der Papst die Aufhebung der Excommunication nicht bloß von der dem Diöcesan zu leistenden geistlichen Sühne, sondern auch von der Abtragung der Mordbuße abhängig machte (cf. die Bulle vom 6. Juli 1344). Es wird abzuwarten sein, ob die Fortsetzung der bis jetzt nur bis Ende 1326 mitgetheilten „Vatikanischen Urkunden" noch weitere Aufklärung bringen wird.

Für die Vorgänge bei der That selbst beruft sich die Chronik, ohne die Urkunde vom 8. Dezember 1335 (Urkundenb. S. 68) zu nennen, welche allein den Ort: „novum forum in civitate Berlin" angibt, auf die Urkunden vom 18. Juni 1345 (richtiger 6. Juli 1344) und 1. Juli 1335 (mit welcher die vom 8. September ejd., Urkundenb. S. 66, wörtlich übereinstimmt) aus welch letzterer sie heraus liest, daß der Propst, bevor er verbrannt, „niedergeschlagen und getödtet" worden sei. In der citirten Urkunde wird einmal der „Mord" des Propstes erwähnt, dann heißt es, es solle ein Altar errichtet werden „in die parrekerke, dar he gedodit ward", und ein Kreuz „uppe die stede, da er gedodet ward", d. h. nichts anderes als ein Altar in der Kirche des Pfarrbezirks, in welchem der Mord geschehen, und ein Kreuz auf der präcisen Stelle, wo der Propst den Tod fand. Daß derselbe in der Kirche erschlagen, und dann seine Leiche auf dem Markte verbrannt worden sei, wie man wohl angenommen hat (cf. Klöden l. c. 113) scheint der Verfasser der Chronik selbst nicht zu glauben, da er nichts davon sagt, und schwerlich dürfte gegen die oben gegebene Uebersetzung

etwas einzuwenden sein. Dieser Beweis, daß der Unglückliche nicht lebendig verbrannt worden, ist somit hinfällig; Klöden sagt aber: „daß der Propst erschlagen, dann verbrannt wurde, ergeben andere Urkuuden" (l. c. S. 98 Anm. 1). Er macht keine genaueren Angaben; was die vorhandenen Urkunden melden, mag zum Ueberfluß noch erörtert werden.

Die beiden Urkunden 16. März 1334 (Urkundenb. S. 59) sprechen von einem „homicidium", die vom 1. Juli und 8. September 1335 (Urkundenb. S. 65, 66) von „Mord", die vom 21. Mai und 17. Juni 1346 (Urkundenb. S. 93, 94) haben „mors Nicolai dudum interemti", die vom 18. August 1347 (Urkundenb. S. 96, 97): miserabilis mors et interfectio Nicolai cremati et interempti" resp. „mors et interfectio Nicolai cremati", vom 25. März 1343: (Urkundenb. S. 80) „dot des Nikolaus dy gebrand ward tu Berlin". Aus den drei letzten Citaten dürfte man wohl schließen, daß der Tod infolge der Verbrennung erfolgt sei, doch mag das dahingestellt bleiben; unterm 8. Dezember 1335 heißt es aber (Urkundenb. S. 68): „in novo foro misere mortis pertulit exitium planctu dignum", wonach augenscheinlich der Tod auf dem Neuen Markte, dem Ort, wo der Holzstoß errichtet wurde, erfolgte; der Papst weiß nur (6. Juli 1344, Urkundenb. S. 87), daß Nikolaus aus der Berliner Propstei herausgeschleppt und dann verbrannt sei; ganz deutlich äußert sich schließlich die Urkunde vom 15. Juli 1345 (Urkundenb. S. 88): mors Nicolai cremati et reatus homicidii exinde secutus", d. h. der juristische Thatbestand des Mordes wird ausdrücklich als erst durch die Verbrennung vollendet bezeichnet. Von einer vorhergegangenen Tödtung kann somit urkundlich keine Rede sein; daß der Unglückliche auf dem Wege von der Propstei bei S. Nikolai bis zum Neuen Markt arg gemißhandelt worden, und schon halbtodt gewesen, ist allerdings nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich, kann aber den Sachverhalt nicht ändern. Um Wiederholungen zu vermeiden, mag gleich an dieser Stelle bemerkt werden, daß im „Sachregister" zum Urkundenb. S. XIV der Vorgang wörtlich folgendermaßen geschildert wird: „Im Jahre 1327 (!) ward, als er eben nach abgehaltenem Gottesdienst (!) aus der Marienkirche trat (!), gedachter Propst vom Pöbel ergriffen, erschlagen (!) und verbrannt", während in der Chronik auf Grund der Bulle von 1344 wenigstens das richtig angegeben war, daß er von der Propstei direkt nach dem Markte geschleppt worden sei.

Was den andern Criminalfall anlangt, so beruft sich die Chronik (Sp. 107, 108) deswegen auf „Crantzius, chron. Saxoniae cap. 35 (im Text als „die Sächsische Chronik beim Jahre 1364" bezeichnet) und Angelus, annales Marchiae S. 159", hinzufügend, „weitere Nachrichten über diese That finden sich nicht vor." Dies ist unrichtig, denn die Urkunde

des Bischofs Dietrich von Brandenburg (15. Aug. 1364, Urkundenb. S. 153) bezieht sich darauf, was sogar schon Möhsen (Gesch. der Wissenschaften in der Mark Brandenburg I. 310) erkannte. Sie allein gibt den Namen des Getödteten, Konrad Schütze, an, welchen die Chronik nicht kennt, und erzählt deutlich, daß derselbe geköpft worden (ultimo supplicio traditus decollando), während Krantz allgemeiner nur von „ad supplicium pertrahere publico caedentes gladio“ spricht.

Bei genauerer Prüfung ergiebt sich ferner, daß Krantz offenbar nicht zu Rathe gezogen, sondern nur der ihn citirende Angelus benutzt ist. Jener hat kein „chronicon Saxoniae“ (die Uebersetzungen von 1563 und 1582 führen den Titel „Sechsische Chronika“), sondern eine „Saxonia“ geschrieben, wie Angelus übrigens richtig angibt, und das Citat muß lauten „lib. IX, cap. 35“. Dem Angelus entstammen die Worte, welche das Urtheil des Krantz über die That darstellen sollen („der Chronist fährt fort“), bei welchem sie aber lauten: pulchra nimirum sanguinis et vitae dispendio causa vindicanda. Sed qui secuti sunt casus ab utroque gladio, facile obtinuerunt, ut poeniteret cives pertinaciae suae. Qui autem cecidit, non revixit. Nunc poenas solvunt pertinaciae multiplices, sub aquila pulli degentes.“ Angelus sagt, den mit der Verhaftung beauftragten Rathsdienern sei „ein ander großer hauff zugeordnet worden“, woraus die Chronik macht, es habe sich ihnen ein großer Haufen Volks angeschlossen“, während es bei Krantz heißt, die Häscher hätten den Uebelthäter „manu valida“, der kein Widerstand zu leisten gewesen wäre, ergriffen. Vom Ort der Hinrichtung weiß Krantz nichts, Angelus sagt „auf dem Markt“, die Chronik macht daraus: „auf dem Neuen Markt“. Die Beleidigte nennt letztere eine „Bürgersfrau“, Angelus eine „ehrbare Frau“, und Krantz „domina“. Auch ganz Selbständiges erfindet die Chronik hinzu; nach Krantz (und Angelus) war der Hingerichtete des Erzbischofs von Magdeburg „scriba tabellio“, befand sich indessen damals nicht bei seinem Herrn, sondern im Gefolge des Herzogs von Sachsen („tum sequebatur ducem Saxoniae“), die Chronik läßt ihn sich aber „mit seinem Herrn und den Herzögen von Sachsen (ihre Mehrzahl geht auf Angelus' Rechnung) in Berlin aufhalten.“ Ueber die juristische Seite des Falles läßt sich aus dem vom klerikalen Standpunkte aus geschriebenen Bericht des Krantz wenig entnehmen, so viel erhellt aber doch daraus und aus der Urkunde von 1364, daß seitens der Stadt in den herkömmlichen Formen verfahren worden. Die „communis iustitiae ministri“ ergreifen den Uebelthäter und führen ihn „mox“ zur Strafe, zur Todesstrafe durch das Schwert; es liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß das Volk sich der weiteren Justiz bemächtigt habe. Krantz sagt,

der Schreiber habe scherzweise die ihm bekannte Patrizierin aufgefordert, mit ihm ins Bad zu gehen, und da sie sich geweigert, habe er sie lachend losgelassen („recusantem cum risu dimittens“). Nach kanonischem Recht war das gemeinschaftliche Baden beider Geschlechter verboten; Krantz hätte deshalb wohl ein Wort des Tadels für den sittenlosen Geistlichen haben dürfen; die mittelalterlichen Berliner werden zwar, der Zeitsitte folgend, subjektiv schwerlich Anstoß daran genommen haben; immerhin lag aber objektiv in der Aufforderung ein Bruch des allgemeinen Frauenfriedens; darauf stand die Strafe der Enthauptung (nicht auch auf „Mädchen- und Frauenraub“, wie die Chronik Sp. 108 unter Verweisung auf Fidicin, diplom. histor. Beitr. I, 137 sagt; nach dem l. c. aufgenommenen Ssp. II, 13 § 5 werden Nothzüchter, Friedebrecher u. a. m. so bestraft). Während er in die Wohnung des Fürsten eilte, erhob sie das Gerüfte, mit dem die Umstehenden jenen verfolgten, bis die Stadtknechte den auf der „Flucht der That“ Befindlichen ergriffen. Ein Nothgedinge wurde gehalten, in welchem die Schuld leicht durch Eideshelfer bewiesen wurde, und das Urtheil erging. Der Grund der späteren Differenz zwischen der Stadt und dem Erzbischof, über deren Verlauf anscheinend nichts bekannt ist, lag wohl nur darin, daß der Hingerichtete eine eximirte Person gewesen war.

An derselben Unvollständigkeit und Ungenauigkeit, wie die Darstellung dieser beiden Vorgänge, krankt diejenige der Entwickelung der Rechtsverhältnisse Berlins; doch wir verweisen dieserhalb auf die Abhandlung über die Berliner Gerichtsverfassung im 16. Jahrgang der Märkischen Forschungen. Als überflüssig müssen wir noch die dem Text beigegebenen Siegelabbildungen und anderen Holzschnitte bezeichnen, welche folgerichtig in die noch zu erwähnenden Kunstbeilagen zur Chronik aufzunehmen gewesen wären.

Wir gehen nunmehr zur Prüfung des Urkundenbuches über. Zuerst ein Wort über seinen Umfang. Die Selbständigkeit Berlins fand im Jahre 1448 ihr Ende; mit diesem bedeutungsvollsten Abschnitt in seiner Geschichte, oder mit dem Jahre 1450, bis zu welchem sich die unmittelbar wirkenden Folgen jenes Ereignisses bemerkbar machen, hätte die Arbeit geschlossen werden können. Wollte man weiter gehen, so war hier jedenfalls ein Ruhepunkt zu machen, ein zweiter Band zu beginnen, statt darüber hinwegzugehen, als sei nichts geschehen. In diesem zweiten Bande mußte eine passende Auswahl des nunmehr gewaltig überhand nehmenden Materials getroffen werden, im ersten aber war alles mitzutheilen, was an geschichtlichen Aufzeichnungen vorliegt, nicht bloß die Urkunden, sondern auch die spärlich vorhandenen chronistischen Nachrichten, soweit dieselben vor der Kritik zu bestehen vermögen, dem vom Vereine aufgestellten richtigen Grund-

satz gemäß, daß alle überhaupt vorhandenen schriftlichen Nachweise zur Geschichte Berlins im Urkundenbuche gesammelt werden sollten. Denn schlechterdings hätte in der Chronik keine Thatsache mitgetheilt werden dürfen, die nicht aus dem Urkundenbuch zu begründen war, da wir eine Trennung von Urkunden und sonstigen historischen Quellen, wie sie anderwärts nothwendig ist, hier bei der Geringfügigkeit der letzteren für durchaus unpraktisch erklären müssen. Man hätte dann nur, dem von Ennen und Eckertz für Köln gegebenen Vorbilde folgend, den Titel in „Quellen zur Geschichte Berlins" umändern dürfen. Wir denken dabei in erster Linie an das sog. Pusthiussche Chronicon Berolinense. Dasselbe ist zwar 1870 in den kleineren Vereinsschriften publizirt worden, dadurch aber die Zersplitterung, welcher man doch entgegenwirken wollte, wieder vermehrt worden. Soweit dasselbe Auszüge aus anderweit bekannten Schriftstellern enthält, ist es werthlos. Es bietet aber außerdem Urkundenregesten, die sich, soweit die Kontrolle reicht, in der Regel als zuverlässig erweisen, und Notizen, die anscheinend aus alten Stadtrechnungen entnommen sind. Beides war unbedingt aufzunehmen. So die Erwerbung der „curia Stralow" 1358, die Reise zweier Rathmannen nach Tangermünde 1376, die Expeditionen gegen Prenzlau und Angermünde 1403 und 1405, die Angaben über das Frauenhaus 1407, 1412, über die Befestigung der Stadt, 1407, 1418, über den ersten Gerichtstag nach der Trennung beider Städte, 1442, die Bewirthung fürstlicher Personen 1412, 1423, 1434. Ebenso waren die einzelnen rechts- und kulturgeschichtlich wichtigen Eintragungen in das „Buch der Uebertretungen" passenden Ortes nach Berichtigung der unzuverlässigen Lesungen in Fidicins historisch-diplomatischen Beiträgen einzureihen, daneben die für Nationalökonomie und Verfassungsgeschichte schätzbaren Aufzeichnungen der ersten Abtheilung des Stadtbuchs, deren unzureichende Herausgabe durch Fidicin neuerdings wieder Dr. Holtze im Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg betont hat; nicht minder die Nachricht über die Belagerung Berlins im Oktober 1349 (cfr. „Bär" III, 4 ff.), welche auch die Chronik verschweigt. In Form ganz kurzer Regesten war mitzutheilen, wann die Herren der Mark sich in Berlin aufgehalten, auch ohne Urkunden für dasselbe auszustellen. Es ist gewiß von hohem Interesse, zu sehen, daß dem Riedelschen Codex zufolge, nur 16 von Askaniern gegebene Urkunden aus Berlin datirt sind, die erste vom 18. August 1280, die letzte vom 13. April 1319, während deren aus Spandau beispielsweise zahlreiche existiren; es wäre wohl der Mühe werth gewesen anzumerken, wann der einzige Römische Kaiser Deutscher Nation, der je Berlin besuchte, Karl IV., sich dort aufhielt, wie heimisch sich Jobst von Mähren 1409 dort gefühlt zu haben scheint.

Abgesehen davon fehlt eine ganze Menge entschieden urkundlichen und sonstigen historischen Materials, welches bereits anderweit gedruckt vorliegt. Wir geben einige Nachträge, ohne entfernt auf Vollständigkeit Anspruch zu machen.

1352, März 10. Markgraf Ludwig erlaubt dem Otto Mörner, Vogt zu Königsberg, und dessen Brüdern, Brandenburgische Pfennige, sog. Kehlpfennige, zu schlagen, wie sie Alt-Berlin prägt. Klöden, Waldemar IV, 116.

1357. Markgräfin Kunigunde stirbt und wird im Grauen Kloster begraben. Garcaeus, success. familiar. 133 nach einer alten Inschrift in der Klosterkirche. Die Chronik Sp. 109 spricht davon, ohne auf einen offenbaren Fehler aufmerksam zu machen; die Fürstin soll nämlich „apud dominum et maritum suum“ begraben sein, während dieser erst 1365 starb.

1365. Markgraf Ludwig d. R. stirbt und wird im Grauen Kloster neben seiner Gemahlin Kunigunde begraben. Garcaeus l. c.

1374, Mai 21. Berlin bekundet seine Zustimmung zur Erbeinigung mit der Krone Böhmen. Riedel, B. III, 36.

1381—1419. Verordnung des Magistrats betr. die Befischung des Stralower Sees durch die Kalandsherren. Fidicin, hist.-dipl. Beitr. I, 260.

ca. 1397. Notiz über die Höhe des Bürgergeldes. l. c. 9 Anm. 2.

1400, Januar 13. Streit mit Treuenbrietzen und Beelitz wegen der Niederlage. l. c. 18 Anm. 1.

1400, März 9. Bischof Johann von Lebus schreibt an Berlin wegen des Friedens mit dem Grafen von Lindow. Riedel A. IV, 81.

ca. 1408. Claus Honow bürgt für die Urfehde von Minnewinkel und Paul. Fidicin l. c. I, 259.

1409, Oktober 22. Streit mit den altmärkischen Städten wegen der Niederlage. l. c. 18 Anm. 1.

1410, September 3. Dietrich v. Quitzow raubt den Berlinern ihr Vieh, tödtet mehrere der nachsetzenden Bürger und nimmt 16 gefangen (Wusterwitz bei Angelus und Hafftiz). In der Chronik Sp. 131 heißt es darüber gedankenlos: „Da ihm aber die Berliner nachgeeilt, hat er etliche tödtlich verwundet, darunter ein vornehmer Mann, Nickel Winß, gewesen, welchen er mit den Füßen in harte eiserne Fesseln legen lassen“, während Angelus, dessen Excerpt aus Wusterwitz hier die Quelle ist, sagt: „— hat er etliche tödtlich verwundet und sechszehn namhaftige mit Pferd und Waffen gefangen hinweg geführet, darunter ein fürnehmer Mann mit Namen Nickel Wynß, gewesen, welchen rc.“

1410, Dezember 3. Das allein mitgetheilte Regest ist unvollständig; es muß heißen: Jan Ryke und Peter Rode entsagen dem Patronatsrechte über einen Altar „in capite chori“ der Nikolaikirche ꝛc. Die Quelle, Stadtb. Fol. 156, Fidicin, l. c. 259 ist gar nicht angegeben.

1411, Juni 24. Eberhard Windeck wird markgräflicher Mühlenmeister in Berlin, bis 1412 Febr. 15 „da mochte ich nicht mehr Bier trinken“. Fragm. d. Chron. des E. Windeck, bei Mone, Anzeig. f. Kunde d. Teutsch. Vorz. VI, 189. (Nach Riedel, Gesch. d. Preuß. Königshauses. II 586: 1414/15.)

ca. 1411. Fragment eines Beweisresoluts in der Streitsache Berlins mit den Quitzows, v. Raumer, Cod. diplom. I, 84.

1412, März 29—April 3. Verschwörung von Andreas Stroband, Köpenick und andern gegen die Stadt. Riedel, Supplem. 264, Fidicin l. c. 233.

1412, Juli 7. Berlin huldigt dem Burggrafen Friedrich zu seinem Gelde; in der Chronik ohne Quellenangabe erwähnt. v. Raumer l. c. 66.

ca. 1412. Notiz über die Dörfer und Wiesen des Rathes. Fidicin l. c. 266.

1413, Mai 17. Berlin verbürgt sich für den Burggrafen gegen den v. Hohenstein. v. Raumer l. c. 50.

1413, September 26. Schuldverschreibung des Burggrafen für Berlin. l. c. 52.

1415, Oktober 22. Berlin leistet dem Kurfürsten Friedrich I. die Erbhuldigung. l. c. 76.

1417/19. Schadensersatzliquidation Berlins gegen Magdeburg. Riedel B. III, 357.

1423, Juni 6. Hochzeit der Markgräfin Cäcilia mit Herzog Wilhelm von Lüneburg in Berlin. Magdeburg. Schöff.-Chr. — Wusterwitz bei Angelus und Hafftitz. Riedel B. III, 451.

1424, Mai 1. Henning Stroband quittirt dem Kurfürsten über 50 Schock Böhm. Gr. — „Berliner Geschlechter“, herausgeg. vom Verein f. d. Gesch. Berlins, Taf. 3.

1427. Der Rath cedirt ein Rentenkapital der Nonnen zu Jüterbock an Werner Strutz. Fidicin l. c. 238.

1427. Desgl. ein solches der Arendschen Eheleute und des Henning Kerkow an Werner Strutz, Lorenz Schulte und Christian Bukholt. l. c. 239.

1429, Dezember 13. Leibgedinge für Anna Reiche. Berlin. Geschlecht. Taf. 2.

1435. Fehde zwischen der Stadt und den Tempelhofer Johannitern. „Bär“ II, 61 ff.

1436, Jan. 3. Der Kurfürst verleiht dem Bäckerhänslein das Heidereiteramt auf der Berlinschen und Spandowschen Heide. v. Raumer l. c. 120.

1437, August 27. Berlin bürgt mit andern Städten für das Leibgedinge der Markgräfin Elisabeth. l. c. 96.

1438, Februar 6. Der kurfürstliche Küchenmeister in Berlin legt Rechnung. l. c. 101.

Aus der Zeit nach 1450:

1454—1538. Verzeichniß derer, welche in Berlin Bürgerrecht und Gewerk erworben. Fidicin l. c. III, 168—180.

1468—1469. Rechnung des Hofapothekers Hans Tempelhof in Berlin für den Kurfürsten. Berlin. Geschl. Taf. 5.

1479, Oktober 4. Der S. Wolfgangsaltar in der Nikolaikirche wird geweiht. cfr. Fidicin l. c. II, 290.

1480, Februar 12. Erkenntniß in dem Prozeß zwischen Jakob Wins und Siegmund Rathenow. v. Raumer, l. c. II, 192.

1485, Oktober 1. Der Kurfürst entscheidet einen Streit der S. Wolfgangsbrüderschaft mit dem Propst in Spandau. Fidicin l. c. 290.

Nach 1485. Streitigkeiten der S. Wolfgangsbrüderschaft. l. c.

1489, Januar 24. Rathsstatut für die Leineweber. Fidicin l. c. I, 262.

Unseres Wissens noch ungedruckt ist die Notiz einer Trierer Handschrift, daß 3. Oktober 1284 Bolko von Schlesien, Ur-Urenkel Albrechts d. B., in Berlin sein Beilager mit Beatrix, Tochter Ottos d. L., gefeiert habe.

Eine ganze Anzahl Urkunden dagegen, welche allein allgemeine Landesangelegenheiten behandeln, ohne den Namen Berlins zu nennen, mußten fehlen, während von anderen, in denen Berlin nur erwähnt wird, oder Berliner Bürger als Zeugen auftreten, ein Regest genügt hätte, wie dies auch der Einleitung zufolge von vornherein beabsichtigt war. Zur ersteren Kategorie gehören z. B. S. 1 Nr. 1 — S. 104 Nr. 78 — S. 105 Nr. 79 — S. 113 Nr. 88 (Klöden, Waldemar, IV, 39 hat längst nachgewiesen, daß in der Urkunde nicht Berlin, sondern Berlinchen N./M. gemeint ist) — S. 138 Nr. 126 — S. 140 Nr. 129 — S. 163 Nr. 155 — S. 235 Nr. 76 — S. 243 Nr. 93 — S. 246 Nr. 97 — S. 271 Nr. 20 — S. 273 Nr. 24 — S. 279 Nr. 37 — S. 282 Nr. 43 — S. 286 Nr. 50 — S. 304 Nr. 85 — S. 319 Nr. 115 (in dem Regest ist zwar von einem Berliner Bürger die Rede, das Schreiben Wenzels von Lüneburg an den Markgrafen Siegmund spricht aber nur von dessen Mann Heine Karre) — S. 321 Nr. 118 — S. 331 Nr. 11 — S. 436 Nr. 219.

Zu der letzteren dagegen u. A. S. 2 Nr. 2 (die Urkunde über Beilegung des Zehntstreits der Markgrafen mit dem Bischof von Brandenburg umfaßt annähernd vier Folioseiten und hat nichts Berlinisches, als unter den Zeugen „Symeon plebanus de Colonia“) — S. 43 Nr. 59, 60 —

S. 44 Nr. 61 — S. 103 Nr. 77 — S. 105 Nr. 180. Andererseits hätte das wichtige undatirte Schreiben Berlins an Dietrich v. Quitzow S. 295 Nr. 69 in extenso, wie es bei Riedel Supplem. 262 gedruckt ist, gegeben werden müssen, nicht als Regest. Verschiedene Urkunden und Regesten werden doppelt aufgeführt. In Nr. 52 S. 37 giebt Markgräfin Agnes nicht „über den vorstehenden Brief genauere Bestimmungen", sondern es ist die im Stadtbuch Fol. 30 sich findende Uebersetzung des lateinischen Originals l. c. Nr. 51. — S. 134 Nr. 118 und 119 sind offenbar identisch; sie unterscheiden sich allein dadurch, daß in der einen von „LXX", in der andern von „quinquaginta marcis" die Rede ist. Quelle ist Riedel A XI, 52—53, welcher zwei Kopiarien des Geheimen Staatsarchivs, Nr. 66 und 67 benutzt zu haben vorgibt, von denen, die Richtigkeit seiner Lesung vorausgesetzt, das eine einen Schreibfehler haben muß; „quinquaginta" ist richtig, wie sich aus S. 134 Nr. 120 ergiebt. Die Urkunde S. 218 Nr. 47 (o. J., bei 1393 eingeschoben) steht als Regest mit dem Datum 1389 Febr. 15 S. 211 Nr. 35, desgl. S. 275 Nr. 27 (o. J.) als Regest S. 216 Nr. 43 mit dem Datum 1391 Dezbr. 11. Die undatirte Urkunde S. 261 Nr. 1 steht mit dem Konjektural-Datum 1393 S. 218 Nr. 47, desgl. S. 266 Nr. 11 mit dem Datum 1399 August 24 S. 234 Nr. 73; die Urkunde S. 252 Nr. 113 ist als selbständiges Regest wiederholt S. 253 Nr. 114 (!). Die undatirte Urkunde S. 262 Nr. 2 steht auch S. 254 Nr. 117 (1409, August 6), desgl. S. 276 Nr. 30: S. 254 Nr. 118 (1409, August 7); die Regesten S. 414 Nr. 161 und 162, S. 414 Nr. 163 und S. 415 Nr. 164, S. 445 Nr. 244 und S. 448 Nr. 258 sind identisch.

Gehen wir nach dieser Erörterung des allgemein Stofflichen zur Betrachtung des Buches selbst über, wie es in vorzüglicher typographischer Ausstattung in unhandlichstem Folioformat vor uns liegt, so springt sofort der Uebelstand in die Augen, daß die fünf Abtheilungen, in welche dasselbe zerlegt ist, und welche die Askanische, Wittelsbachische, Luxemburgische und Hohenzollernsche Periode, mit Einschiebung „nichtdatirter Urkunden um 1390 bis um 1415" zwischen die beiden letzteren behandeln, die Urkundennummern nicht durchzählen, sondern jede ihre eigene Zählung haben, wodurch das Citiren unnöthig erschwert wird. Dazu kommen Ungleichmäßigkeiten in der äußeren Behandlung und Flüchtigkeiten, z. B. wechseln die Formen Woldemar und Waldemar in den Regesten willkürlich, statt „Fragm." liest man „Frag." (S. 11), einige häßliche Druckfehler sind stehen geblieben, z. B. Wyrich v. Treublingen, statt Treutlingen (Personenregister S. VI), Belcke v. Holtzendorf statt Beteke (ibid. S. VII), Petza Schulebolte statt Petze (ibid. VIII), Bedekow Wiltberg statt Betheco (ibid.),

census aerarum statt arearum (Sachregister S. XV), underpilen statt underpiten (S. 139). S. 316 Nr. 110 fehlt der Name des angeschuldigten Stadtdieners. Auch die Form der Regesten ist insofern zu tadeln, als statt Jahreszahl und Ausstellungsort deutlich und leicht erkennbar an die Spitze zu setzen, letzterer ganz fehlt, erstere an das Ende gerückt ist.

Alles das brauchte man indessen weniger zu urgiren, wenn das, was mit den Urkunden geboten, tadelfrei wäre. Ueber die diplomatische Behandlung der Texte sagt die Einleitung, es sollten alle Urkunden „vollständig, womöglich diplomatisch genau nach dem Original, jede mit Angabe des Aufbewahrungsortes, des Besitzers oder des Werkes, in welchem sie bereits enthalten", abgedruckt werden. Die Prüfung ergibt aber, daß kaum eine der für die Edirung von Urkunden heutzutage gültigen Regeln, denen Fidicins historisch diplomatische Beiträge sich doch einigermaßen accommodirt hatten, beobachtet worden ist. Was zuerst das Nationale der einzelnen Stücke anlangt, so erfahren wir in den allerseltensten Fällen, ob dieselben im Originale, in alter oder junger Abschrift erhalten sind, wo dieselben liegen, wie sie erhalten, welche Signaturen sie in geordneten Archiven führen. Wo handschriftliche oder gedruckte Quellen angegeben werden, geschieht dies häufig in der oberflächlichsten ungenügendsten Weise. Einige Beispiele aus vielen: S. 361: „nach einer gleichzeitigen Abschrift im Archive" (welchem?); S. 377: „Orig. (!) aus einem Copialbuche (!) des königlichen Staatsarchivs" (welchem? gemeint ist das Geh. Staatsarchiv); S. 390. „Königl. Geh. Staatsarch. Copiar" (deren giebt es eine gewaltige Anzahl verschiedensten Werthes); ibid. „Lehnscopialbuch" (diesen Namen führte eine Reihe von Copiarien des Geh. Staatsarchivs, so lange sie sich noch in der Lehnsregistratur des Kammergerichts befanden; heut werden sie sämmtlich als C(op.) M(archic.) mit durchlaufender Nr. bezeichnet; nur ab und an gibt das Urkundenb. diese Signatur); ibid. „altes Berliner Stadtbuch"; S. 403, „Nikolai, (rect. Nicolai) Berlin"; S. 369 Nr. 78: „gedruckt bei Riedel, Bd. XI. S. 346, abgedr. Riedel, Codex XI., 316" (nur ersteres ist richtig, mußte aber wenigstens „Riedel, A. XI. rc." heißen); S. 26, „Staats- und Cab.-Arch."; S. 344 u. ö. „Königl. Geh. Staats- und Cabinets-Archiv", während diese wenige Schritte vom Lokal des Stadtarchivs entfernte Behörde heut „K. Geh. Staatsarchiv" heißt; S. 345, „Original (!) im alten Berliner Stadtbuche." Bisweilen fehlt jede Quellenangabe, z. B. S. 92 Nr. 60; S. 345 Nr. 36; S. 365 Nr. 71; S. 372 Nr. 84; S. 389 Nr. 115. Daß man so von den für die Kunstgeschichte nicht uninteressanten gemalten großen Initialen der Ablaßbriefe von 1334 und 1341 nichts erfährt, ist weiter nicht verwunderlich, strengen Tadel verdient es aber,



daß das Hauptkriterium für die Echtheit mittelalterlicher Urkunden, die Besiegelung, gänzlich mit Stillschweigen übergangen, oder mit einer kurzen unzureichenden Bemerkung wie „Siegel" abgefertigt wird. Eine Art Ersatz dafür sollten wohl die von F. Brose für den Verein herausgegebenen „Siegel der Berliner Urkunden des Geh. Staatsarchivs" bilden, welche durch die Anfangsworte ihrer Einleitung: „Bei der Publikation von Urkunden wurde bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts einer der wichtigsten Bestandtheile der Diplome, die Siegel, sehr wenig beachtet", das im Urkundenb. beobachtete Verfahren wohl wider Willen richtet, da die Consequenzen nicht gezogen werden. Nur die an Urkunden des Geh. Staatsarchivs befindlichen Siegel sollen gegeben werden (willkürliche nutzlose Ausnahmen sind die Nr. 45, 68), und eine zweite Abtheilung mit den Siegeln anderer Archive wird verheißen. Dies Verfahren muß als durchaus unwissenschaftlich bezeichnet werden; gleichwie die Urkunden selbst, waren die Siegel, wo sie sich fanden, zu sammeln, und nicht nach dem rein äußerlichen Moment des Aufbewahrungsortes, sondern nach sachlichen Kategorien, Stadt-, Kirchen-, Gewerks- &c. Siegel zu gruppiren; jedenfalls mußten die Siegel des Stadtarchivs unbedingt mit aufgenommen werden. Seit 1877 ist nichts weiteres erschienen, und das offizielle Siegelwerk des Vereins ist bis jetzt ein unbrauchbarer Torso, in welchem die wichtigsten Siegel, welche an Werth mehr als die Hälfte der übrigen abgebildeten übertreffen, fehlen, obwohl die Holzstöcke dazu sogar schon im Besitze der Vereins sind; z. B. das älteste Berliner Stadtsiegel (abgeb. Chr. Sp. 7), das zweite (ibid. Sp. 15), das älteste von Cöln (ibid. Sp. 77), die beiden Kalandssiegel (ibid. Sp. 148, 149).

Dem beabsichtigten Zwecke genügt, abgesehen von diesem durch nichts zu rechtfertigenden Eklekticismus, die Publikation schon deswegen nicht, weil niemals angegeben ist, ob eins der abgebildeten Siegel sich an einer der im Urkundenb. abgedruckten Urkunden befindet, dies vielmehr erst durch Vergleichung des Regests, welches ersichtlich machen soll, „bei welcher Gelegenheit die Siegel zur Verwendung gelangten", mit der Urkunde selbst vermuthungsweise festgestellt werden muß. Außerdem geben die Vorbemerkungen, die Abbildungen und die Anmerkungen dazu zu mancherlei Bedenken Veranlassung. Unter den Befestigungsarten der Siegel wird die, welche man als „abhangend" bezeichnet, gar nicht erwähnt; aus der Bemerkung über die Herstellung der hängenden Siegel kann man nur folgern, daß es nie andere als buntfarbige in naturfarbigen Wachsschüsseln gegeben habe, von den aufgedrückten sind dem Herausgeber außer den älteren Kaisersiegeln nur solche unter Papierdecke bekannt; die Bemerkung, daß Privatpersonen in früheren Jahrhunderten anscheinend nicht häufig Siegelstempel besessen

haben, ist in dieser Allgemeinheit unrichtig (das dazu gegebene Citat aus den „Märkischen Forschungen" muß II. „54" nicht „50" heißen). „Handzeichen als Unterschriften finden sich nicht häufig; diese Handgeschicklichkeit besaß nicht Jedermann, so daß man zu dem Mittel schritt, sich sein Zeichen als Stempel anfertigen zu lassen, um damit die Untersiegelung als Unterschrift vorzunehmen." Diese Worte sollen anscheinend nicht nur die Entstehung der bürgerlichen, sondern auch der adligen („der Adel heraldisirte im Laufe der Zeit diese (Haus-) Marken 2c., und so verwandelten sich die einfachen Striche nach und nach in Bildwerke") Wappen schildern, kehren aber, abgesehen von den sonst in ihnen enthaltenen Irrthümern den Entwickelungsgang der Urkundenbeglaubigung vollständig um. Die früh aufgegebene Ausfertigung durch Unterschrift kommt erst wieder im späten Mittelalter auf, wie der Herausgeber selbst an anderer Stelle richtig bemerkt;[1]) sog. Handzeichen blieben dabei, wie auch heut noch, nur dürftige Surrogate der Namensunterschrift; als Beweis für seinen Satz, daß Handzeichen als Unterschriften nicht häufig vorkommen konnten, so daß man zur Erfindung der Siegel schritt, citirt der Herausgeber ein von ihm abgebildetes Handzeichen von 1536, und ein Notariatszeichen von 1465, welch letzteres überhaupt nicht hierher gehört.

In der heraldischen Terminologie zeigt sich der Herausgeber ungewandt; Wichtiges übergeht er in seinen Siegelbeschreibungen, z. B. die Richtung gewisser schräggestellter Heroldsbilder, während er Ueberflüssiges erwähnt, wie die Schrägstellung des Schildes Nr. 33. Nr. 74 zeigt u. A. einen linken Schrägbalken, keinen „durch einen Balken schräg getheilten Schild"; ungleich quer getheilte Schilde (Nr. 82) gibt es nicht; ist die Zeichnung richtig, so war von einem Schildfuß zu reden; daß der Sparren „aufrecht" ist (Nr. 101), braucht nicht gemeldet zu werden. Statt „Schriftraum" muß es regelmäßig „Siegelfeld" heißen; das Wappenbild in Nr. 16 ist ein Wollkratzer, kein Weberschiff u. dergl. m.[2])

Von den Abbildungen sind Nr. 6—8, 14—16, 17—23, die Ref. mit Originalen verglichen hat, mehr oder weniger ungenau, insbesondere genügen die Siegel von Tylo Brück (Nr. 6) und den beiden Ryke (Nr. 7, 8) gar

---

[1]) Hier, S. 2, Z. 21—28 v. o., wie vorher S. 1, Z. 8—11 v. o. schreibt er wörtlich Riedels Aufsatz „Ueber den Gebrauch der Siegel in der Mark Brandenburg 2c." Märk. Forsch. II, S. 67 resp. 49 aus, ohne seine Quelle zu nennen, oder auch nur die Entlehnung äußerlich anzudeuten.

[2]) Ein heraldischer Irrthum in den „Berliner Geschlechtern" Taf. 5,1 sei hier berichtigt. Es heißt dort in der Anmerkung von dem am Kopf der Seite befindlichen Wappen der Tempelhoff, der Zeichner habe aus Versehen den Hirsch statt rechts-, linksspringend dargestellt; da aber der Schild links gelehnt ist, mußte sich auch nach einer gewöhnlichen heraldischen Regel das Wappenbild dahin kehren.

nicht. Mehrere kleine, völlig unkenntliche Siegel sind zwecklos aufgenommen (Nr. 34, 144, 151, 180). Unter Nr. 106 wird das Siegel des Sebastian Stublinger 1532 gegeben und dazu bemerkt: „Dr. Stublingers Wittwe Anna bekennt ꝛc. und untersiegelt mit ihres Bruders Siegel.“

An Stelle dieser selbständigen, in sich unzureichenden Publikation hätte man die Siegelabbildungen an entsprechendem Orte dem Urkundenb. einfügen und sich dabei nicht auf die Berlinischen Siegel beschränken, sondern wenigstens alle märkischen mit Einschluß sämmtlicher Fürstensiegel aufnehmen sollen, da es mit der Fortsetzung der von Voßberg nach unpraktischer Methode begonnenen „märkischen Siegel“ noch gute Wege zu haben scheint.

Doch kehren wir zum Urkundenb. zurück. Die oben gemachten Angaben über die ungenügende Behandlung der Topographie der Urkunden mußte schon den Verdacht erregen, daß nicht überall die größtentheils leicht erreichbaren Originale zu Grunde gelegt worden. Bestärkt wird derselbe dadurch, daß in einzelnen Texten fortwährend ae statt des quellenmäßigen e steht, eine Ungenauigkeit, die in der Regel auf alleinige Benutzung älterer Drucke zurückzuführen ist; bestätigt aber durch vom Ref. vorgenommene Collation einiger Urkunden, welche zu Resultaten geführt hat, die ein schwer zu beseitigendes Präjudiz gegen die Zuverlässigkeit des übrigen bilden.

Es ist zu lesen: S. 25, Nr. 38, Z. 6 v. o. „quod si aliqua violencia seu iniusticia — insurgeret“, st. „quando maligna etc. insurget“ — S. 29, Nr. 44 abgesehen von kleineren Ungenauigkeiten Z. 16 v. u. „an geruchte“ st. „an gerichte“. — S. 35, Nr. 50, Z. 7 v. u. „predictarum“, st. „dictarum“ — S. 49 Z. 4 v. o. „me non debere compelli, nisi citatio“ st. „compelli . . . . citacione“; Z. 6 v. o. „precederet“ st. „procederet“; Z. 15 v. o. „nimis inoportunus“ st. „minus oportunus“ (Klöden, Waldem. III. 106, Anm. 1, hatte bereits die beiden ersteren Lesefehler Gerckens verbessert, der letztere ist durch willkürliche Emendation von Gerckens unrichtiger Lesart „nimis oportunus“ entstanden). — S. 61 Nr. 19, Z. 14 v. u. „eius“ st. „annis“. — S. 78 Nr. 43: Zwei Ablaß spendende Bischöfe werden namhaft gemacht, mit dem Zusatz „und sechs andere, deren Namen nicht lesbar sind“; es sind indessen sieben, und zwar: (Personenname unleserlich) „Dulanensis, Matheus Organthensis, Petrus Montis Maramensis, Nicholaus Nazariensis, Thomas Tiniensis, Petrus Caliensis, Johannes Capronensis“ [1]) Außer-

[1]) Aus einer Urkunde von 1341 theilt Nordhoff (v. Löher, Archival. Zeitschr. V, 142 Anm. 2) dieselben Bischofsnamen (bis auf zwei), aber mit erheblichen Abweichungen in der Lesung mit; die Berliner Urkunde ist stark beschädigt, so daß Ref. seine Lesung ohne erneute Prüfung des Originals nicht für absolut richtig erklären kann.

dem ist zu bemerken: Z. 10 v. o. „in“ fehlt zwischen „capellam“ und „singulis.“ Z. 11 v. o. „nathalis“ st. „nativitatis“. Z. 12 v. o. waren die sehr zahlreichen Tage, an denen der Ablaß erworben werden konnte, nicht durch „etc.“ abzumachen. Z. 23 v. o. „quevis“ st. „quecunque“. Z. 26 v. o. „caritatium“ st. caritativum“. Z. 29 v. o. „vel“ fehlt zwischen „luminaria“ und „in.“ Z. 33 v. o. Die durch — — — angedeuteten Worte fehlen ohne Grund. Z. 37 v. o. „literis“ fehlt hinter „presentibus“. — S. 99 Nr. 71, Z. 8 v. o. „nobis in eodem iudicio“ st. „nobis nostroque iudici“. — S. 212 Nr. 38 ist v. Raumers cod. dipl. contin. I. 13 als Quelle angegeben; dieser druckt nicht nach dem vorhandenen Original, sondern nach Küster, Altes und neues Berlin IV. 119, welcher, allerdings ohne schwerwiegende Abweichungen, fast jedes Wort anders liest. — S. 19 Nr. 27 war offenbar zu lesen: „damus libertatem inpignorandi vadimonio sex denariorum“, nicht: „damus libertatem, in pignorandi vadimonio etc.“ — S. 346 Nr. 38: Anna Danewitz und die Priorin Mechtild Lipzk, st. Anna Denewitz und die Priorin Lipeck. — S. 445 Nr. 244 handelt es sich, abgesehen davon, daß das Regest in Wahrheit identisch ist mit dem ohne Datum ins Jahr 1476 gesetzten S. 448 Nr. 258, und das Citat zu lauten hat v. Raumer II. S. 4, nicht I. S. 5, nicht um 150 Schock Gr., sondern um 510 Fl. Rhein. = 276 Schock, für welche nicht bloß Berlin, sondern auch andere Städte aufkommen sollen.

„Diplomatisch getreu“ scheint der Herausgeber nur darin verfahren zu sein, daß er, wie seine Vorgänger, bei lateinischen und deutschen Texten sklavisch der alten regellosen Anwendung von kleinen und großen Anfangsbuchstaben folgt, statt letztere nur, da aber auch stets, bei Namen zu setzen, daß er den unterscheidungslosen Gebrauch, welchen die Urkunden von u und v machen, beibehält, statt, wie jetzt allgemein geschieht, zwischen u consonans und u vocalis heutiger Orthographie entsprechend zu unterscheiden, und daß er hier und da sich von dem in alten Urkundenbüchern so beliebten & für et nicht trennen kann. Zu den diplomatisch-technischen Fehlern gehören ferner Ungenauigkeiten in der Reduktion mittelalterlicher Daten, z. B.: S. 63 Nr. 21 „1334 sabbatum infra octavam pace“ = 2. Apr., da „pace“ entschieden für „pasce, pasche“ verschrieben und nicht für gleichbedeutend mit „dominica da pacem“, 18. Sept. zu halten ist. — S. 127 Nr. 104, „circa decollationis Johannis Bapt.“ d. h. um den 29. August, nicht an diesem Tage. — S. 214 Nr. 40 ist als Quelle der Küster (Altes und neues Berlin, IV, 48) folgende Riedelsche Codex (A. XI., 314) angegeben, wo das Datum lautet: „1391 sonnabends vor dem sonntag als man singt Oculi“, und so soll es auch das Original im Stadtarchiv geben

(cf. Fidicin, histor. diplom. Beiträge III, 272); auffällig ist dabei, daß die Abschrift im Stadtbuch, fol. 123b. nicht, wie bei Fidicin l. c. I. 212 zu lesen ist, dasselbe Datum, sondern „des sunavendes vor deme sundage salus populi“ = 23. Spt. hat. — S. 256 Nr. 121 „post Galli et Lulli“, also nach dem 16. Oktober, nicht an diesem Tage. — S. 257, Nr. 124, 1410, sonntag Oculi = Februar 23, nicht 24. — S. 326 Nr. 4, 1412 donnerstags vor S. Antoniitag; letzterer ohne weiteren Zusatz ist nicht 2. Sept., sondern 17. Jan., das Datum der Urkunde daher, wie es auch im chronologischen Register zum Riedelschen Codex angesetzt ist, 14. Jan., welches allein sich in die Zeitverhältnisse einfügt. — S. 352, Nr. 53, 27. Juni, nicht 28, da das ausgelassene Originaldatum lautet: „am avende der Vigilien Petri et Pauli.“ — S. 353, Nr. 54, 1432 „negeste sunnavend na S. Nicolai“ kann nur der 13., nicht der 6. Dezember selbst sein. — S. 376 Nr. 88 ist nicht „um 1440“ sondern „vor 1432“ anzusetzen, cf. die Urkunde vom 6. Dezember 1432, S. 352. — S. 450 Nr. 270 ist zu datiren 26. Mai 1482 (nicht 1481; cf. Angelus, Annal. March. S. 247 und Fidicin, histor. diplom. Beiträge II, 280. Die ibid. Nr. 275 im Regest mitgetheilte Uebertragung der Stadtapotheke an Johann Tempelhof, „mit kurfürstlicher Bestätigung“ ist dort datirt „1482 Sonnabend nach Lucae, am 23. September.“ Erstens fällt Lukastag auf den 18. Oktober, ferner geschah der Verkauf am 20. Oktober 1481, Sonnabend nach Lucae evangel. (cf. Fidicin, histor. dipl. Beitr. III. 375, wo indessen wiederum irrthümlich statt „Lucae“: „Luciae“ steht; das richtige Datum hat der Abdruck in „Berlin. Geschlecht.“ Taf. 5); die kurfürstliche Bestätigung erfolgte 22. Sept. 1482, Sonntag Mauricii (Fidicin l. c. 375); das Urkundenb. wirft also beide Daten blindlings durcheinander.

Gar nicht aufgelöst sind, außer einigen im Context vorkommenden (z. B. den wichtigen, S. 65 Nr. 11, „dag na U. L. Fr. wortmisse“: 16. Aug.; S. 97 Nr. 67, „ipso die Julianae virginis“: wahrscheinlich 20. August oder 1. Sept.), folgende Daten: S. 78 Nr. 43, „sabbato quo cantatur, veni et ostende“ = 22. Dez.; — S. 88 Nr. 54, „VI. julii pontificatus nostri (Clementis VI.) anno tertio“ = 6. Juli 1344; — S. 439, Nr. 231 Montag nach purificationis Mariae 1465 = 4. Febr.

Die ganze vierte Abtheilung des Urkundenb. enthält „nichtdatirte Urkunden von ca. 1390 — ca. 1415“. Es war die Pflicht des Herausgebers, dieselben soweit wie irgend möglich in die chronologische Reihe einzufügen, was ihm ja auch, wie vorhin bei den Doubletten gezeigt wurde, einigemal, infolge Ausschreibens aus Riedel, passirt ist. Bei einiger Kenntniß der zeitgenössischen Geschichte, die man bei dem Bearbeiter eines Urkundenbuches

voraussetzen muß, und bei eingehender Prüfung der einzelnen Dokumente selbst gelingt es, eine ganze Anzahl derselben absolut oder annähernd richtig zu datiren. Es gehören beispielsweise in die Jahre:

1400,	März	9:	S. 280, Nr. 39.
⸗	Juli	9:	S. 269, Nr. 17.
1402,	Juni	18:	S. 285, Nr. 49.
⸗	August	13:	S. 280, Nr. 38.
⸗	Dezemb.	13:	S. 301, Nr. 80.
1408,	März	18:	S. 294, Nr. 66.
1409,	April	7:	S. 263, Nr. 5.
⸗	Juni	5:	S. 264, Nr. 7.
⸗	o. M.:		S. 278, Nr. 34.
1410,	Anfang:		S. 289, Nr. 57.
⸗	Februar:	3:	S. 282, Nr. 43.
⸗	⸗	4:	S. 298, Nr. 73.
⸗	vor Febr.	18:	S. 296, Nr. 71.
⸗	Februar	18:	S. 298, Nr. 71.
⸗	Juli	18:	S. 285, Nr. 48.
⸗	August	13:	S. 324, Nr. 124.
1411,	Januar	18:	S. 300, Nr. 77.
⸗	März	17:	S. 302, Nr. 82.
⸗	Mai	4:	S. 267, Nr. 14.

und dazwischen lassen sich verschiedene nicht näher datirbare einreihen. Wollte der Herausgeber dieses kritische Wagniß nicht unternehmen, so mußte er jedenfalls den logischen Zusammenhang der einzelnen Urkunden beachten, und Zusammengehöriges nicht mit Andersgeartetem bunt durcheinander würfeln. S. 134, Nr. 120 gehört vor Nr. 119, während Nr. 118 als identisch mit letzterem Stück und fehlerhaft zu streichen ist. Unmittelbar hintereinander gehören:

S. 269, Nr. 17 und S. 278, Nr. 34.
S. 272, Nr. 23 und S. 277, Nr. 32.
S. 281, Nr. 41 und S. 283, Nr. 45.
S. 302, Nr. 82 und S. 304, Nr. 84.

Auf S. 302, Nr. 81 mußte S. 296, Nr. 70 folgen, wozu (und nicht zu S. 295, Nr. 68) die Antwort S. 295, Nr. 69 gegeben wird.

Fälle, in denen ein offenbares Mißverstehen der Urkunde durch das Regest offenbart wird, sind S. 212 Nr. 38 und S. 213 Nr. 39, die wir anderwärts im Zusammenhang erörtert haben, und S. 296 Nr. 71, wo Dietrich v. Quitzow nicht dem Markgrafen Jobst, sondern dem Herzog Swantibor antwortet.

Eine Anzahl der in Frage kommenden Urkunden existirt im lateinischen Original oder in Abschrift desselben, wovon das Stadtbuch häufig deutsche Uebersetzungen gibt; daß dies das gegenseitige Verhältniß der deutschen und lateinischen Texte, und nicht umgekehrt, bedarf keines Beweises. In erster Linie war daher stets der lateinische Text zu geben, diesem aber jedesmal aus sprachgeschichtlichen Gründen die alte Uebersetzung beizugeben. Für den Herausgeber hat aber dieser logische Zwang nicht existirt.

Die Urkunde S. 19 Nr. 28 ist bei Küster lateinisch gedruckt, die in das Urkundenbuch aufgenommene Uebersetzung des Stadtbuchs ist augenscheinlich spät und unverständlich. Von der wichtigen Urkunde S. 24 Nr. 37 gibt das Stadtbuch Fol. 56 den lateinischen Text, desgl. Fol. 44 den von S. 27 Nr. 42 (im Urkundenbuch ist nur auf eine „alte lateinische Abschrift"! im Magistratsarchiv verwiesen, welche Küster abgedruckt habe); von S. 29 Nr. 44 befindet sich gar das lateinische Original im Stadtarchiv selbst, während im Urkundenbuche nur die Uebersetzung des Stadtbuches Fol. 30b mitgetheilt wird. Von der Urkunde S. 213 Nr. 39 existirt noch eine zweite abweichende Ausfertigung vom 5. Juni im Geh. Staatsarchiv, welche zwar Nikolai, aber nicht dem Herausgeber des Urkundenbuches bekannt geworden ist (abgedruckt Märk. Forschung. XVI, S. 23, 24).

Sämmtlichen lateinischen Urkunden und den deutschen bis S. 325 ist, als sollten Gevatter Schneider und Handschuhmacher Quellenstudien machen, eine neuhochdeutsche Uebersetzung beigefügt. Jedermann wird zugeben, daß es unendlich schwer ist, eine solche wortgetreu, sachgemäß und zugleich lesbar herzustellen; man wird daher an derartige thatsächlich unnütze Leistungen, durch deren Ballast Klöden seinen Waldemar so ungenießbar gemacht hat, immerhin einen billigen Maßstab legen; das aber darf man vom Uebersetzer verlangen, daß er seinen Gegenstand sachlich und sprachlich beherrsche, und nicht willkürlich von demselben abweiche. Das Urkundenbuch entspricht diesen Anforderungen häufig genug nicht.

S. 7 Nr. 8 „vendidit et venditum assignavit" heißt: hat verkauft und aufgelassen, nicht: wiederkäuflich überlassen. — S. 9 Nr. 10 „proscriptus": verfestet, nicht: geächtet. — S. 32 Nr. 47 „feria sexta infra octavam epiphaniae": Freitag in der Epiphaniasoktave, nicht: nach dem ersten Sonntag nach Epiphanias, was unter Umständen ein acht Tage späteres Datum ergeben könnte. — S. 59 Nr. 17, S. 60 Nr. 18 „homicidium retro (hinc retro) perpetratum": vor einiger Zeit, nicht: „gewaltthätig", verübter Mord. — S. 62 Nr. 21: die Rathmannen bekennen „met einen gemeinen rade" etwas beschlossen zu haben, d. h. unter allseitiger Zustimmung, nicht: mit dem Gemeinderathe. — S. 63 Nr. 21

„mouwenspangen“ sind Aermel-, nicht: Möwenspangen; „gulden rysen“ sind golddurchwirkte Kopfbinden, nicht: goldene Reiser. — S. 83 Nr. 50 handelt es sich im Regest nicht allgemein um Besitzungen, sondern um Lehngüter. — S. 94 Nr. 61. Der Notar sagt „meo signo signavi“, ich habe mein Notariatszeichen daneben gemalt, nicht: mit meinem Siegel besiegelt. — S. 130 Nr. 111 ist von Kalandsbrüdern im Barnim, nicht von Barnim die Rede. — S. 137 Nr. 123 „in media platea“: Mittelstraße, nicht: mitten in der Straße. — S. 143 Nr. 131 „feria 6. post festum nativitatis Mariae“: nach, nicht: vor Mariä Geburt. — S. 205 Nr. 25 „hantheftige dat“: Ergreifung eines Verbrechers auf frischer That, nicht: Todtschlag. — S. 255 Nr. 120 „Mittenwochs vor s. Francisci-tage“ wird übersetzt: nach dem Tage. — S. 261 Nr. 1 u. ö. Brunne ist Brünn in Mähren. — S. 262 Nr. 2 „dinstag vor Laurentii“ wird übersetzt: vor Laurentia. — S. 263 Nr. 5 „den brif der kegen Ruppin sal, den sendet in das land kegen Sterneberg zu deme Ruppin“; wahrscheinlich ist „Reppin“ zu lesen, denn daß Reppen im Sternbergschen Kreis gemeint ist, ergibt der Zusammenhang; dagegen wird übersetzt: den sendet in das Land Sternberg an den (Grafen zu) Ruppin. — S. 266 Nr. 12, „spisse“ sind mit Spießen, nicht rittermäßigen Lanzen, bewaffnete Fußsoldaten, zu Anfang des 15. Jahrhunderts jedenfalls weder Lands-, noch, wie übersetzt wird: Lanzknechte; ibid. „sunavendes“ läßt sich schwerlich durch „Sonntag“ wiedergeben. — S. 269 Nr. 16 „wo he sick stellet“: was er treibt, nicht: „wo“ (worauf) er sich stellt. — S. 272 Nr. 21 „dingstag nach Reminiscere“ wird übersetzt mit: Tag nach R. — S. 273 Nr. 24 „sabbatho ante dominicam Misericordias“ wird übersetzt: am Sonntag Misericordias. — S. 278 Nr. 33 „Gierswalde, anders genumet Nyenstadt“ ist, wie sich aus dem ganzen Zusammenhang ergibt, verlesen aus „Everswalde“, was graphisch leicht erklärlich ist, so daß nicht „das jetzige Dorf Gerswalde in der Ukermark“ gemeint ist. — S. 279 Nr. 36 „schinden und rowen“: ausplündern und berauben, nicht: schänden 2c. — S. 306 Nr. 88 „vorbit kunten-kochzenbove“ ist salva verecundia frei wiederzugeben durch: infamer hundsföttischer (kunte = feminal) Hurenbengel, nicht: „verrufener kundbarer (!) „Kotze“ (Hurer?).“ — S. 313 Nr. 102 im Regest: Borchard bedeutet niemals Bernhard. — S. 314 Nr. 104. Der, welcher Ersatz leisten soll, ist der Abt von Lehnin, nicht Gericke v. Bredow. — S. 315 Nr. 105. Seinen Willen mit einer „umwrengen“ wollen, heißt: denselben vollbringen, nicht: sich mit ihr umarmen wollen. — S. 324 Nr. 124 „unser frouwen tag assumptionis“: Mariä Himmelfahrt, nicht: Empfängniß.

Mit dieser Blumenlese unglaublicher Flüchtigkeiten schließen wir die

kritische Wanderung durch die Texte des Urkundenbuches uud wenden uns zur Betrachtung der mit der letzten Lieferung ausgegebenen Register. Bei ihrer Anfertigung scheinen den Herausgeber alle guten Geister völlig verlassen zu haben. Sie sind schlimmer als keine.

Zuerst stoßen wir auf ein Ortsregister, enthaltend „Namen der Orte, welche in den Berliner Urkunden von 1250 bis 1550 vorkommen". Weislich ist nicht gesagt: „Die Namen", denn es wird nichts als eine ganz willkürliche, fehlerhafte Auswahl von beiläufig 51 Ortschaften und Belegstellen gegeben. Zum Beweise heben wir einige Namen heraus, bei denen die fehlenden oder unrichtigen Zahlen fett gedruckt sind.

Cöpenick. **1349** S. **106**. 1387 S. 209. 1388 S. 211. 1389 S. 211. 1393 S. 218, S. 219. **1394** S. **221, 222, 223**. 1398 S. 229. **1400** S. **235**. **1409** S. **256**. o. J. **261, 288, 291, 299, 300, 301**. 1413 S. 329.

Eberswalde. 273, **277, 278, 290, 305, 316**.

Gerswalde (muß heißen Eberswalde) 278.

Stralau. Die beiden ersten Citate sind richtig, die beiden nächsten haben zu lauten 1419 S. 336. 1420 S. 338, **339**.

Ganz und gar fehlen beispielsweise:

Lehnin, S. 80, 121, 195, 286, 314, 366.

Potsdam, S. 235, 307, 365.

Zossen, S. 195.

Es folgt das Personenregister; zuerst „geistliche Fürsten". Die Päpste sind weder alphabetisch noch chronologisch geordnet; Urban VI. (1378—1389) steht hinter Bonifaz IX. (1389—1404), der einmal mit seiner Unterscheidungsnummer, dann ohne dieselbe aufgeführt wird, als handele es sich um zwei verschiedene Personen; ihnen beiden geht Clemens VI. (1342—1352) voraus. Unter den Pröpsten fehlen z. B. Dietrich von Berlin S. 11 und der so wichtige Nikolaus von Bernau, S. 48, 51, 59, 60, 65, 66, 68, 69, 80, 87, 88, 91, 93, 94, 96, 97 gänzlich.

Die „weltlichen Fürsten" sind eingetheilt in „römische Kaiser; Könige; Herzöge, Fürsten u. s. w.; Herzöge (!); Grafen; Kurfürsten (!); landesherrliche Beamte (!); Vögte (!); Herzöge von Pommern (!)." Die „Herzöge, Fürsten u. s. w." sind auf das wildeste, wiederum ohne alphabetische oder chronologische Methode, durcheinander geworfen; von den Brandenburgischen Askaniern fehlen Markgraf Hermann, S. 23, 24, 30, und sein Sohn Johann V., S. 25, 26, 30. Die drei für die Mark wichtigen Woldemare sind in dieser unbegreiflichen Reihenfolge aufgeführt:

1) Woldemar (ohne Bezeichnung, gemeint ist der von Anhalt); er kommt außer S. 120 vor: S. 102, 103, 104, 105, 110, 111.

2) Woldemar der Falsche; findet sich außer S. 143: S. 99, 100, 102, 105, 107, 109, 111, 114, 117, 119.

Nachdem dann acht verschiedene Markgrafen von Brandenburg und Herzöge von Sachsen abgefertigt worden, folgt, dem die erste Stelle gebührt hätte:

3) Woldemar (d. Gr.), bei welchem statt S. 44: 43, und außerdem S. 26, 29, 30, 31, 33 zu citiren war.

Des letzteren Gemahlin Agnes kommt außer S. 44 vor: S. 35, 37, 38, 43. Auf sie folgen, nachdem Ludwig d. Ä., Ludwig d. R. und Otto d. F. vorher einzeln aufgeführt, noch einmal „die Luxemburger Fürsten S. 179", an welcher Stelle die 3. Abtheilung des Urkundenbuches, „die Zeit der Luxemburger Fürsten", beginnt. Die Unterabtheilung „Herzöge" ist allein für zwei Mecklenburger reservirt, unter den „Grafen" erscheint die Markgräfin Katharina, weit von ihrem Gemahl Otto d. F. getrennt, hinter den Grafen von Lindow.

Unter die sich anschließenden „adeligen Personen" sind Herzöge, Markgrafen, Grafen, Pröpste, Vögte, die allerdings zum Theil im vorhergehenden Register fehlen, abermals aufgenommen, und einige augenscheinlich bürgerliche Personen, wie Baruth aus Predikow, Betze Schuleboldt. Außerdem ist zu notiren: der Komtur Arenholz heißt mit Vornamen Burchard, nicht Bernhard; Wilhelm v. Bombrecht wird im Register zweimal, als „Mundschenk" und als „Schenk" aufgeführt, während er in den beiden betr. Urkunden „pincerna" genannt wird, und außerdem als „Schenk" noch S. 115 vorkommt. Bei Gruelhut ist nachzutragen: 1313 S. 28 Dietrich, dessen verstorbene Gemahlin Fascia, ihr Sohn Burchard mit Gemahlin Floria, deren Söhne Johannes und Albrecht; 1338, S. 75 Busso und Zabel. Ulrich v. Jungingen war Hoch-, nicht Heermeister des deutschen Ordens und kommt S. 257, nicht 258, vor. Ein Johann Graf zu Nurenberg kommt 1346 nicht vor, sondern 1345 ein Johannes comes in Nurnberch, Statthalter der Mark, der erste Hohenzoller, von dessen Anwesenheit in Berlin wir Kunde haben (4. Septbr. 1345, cf. Riedel, Gesch. d. preuß. Königshauses, I, 249).

An dieser Stelle „Quitzowsche Händel" mit der Jahreszahl 1415 (!) aufgeführt zu finden, ist verwunderlich, und die drei bezüglichen Citate S. 288, 290, 291 sind ganz willkürlich herausgegriffen; die undatirten, hierher gehörigen Urkunden stehen S. 287—304. Einen Anvord v. Werner 1349 S. 112 gibt es nicht, wohl aber einen Werner v. Anvorde. Als zur Familie Juden gehörig waren aufzuführen: Nikolaus 1326 S. 46, Heinrich 1334 (nicht 1344) S. 60 (nicht 61), Bernd, 1343 S. 80.

Nun hätte ein vollständiges, sorgfältiges Verzeichniß aller im Ur-

kundenbuch vorkommenden Berliner Bürger folgen müssen; statt dessen werden nur die „Namen der Bürger von Berlin und Cöln, welche im Jahre 1375 außerhalb der Stadt Güter und Rechte besaßen" mitgetheilt, deren Vollständigkeit wir nicht geprüft haben, unter Verweisung auf die Urkunde vom Jahre 1375, Urkundenb. S. 184 ff., womit ein Auszug aus dem Landbuch Karls IV. gemeint ist!

Den Beschluß macht ein in 57 Artikel getheiltes „Sachregister", welches häufig nicht auf das Urkundenbuch, sondern auf Fidicins historisch-diplomatische Beiträge verweist, bisweilen sich auch jedes Citat erspart, und in welchem wichtige Gegenstände, wie Apotheker, Arzt, Badestube gänzlich fehlen. Im einzelnen ist dazu zu bemerken:

Confirmation; die von 1309 ist nicht vom Markgrafen (!) Woldemar von Anhalt als Vormund des Markgrafen Johann (!) sondern von Woldemar d. Gr. in dieser Eigenschaft ertheilt.

Darleihen und Verzinsung; als Surrogate für letztere kennt der Herausgeber nur den „antichretischen Pfandvertrag" und die „Leibrente", welch letztere er in dem späteren gleichnamigen Artikel als das einzige Mittel, Geld nutzbar zu machen, bezeichnet. Beide Rechtsgeschäfte gehören gar nicht hierher, und ersteres tritt überhaupt nur als „Kauf mit bedingtem Rückkauf" auf. Zu nennen war dagegen der sehr oft vorkommende Kauf einer eigentlichen Rente, welcher vollständig die Form des zinsbaren Darlehns annimmt, und nicht übersehen werden durfte, daß das Berliner Recht wenigstens Verzugszinsen zu nehmen gestattete (Fidicin, histor.-diplom. Beitr. I, 152), deren sich die Stadt Berlin 1394 10 % stipuliren ließ (Urkundenb. S. 222).

Die „Wolfgangsgesellschaft" wird unter der sich nur in der Artikelübersicht, nicht im Text findenden Rubrik „fromme Gesellschaft" ausführlich geschildert, unter Verweis auf die „Urkunde vom Jahre 1481 im späteren Urkundenb."; dort steht S. 450 nur ein ganz kurzes Regest, welches noch dazu in das Jahr 1482 gehört. Davon, daß dieselbe 1476 durch Jakob Reibel und Palm Reineken gegründet (Pusthius, chron. Berolin. S. 13), und daß am 4. Oktober 1479 ihr Altar in der Nikolaikirche geweiht worden (Fidicin, histor.-diplom. Beitr. II. 280), ist nicht die Rede. Dagegen heißt es, nach einem zwischengeschobenen Artikel, auf den wir zurückkommen, unter „geistliche Brüderschaften", der Kurfürst habe im Jahre 1476 (!) die S. Wolfgangsgesellschaft gestiftet, und drücke sich in der darüber ertheilten Urkunde — es wird auf die von 1452 (!) verwiesen — folgendermaßen aus — was aber darauf folgt, ist ein Auszug aus dem Statut der von Ulrich Zeuschel ebenfalls in der Nikolaikirche gestifteten Liebfrauenbrüderschaft!

Zu dem den „geistlichen Brüderschaften" vorangehenden Artikel: „Wann die Gilden und Gewerke in Berlin, nach den Urkunden, entstanden sind" muß bemerkt werden, daß die angezogenen Urkunden nur Bestätigungen und Abänderungen von Statuten enthalten; die Urkunden von 1326 für die Tuchmacher, 1344 für die Schiffer, 1415 für die Wollenweber sind zu streichen, als specielle Rechtsgeschäfte betreffend. Eine Urkunde von 1309 S. 26 für die Schlächter vermögen wir nicht zu ermitteln; die die von 1311 ist für sie, nicht für die Judenschlächter, welche nicht auch noch S. 84 behandelt werden, sondern nur 1343 S. 81 vorkommen. Ein Statut für die Altflicker von 1299 S. 231 gibt es ebensowenig, wohl aber eins von 1369. Ueber „Gilden und Gewerke der Bienenhalter und Bienenzüchter" Näheres zu hören, wäre interessant; die Auffindung der angezogenen Urkunde, welche von 1399 datirt sein und S. 337 stehen soll, wird einem etwas schwer gemacht; schließlich entdeckt man, daß es sich um zwei Urkunden von 1399, S. 233 und 1419, S. 337 handelt, in deren einer die Cölnische, in der anderen die Berlinische Stadtheide an Privatpersonen zur Bienenzucht verpachtet wird.

Folgende Statuten fehlen gänzlich:

1295,	Wollenweber,	S. 21.
1399,	Altflicker,	S. 231.
1448,	Schuhmacher,	S. 398.
1452,	Leinweber,	S. 424.
1468,	desgl.	S. 440.
1489,	desgl.	(fehlt im Urkundenb. Fidicin, histor.-diplom. Beitr. I. 262.)

Von den sieben Citaten zu „Gefangene und Formel ihrer Entlassung" gehören nur S. 177 und 245 zur Sache.

In dem Artikel „Kirchen und Klöster" werden nochmals die Wolfsgangs-Brüderschaft, der Kaland und die Gesellschaft der vertriebenen Priester, die ebenfalls vorher schon besprochen, aufgeführt; dagegen ist von der eben erwähnten Marienbrüderschaft an St. Nikolai, von der älteren an St. Marien (Urkundenb. S. 383, Nr. 100) und von den Klöstern: Franziskaner S. 11, 20, 42, 92, Dominikaner S. 22, 87, 88, 92, 472 keine Rede.

Zur Erklärung der Lehnware ist die Urkunde S. 170 ganz unbrauchbar, wichtig aber ist die nicht angeführte von 1328 S. 53, wonach „dri verding vom stuck" gegeben zu werden pflegten.

Bei der Unübersichtlichkeit des Buches wäre eine kurze chronologische Zusammenstellung aller in ihm enthaltenen Urkunden höchst wünschenswerth gewesen; hätte man außerdem jedem Abschnitt eine knappe orientirende Uebersicht der Zeitgeschichte vorangesetzt, so hätte man, die Zuverlässigkeit der

Texte und die Vollständigkeit der Register vorausgesetzt, alles bei einander gehabt, um eine Arbeit von so fragwürdigem Werthe wie die Chronik entbehren zu können, und der Berufene würde sich schon gefunden haben, der uns die quellenmäßige Geschichte Berlins im Mittelalter gegeben hätte. So freilich sind Mühe und Kosten zwölfjähriger Arbeit umsonst gewesen, trotz der zuversichtlichen Worte, mit denen die Vorrede zum Urkundenbuch schließt: „Somit glauben die Unterzeichneten (Mitglieder des Vorstandes) den ihnen durch einen Gesammtbeschluß des Vereins in dessen 74. Versammlung am 19. April 1869 gewordenen Auftrag erfüllt zu haben, nach welchem alle überhaupt vorhandenen schriftlichen Nachweise und Beglaubigungen zur Geschichte Berlins in einem selbständigen und die Berlinische Chronik ergänzenden Werke zusammengestellt werden sollen, um dadurch für alle Zukunft ein wesentliches Hilfsmittel für Feststellung der Geschichte Berlins zu schaffen."

Wir müssen darauf erwidern, daß durch das vorliegende Buch die Geschichte Berlins nicht einen Schritt vorwärts gekommen ist, und daß die ganze Arbeit noch einmal von vorn gemacht werden muß, wozu indessen die Aussicht nach diesem verunglückten Versuch leider wohl in weite Ferne gerückt ist.

Wir wollen aber von der Thätigkeit des Vereins nicht Abschied nehmen, ohne zum versöhnenden Schluß einer erfreulicheren Seite derselben wenigstens gedacht zu haben. Unter seinen „Schriften" in Octavformat befindet sich, neben einzelnem Ueberflüssigen, manche ernste dankenswerthe Arbeit, z. B. v. Ledebur, der Schulze Marsilius, Fr. Holtze, Geschichte der Befestigung von Berlin, Fr. W. Holtze, das Berliner Handelsrecht im 13. und 14. Jahrhundert, und von unbestreitbarem Werth sind eine Reihe Beilagehefte zur Chronik, welche, abgesehen von den, genealogische Untersuchungen bringenden von Dr. C. Brecht verfaßten „Berliner Geschlechtern", deren Zuverlässigkeit wir nicht zu prüfen vermögen, und den, Biographisches bietenden „namhaften Berlinern" vorwiegend antiquarisch-künstlerischen Inhalts sind. Neben den „Berliner Medaillen" nennen wir in erster Linie die „Kunst-Beilagen", welche ganz vortreffliche Reproduktionen alter seltener Ansichten und Pläne bringen, sodann die „Berliner Bauwerke", unter welchen die alten Zeichnungen von Häusern der Breiten Straße im 17. Jahrhundert besonders interessant sind, und die „Berliner Denkmäler", deren Schwerpunkt u. E. in der von Th. Prüfer besorgten, textlich freilich schwachen Ausgabe des Todtentanzes in der Marienkirche beruht.

Noch vielen willkommenen Gaben auf diesem Gebiete darf man entgegensehen; das märkische Provinzialmuseum besitzt manchen spezifisch Berlinischen Schatz, die neuentdeckten Wandgemälde in der Nikolaikirche, die

Miniaturen des Stadtbuchs und der beiden schon erwähnten Ablaßbriefe bieten soviel kunsthistorischen Interesses, daß der Verein sich der ehrenvollen Aufgabe dieselben seinen Mitgliedern und allen Alterthumsfreunden zugänglich zu machen, sicher nicht entziehen wird.

Hätte derselbe sich von vornherein auf diese wesentlich reproduzirende Thätigkeit, der seine Kräfte angemessen waren, beschränkt, so wäre er des allseitigen ungetheilten Dankes sicher gewesen. So aber beschleicht uns ein wehmüthiges Gefühl, wenn wir den, welcher die Geschichte Berlins ergründen will, vor vertrauensvoller Benutzung der beiden Werke, in deren Herstellung der Verein seine Hauptaufgabe zu erblicken meinte, nur wohlmeinend warnen können.

Habent sua fata libelli!

G. Sello.

Ein merkwürdiger Brandenburgischer Brauereiprozeß aus den Jahren 1737—1739.

Nach authentischen urkundlichen und mündlichen Mittheilungen[1]) dargestellt
von
Max v. Oesfeld.

Vor Kurzem erst — am 11. Dezember 1879 — waren es hundert Jahre, daß ein berühmter, viel erörterter, der Müller Arnoldsche Prozeß seinen tragischen Abschluß gefunden. Dieser Umstand giebt uns Anlaß, den Hergang eines nicht minder merkwürdigen Prozesses darzulegen, bei welchem ein preußischer König sogar selbst als Partei betheiligt gewesen und welcher allerdings noch früher — in den Jahren 1737—1739 — geführt und ein nur geringfügiges Objekt betreffend, von fast gleichem kulturhistorischen Interesse sein dürfte, auch bisher nicht in die Oeffentlichkeit gelangt ist.

Es handelte sich in demselben um den Betrieb der Bierbrauerei auf der Nabolice (wendisch), d. h. der Neblitzfähre bei Potsdam, welche seit 1854 in eine feste Brücke umgewandelt worden.

Wenn wir es unternehmen, diesen interessanten, bisher noch unbekannten Prozeßgang der öffentlichen Beurtheilung zu übergeben, so geschieht dies indeß nur unter dem ausdrücklichen Rückhalt einer völlig objektiven und unparteiischen Behandlung der Sache, welche wir umsomehr ermöglichen zu können glauben, als uns lediglich aus den Akten und authentischen Urkunden zu schöpfen vergönnt gewesen ist. Andererseits aber müssen wir uns vorweg gegen jedes unpatriotische Motiv entschieden verwahren.

Welchem märkischen Mitbürger ist nicht die Neblitzer Fähre (nunmehr Brücke) bekannt?! Alljährlich werden von allen Theilen der Mark Lustpartien auf den Potsdamer Wassern veranstaltet und sie sind in neuester Zeit besonders durch die Dampfschifffahrten um die Insel Potsdam

---

[1]) Insbesondere des Fräuleins Caroline Schulze zu Potsdam.

wesentlich erleichtert worden. Nähern wir uns nun als Passagier einer solchen von dem Fahrländer See her der Nadolica, so bietet uns die Lage der Brücke mit dem ausgebauten Fährhause einen in der That imposanten Anblick; sie ist so anmuthig, daß der mit dem Schönheitssinn eines Königs, wie Friedrich Wilhelm IV. es war, geforderte Neubau sich nur anreihen konnte an den reichen Schmuck der Havelufer, der in gothisch-normännischen Formen, mit dem Schlosse und anderen herrlichen Architekturen auf dem Babelsberge beginnt und hier wieder im gleichen mittelalterlichen Styl schließen sollte, nachdem an beiden Uferseiten der Havel die Architekturen von Glienike, der Königlichen Meierei im Neuen Garten, der Kirche von Sakrow nebst dem Gasthause zum Dr. Faust daselbst, der Jacobsschen und anderer Villen und die Peter-Paulskirche auf der Höhe von Glienike eine würdige Zier gebildet hatten. — So erfolgte denn im Jahre 1844 nach den Intentionen des Königs der Bauplan für das Fährhaus und die Brücke nach einer vom Oberbaurath Persius vollzogenen Skizze, deren Ausführung aber nach mehreren durch Zeitverhältnisse gebotenen Hindernissen erst am 1. August 1851 begonnen werden konnte und im Jahre 1854 zur Vollendung gelangte. Dadurch ist die Havel durch eine prächtige Brücke in ansehnlicher Breite überspannt worden. Nahe am nördlichen Ufer, wo sich der Aufzug befindet, erhebt sich nun im schönsten Havelprospekt ein hohes Portal, welches mit seinen oben hervorspringenden runden Eckthürmen und seiner normännischen Zinnenkrönung einem mächtigen mittelalterlichen Kastell gleicht. Damit harmonirt der Ausbau des erwähnten Fährhauses, der zwischen dem alten kleinen Fährhause und der Havel sich vom tieferen Untergrunde emporhebt und durch Aufsetzung reicher mittelalterlicher Zinnenkrönung, im Innern viele herrschaftliche Gemächer enthaltend, vom Plateau der thurmartigen Erhöhung über das Dach hinaus eine wundervolle Aussicht in die reiche, mit bewaldeten Anhöhen umgebene Seelandschaft gewährt. Das Dorf Nedlitz, welches seinen Namen nach der uralten Fähre erhalten hat, und mit seinen Strohdächern, Aeckern und Wiesen nach der westlichen Landseite ausgestreckt liegt, bildet den malerischen Kontrast gegen diese Bauwerke im mittelalterlichen Style.

Dies war der Schauplatz, auf welchem sich unser Prozeß abgespielt hat, und zu dessen Verständniß es zunächst einiger einleitenden Worte bedarf.

Die Ziese, auch Exziese, Zeise geheißen und von Accise, d. h. ein auf die Verbrauchskosten gelegter Aufschlag, gebildet, ist in der Geschichte der Mark Brandenburg seit Alters her ein wichtiger Gegenstand der Staatseinnahme gewesen und kommt hier als eine auf das Bierbrauen gelegte Abgabe vor. Schon Kurfürst Johann Cicero führte 1488 dieselbe ein; sie betrug für jede Tonne Bier 12 Pf., von denen der Kur-

fürst 8 Pf. und die Städte zu ihrer Aufnahme 4 Pf. erhielten; sie wurde dann auf 14 Jahre verlängert und von einem Groschen auf zwei Groschen erhöht.[1]) Kurfürst Joachim II. verbot, um die Gerechtsame der Städte bezüglich der Bierbrauerei aufrecht zu erhalten, den Rittergutsbesitzern, Klöstern und Privaten, Bier zu verkaufen, wogegen sie zum eignen (Haus-) Gebrauch nach Belieben brauen durften. Unter Johann Georg wurde die Bierziese abermals erhöht und unter Kurfürst Friedrich Wilhelm eine immerwährende Abgabe, welche durch das Verbot der Ausfuhr von Getreide und Hopfen sich noch steigerte.[2])

Dieser Kurfürst ließ durch das Amt Potsdam in Bornstädt eine Brauerei anlegen, deren Einkünfte diesem Amte zugewiesen wurden. König Friedrich Wilhelm I. legte ebenfalls, nachdem er die Branntweinbrennerei durch verschiedene Edikte eingeschränkt, in der Nähe von Potsdam eine Brauerei an und zwar in der Teltower Vorstadt am Fuße des Berges, welcher wahrscheinlich hiervon seinen Namen „Brauhausberg" erhalten hat. Von ihm rühren verschiedene Verordnungen über die Bierbrauereien in den Städten wie auf dem Lande her und noch in seinen letzten Lebensjahren wurde auf seine Anordnung nach dem Vorschlage des bekannten, wie ihn Droysen nennt, „Projektenmacher" Geheimen Raths Eckhard, der sogar in den Adelsstand erhoben wurde, eine Brauerei in Fahrland gegründet.

Bevor wir nun des Näheren auf den Prozeß des Königs eingehen, müssen wir zur Beurtheilung desselben eine Charakteristik sowohl des Wesens seiner Regierung überhaupt, als auch seines ganzen Verfahrens sowie seines vornehmlichsten Rathgebers dabei, jenes Eckhard, voranschicken.

„Das Regiment des Königs arbeitete unausgesetzt," sagt Droysen in seiner „Geschichte der Preußischen Politik,"[3]) „in den Formen königlichen Eigenwillens der unumschränkten Gewalt; es fehlte nicht an Irrthümern und Mißgriffen, deren Wirkungen nicht immer verstanden wurden, noch wieder beseitigt werden konnten. Die Art, wie der König selbst verfuhr und seine Civil- und Militärbehörden verfahren ließ, selbst abgesehen von der Härte, welche sozusagen zum Kostüm der Zeit gehört, war nur zu oft roh, maßlos und selbst mit der Faulheit und Rohheit, welche überwunden werden mußte, nicht zu rechtfertigen. Nicht immer wählte oder fand der König Männer, wie den einsichtsvollen Cocceji für die Justiz, den festen Fr. v. Görne für das General-Direktorium, wie

---

[1]) Vgl. Stein, Handb. d. Geschichte des Preuß. Staates, S. 164 ff.

[2]) Vgl. das. S. 369, 385.

[3]) Bd. IV und Bd. II, S. 423.

den besonnenen Chr. v. Brand für das Kirchen- und Schulwesen, nicht immer solche, die ihm, wie M. v. Printzen, wie später General v. Schwerin, auch zu widersprechen wagten; und so konnte es noch in den letzten Jahren geschehen, daß ein geistvoller und eigennütziger Projektenmacher, wie es Eckhard war, sein Vertrauen gewann und mißbrauchte, und wenn die Provinzialbehörden gegen dessen verderbliches Treiben Einsprache erhoben, wurden sie mit Donnerwetterworten ab- und zur Ruhe verwiesen" ꝛc.

Höchst interessant ist, was Vehse in seiner „Geschichte der Deutschen Höfe", insbesondere über das Verhältniß des Königs zu dem „Eckhard", welcher sich indeß keineswegs, als ein „treuer Eckart" zeigte, uns erzählt: „Der König verkaufte sogar den kleinen Orden „de la générosité" und Anstellungen, um seine Rekrutenkasse zu füllen, an oft die erbärmlichsten Menschen. Und dazu waren ihm selbst solche Leute willkommen, welche mit dem Plusmachen wirklich das Land ruinirten. Zu diesen gehörte unter Anderen der sog. Kaminrath Eckhard, welcher sich in den letzten Regierungsjahren des Königs einen Namen machte. In Bernburg geboren, begann er seine Laufbahn als Fasanenwärter in Braunschweig, alsdann fungirte er als Kapaunenstopfer in Bayreuth und demnächst als Blaufärber und Marktschreier in Köthen. Von da kam er nach Berlin, um Kamine und Schornsteine rauchlos zu machen. Als solcher wurde er dem Könige zuerst vom Grafen Truchseß empfohlen, ihm selbst aber in Kostenblatt, einem Landgut, welches der König für seinen Sohn, den Prinzen Wilhelm, gekauft hatte, bekannt. Er legte hierauf Oefen in den Brauereien der Königl. Domainen, zuerst in der großen Brauerei zu Potsdam, an und bewirkte eine bedeutende Holzersparniß. Der König schickte ihn hierauf in der Mark aufs Plusmachen umher. Eckhard veranlaßte eine Untersuchung der städtischen Kassen, um den Magistraten, welche die öffentlichen Gelder nicht zu verwalten verständen, die Verwaltung abzunehmen und die Ueberschüsse der Einkünfte für königliche Rechnung zu vereinnahmen. Dies brachte dem Könige ein Erkleckliches ein. Seine Instruktion lautete übrigens: „Gehet gerade zu und thuet, was Recht ist, und nehmet auch nicht zu viel Plus!" Im Jahre 1738 wurde Eckhard vom Könige geadelt, erhielt den Orden „de la générosité" geschenkt und wurde zum Geheimen Kriegs- und Finanzrath erhoben. Der König gab ihm noch außerdem ein neuerbautes prächtiges Haus in Berlin, das jetzige Seehandlungsgebäude, über dessen Portal sich sein, vom Könige selbst gestiftetes Wappen mit vier Feldern: in einem silbernen Felde eine Fortuna mit auf fliegenden Segeln, einer blauen Kugel, in einem grünen Felde ein bren-

nender silberner Kamin und in den andern beiden Feldern der Orden de la générosité und ein geflügelter Greif, in Stein ausgehauen befand.

Friedrich der Große nahm sogleich nach seinem Regierungsantritt Herrn von Eckhard, nachdem er ihn am 2. August 1740 zu Gumbinnen hatte verhaften lassen, seine Aemter, sowie sein Palais und verwies ihn auf 20 Meilen von Berlin. Er ging darauf außer Landes."

Dieser in solcher Weise charakterisirte Projekten- und Plusmacher Eckhard war es nun, welcher den in Rede stehenden Prozeß veranlaßte, zu dem sich der König sogar herbeiließ, selbst als Kläger aufzutreten.

Kommen wir auf den Prozeß selbst: Kurfürst Johann Georg hatte unterm 23. April 1588 dem Eigenthümer der Nedlitz- (Nadolice-) Fähre und des Fährkruggutes Lorenz Brüning die erbetene Erlaubniß ertheilt, jährlich drei Wispel Gerste „seiner Gelegenheit nach" zu verbrauen und zwar auf Lebenszeit und gegen Erlegung der gebührlichen Ziese.[1])

Gleichzeitig reichte Otto von Hacke auf Machenow eine Klage bei dem Kurfürsten ein, in welcher er als Lehnsherr über die Nadolice die Rechte des Matthias Müller, des vermuthlichen Schwiegersohnes und Fährgehilfen des p. Brüning und Mitbesitzers des Fährguts und der Fähre vertritt. Wann Brünning gestorben, ist nicht nachzuweisen, doch steht fest, daß die Brauerei ihren ungestörten Fortgang hatte.

Kurfürst Friedrich Wilhelm ließ, nachdem er 1664 Bornstädt gekauft und dem Amte Potsdam zugelegt hatte, bald darauf daselbst ein Brauhaus erbauen und wurde ein Kurfürstlicher Braumeister angestellt. Als nun 1680 das Lehnsrecht über die Nadolice von denen von Hacke auf Machenow freiwillig an den Kurfürsten abgetreten worden, legte er auch die Nadolice dem Amte Potsdam zu. Dieses befahl aber dem damaligen Fährbesitzer Matthias Müller, welcher bereits der vierte Eigenthümer von Vater auf Sohn war, seinen Bedarf an Bier für seinen Krug von Bornstädt zu beziehen. Unter diesen Umständen durfte er seine eigene Brauerei nicht mehr fortsetzen; er beantragte daher beim Kurfürsten, ihm die vom Kurfürst Johann Georg bewilligte Verbrauung von 3 Wispel jährlich gegen die gebührliche Ziese neuerdings zu bestätigen. Der Kurfürst erforderte Bericht vom Amte Potsdam, welcher, wie zu erwarten, zum Nachtheil des Fährkruggutsbesitzers ausfiel. In demselben (abgefaßt unterm 19. April 1688 von T. v. Lüderitz) heißt es wörtlich:

„Bei Erkaufung der adeligen Güther zu Geltow pp. sein auch die Gerichte über diese Fehre Netelitz zum 4ten Theil an C. Churfürstl.

---

[1]) Vgl. Urk. vom 23 April 1588 im Geh. Staatsarchiv.

Durchl. gekommen wie Sie auch nachher die übrigen 3 Theile Gerichte von denen von Hacke auf Machenow verhandeln lassen, daß also Sie nunmehr die Botmäßigkeit über solchen Ort ganz allein haben.

Nun ist damals bei der Uebergabe der sämmtlichen adeligen Güther auf dem Potstamschen Werder an Ew. Churfürstl. Durchl. ein Brauhaus zu Bornstädt mit nicht geringen Unkosten erbauet und unter anderen Krügen auch dieser Fehrmann zu Netelitz mit dem Bierschank dahin geleget worden, welches Bierbrauen Eu. Churfl. Durchl. beste Einnahme bei dem Ambte Potstamp ist. Wenn nun der Fehrmann 3 Wispel Gerste selber zu verbrauen zugegeben werden sollte, würde dem Ambte dadurch ein Merkliches abgehen. Es ist auch die Begnadigung der 3 Wispel Gerste zu verbrauen, dem damaligen Fehrmann Lorentz Brüningen nur ihm ad dies vitae gegeben worden etc. etc."

Das auf diesen, die Rechtsfrage nur nebenher, den Kern derselben aber gar nicht berührenden Bericht ergangene Resolut fiel, wie kaum anders zu erwarten gewesen, auf „Abgeschlagen" aus, ob der Kurfürst, welcher bisher dem p. Müller keine Bitte abgeschlagen hatte, noch höchst eigenhändig diesen Vollzug unterzeichnet, ist fraglich, denn er starb vierzehn Tage nach dem Datum des Berichts. In den Akten findet sich das „Abgeschlagen" unterm 27. April. gezeichnet.

Indeß ruhte der p. Müller nicht und wiederholte bald nach dem Antritte der Regierung Kurfürst Friedrichs III. im Jahre 1692 seine Bitte, ihm das Brauen der 3 Wispel Gerste für seinen Haushalt gegen Erlegung der gebührenden Ziese zu bestätigen, worauf folgende Resolution erfolgte:

„Seine Churfürstliche Durchlauchtigkeit zu Brandenburg ꝛc., Unser Gnädigster Herr, lassen Matthias Müllern, Fehrmann zu Nedelitz zur Resolution auf sein Supplicatum ertheilen, daß, gleichwie seine Vorfahren, also auch er jährlich Drey Wispel Gersten zu seiner Haushaltung und Consumtion nach wie Vor, bis auf fernere Verordnung Verbrauen möge, jedoch davor in Potstam die gebührende Ziese lösen und an andern kein Bier überlassen oder verschenken, sondern, wenn er darüber betroffen werde, das Bier confisciret werden solle.

Signatum, Cölln an der Spree, d. 16. Juni 1692.

(L. S.) von Anhalt."

Nachdem Müller bald darauf bei der Kammer noch den Druck und die Verabfolgung von halben Wispelaccisezetteln „weil ihm das Bier von einem ganzen Wispel versäure, namentlich im Sommer" durchgesetzt, ging er noch weiter und beantragte wiederholt, ihm auch die Branntweinbrennerei zu bewilligen, erhielt indeß unterm 17. November 1696 zur Resolution: „daß das Bierbrauen des verordneten Quantums gegen Erlegung der Ziese

gestattet sei, eine Branntweinblase ihm aber zu bewilligen, stehe nicht in der Macht der Kammer, sondern er müsse Churfürstl. weitere Verordnung deshalb abwarten."

Ob Müller nun sein Gesuch weiter verfolgte und ihm dasselbe bewilligt worden, darüber liegt nichts vor, genug, es wurde auf seinem Gehöft auch Branntwein von ihm gebrannt und dies von seinen Erben und Nachfolgern ungestört fortgesetzt.

Die Brauerei, welche 100 Jahre (1588—1688) bestanden, war sonach 4 Jahre unterbrochen und nun wieder bestätigt worden, freilich unter zwei Bedingungen: „bis auf fernere Verordnung und kein Bier außer dem Hause zu verschenken", selbstverständlich gegen Erlegung der Ziese. —

König Friedrich Wilhelm I. zeigte eine große Vorliebe für die Nedlitzfähre und ihren damaligen Besitzer Friedrich Matthias Müller; denn er besuchte diesen Ort sehr häufig, ließ sich von Frau Müller sein Lieblingsgericht, Fische in Bier gekocht, zubereiten, kam auch wohl dann und wann selbst in die Küche und rief ihr zu: „die Fische doch ja beim ersten Aufkochen überlaufen zu lassen, weil sie sonst nicht schmeckten." Uebrigens lieferte auch ein Karpfenteich nahe beim Hause zuweilen ein bemoostes Haupt, wie sie in der Havel sogut wie gar nicht vorkommen, und an solcher Delikatesse fand der König dann ganz besonderen Geschmack. Dieser sparsame Fürst ließ, sogar auf seine Kosten, ein sogen. Angelhaus auf dem Jungfernsee erbauen, von wo aus sich eine reizende Fernsicht über den Wasserspiegel nach Potsdam hin bietet. Dieser Bau erfolgte nach traditioneller Angabe 1727, nach Manger (Baugeschichte Potsdams) erst 1728, ein Umstand, der deshalb von Bedeutung erscheint, weil Müller 1728 im April starb.

War es nun des Königs Wunsch und Absicht, die Nedlitzfähre zu kaufen, so erschien ihm der frühe Tod des Müller insofern günstig, als er die Wittwe wahrscheinlich für den Verkauf geneigter zu finden hoffen mochte als ihren Mann, und sie konnte ihm den Bau des Angelhauses schon nicht gut wehren.

Aus allen diesen Umständen ergiebt sich als unzweifelhaf', daß der König mit allen Verhältnissen des Fährgutes genau vertraut war und insbesondere wußte, ja wissen mußte, daß Müller sein Bier selbst auf seinem Hofe braute und sein Gericht Fische damit gekocht wurde. Ein weiterer Beweis dafür ergiebt sich aus Nachstehendem: Müller hatte, wahrscheinlich mündlich, den König gebeten, ihm zu gestatten, fremdes Bier und Wein zu schänken. Der König versprach es, doch solle er schriftlich darum einkommen, was Müller denn auch nicht versäumte und nachfolgendes Gesuch einreichte, das im Original mit des Königs eigenhändiger Resolution an ihn zurückgelangte. Das im Müllerschen Archive befindliche Original lautet:

Allerdurchlauchtigster rc. „Eure Königl. Majestät haben mir in hohen Gnaden die Freiheit verstattet, daß ich allhier in meinem Hause auf der Neblitzschen Fehre frembde Weine, Brühan, Duchstein[1]) einlegen und nebst mein eigen gebrautes Bier öffentlich schenken und bittet daher Eure Königliche Majestät nach der allergnädigsten gethanen Versprechen dieserhalb umb eine schriftliche Concession“.

(Darunter steht eigenhändig:)

Allerhandt Bier, aber
Kein ausländisch.
Fr. W.

(Das Wort „Duchstein“ war ausgestrichen!)

Der König hatte also mit seiner eigenhändigen Unterschrift ausdrücklich anerkannt, daß der Wirth auf der Neblitzfähre sein eigen Bier braue und zwar ohne irgend eine weitere Bedingung, die etwa den Matthes Friedrich Müller nur persönlich beträfe. Auch war bis dahin in keiner Weise die vom Kurfürsten Friedrich III., König Friedrich I., i. J. 1692 ertheilte Konzession zum Bierbrauen auf der Neblitzfähre aufgehoben worden, ebenso wußte der König, daß das Bierbrauen dort stattfand selbst nach Müllers Ableben, denn er besuchte nach wie vor die Fähre und ließ sich dort sein Gericht Fische mit dem Nadolicebier recht wohl schmecken. Freilich mochte die Wiederverheirathung der Wittwe Müller mit einem Plümicke dem Könige vielleicht nicht lieb sein, weil ihm dadurch die Erwerbung der Nadolice erschwert zu sein schien. Jedoch liegt darüber eine Andeutung nicht vor.

Inzwischen war der gewöhnlich sechsjährige Pachttermin des Amtes Fahrland 1736 abgelaufen, der Amtmann Schönebeck gestorben, und Plümicke beeilte sich nun, sogleich das Amt selbst zu pachten, um etwaige Chikanen eines anderen Pächters, wie er sie bei Schönebeck kennen gelernt hatte, von sich abzuwenden.

Wahrscheinlich gerade in dieser Zeit hatte der Projektenmacher und sog. Geheime Kaminrath Eckhard die Revision des gedachten Amtes auf Befehl des Königs veranstaltet, wobei die Nadolice nicht umgangen werden konnte; vielleicht hatte er sich, vom Könige darauf hingewiesen, auf derselben sogar umgesehen. In den Brauereien der Domainen legte er, wie Behse sagt, Oefen an, und in Fahrland nach seinen angeblich holzersparenden Prinzipien eine neue Brauerei, welche natürlich des sparsamen Königs lebhaften Beifalls sich erfreute; für diese Fahrländer Anlagen war aber die Brauerei auf der Nadolice seinen lukrativen Projekten ein Hinderniß, denn

[1]) Eine im Braunschweigischen gebraute Bierart.

der dortige Bierschank war keineswegs unbedeutend und nahm tagtäglich zu. Diesen sich zu verschaffen, war daher sein einziges Ziel, und in diesem Sinne hatte er dem Könige ins Ohr geflüstert, daß die Brauerei in Fahrland durch die auf auf der Nabolice benachtheiligt werde.

Stand es in des Königs freiem Willen und in seiner Machtvollkommenheit, die ihm wohlbekannte Brauerei auf der Fähre ohne Weiteres aufzuheben und einfach den Befehl zu ertheilen, daß dieselbe eingestellt werden solle, denn sie war nach der Kurfürstlichen Konzession vom 16. Juni 1692 nur bis auf weitere Verordnung bewilligt worden, so muß man sich füglich über die nachfolgende Kabinetsordre an die Kriegs- und Domainenkammer nicht wenig wundern.

„Wir, von Gottes Gnaden pp. Friedrich Wilhelm, König von Preußen pp. Unseren Gnädigen Gruß zuvor, Würdige, Veste, Hochgelahrte Räthe, liebe Getreue! Nachdem Wir mißfällig vernommen, wie daß der zeitige Pächter zu Fahrland sich untersteheț, aus dem ihm selbst zugehörigen Kruge an der Netlitzfähre sowohl Bier als Brannt-wein über die Straße in gantzen auch einzeln zu verkaufen und zu ver-stellen, Wir aber diesen, zum Schaden Unserer dortigen Amtsbrauerei und Branntwein-Brennerei gereichenden Missbrauch nicht gestatten müssen wollen. Also befehlen Wir euch hierdurch in Gnaden, den Besitzer des oberwehnten Kruges sofort bei schwerer Strafe zu verbieten, nicht das geringste mehr an Bier oder Branntwein außer dem Hause und über die Straße zu verstellen, noch so wenig im gantzen als einzeln zu verkaufen. Seynd euch mit Gnaden gewogen. Gegeben, Berlin, den 5. December 1737. Friedrich Wilhelm.“[1])

Der König also wollte wissen, daß der nicht namhaft gemachte Besitzer des Kruges bei der Neblitzschen Fähre im Ganzen und einzeln über die Straße Bier verstelle und verkaufe — das konnte ihm doch nur von dem Kapaunenstopfer Eckhard zugeflüstert worden sein!

Uebrigens ist in der Ordre von dem „selbstgebrauten Bier“ nicht die Rede, dennoch hat die Kammer sie darauf bezogen, wahrscheinlich auf Anweisung des Kaminraths oder auf des Königs mündlichen Befehl.

Dieser hatte aber auch unverkennbar die Absicht, den Plümickeschen Eheleuten die Wirthschaft auf der Fähre so beschwerlich wie möglich und sie zum Verkaufe derselben geneigter zu machen, denn er befahl alsbald, daß Plümicke als nunmehriger Pächter des Amtes Fahrland daselbst wohnen müsse, was er mit Frau und Kindern auch that.

---

[1]) Vgl. Akten d. K. Regierung zu Potsdam, Amt Fahrland S. II, Nr. 5

Jene Kabinetsordre blieb allerdings ein Geheimniß für Plümicke, sie steht nur in den Kammerakten verzeichnet. Die aber hierauf erfolgte Kammerresolution dient als Beweis dafür, was Droysen über das Verfahren der Behörden unter König Friedrich Wilhelm I. gesagt hatte, und lautet:

„Nachdem Sr. K. Maj. höchst mißfällig vernommen, daß der jetzige Amtmann zu Fahrland nicht nur auf der Netlitzschen Fehre Bier zu brauen und Branntwein zu brennen, sondern auch sogar solches in gantzen und einzeln zu verkaufen sich unterstehen solle, Sr. K. M. aber diesen zu des Amtes Fahrland Nachtheil gereichenden Mißbrauch abgestellt wissen wollen, Alß wird dem Amtmann Plümicke zu Fahrland nicht allein bey schwerer Strafe hiedurch anbefohlen, sich des Brauens und Branntwein-Brennens auf der Fehre ferner gäntzlich zu enthalten, sondern auch unverzüglich zu berichten, warum er dieses zu thuen sich bisher unterstanden.

Berlin d. 16. Dezember 1737.[1])

gez. v. Limmer."

Daß die Kammer in dieser Resolution den Befehl der K. Kabinetsordre auch auf die Einstellung der bisher exerzirten Bierbrauerei und Branntweinbrennerei auf der Fähre ausdehnt, ist jedenfalls auffällig. Unzweifelhaft steckte der Projektenmacher Geheime Kriegsrath Eckhard dahinter, den der König mündlich bevollmächtigt haben mochte, und die anderen Räthe ließen es geschehen, um nicht ein Donnerwetter über sich kommen zu lassen! — —

Bereits am 2. Januar 1738 reichte Plümicke seine Vertheidigungsschrift bezüglich der Brauerei an die Kammer ein und wies darin nach, „daß seine Vorfahren auf der Fähre seit länger als 150 Jahren ohne die geringste Inhibition das Brauen gegen Erlegung der gebührenden Ziese zu exerciren die Erlaubniß gehabt.[2]) Daß die Einnahme auf der Fähre nur von weniger importanz sei und er jährlich nicht über 3 Wispel Malz und 8—10 Scheffel Schrotkorn verbraut, wie das die Ziesenregister besagen würden, daß also dem Amte Fahrland, woselbst erst vor wenigen Jahren das Brauwesen introduciret, nichts zum Nachtheil vorgenommen, sondern, da er die Fähre angetreten, sich dessen bedient, wozu seinen Vorfahren die Erlaubniß ertheilt, und hoffe er, man werde ihn wie seine Vorfahren schützen

[1]) Vgl. Akten der K. Regierung zu Potsdam, Amt Fahrland S. II, Nr. 5 und die Ausfertigung der Resolution in den Amtsakten zu Fahrland.

[2]) Hätten jene Urkunden vom Jahre 1588 ꝛc. nicht so fest verschlossen gelegen, so hätte Plümicke sich auf diese berufen können und damit der Angelegenheit eine andere Wendung gegeben.

und ihm ein Recht gestatten, das die in Gott ruhenden Durchlauchtigsten Vorfahren Sr. Majestät des Königs allergnädigst gewährt hätten ꝛc."

Plümicke.

Infolge dieser Eingabe berichtete die Kammer unterm 13. Januar 1738 an den König folgendermaßen:

„Sie habe in Folge des Königl. Rescripts vom 5. Dezember 1737 dem Amtmann Plümicke unterm 16. Decemb. ej. den Befehl gegeben, sich des Brauens ꝛc. nicht ferner anzumaßen. Er habe aber Vorstellung gethan, wie er und seine Vorfahren von 150 Jahren her die Brauerei gegen Erlegung der Ziese exerciret und wie solches dem Vorgeben nach nur weniges importire. Der Kriegsrath Eckhard aber bei der Amtsbrauerei zu Fahrland hierauf gar nicht reflection gemacht; so stelle sie es dem Könige anheim, ob er die Befugniß ertheilen wolle, die Untersuchung in loco examiniren zu lassen, um die wahre consumtion auf der Netlitz'schen Fähre zu erkennen."

gez. v. Limmer.

Sind die Daten nicht etwa beim Abschreiben versehen worden, so muß es auffallen, daß des Königs Resolution auf diesen Kammerbericht eben dasselbe Datum trägt, oder aber der König hat noch an demselben Tage das Kammerreskript erhalten und sofort beantwortet. Letzteres ist indeß kaum anzunehmen.

Die Königliche Resolution lautet:

„Von Gottes Gnaden, Friedrich Wilhelm pp. Wir haben aus Eurer Relation vom 13. huj. ersehen, welcher Gestalt Ihr den Amtmann Plümicke zu Fahrland zwar aufs schärffste verbothen, aus dem ihm zuständigen Kruge an der Netlitz'schen Fehre fernerhin kein Bier oder Branntwein außer dem Hause und über der Straße zu verkaufen, derselbe aber dagegen durch vorgeschützte Possession von undenklichen Jahren solchen Bier- und Branntweinschank zu behaubten vermeine. Ihr habt hiernach recht gründlich zu untersuchen und darüber pflichtmäßig Bericht zu erstatten.

Berlin, den 13. Januar 1738.

Auf Sr. Königl. Majestät allergnädigsten Specialbefehl.

v. Unruh. v. Kahlden. Happe."

Diese allerhöchst anbefohlene Untersuchung wurde dem Geheimen Rath v. Götze durch Dekret vom 17. Januar 1738 übertragen, welcher einen weitschweifigen Bericht erstattete, in welchem er um genaue Verhaltung darüber bat, in welcher Weise er die Untersuchung abhalten solle.

Man ersieht hieraus, wie ängstlich und gewissenhaft dieser Beamte ist, um nur in richtiger Weise dem Willen des Königs nachzukommen und dem

Einfluß des Kaminrathes zu begegnen, denn er mußte den Zorn beider ernstlich befürchten.

Aus allen bisherigen und nachfolgenden Verhandlungen und Erfolgen ergiebt sich übrigens unzweifelhaft, daß der König ernstlich damit umging, die Nadelitze zu kaufen; da er aber sehr wohl wußte, wie sehr der Familie Müller und Plümicke ihr Eigenthum ans Herz gewachsen war, so scheint es beinahe, daß dieser heillose Prozeß nur deshalb eingeleitet gewesen, um der Familie ihren Besitz zu verleiden.

Dazu kam, daß die Wiederverheirathung der Wittwe Müller mit Plümicke diesen dem Könige verhaßt gemacht, denn er sah voraus, er werde durch ihn seinen Einfluß bei dessen nunmehriger Frau verlieren; hatte der König sogar dem einstigen Erben, dem 18jährigen Tobias August Müller, geäußert: „Alles, was er dort sehe, sei sein Eigenthum, und er solle sich von seinem Stiefvater nicht betrügen lassen."

Unterm 20. März 1738 wurde nunmehr Plümicke vorgeladen, nebst v. Götze auf der Kammer am 26. April zu erscheinen. Diese Vorladung gelangte aber erst (vielleicht absichtlich) am 21. April an Plümicke und da er in so kurzer Zeit außer Stande war, die nöthigen Dokumente, die vermuthlich auf der Nedlitze wohlaufbewahrt und verschlossen lagen, herauszusuchen, er auch seit 1736 auf dem Amte Fahrland wohnen mußte, so erbat er sich von der Kammer einen Aufschub des Termins auf drei Wochen. In aller Eile hatte er einen Stempelbogen zu dieser Vorstellung zu nehmen vergessen, weshalb er nach vielem Hin- und Herschreiben noch zu 1 Thlr. Stempelstrafe genommen wurde, überdies gelangte auch seine Vorstellung auffälligerweise erst nach dem Termine an die Kammer und er wird demgemäß in contumaciam verurtheilt, ohne also seine Berechtigung zur bisher betriebenen Brauerei nachweisen zu können.

Unterm 7. Juni 1738 erging hiernächst folgender Bericht:

„Weil der Beamte zu Fahrland, Plümicke, in dem ad instantiam Fisci termino, daß in seinem Kruge an der Netzlitz'schen Fehre weder die Brauerei und Krugs-Verlags-Edicta ihn angemaßtes Bierbrauens und Branntweinbrennens zum feilen Kauf nicht erschienen, sondern sich contumaciren lassen, Er auch darinnen, daß Er in dieser Sache unterm 22. April a. c. eine Vorstellung ohne Stempel eingereicht und an Hochd. Krieges- und Domainenkammer eingeschickt, per Decretum vom 25. April ej. a. à 1 Thlr. Strafe condemniret worden, so bitte Ew. K. M. ich Fisci allerunterthänigst, Sie geruhen, was die Hauptsache und contumaciam ante forum sub praejudicio anzusetzen und erwehnten Beamten dazu vorablahden und, sowohl die dotirte 1 Thlr. Strafe betreffend, ihn anbey zugleich anzubefehlen, daß er solche in besagten

termino bey Vermeidung der wirklichen Execution mit zur Stelle bringen solle. In tiefster Devotion ersterbend

E. K. Maj.

Berlin, allerunterthänigster Diener

den 7. Januar 1738. v. Götze.

Inzwischen wurde ein neuer Verhörstermin am 5. Juli 1738 angesetzt. Plümicke hatte zu seiner Vertretung den Rechtsanwalt Moritz bevollmächtigt, sich Atteste aus alten Akten zu verschaffen gesucht, auch wohl seine eigene Sammlung von urkundlichen Schriftstücken durchsucht, unbegreiflicherweise aber die Konzession vom 16. Juni 1662, nach welcher die Brauerei von drei Wispeln Gerste unter dem Vermerk: „bis auf fernere Verordnung rc." bewilligt worden, nicht aufzufinden vermocht.

Daß Müller wie Plümicke im Ganzen Bier verkauft haben sollen, ist kaum anzunehmen, denn wer hätte sich wohl bis so weit hinaus gewendet, um dort Bier im Ganzen zu kaufen? Immerhin war es aber möglich, daß einmal einem Freunde in Potsdam ein Fäßchen Bier abgelassen oder überschickt worden und der Spürhund Eckhard dies erfahren hatte.

Auf die Vernehmung am 5. Juli 1738 erfolgte der Bescheid: „Daß Beklagter zwar den gebotenen Beweiß hiemit zu eröffnen; er muß aber indessen alles Bier- und Branntwein-verlaßes bey der in der Brau-Constitution darauf gesetzten Straffe, auch expensas contumaciales mit 1 Thlr. erlegen rc."

Welches Vergehen oder Verbrechen war es denn nun eigentlich, welches Plümicke begangen haben sollte? Lediglich die unerwiesene Beschuldigung, daß er Bier und Branntwein außer dem Hause verkauft haben sollte! Unerfindlich bleibt es, daß nicht einmal eine Zeugenvernehmung stattgefunden! Die Königliche Anschuldigung wurde aber ohne jeglichen Grund auf ganz andere Dinge ausgedehnt, nämlich auf die Brauerei und den von Plümicke, der doch erst seit 1729 Fährmann war, zu führenden Nachweis, wie viel an Bier und Branntwein in seinem Kruge seit 150 Jahren ausgeschänkt worden sei? Ein geradezu unmögliches Verlangen!

Allein der bübische Kapaunenstopfer und Kaminrath stand hinter dem Könige und handelte in dessen Namen oder umgekehrt; denn daß der König selbst und unmittelbar in den Prozeß eingriff, werden wir bald sehen.

Indeß versuchte Plümicke den ihm durch die Sentenz vom 5. Juli 1738 aufgegebenen Beweis anzutreten, und zwar:

1) durch ein Attest vom 14. Juli d. J. der kurmärkischen Landschaft, kraft dessen schon seit 1576 das Bierbrauen diesseitig exercirt worden und wodurch eine hundertundfünfzigjährige Possession dargethan sei;

2) durch das Attest des verstorbenen Generallieutenant v. Hake d. d. Berlin den 14. September 1711, so derselbe morte antecessionis confirmiret habe;

3) „haben Sr. Königl. Majestät selbst auf meines antecessoris Matthes Friedrich Müllers unterthänigste Vorstellung vom 22. April 1727, daß ihm vergönnet werden möchte nebst seinem eigen gebrauten Bier auch fremde Wein und Bier auf der Netlitz'schen Fehre und zu verkaufen, allerhöchst eigenhändig decretiret: „Allerhandt Biere aber kein ausländisch Bier. Fr. Wilhelm."
so daß von Sr. K. Majestät selbst vor bekannt angenommen worden, was gestalt Biere auf der Netlitz'schen Fehre gebraut werden könne. Und was endlich den Branntewein betrifft, attestirt ebenmäßig die Landschaft, daß seit 1716 der Blasenzins jährlich mit 2 Thlr. entrichtet, woraus dann folgt, daß da die Landschaft auch mit dem wirklich introducirten Blasenzins beleget hat, selbige soviel befunden haben muß, daß von Alters her das Branntwein-Brennen auf der Netlit'schen Fehre exerciret worden, umb so viel mehr, da das Branntweinbrennen vor emanirter Brau-Constitution de anno 1714 ein annexum des Bierbrauens gewesen.

Ich resumire mir übrigens quaevis competentia ferner mehr briefliche Urkunden, welche vermuthlich beim Hause Machenow, worunter die Netlitzfehre ehemals gestanden, aufgefunden werden möchten, solche annoch beybringen zu können.

Damit nun ferner, was Rechtens erkannt werden möge ersuche Ew. K. Maj. allerunterthänigst, den Kriegsrath Götze nom. fisci zum Verhör citiren zu lassen."

Berlin, den 29. Juli 1738.

E. K. Maj. allerunterthänigster
Amptmann Plümicke
zu Fahrland.

Nach dieser Explikation des Plümicke sollte man meinen, dieselbe habe zur Begründung seiner Gerechtsame vollkommen hingereicht; die Urkunden in Machenow brauchten ihm zudem nicht als Stützpunkt zu dienen, denn dort waren solche weder zu suchen noch zu finden, wohl aber hätte er sich auf die wichtigen Dokumente vom 16. Juni 1692, 7. November 1694 und 17. November 1696 beziehen sollen, welche sich unter den Müllerschen Nachlaßpapieren auf der Fähre befanden.[1]) Diese scheinen ihm aber nicht bekannt gewesen zu sein.

---

[1]) Dieselben sind erst im Jahre 1865 in einem verschlossenen Archivkasten einzeln zusammengelegt und ungeordnet aufgefunden worden.

Indeß vertheidigte er sein gutes Recht gegen die fiskalische Klage mit aller Entschiedenheit durch den Rechtsanwalt A. Moritz, welcher folgendermaßen deduzirte: „Es seien zuvörderst binnen 6 Jahren nur 10 Wispel Malz verbrauet worden, welche Beklagter zu seiner eigenen consumption berechtigt gewesen; Beklagter befinde sich weiter in bona fide, weil er und seine Vorfahren niemals wegen dieser Befugniß questioniret worden, vielmehr benöthigten Falls die mit der Brau-Constitution vorgeschriebene 50jährige Possession allemahl erwiesen werden könne, wiewohl es dessen nicht bedürfe, da es im gantzen Kreise notorisch sei, daß seit Menschengedenken der Bier- und Brandtwein-Schank diesseits exerciret worden. Beklagter müsse sonach fernerhin bey sothaner Possession des Bier- und Brandtweins geschützt und Kläger mit seinem Ansuchen abgewiesen werden."

Dagegen räumte Kläger bei der Hauptsache nicht das Geringste ein, statuirte auch keine notarietatem possessionis, ließ aber die Beweiseröffnung wegen 50jähriger Possession seitens des Beklagten zu, „welcher sich aber indessen alles Bier- und Brandtwein-verlages bey der in der Brau-Constitution de anno 1714 darauf gesetzten Strafe enthalten müsse."

Inzwischen hatte der König selbst durch ein Reskript vom 4. September 1738 in den Prozeß eingegriffen, eine Anmaßung des Plümicke in dem unbefugten Ausschank seines Bieres und Branntweins finden zu müssen geglaubt und durch den Fiskus beantragt, das bisher aus dem Kruge verlassene Bier und Branntwein nicht allein zu konfiszciren, sondern Kläger auch von jedem Quart des verlassenen Bieres und Branntweins 12 Gr. Strafe zu erlegen verbunden, auch den der Kgl. Accise-Ziese und Kriegesmetze verursachten Schaden zu ersetzen.

Dagegen opponirte Moritz mit vollem Rechte: „Das Reskript q. könne rebus sic stantibus nicht weiter einen Effekt haben, indem rescripta zu keiner Zeit gegen rem judicatam ergriffen werden könnten. Uebrigens aber enthalte das Reskript nichts weiter, als daß hinfüro dem Amte Fahrland die Verlassung des Biers und Brandtweins zugelegt werden solle und Beklagter sich dessen hinfüro entziehen müßte, welches Königliche decisivum in odium des Beklagten nicht acceptiret werden könne."

Dagegen replizirte Fiskus: „In puncto des der Accise-Ziese und Kriegs-Metze verursachten Schadens bezüglich der Confiscation sei die Brau-Constitution de anno 1714 nicht aufgehoben, sondern, da S. K. Maj. befunden, daß Verklagter bisher den Krug ohne Grund und Recht mit seinem Bier und Brandtwein verlaget, so folge von selbst, daß Kläger nach eingeführter Brau-Constitution das Bier confisciren und die darinnen diktirte Strafe zu erlangen berechtigt sei. Sollte event. hierüber das

Kollegium dieserhalb einen Zweifel tragen, so bäte Fiskus, hierüber zur Declaration und Decision S. K. Maj. zuvörderst allerunterthänigst anzufragen."

In den Akten schließt sich hieran ein langes Votum, welches den p. Plümicke als gerechtfertigt und berechtigt darstellt. Wer der Verfasser desselben, ist nicht zu erkennen; doch ist dasselbe augenscheinlich mit großer Vorsicht niedergeschrieben, was um so nothwendiger war, als die Beamten sich sonst leicht ein Königliches Donnerwetter hätten zuziehen können. Indeß scheint der rechtschaffene Kriegsrath Heidenreich der Verfasser gewesen zu sein, welcher sich um so mehr dahin auszusprechen wagte, als die meisten der übrigen Räthe der gleichen Ansicht gewesen. Immerhin ist aber aus den bisherigen Verhandlungen ersichtlich, daß eigentlich der König selbst den ganzen Prozeß leitete und die Kammer nur vorgeschoben war, und, da der Kaminrath überall bei derselben ein Votum hatte, so konnten die Herren Kollegen nicht vorsichtig genug verfahren, denn der Plusmacher stand beim Könige in zu hoher Gnade.

Während nun die Prozeßverhandlungen ihren Fortgang nahmen und sich lange hinzogen, hatte Eckhard einen Brauereianschlag für Fahrland angefertigt, nach welchem die Nadlitzer Brauerei einen Verlag von 424 Thlr. 9 Gr. und an Branntwein von 189 Thlr. 11 Gr., zusammen also 613 Thlr. 20 Gr. ergebe, die dem Amte Fahrland zu Gute kommen und demgemäß die Pacht der Nabolice um soviel erhöht werden müsse; ein Ansinnen, welches als unmöglich und ungerecht selbstverständlich zurückgewiesen werden mußte und selbst die Räthe der Kammer entrüstete. Endlich erging der Entscheid des, wie er in den Akten heißt, Rezesses durch dieselbe dahin: „Vor dem Bier- und Branntweinverlag im Netlitz'schen Kruge entrichtet das Fahrland künftig zur Pacht 42 Thlr. 18 Gr. 11 Pf. — solche ist dem Etat des Amtes Fahrland von trinit. 1739 bis 1742 zuzusetzen und entrichtet der Plümicke daselbst die Pacht von Luciae (3. Dezbr.) d. J. an, welches die Rechnungskontrole überall zu besorgen hat."

Berlin 15. Dezbr. 1738. Reiche (Decernent)

Der Pachtvertrag wird demnach mit dieser Einschaltung erhöht.

Erwägt man, daß schon Matthes Müller und dann Plümicke Ruppiner Bier zum Ausschank auf der Nabolice bezogen, welches nach Eckhards Anschlag ebenfalls mit einer Abgabe von 20 oder 21 Gr. pro Tonne belagt worden, so ist unverkennbar, daß man von oben dahin arbeitete, den Fährkruggutsbesitzer zu ruiniren oder doch zum Verkauf des Gutes zu zwingen. Diese Absicht leitete der König selbst ein, theils durch Eckhard, theils durch den Kriegsrath Heidenreich, sowie den nachherigen Minister

Boden, dem eine Besprechung mit Plümicke anbefohlen worden, und wie es scheint, auch durch die Kammer, weil diese bei einem angefertigten Nutzungsanschlage betheiligt war, welcher, auf 11656 Thaler lautend, an den König eingereicht wurde.

War es nun in der That die Absicht des Königs, die Nabolice zu kaufen?

Hierüber giebt nachfolgende Ordre an die Kammer Aufschluß:

„Wir, Friedrich Wilhelm rc. Mir ist gebührend vorgetragen, was Ihr wegen des Netlitz'schen Fehr-Guths, so Wir ankaufen zu lassen, willens gewesen, bey Einsendung des davon gefertigten Kauff- und Nutzungs-Anschlages und der dazu gehörigen, unterm 6. Juni a. c. referiret habt. Worauf Wir auch dann hiermit in Gnaden zur resolution ertheilen, daß Wir für dieses Fehr-Guth das angeschlagene Kauf-Pretium der 11656 Thlr. zu geben nicht gemeint sind; Indessen, da Uns wissend, daß daselbst bisher die Brau- und Branndtweinbrennerei ohn Grund und Recht (!!) exerciret worden, So ist Unser höchster Wille und Befehl, daß die jetzigen Besitzer sothane Brau- und Branndtweinbrennerei an das Ambt Fahrland ohnentgeldlich abtreten und solchergestalt das Guth q. behalten sollen. Ihr habt also solcher wegen ohnverzüglich das nöthige weiter zu verfügen. Seyend rc."

Berlin, d. 4. Sept. 1738. Friedrich Wilhelm.

An die Kammer.

Darauf erhielt Kriegsrath Heidenreich folgendes Reskript von der Kammer:

„Weil sich bei dem von den Herrn Kriegsräthen Heidenreich u. von Limmer gefertigten Kauff-Anschlage von dem Fehr-Guthe Netlitz beym Amte Fahrland kein besonderer Nutzungs-Anschlag von der Branndtwein-Brennerey daselbst befindet, solcher auch noch nicht gefertigt sein sollte, Also committiren wir dem Herrn Kriegs- und Domainenrath Heidenreich, von dieser Branndtwein-Brennerey einen accuraten Pachtanschlag nach denen von dem Herrn rc. von Eckhard festgesetzten und von Sr. Königl. Majestät allergnädigst approbirten Principiis zu machen, den Debit genau zu examiniren und selbigen hiernächst mit seinem Berichte und Gutachten einzusenden, maßen Sr. K. Maj. per Rescriptum vom 4. huj. allergnädigst verordnet, daß die Brau- und Branndtwein-Brennerey, so bisher von den Plümicke'schen Erben[1]) auf

[1]) D. h. Eheleuten.

diesem Fehrgute exercirot worden, an das Ambt Fahrland abgetreten werden soll.

Berlin, d. 25. Sept. 1738.

K. Pr. Chur-Märk. Kriegs- u. Domainen-Kammer.

v. Osten. Reinhard. v. Thiele. Gregori. Staufordt.

Commissariat an Herrn Kr. Rath Heidenreich.

Diese Kammer-Resolution sandte Letzterer behufs deren Ausführung an Plümicke zugleich mit einem Anschreiben, das mit den Worten schließt: „Ich verharre nebst dienstlicher Begrüßung Dero Frau Liebste mit besonderem Estim. Euw. ergebenster Diener Heidenreich." sodaß daraus zu entnehmen ist, daß zwischen ihm und dem Plümickeschen Ehepaare ein freundschaftlicher Verkehr waltete. Heidenreich kannte die Familie als vollkommen ehrenwerth, und man greift in der Annahme nicht fehl, daß dieser Ehrenmann oft genug bei diesem Verfahren des Königs den Kopf geschüttelt habe, dennoch aber nichts zu ändern vermochte, obwohl er gewiß Milde und Recht thunlichst walten ließ. Dies zeigt noch deutlich sein Schreiben an Plümicke vom 8. Februar 1739, aus welchem das fortgesetzte lebhafte Interesse des Königs an dem Prozesse erhellt. „Des Herrn Amtmann Plümicke, HochEdelgeb.", so schreibt er, „habe hierdurch melden wollen, wie Sr. K. Majestät mir gestern gefraget, ob das Brauen und Brandtwein-Brennen auff der Netlitzschen Fehre gäntzlich eingestellet wäre? und als ich solches mit „ja" beantwortet, Dieselbe dasagten: „Gut!" Ich will also hoffen, daß E. HochEd. auch nicht werden allda gebrannt oder mehr Brandtwein geschenket haben. Ich schreibe dieses im Vertrauen und wollte ich nicht gern, daß der dritte Mann solches wissen solle."

Den anbefoblenen Nutzungs-Extrakt sandte Plümicke demnächst unterm 5. Dezember 1738 an die Kammer in Berlin und erklärte in dem am 10. Dezember stattgehabten Termine, daß er für die Brauerey nach allen geschehenen Untersuchungen nicht mehr Pacht geben könne als die darin aufgeführten 42 Thlr. 18 Groschen 11 Pf., und versprach diese Pachtsumme über seinen bisherigen Etat zu bezahlen.

Nachdem hierauf durch Dekret an die Rechnungskammer die Feststellung dieser Pachtzahlung für die Zeit von Trinit. 1739 bis 1740 erfolgt, berichtet der Kammerdecernent Reiche in einem ausführlichen Referat an den König unterm 16. Dezember 1738 über die ganze Sachlage. Der Wichtigkeit wegen lassen wir dasselbe hier wörtlich folgen:

„Referat Regi. Wenn Ihro Königliche Majestät der Kammer wegen Ankauffung des Netlitz'schen Fehr-Kruges zum Amte Fahrland, den 14. Sept. a. c. die allergnädigste Resolution zukommen lassen, daß Sie nicht gemeinet, das Kauffpretium der 11656 Thlr. davor zu be-

zahlen, indessen da Derselbe Höchstselbst wissend, daß daselbst bishero die Brauerey und Branndtwein-Brennerey ohne Grund und Recht exercirct (!?) worden, sey also dero Höchster Wille und Befehl, daß die jetzigen Besitzer sothane Bier- und Brandtwein-Brennerey an das Amt Fahrland ohnentgeldlich abtreten, und solcher Gestalt das Guth quaest. behalten sollen, weswegen wir unverzüglich das nöthige darüber verfügt haben. Wenn nun dieses sofort geschehen, so beriethen wir allerunterthänigst, daß nach dem mit der Kaufftaxe von diesem Fehr-Krug dem Beklagten eingesandten Pachtanschlage von dem Brauwesen 37 Thlr. 7 Gr. 3 Pf. und nach des Herrn Kriegsrath Heidenreich Untersuchung und Bericht von den vormals darinn verschwehltem Brandtwein und darnach gemachtem Pachtanschlage vom Brandtwein Debit 5 Thlr. 11 Gr. 8 Pf. in Summa 42 Thlr. 18 Gr. 11 Pf. jährlich zur Pacht erfolgen werden.

Nach des Kriegsrath v. Eckhardt Pachtanschlag soll bei dem Ambte Fahrland zum Plus erhalten werden:

Bei dem Brauwesen nach Abzug der Traber	260 Thlr.	6 gr.	7 pf.
Beim Brandtweinbrennen gleichfalls nach Abzug des Schlammes (Schlempe)	157 „	11 „	8 „
Summa:	417 Thlr.	18 gr.	3 pf.

Wir haben den Beklagten unterm 24. Septbr. a. c. anhero kommen lassen und nach möglichkeit dieses plus zu geben zu disponiren gesucht; derselbe schützt aber eines Theils vor, wie er bereits Mariä-Verkündung 1736 das Ambt in Pacht übernommen und er verhoffe, also ohne Anwendung des Eckhardt'schen Pachtanschlages bis Ablauf seiner Jahre dabei geschützet zu werden; und anderen Theils sey es eine wahre Unmöglichkeit, besonders da das Ambt bereits in einer sehr hohen Pacht stehe, dieses plus zu erfüllen; was jedoch der Anschlag vom Debit im Netlitz'schen Fehr-Kruge bringen werde, wolle er geben, so auch nach denen ihm vorgelegten Pachtanschlägen der 42 Thlr. 18 Gr. 11 Pf. von Lucae zu geben angenommen, welche wir also unter hoffentlicher Approbation dem Etat von Trinit. 1739—1740 zugesetzet, sonderlich weil Ihro K. Majestät nach dem allergnädigsten Rescript vom 24. Januar a. c. aus von denen General-Pächters, welche seit Trinit. 1737 die neue Pacht angetreten, und noch keinen confirmirten Contrakt haben, die Eckhardt'schen (Plus-) Anschläge erfüllt wissen wollen.

„Wir werden zwar Pflichtmäßig bemüth sein, ob bei Ablauf der Arende-Jahre von diesem Ambte die annoch nach dem Eckhardt'schen Anschlage fehlenden 374 Thlr. 23 Gr. 4 Pf. zu erhalten; können aber nicht umhin vorläufig vorzustellen, wie der Herr Kriegsrath von Eckhardt sein Fundamentum von plus nach dessen Protokoll vom 23. November 1737 größtentheils in das Bier- und Brannbtwein-Debit im Netlitz'schen Fehr-Krug

gesetzt, daß darin öfters gebrauet und wenn beim Ambte Fahrland geschwehlet worden, daraus auch die zu Potsdam gehörenden Dörffer den Brandtwein geholet; davon ergiebt sich aber, das Contrarium aus denen Untersuchungen vom erwehnten Kruge und die Potsdam'schen Dörfer haben Ew. K. Maj. zu Caput und Gütergotz geleget, daß sie daher so lange zu Potsdam kein Branndtwein geschwehlet wird, denselben mit nehmen sollen, daß also das Eckhard'sche Plus nicht enthalten sein kann.

„Wir erwarten und erbitten uns hierüber allergnädigste Resolution und Approbation, zugl. die Confirmation des den 3. Dezbr. a. c. eingesandten General-Pacht-Contract vom Ambte Fahrland."

Berlin, d. 16. Dezbr. 1738. Reiche (Dezernent).

Welche Resolution S. K. Majestät der Kammer hierauf ertheilt habe, ist aus den Akten nicht zu ersehen; Genug — allem Anscheine nach erfolgte eine solche überhaupt nicht und der Prozeß war damit zu Ende. Plümicke aber mußte 42 Thlr. 18 gr. 11 Pf. jährlich mehr zahlen als sein Pachtanschlag v. J. 1736 betrug.

Fragen wir zum Schluß noch einmal: Welchen Zweck verfolgte der König eigentlich mit diesem nicht gerechten Prozesse? Wollte er nur Plus machen? oder wollte er die Nabolice kaufen mit Plus? Wollte er Letzteres erreichen, so stand ihm der Weg der Königlichen Munifizenz, welcher der einfachste war, offen. Von dieser Absicht aber kam er aus Sparsamkeit zurück. Er wollte also zuletzt nur noch Plus machen, und dieses Ziel hat er durch den Prozeß erreicht, freilich im Wege eines Machtspruches!

Bemerkung der Redaktion. Unseres Erachtens ergiebt die vorstehende Darstellung nichts, was die bona fides des Königs bezweifeln ließe, sondern nur einen neuen Beweis seiner argwöhnischen Wachsamkeit gegen jede, auch die kleinste Uebervortheilung der Staatsfinanzen.

Eine preußische Handfeste vom Jahre 1346.

In Auer bei Liebemühl in Ostpreußen befindet sich (oder befand sich vor kurzem) noch eine alte Handfeste des Dorfes Auer, früher Urau (Uraw) genannt. Es ist eine im Jahre 1414 ausgestellte Erneuerung der ursprünglichen Handfeste von 1346; das wohlerhaltene Blatt ist von Pergament, die Schrift zeigt die Züge des beginnenden fünfzehnten Jahrhunderts und ist deutlich und schön; das Siegel ist nicht mehr vorhanden. Da diese Urkunde meines Wissens noch nirgends gedruckt ist, und ihr Inhalt in mancher Beziehung einiges Interesse hat, so theile ich sie hier mit:

In deme namen gothes amen Wir Bruder frederich von Welde obirster Trappier dutschen ordens und kompthur zu Cristpurg thun wissentlich und kunt allen Cristengeloubigen die desen briff sehen horen addir leßen das die inwoner unsers dorffes Uraw genant vor uns sint gekomen vorbrengende mit clage wie das sie ire hantfeste in dem letzt vorgangenem orloy leider haben vorlorn die in gegeben hatte der geistliche man Brudir Conrad von Brunigisheym seliges gedechtniß der uff die zit kompthur was zu Cristpurg in der jorzal unsers heren Tusint dry hundert und im sechs und virzigisten jore und boten uns demutiglichen ire hantfeste zu vornuwen, des so wurden[1]) wir ire bethe zu irhoren und zu vornuwen ire hantfeste mit rathe und metewissen unsir eldesten bruder in deme buche der alden hantfesten also hir noch stehet geschreben. Wir Brudir Conrad von Brunigishoym obirster Trappier dutschen ordens und kompthur zu Cristpurg thun kont das wir mit rate und volge unser wisesten bruder haben usgegeben dem ersamen manne Wernhern und synen erben das dorff Uraw genant mit sechzig huben zu besitzene mit Colmischem rechte, das ist gelegen bynnen desen grenitzen man sal anheben an deme Geylen do eyne gezeichente grenitze ist von dannen die gerichte zu der rechten hat[2]) an deme Geiserich

---

1) Würdigen.

2) Wohl verschrieben für: hant.

do auch eyne grenitze ist gezeichent von dannen neben deme sehe deme geiserich zu der linken hant zu tragene den sehe und das flis bis an des Alden Wartbowm der do stunt zwischen den sehen dem geiserich und Daubyn by irre brucken die gerichte uff den ort des sehes Anslyden[1]) do her allir neheste ist, also das man der ackere von Rosgowiz und von Ansliden nicht enrure und also vorbas neben dem vorgenanten sehe Ansliden zu der linken hant zu tragende den sehe und das vlis das doryn vellet us dem Geilen bis an den sehe den Gaubin und also an die ersten grenitzen von desen vorgenanten sechzig huben sal der schaltis und syne Erben die zehende hube vry zu kolmischem rechte ewiglich von der besatzunge behalden mit dem dritten pfennige der do gevellet von dem gerichte und eynen Kretzem in dem Dorffe von dem der schaltis und syne erben andirhalbe mark deses landes munze uff unser vrauwen tag lichtewie jerlich sullen zinsen unserm huse. Wir geben in ouch eyne vleischbank und eyne brotbank in deme dorffe und was die notzes brengen der sal halb unserm huse und in halb gevallen. Ouch welle wir das in demselben dorfe eyne kirche werde in gotis lobe zu eren den wirdigen Apostoln gotis senth petirs und pauls, die wedeme wir mit vier huben vry ewiglich. Dorzu sullen alle der andiren huben besitzer von eyner izlichen besatzten huben jerlich uff senth mertins tag eynen scheffel rocken und den andirn habir geben irme pfarrer. Ouch ist zu wissende das alle besitzer der zinshaftigen huben von eyner izlichen huben sullen zinsen fomfzehn scot pfennige des landes munze und zwei huner unserm huse jerlich uff unser frauwen tag lichtewie. Ouch irlouben wir allen des dorffes inwonern zu vísschene mit cleynem gezoy one were und ane Rusen in dem flise das us dem geilen in den sehe Ansliden vellet. Noch vorlaufunge der ziet als ezliche jore woren vorgangen und als man schreib die jorzal unsers Heren Tusent dry hundert und zwei und achtzig lis der geistliche man Brudir Conrad zolner von Rotensteyn seliges gedechtniß uff die zit kompthur zu Cristpurg mit den inwonern des Dorffes Uraw ir erbe messen und funden noch der maße oberig seben huben und nuhen morgen ackers des wurden genomen dry huben zu dem hofe Carmythen und in wurden gelassen dry huben zu eyner obirmaße und zu eynem sotanen zinse als sy von irme andirn erbe noch hubenzal zinsen, und sullen sien vry von den selben dreen huben allis scharwerkes und dinstes. Ouch so wart in gegeben eyne hube unde nuhen morgen, dovon sie uns nicht zinsen dynen noch scharwerken sullen, vor brucher und vor andir ougenerte[2]) das sie in irme velde haben und ap

[1]) Vielleicht Auslyden zu lesen?

[2]) Unland; eig. Unnahrung.

man hernochmals mit in messen wurde und in gebreche das sulde in irfollet werden an der selben huben und an den nuhen morgen. Alle dese belenunge vorpflichtunge und vorschribunge vollenborten wir Brudir Frederich obengedacht mit crafft deses briffes den wir zu merem orkunde und ewigem gedechnis deser dinge mit unserm angehangenen ingesigel haben lassen vorsegeln in der jorzal unsers heren Cristi Tusent viher hundirt und im virzehnden jor am obende des heiligen lichenams zu Neymen in unserm Richthofe. Gezug sint unsir liben brudir Ditterich Cro unsir huskompthur Her Kirstian Her Niclos pristerbruder Symon Sobbe vischmeister zum mortek Gotffrid vom Rodenberg unsir Compan Her Niclos unsir Cappelan und andir erbar luthe vil.

Von den Ortsnamen, die hier vorkommen, sind einige — Christburg, Karmitten, der Geiserich — unverändert geblieben; andere — Dorf Rosgowitz (jetzt Rosewitz, Roske), der Geilen (jetzt Gehlen), Mortek (jetzt Gut Mortung), Neymen (jetzt Vorwerk Nehmen), Urau (jetzt Auer) — nicht sehr verändert; zwei aber scheinen verschollen: Ansliden und Daubin (oder Gaubin).

Von den Personennamen finden wir die wichtigsten anderwärts wieder: den Komthur Konrad von Brunigisheim z. B. in einer Urkunde vom Jahre 1344 in Monum. hist. Warmiensis II, 42; den Oberst-Trapier Friedrich von Welde in J. Voigts Namencodex der deutschen Ordensbeamten S. 12, wo der Name aber in Wellen verderbt ist; den bekannten Konrad Zöllner von Rotenstein als Komtur z. B. in der Liste der Oberst-Trapiere (die zugleich Komture von Christburg waren) bei Voigt a. a. O., den Ritter Gottfried von Rotenburg, später Komtur zu Golub ebendas. 31. Unbekannt sind mir dagegen die Namen Dietrich Cro (wohl Krähe) und Simon Sobbe.

Berlin, Oktober 1879. W. Pierson.

Neuere Forschungen.

Das Buch vom Schwanenorden. Ein Beitrag zu den Hohenzollerischen Forschungen von Dr. R. Graf Stillfried und S. Haenle. Berlin 1881. VIII und 238 Seiten gr. 4.

Der unermüdliche und glückliche Forscher auf dem Felde der Geschichte des Hohenzollernhauses bietet in dem vorliegenden Prachtwerke die Ergebnisse andauernder Studien über einen Gegenstand, den er vor 40 Jahren schon in seinem „Stammbuch der löblichen Rittergesellschaft vom Schwanen" wissenschaftlich behandelt, seitdem nicht aus den Augen verloren hat und nunmehr, unterstützt durch seinen in den fränkischen Archiven wohl bewanderten Mitarbeiter S. Haenle, in einer Weise darstellt, welche als eine abschließende betrachtet werden kann, abgesehen von Einzelheiten, welche als Zusätze und Nachträge unzweifelhaft auch künftig noch hin und wieder zu ermitteln sein werden.

Die Verfasser haben ihr Werk in drei Abschnitte zerlegt. Der erste, „Geschichtliches" überschrieben, beginnt mit dem Harlungerberge bei Brandenburg, der jetzt das Kriegerdenkmal der Mark trägt, einer uralten heidnischen, seit der Mitte des 12. Jahrhunderts christlichen Kultusstätte. Nachdem hier Kurfürst Friedrich I. im Jahre 1435 ein Prämonstratenserstift errichtet hatte, ließ Friedrich II. es eine der ersten seiner Regierungshandlungen sein, die Stiftung des Vaters zu einer „Gesellschaft unsrer lieben Frauen" zu erweitern. Neben den religiösen und zivilisatorischen Motiven ist von Anfang an auch das politische unverkennbar, die Kluft zwischen den alten fränkischen und den neuen märkischen Vasallen auszufüllen. Letzteres tritt deutlicher in dem zweiten, 1443 gegebenen Statut hervor, welches die Beschränkung der Mitgliederzahl auf 30 Männer und 7 Frauen aufhob und die Forterbung des Ordens innerhalb der Familien der Ordensritter festsetzte. Die Ordensliste von 1443 zählt 69 Männer und 10 Frauen auf; umfangreicher ist die von 1455, besonders durch Zuwachs an Süddeutschen; in dem Verzeichniß von 1465 erscheinen 30 Märker und 20 andere Norddeutsche neben 80 Süddeutschen, von denen mindestens 60 den fränkischen Landschaften angehören. Hier macht sich der Einfluß Albrecht Achills geltend, der 1459 schon eine Tochterkirche des Ordens zu Ansbach gründete und als Kurfürst den märkischen Zweig desselben von dem fränkischen trennte. Der politische Gesichtspunkt zeigt sich deutlicher als zuvor, nicht nur in der Ausdehnung der Mitgliedschaft auf die Könige von Dänemark und Ungarn, die Herzoge von Sachsen und Schlesien, sondern auch in den übrigen Ernennungen; der Orden diente ihm als eins der Mittel, sich zur Gefolgschaft auf den vielfach verschlungenen Bahnen seiner Staatskunst einen ergebenen Anhang auch außerhalb des Kreises

der eigenen Unterthanen zu schaffen. Seit dem Tode Albrechts geht der Orden zurück. Politisch bedurften die Kurfürsten der Mark, infolge des Emporkommens ihrer Territorialhoheit, seiner bald nicht mehr; den fränkischen Markgrafen leistete er bei der zunehmenden Unabhängigkeit der fränkischen Ritterschaft immer geringere Dienste; die Reformation der Kirche vollendete seinen Verfall. Der Orden ward zu einem Zeichen willkürlicher Huld entwerthet; nach 1528 findet sich keine neue Aufnahme mehr verzeichnet; doch ist die Auflösung der Bruderschaft wohl niemals ausdrücklich ausgesprochen worden. In Franken erhielt sich wenigstens die Erinnerung an den Orden; auch wurden seine Denkmale besser bewahrt als in der Mark. Hier zog Joachim II. die Ordensgüter ein; Kirche und Kloster auf dem Marienberge verödeten, nachdem die Insassen auseinander gegangen waren; 1557 ward das Klostergebäude, 1722 auch die Kirche abgebrochen, um als Baumaterial verbraucht zu werden. Der Versuch König Friedrich Wilhelms IV., den Orden ins Leben zurückzurufen (1843), wurde bald wieder aufgegeben, hat jedoch in der Stiftung des großen Berliner Krankenhauses „Bethanien" ein bleibendes Gedächtniß hinterlassen. — Genaueste Mittheilungen über die verschiedenen Namen, welche der Orden geführt hat, über die Gestalt und die Symbolik der Ordensinsignien, über die Formalitäten der Aufnahme, über das Anwachsen der Mitgliederzahl, die im ganzen auf mehr als 700 zu veranschlagen ist, über die beiden Ordenskirchen und über die Denkmale, welche heute noch von der Ordensgesellschaft Zeugniß ablegen, bilden den Schluß des ersten Abschnitts.

Der zweite (Seite 31—105) enthält die Urkunden, auf denen die Geschichtserzählung des ersten beruht, die wichtigeren, zum Theil bisher ungedruckten, im Wortlaute, die übrigen in Regestenform. Zweckmäßig gruppirt, erscheinen zuerst diejenigen, welche sich auf die Marienkirche bei Brandenburg vor Errichtung des Ordens beziehen, alsdann die Stiftungsbriefe, die Mitgliederverzeichnisse, Verleihungs- und Erwerbungsurkunden, endlich die Rechnungen der Gesellschaft.

Im dritten Abschnitt (Seite 106—237) sind biographische Nachrichten über mehr als 600 Ordensmitglieder zusammengestellt; durchweg mit den Quellennachweisen versehen, bieten diese Lebensskizzen eine Fundgrube, nicht nur für die Geschichte des Ordens, sondern mehr noch für die der Hohenzollern, für die Landes- wie für die Kulturgeschichte der Mark und Frankens während des betreffenden Zeitraums und namentlich für die Familiengeschichte der Geschlechter, welche durch Mitglieder in dem Orden vertreten sind.

Als vierte Abtheilung sind 41 photolithographische Tafeln, auf Stillfrieds eigene Kosten von Römmler und Jonas in Dresden mit vorzüglicher Technik hergestellt, beigegeben: 8 Abbildungen des Ordenszeichens, 8 fürstliche Porträts mit dem Ordenszeichen, 4 Todtenschilde und 21 Grabdenkmale fürstlicher und adliger Ordensmitglieder.

F. H.

Urkundensammlung der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte. 3. Bd. 2. Thl. Fehmarnsche Urkunden und Regesten. Kiel 1880. IX und 82 Seiten 4.[1])

Nachdem die Neubearbeitung eines allgemeinen Schleswig-Holsteinschen Urkundenwerkes bereits in Angriff genommen worden, auf die beabsichtigte Herstellung eines um-

[1]) Eine Besprechung des von R. Prümers herausgegebenen zweiten Bandes des Pommerschen Urkundenbuches, von welchem so eben die erste Abtheilung erschienen ist, behalten wir uns bis nach Vollendung der zweiten vor.

fassenden Fehmarnschen Urkundenbuches demgemäß verzichtet werden mußte, hat der Herausgeber, Archivsekretär Kohlmann, sich darauf beschränkt, die im Staatsarchive zu Schleswig aufbewahrten Archivalien der Landschaft Fehmarn und der Stadt Burg, so weit dieselben vornehmlich lokale und private Verhältnisse betreffen, zusammenzustellen. Er bietet, indem die Berücksichtigung der ältesten Zeiten dem großen Urkundenwerke überlassen bleibt, 102 Urkunden (und zwar 5 des 14., 28 des 15., 69 des 16. Jahrhunderts), von denen 17 nach ihrem Wortlaute, alle übrigen in Regestenform mitgetheilt werden. Hieran schließen sich, auszugsweise, 34 Testamente des 15. und des 16. Jahrhunderts. Ein chronologisches Verzeichniß und ein Sachregister gewähren einen leichten Ueberblick über das Ganze und dienen als sichere Führer zu dem Einzelnen. H.

F. v. Sybel, Chronik und Urkundenbuch der Herrschaft Gimborn-Neustadt, Grafschaft Mark, im Kreise Gummersbach, Reg.-Bez. Köln. Gummersbach 1880. 117 Seiten 8.

Mit gründlicher Kenntniß des Urkundenmaterials und der betreffenden Litteratur stellt der Verfasser, Landrath des Kreises, die Geschichte der Herrschaft von den Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart dar. Wenn eine solche mit vollem Verständniß ins Einzelne gehende Darlegung der äußeren und inneren, namentlich auch der wirthschaftlichen Verhältnisse eines beschränkten Gebietes an sich schon willkommen zu heißen ist, weil wir über die Entwickelung der Zustände kleiner Ortschaften und des platten Landes noch lange nicht hinreichend unterrichtet sind, so steigert sich das Interesse an der vorliegenden Arbeit dadurch, daß die Geschicke der Herrschaft eng verknüpft sind mit denen der gräflichen Familie Schwarzenberg, welche von 1550 bis 1782 reichsunmittelbar in Gimborn gewaltet hat. Besonders tritt der Minister Kurfürst Georg Wilhelms, Graf Adam hervor, von dessen katholischem Eifer ebensowohl, wie von dem rücksichtslosen Umsichgreifen, mit welchem er sein Privatvermögen mehrte, eine Reihe von Beweisen vorgeführt wird. 40 Urkunden aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert und ein Plan der Herrschaft vom Jahre 1802 sind der verdienstlichen Arbeit beigegeben. F. H.

Geschichte des Festungskrieges seit allgemeiner Einführung der Feuerwaffen bis zum Jahre 1880. Von **H. Müller**, Oberstlieutenant und Abtheilungschef im Kriegsministerium. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. 1880.

Das Buch ist ausschließlich für Militärs bestimmt und setzt vollständige Kenntniß des Artillerie- und Ingenieurwesens voraus. Wenn es deshalb nicht gerade für den Historiker, der sich für einen bestimmten Fall eine singuläre Belehrung sucht, zu empfehlen ist, so ist dieses Buch doch wieder gerade mit so viel historischem Sinn geschrieben und setzt in seinen Schlußbetrachtungen, am Ende der einzelnen Perioden, mit so einfacher Klarheit den Fortschritt der Befestigungskunst und des Angriffs auf Befestigungen vom Mittelalter bis auf die Gegenwart auseinander, daß wenigstens diese Schlußbetrachtungen



auch von Historikern wohl beachtet werden dürften. Die überlegene Intelligenz der preußischen Verwaltung nach den Freiheitskriegen kommt auch bei diesem Gegenstande wieder rühmlich zur Geltung. D.

Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert von William Edward Hartpole Lecky. Mit Genehmigung des Verfassers nach der zweiten verbesserten Auflage des englischen Originals übersetzt von Ferdinand Löwe. Zwei Bände. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1879, 1880.

Ein Buch, das für das deutsche Publikum von ziemlich geringem, für die deutsche Wissenschaft von gar keinem Werth ist. Das Publikum findet darin eine mit großem Fleiß zusammengebrachte und in fließender, sogar anziehender Form dargebotene Sammlung von Lesefrüchten. Wer vielerlei solcher kulturhistorischen Einzelheiten aus dem englischen Leben des vorigen Jahrhunderts kennen lernen will, dem sei dies Buch bestens empfohlen.

Für die Wissenschaft bringt das Buch weder stofflich etwas neues, noch gar neue Gedanken. Den Stoff, den der Verf. aus zahllosen Büchern zusammengelesen (nur nebensächlich sind einigemal Archivalien herbeigezogen worden), hat er nicht einmal den Versuch gemacht, wissenschaftlich, d. h. im deutschen Sinne wissenschaftlich zu ordnen. Noordens so reichhaltiges Buch „Europäische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert“ hat er nicht gekannt. Rankes Englische Geschichte citirt er einmal, hat sie aber, wie es scheint, kaum gelesen und ganz gewiß nicht verstanden. Ich erinnere dabei daran, daß auch Macaulay Ranke nicht verstand; zehn Jahre, nachdem er den Essay über Rankes Päpste geschrieben hatte, schrieb er in seinem Tagebuch eine Reflexion über die großen Historiker nieder, in welcher Ranke nicht einmal genannt wird. Es scheint denn doch, als wenn es überflüssige Mühe ist, sich ohne die volle Ausrüstung mit deutscher Bildung an das Studium Rankes zu wagen.

Lecky ist der Glaube an die Unechtheit des Prinzen von Wales der eigentliche Grund zum Sturz Jakobs II. (S. 19) und die Lady Masham (warum nicht gar das Glas Wasser?) die Retterin Frankreichs durch den Frieden von Utrecht.

Mit solchen historischen Auffassungen ist es in Deutschland nicht mehr möglich uns auseinanderzusetzen. So trivial jene Auffassung nun aber auch ist, so schließt sie natürlich nicht aus, daß im Einzelnen doch manches treffende und, da es vielleicht sonst übersehen wäre, auch werthvolle Aperçu gemacht wird. Sehr richtig sagt z. B. der Verf. (I, S. 550): es sei nicht das kleinste der vielen nicht erkannten Verdienste, die sich Georg II. um das Land erworben, daß er die parlamentarische Korruption nicht in die Armee dringen ließ. Mit Energie und Erfolg vertheidigte er dies Gebiet gegen Walpole, dem er dafür, wie er sagte, überließ, mit den Hallunken im Unterhause zu machen, was er wolle. Delbrück.

Die polnischen Aufstände seit 1830 in ihrem Zusammenhange mit den internationalen Umsturzbestrebungen. Unter Benutzung archivalischer Quellen von Emil Knorr, Major. Berlin 1880. E. S. Mittler und Sohn.

Die archivalischen Quellen, welche das vorzüglichste Material zu dem vorliegenden Buche gegeben haben, sind das Archiv der General-Polizeimeisterei zu Warschau und daneben das Archiv unseres großen Generalstabes. Auch die Polizeipräsidien zu Berlin und Posen haben einiges geliefert. Den Mittelpunkt der Darstellung bildet der Aufstand vom Jahre 1863/64; der Ausgang ist genommen von der Emigration nach der Besiegung des Aufstandes im Jahre 1831, und auch die Bewegungen im preußischen Polen im Jahre 1848 sind ausführlich behandelt. Ein Schlußkapitel überblickt die Aeußerungen des polnischen Revolutionsgeistes seit 1864. Es ist weniger eine vollständige geschichtliche Darstellung, die der Verfasser erstrebt, als eine Auseinandersetzung der verschiedenen Organisationen, welche die revolutionäre Propaganda, beziehungsweise Regierung sich gab, und der Mittel, welche sie anwandte. Die einzelnen Ereignisse und Kämpfe sind dann in die Auseinandersetzung eingeflochten oder auch nur auf dieselben hingewiesen.

Alle wichtigeren von der Insurrektion ausgegangenen oder auf sie bezüglichen Aktenstücke sind sorgfältig gesammelt und theils in den Text aufgenommen, theils in einem Anhang zum Schluß vereinigt. D.

Die Vereinigung des Herzogthums Magdeburg mit Kurbrandenburg. Festschrift zur Erinnerung an die zweihundertjährige Vereinigung, herausgegeben im Namen der historischen Kommission der Provinz Sachsen von Prof. Dr. Julius Opel. Halle a. d. Saale. Druck und Verlag von Otto Hendel. 1880.

Zur Erinnerungsfeier an die zweihundertjährige Vereinigung des Erzstiftes Magdeburg mit den Landen des Hauses Hohenzollern hat J. Opel, der bewährte Kenner der Geschicke jener Elbgegenden, unter Benutzung der neuesten Forschungen sowie auf Grund eigener archivalischer Arbeiten im Namen der historischen Kommission der Provinz Sachsen eine Darstellung der Ereignisse der Jahre 1650—80 für die Festgenossen veröffentlicht, welche nicht nur durch ihre geschmackvolle Form einen weiteren Leserkreis fesseln dürfte, sondern auch dem Historiker von Fach manche Belehrung bringt. Das erste Kapitel schildert den Administrator Herzog August von Sachsen, den achtundvierzigsten und letzten Inhaber der hohen geistlich-weltlichen Würde, in seiner Regententhätigkeit wie in seinem Privatleben. Seiner fortgesetzten Bemühungen, die verwilderte Bevölkerung nach Abschluß des Friedens wieder an Zucht und Sitte zu gewöhnen, wird rühmend gedacht, zugleich aber hervorgehoben, daß seine quietistischen Neigungen wie die eigenthümliche Lage der in seiner Hand vereinigten Ländergebiete ihn verhinderten, eine politische Rolle von Bedeutung zu spielen. Erst als Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Huldigung der Stadt Magdeburg durchsetzte, fand auch der Administrator daselbst endlich die gewünschte Anerkennung. Von dieser Zeit tritt die Abneigung des Wettiners gegen den gewaltigen Nachfolger im Herzogthume in so hohem Grade hervor, daß er mehrmals

der Gefahr nahe war, eine offenbar feindselige Stellung zu demselben einzunehmen. Vor der Schlacht bei Fehrbellin neigte man sich in Halle, freilich erfolglos, der Sache Schwedens und Frankreichs zu und versuchte Kurbrandenburg möglichst Abbruch zu thun — führte doch ein Sohn des Administrators ein kurkölnisches Regiment, während ein zweiter sich bei der nordischen Macht um eine gleiche Bestallung bewarb! Als am 4./14. Juni 1680 mit August die Herrlichkeit des alten Erzstiftes ruhm- und glanzlos zu Grabe gegangen war, übernahm der neue Landesfürst mit starker Hand sofort die Zügel der Regierung, um rücksichtslos die schon lange sorgfältig vorbereiteten Reformen ins Werk zu setzen, welche auf Grund der Umwandlung der geistlichen Herrschaft in eine weltliche die öffentlichen Landesordnungen von Grund aus verändern sollten. Dem Zustande des neuen Herzogthums unter den ersten brandenburgischen Behörden und den Verhandlungen der Stände mit dem Kurfürsten ist das zweite und dritte Kapitel gewidmet, während das vierte die Huldigung zu Magdeburg und Halle umständlich sammt allen sich daran knüpfenden Feierlichkeiten schildert, deren Prunk und Freudenklänge durch die nahende Pest furchtbar unterbrochen wurden. Im allgemeinen behielten die Stände ihre bevorzugte Stellung, nur das Finanzwesen wurde ihrer Bevormundung möglichst entzogen. Der fünfte Abschnitt „Die neue Verwaltung" schildert die Folgen der neueingeführten Accise und einiger anderer Aenderungen in der Steuerverfassung, welche bald segensreich auf das Emporblühen der Städte einwirkten. Auf die Bestrebungen der Stadt Magdeburg, die Reichsfreiheit zu erlangen, welche Hoffmann in der Biographie Ottos v. Guerike (Magdeburg 1874) eingehend dargelegt hat, geht die Festschrift nicht ein. Am Schluß folgen drei Beilagen: 1) Steuerquittung der Stadt Glaucha bei Halle (9. Februar 1676), 2) Eine Eingabe der Stände an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm (Juni 1680) und 3) Ein Mandat desselben an das Magdeburgische Konsistorium zu Halle (Potsdam 15/25. Oktober 1680).

Die äußere Ausstattung des Schriftchens ist eine würdige und der Festfeier durchaus angemessen.

Berlin. Ernst Fischer.

Dr. Knabe, Geschichte der Stadt Torgau bis zur Zeit der Reformation. Nach Urkunden zusammengestellt. Torgau 1880.

Der Verfasser beabsichtigt für das historische Bedürfniß seiner Mitbürger ein Bild von dem Wachsen und Werden ihrer Vaterstadt zu entwerfen. Da diese jedoch keinerlei Art einer einheimischen Geschichtschreibung besitzt, sieht er sich leider auf gelegentliche Erwähnungen und diejenigen dürftigen Notizen beschränkt, welche aus den Urkunden des Raths- und Kirchenarchivs hervorgehen. Von denselben abgesehen beruht die Darstellung auf dem „Privilegienbuche", dem „jüngeren Stadtbuche von 1557", dem ältesten Schoßregister von 1505 und der ältesten Stadtrechnung von 1535, welche sämmtlich im Rathsarchive aufbewahrt werden, sowie auf einem Verzeichniß der Rathspersonen seit 1409, im Besitze der Gymnasialbibliothek. Da das Schriftchen für weitere Kreise bestimmt ist, so verschmäht die Darstellung nicht, auf Grund der Werke von Giesebrecht, Waitz, v. Heinemann und anderer Historiker durch orientirende Schilderungen der Eroberung und Germanisirung jener Elbgegenden die Lücken in der Spezialforschung auszufüllen. Die Geschicke des Geschlechts der Herren von Torgau zu erzählen, lag nicht in der Absicht. Die Stadt, ursprünglich wohl ein sorbisches Fischerdorf (der Name läßt sich

nur aus dem Slavischen = Markt erklären), wird zuerst in einer Urkunde des Wettiners Konrad des Großen aus dem Jahre 1119 erwähnt. Sie verblieb bis zu ihrem Anfall an Preußen im Besitz dieses Hauses, bei dessen Erbtheilung von 1485 sie den Ernestinern zufiel. Durch den Schmalkaldischen Krieg kam sie in den Besitz der jüngeren albertinischen Linie. Die Nachrichten über die innere Geschichte der Stadt während des 15. Jahrhunderts wissen vor allem von den Streitigkeiten der „Gefreundten“, der Nachkommen der alten Burgmannen und eigentlichen Bürger, gegen die nach Machterweiterung drängenden Neubürger zu berichten; schließlich erhielt auch die „Gemeine“ Antheil an der Verwaltung, tiefere Einblicke in den Organismus der städtischen Verwaltungen können wir jedoch erst seit der Reformationszeit thun.

Berlin. Ernst Fischer.

Deutsche Sagen, herausgegeben von Dr. Heinrich Pröhle. Mit Illustrationen. Zweite Auflage. Berlin 1879, bei Friedberg und Mode. 333 Seiten 8.

Das Buch hat in der neuen Auflage eine beträchtliche Erweiterung und zugleich eine erhebliche Verbesserung erfahren. Es sind namentlich hinzugekommen die Reformationssagen und ein großer Theil der märkischen Sagen, ferner (im Anhang) die „Anmerkungen“. Letztere enthalten einen Nachweis und eine Vergleichung der Sagen, und so bekommt das Ganze auch einen größeren wissenschaftlichen Werth. Ein alphabetisches Namenregister erhöht die Brauchbarkeit des Buches. Zu wünschen wäre, daß bei einer etwaigen späteren Auflage auch die Sagen der Provinzen West- und Ostpreußen, die jetzt fast ganz fehlen, aufgenommen würden. Freilich müßte dabei unterschieden werden, was deutscher und was altpreußischer, polnischer oder litthauischer Herkunft wäre; eine Aufgabe, die nicht immer leicht sein dürfte. Die Mühe würde sich aber wahrscheinlich in mehr als einer Hinsicht belohnen. Die Vergleichung der preußischen Sagen mit den übrigen deutschen würde unter anderen wohl in manchen Fällen einen Beitrag liefern zur Beantwortung der Frage, aus welchen Theilen Deutschlands die deutschen Bevölkerungen des Ostseelandes ursprünglich herstammen. Daß es in Preußen im Munde des Volkes noch viele Sagen giebt, ist gewiß; ich selbst habe als Kind in Danzig manche erzählen hören, z. B. eine, die fast ebenso lautete, wie die, welche Pröhle unter Nr. 17 (die „Danneilshöhle“) mittheilt und die er nach Halberstadt und Bremen weist.

W. Pierson.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Lebensbild „Philipp Joseph v. Rehfues“ (März-Aprilheft 1881) sind folgende Druckfehler zu berichtigen:

S. 91 Z. 6 v. u. lies „anatolischen Schule“ anstatt „katholischen“;
S. 118 Z. 9 v. u. lies „Cattiva gente“ anstatt „Cattiva“;
S. 183 Z. 1 v. u. lies „Geschäftsmann höherer Art“ anstatt „Arbeit“.

Zur ersten Berichtigung sei bemerkt, daß die alte städtische Lateinschule in Tübingen den Namen „Anatolische Schule“ von ihrer Lage auf der östlichen Seite der Stadt erhalten hat.

Berichtigungen und Nachträge zu Minutoli: Das Kaiserlich Buch des Markgrafen Albrecht Achilles. Berlin 1850.

Von

Dr. F. Wagner,

Gymnasiallehrer.

Die Bemerkung, daß Minutoli bei der im Jahre 1850 erfolgten Edirung des (zweiten) kaiserlichen Buches Albrecht Achills mit großer Sorglosigkeit, um nicht zu sagen Nachlässigkeit zu Werke gegangen sei, mußte sich bereits bei der ersten Benützung dieses Buches aufdrängen. Schon Droysen hat in der ersten Auflage des zweiten Bandes der preußischen Politik (1857) mehrfach darauf hingewiesen.[1]) Er sah sich dadurch seinerseits veranlaßt, auf die Originalien zurückzugehen; es lag ihm wohl aber fern, das ganze Buch zum Gegenstande einer solchen Untersuchung zu machen. Wer sich indessen eingehender mit der Geschichte Albrecht Achills oder seiner Nachfolger beschäftigt, stößt auf so viele Fehler und Mängel, daß eine vollständige Vergleichung des Abdrucks mit der Urschrift, aus der er entnommen ist, unabweisliches Bedürfniß wird.[2]) Das Ergebniß einer solchen umfassenden Vergleichung soll im folgenden vorgelegt werden.

Minutoli selbst bemerkt (Vorr. VI), daß es im Bamberger Archive zwei Exemplare des kaiserlichen Buches gebe. „Das eine enthält die Original-Konzepte und Berichte, das andere eine schon im fünfzehnten Jahrhundert angefertigte Abschrift auf Pergament. Die Benützung der letzteren ist nur unter Vergleichung mit den Originalien zu empfehlen, da einige Abschriften ungenau und lückenhaft sind." — Im wesentlichen zeichnet Minutoli mit diesen Worten das Verhältniß der beiden Codices richtig.

---

[1]) Vgl. S. 320, 361, 491, 493, 498, 502, 511.

[2]) Vor mir hatte Herr Dr. W. Boehm schon diese Nothwendigkeit gefühlt und einen Theil Minutolis mit den Bamberger Codices verglichen.

Leider hat er aber das darin enthaltene Versprechen nicht gehalten. Treten wir den beiden Manuskriptbänden, um die es sich hier handelt, einen Augenblick näher. Der erste (A) ist ein in Pergamentdecken gebundener Foliant, der auf dem Deckel das alte Kanzleizeichen Z und die alte Aufschrift: das ander Kayserisch | und Konigclich Buch, die Reichshendel und Konig | Maximilians wale berurend trägt, während inwendig steht: Unsern gnedigstenn herrnn den | romischen kaiser berurenndt. — Kaiserisch Buch. — Er besteht aus 254 Papierblättern verschiedenen Formats, verschiedener Stärke und mit verschiedenen Wasserzeichen, die nicht alle beschrieben sind. Der erste Anblick zeigt schon, daß sich Originalien darin befinden; häufig finden sich noch Siegelspuren; der mit den Handschriften der Staatsmänner jener Zeit Vertraute erkennt auch bald, daß Berichte von Dr. Pfotel eigenhändig geschrieben, viele Originalkonzepte von der Hand des Kanzlers Volker, Aktenstücke, auf denen Volker kurze Inhaltsangaben und Ueberschriften gemacht hat und die theilweise von den Reichstagen selbst heimgebracht worden sind (z. B. Fol. 191—217 stammen vom Reichstage in Frankfurt 1486), vorliegen. Es ist aber nicht richtig, wenn Minutoli den Glauben zu erwecken sucht, als wenn sich in diesem Sammelbande nur Originale oder Originalkonzepte vorfänden. Manche hineingeheftete Konvolute (z. B. Fol. 218—222) sind auch bloße Abschriften. — Die Zusammenstellung der Schriftstücke ist keine chronologische, sondern eine sachliche und der Umstand, daß viele Piecen Marginalbemerkungen tragen, deutet darauf hin, daß die Sammlung zu amtlichem Gebrauch hergestellt worden ist. Das Zusammenheften mag später erfolgt sein,[1]) weil ganze Partien (Fol. 155—178) an falsche Stellen gekommen sind. Die ehemalige Reihenfolge der Aktenlagen läßt sich übrigens wieder herstellen. Denn von diesem Bande ist nur wenig später eine Abschrift hergestellt worden (B), die manchen Irrthum Minutolis verschuldet hat. — Dieser andere Kodex ist ein schöner Folioband, in Leder gebunden mit gewichtigen Metallbeschlägen. Auf dem ersten Blatte trägt er die Aufschrift: Das ander keyserisch Buch. Er enthält außerdem 191 Blätter von Pergament.[2]) Auf der letzten Seite steht: Anno etc. Nonagesimo octavo finivi | ego Sebastinnus Onolt d'Crewl | shem hunc librum. — Indessen ergiebt eine Vergleichung dieser handschriftlichen Notiz mit

[1]) Einen ungefähren Anhalt dafür dürfte eine der Schrift und dem Wasserzeichen im Papier nach aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammende Abschrift (Fol. 11—14) darbieten. — Die auf der Außenseite stehende Jahreszahl 1525 ist zu jung, als daß ich sie zu benützen wagte.

[2]) Daß A mehr Blätter enthält, erklärt sich leicht daraus, daß hier oft auf einem Blatte nur ein kurzes Konzept steht.

dem Kontexte des Bandes, daß dieser Onolt nicht der Schreiber selbst, sondern nur der Korrektor der Abschrift gewesen ist. Wo der Schreiber etwas ausgelassen oder falsch gelesen hatte, finden sich Korrekturen, die von derselben Hand herrühren, welche die oben angeführten Schlußworte geschrieben hat. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß diese sehr sorgfältigen und sauber geschriebenen Kopien in amtlichem Auftrage hergestellt und mit den Originalien kollationirt worden sind. Nichtsdestoweniger finden sich doch Abweichungen zwischen B und A. Es soll von der schließlich für unsere Zwecke unwichtigen Orthographie und Interpunktion, die dazumal ebenso schwankend waren wie heutzutage, ganz abgesehen werden; aber auch bedeutendere Verschiedenheiten sind vorhanden. So z. B. steht A Fol. 203a [1]) der K. Mt. furhalten, dagegen B Fol. 144a der keyserlichen Mt. furgehalten. [2]) Die Wichtigkeit der willkürlichen Aenderung, die nur auf Flüchtigkeit beruht, liegt auf der Hand. — Ebenso ist es dem Abschreiber wie dem Korrektor entgangen, daß A Fol. 193a in einer freilich schwer zu entziffernden Marginalbemerkung noch zwei Worte mehr enthält als B Fol. 135a. Die Stelle ist zu charakteristisch, um nicht näher betrachtet zu werden. Minutoli bringt ganz am Ende seines Abdrucks des kaiserlichen Buches (S. 269—280) den Frankfurter Landfrieden und „den Aufsatz einer Kammergerichtsordnung anno 1486“. Es ist von vornherein auffallend, daß diese Aktenstücke, deren erstes in A Fol. 191, 192 und (es ist alles, was von Frankfurt an Protokollen mit heimgebracht wurde, dazwischengeheftet) Fol. 217, in B Fol. 132—134 deren zweites in A Fol. 193, 194 und Fol. 211, 212, in B Fol. 135—138a steht, bei Minutoli an das Ende des ganzen Buches gekommen sind. Ferner zeigte sich, daß S. 274 in dem ersten Absatz der Kammergerichtsordnung ein Fehler war, der weder aus A noch aus B stammen konnte. Es heißt daselbst: Zum ersten, das Keyserlich Cammer-Gericht zu besezen mit einem Cammer Richter, der aufs wenigst ein Grave sey, und zwölf beysizenden Urteilern, die dreyzehen redlichs erbers Wesen, Wissens, Ubung, und ye der halb Teil der Recht gelert und gewirdigt und die andern ufs geringst von der Ritterschaft geborn sein sollen rc. — In A wie in B folgt ganz deutlich hinter XII: beysitzern urteiln die XIII redlichs rc. Woher stammt nun dieser Fehler? Es ist ferner höchst befremdlich, daß in diesem einen Falle M. die Lesart von A angenommen zu haben schien. In B fehlt nämlich hinter Recht gelert und gewirdigt; es fehlen diese beiden Worte eben deshalb, weil sie in einer schwer lesbaren Randbemerkung

[1]) Mit a wird die erste, mit b die zweite Seite des Blattes bezeichnet.
[2]) Minutoli S. 217 folgt wie gewöhnlich B.

stehen. Dieses Schriftstück ist nämlich offenbar eine mit (brandenburgischen) Verbesserungsvorschlägen versehene Reichstagsvorlage. Das brandenburgische Amendement hatte nun zuerst „gewirdigt", dann „graduirt", dann wieder „gewirdigt". Diese mehrfachen Korrekturen machen die Stelle sehr unleserlich; daher die Lücke in B. Sollte nun M. gegen seine sonstige Gewohnheit A seinem Abdrucke zu Grunde gelegt haben? Eine nähere Vergleichung ergab, daß diese Annahme unhaltbar war. Denn es fehlt im zweiten Absatz (S. 275) Z. 4 hinter „Recht und" das Wort „loblicher" und Z. 7 hinter „bracht werden" die Worte: „so ferrn die ordnung und satzung kayserlicher geschribner recht gemeß und leydenlich sein." Beide Auslassungen stehen in A am Rande, in B im Kontext. Im Absatz 3 stehen am Ende bei M. die Worte: „und eine erbere Ubung ist, welche in A wie in B fehlen. Das sind Beispiele, welche beweisen, daß M. hier weder A noch B gefolgt ist. Woher hat er nun dieses Aktenstück abgedruckt? Die Antwort lautet einfach: er hat Nr. 234 und 235 diplomatisch genau, leider genauer als irgend ein anderes Aktenstück in seinem ganzen Buche, aus Müller, Reichstagstheater unter Friedrich V. (III.) Vorst. VI, S. 24—26, bezw. S. 29—34 entnommen: daher die Ueberschriften, daher die auffallende Orthographie und Interpunktion — es stimmt alles genau mit dem Abdruck bei Müller,[1]) d. h. M. hat die Pflicht eines nur leidlich gewissenhaften Herausgebers versäumt, diesen Abdruck (den er allerdings Vorr. S. VII erwähnt, aber nicht etwa als seine Quelle angiebt) auch nur flüchtig mit dem ihm vorliegenden Material zu vergleichen. — Doch kehren wir noch einen Augenblick zur Vergleichung der beiden Manuskripte zurück. Der Abschreiber ist zuweilen gedankenlos zu Werke gegangen. Er hat hinter Fol. 171b 172ab „der zweyer kurfursten Copej und begriff jrer antwort" (Minutoli S. 247) ohne Absatz ein Aktenstück kopirt, das eine neue Folge begann und von dem vorhergehenden durch Handschrift und Papier sich deutlich unterschied,[2]) dessen Inhalt auch gar nicht dazu paßte; denn es ist eine Instruktion für den brandenburgischen Geschäftsträger beim Kaiser, Dr. Pfotel.

Hätte M. nun wirklich, wie er sich den Anschein giebt, A und B verglichen, so hätte ihm nicht entgehen können, daß er seiner Herausgabe nothwendig A zu Grunde legen müßte und B nur zur Aushülfe heranziehen dürfte. Das hat er nun nicht gethan. Es ist mir kein einziges

[1]) Ueber dessen Art zu publiziren vgl. Großmann, Forsch. z. deutsch. Gesch. XI.

[2]) Minutoli hat, ohne auf den Inhalt zu achten, das Gleiche gethan. Mir war der wahre Sachverhalt klar geworden, ehe ich die beiden Bamberger Codices zu Gesicht bekam. Vgl. meine Abh.: Die Aufnahme der fränk. Hohenzollern in den schwäb. Bund (Progr. des Fr.-Wilh.-Gymn. zu Berlin) S. 17, Anm. 2.

Beispiel nachweisbar, daß er im Falle der Abweichung dem Kodex A gefolgt wäre. Dieser Fehler ist um so schlimmer, als ihm dadurch die richtige Beurtheilung der Schriftstücke theilweise unmöglich gemacht worden ist.[1]) Es ist natürlich in vielen Fällen erwünscht zu erfahren, auf welche Weise ein Schriftstück zu Stande gekommen ist. Das läßt sich nicht aus der Abschrift, wohl aber zuweilen aus dem Original erkennen und dabei können Korrekturen und Verbesserungen sehr wesentlich sein. — Indessen übersehen wir nicht, daß M. kein Fachmann war, sondern sich nur aus Neigung mit diesen Studien beschäftigte. Er hat Zeit und Mühe geopfert; schon das würde anerkennenswerth sein, wenn er nur sein Versprechen (Vorr. VII) „der zweite Band rc. ist von mir getreu copirt und demnächst unverändert abgedruckt worden" oder (Vorr. XXXI) „der Abdruck der aufgenommenen Urkunden ist mit Sorgfalt erfolgt und verglichen" erfüllt hätte. Das ist aber keineswegs der Fall. Er hat keinerlei Achtung vor seinem Original gehabt. Erstlich glaubte er sich berechtigt, die Reihenfolge der Aktenstücke ändern zu dürfen und wollte die einzelnen Piecen chronologisch ordnen. Dabei sind die schlimmsten Versehen mit untergelaufen. Er hat sehr viele Daten falsch berechnet oder theilweise schon falsch gelesen; zuweilen hat er das Datum auch ganz weggelassen. Dann hat er sich gemüßigt gefunden, die alten Kanzleinotizen, die sehr präzise den Inhalt angeben, durch eigene Ueberschriften, die häufig genug ungenau oder falsch sind, zu ersetzen.[2]) Im Kontexte hat er trotz seiner schön und lesbar geschriebenen Vorlage sinnentstellende Fehler in jeder Nummer, auf jeder Seite in beliebiger Auswahl gemacht. Bei solcher Nachlässigkeit wird es nicht befremden, daß er ganze Zeilen, ja ganze Aktenstücke ausgelassen hat. Kurz, diese Ausgabe des zweiten kaiserlichen Buches wird erst dadurch brauchbar, daß man sie Seite für Seite mit dem Original vergleicht. Während nun das Sündenregister des Herausgebers im Folgenden gegeben werden soll,[3]) erscheint es nothwendig, die ursprüngliche Reihenfolge der Stücke wiederherzustellen.

---

[1]) Z. B. S. 187 nennt er Nr. 173 ein Schreiben des Kurfürsten A. an seine Räthe und Diener rc. — Auf dem Originale steht: Fertigung der Rete gein der Neuenstadt, do herzog Ernst do was.

[2]) Bei Zahlenangaben stimmt die Totalsumme mit den einzelnen Faktoren deshalb gewöhnlich nicht, weil er das Zeichen für ½ (j) nicht kennt. Z. B. S. 19 ist die Totalsumme 8000; die Addition der einzelnen Posten bei Minutoli ergiebt aber 8100, weil er bei Braunschweig (S. 18) 200 statt 150 und ebenso bei Straßburg nebst Bayern, Veldenz und Sponheim 50 zu viel angegeben hat.

[3]) Die eigenen Ueberschriften Minutolis und seine Interpunktion, die sehr unzuverlässig ist, sind im Folgenden nur dann korrigirt worden, wenn es durchaus nöthig

Dabei ist es zweckmäßiger, B zu Grunde zu legen (mit Berücksichtigung von A), weil alles dafür spricht, daß die jetzige Reihenfolge in A erst nach Herstellung von B erfolgt sei.

B Fol. 1a = M. Nr. 1 S. 1 (fehlt ganz in A) Der Aydt. — Z. 1 auf dis heyligev. Z. 3 getrew, holt, Z. 9 gehellen in eynich weise.

B Fol. 1b 2, 3, 4 = A 1, 2, 3 = M. Nr. 2.[1]) S. 1 Kurfursten Eynnung. (Am Rande kurze Inhaltsangabe von Volkers Hand, z. B. austrag — hilfe — wie man in des reichs sachen handeln soll u. s. w.) — S. 2 Z. 21 (M. S. 2) beyde geistlichen, S. 3 Z. 13 (M. S. 3) gutlichkeyt übertragen. S. 4 Z. 10 behelfen und geraten. Z. 11 zuziehen, Z. 13 eintrag und seumnus, Z. 37 erzbischoff, Z. 38 zu zeiten, S. 5 Z. 7 verwillichung, Z. 10 wegen köme, darzu sollen, Z. 11 dheinerley beschlissung, Z. 12 dann alle samentlich mit einander, were (es fehlt) aber, Z. 13 was dan, Z. 14 zu meinz, der dann zu zeiten ist gein Menntz, Z. 14 jn seinem brieff, Z. 21 oder dem mererr teyl, Z. 15 uff jre eyd erkennt, Z. 19 beholffen, Z. 20 in dhein, S. 6 Z. 1 feyndschaft, zugriffe, Z. 8 beholffen sein, das solchs gestraft, Z. 11 bestellen, Z. 16 seinen ungunst ... es were mit, Z. 18 herren gleich, Z. 22 beholffen und beraten, Z. 20 lang des not ist .... eintrag, Z. 22 vertaydingen, S. 7 Z. 27 stettigkait.

B Fol. 5 = A 4 = M. Nr. 3 S. 7 Aufschrift: Aufnehmen m. gn. h. jnn der Churfursten Eynung 1471, S. 9 Z. 18 in dhein weyse (in B allerdings chein).

B Fol. 6 = A 8 = M. Nr. 4 S. 11 dhein (in B chein).

B Fol. 7a = A 9 = M. Nr. 5 S. 11 Aufschrift: Abschid zwischen Sachssen und Brandburg den konig von Ungarn berurend. Z. 3 der konig das selber, Z. 12 jn, Z. 18 zukom, S. 12 Z. 7 Slaitz am freitag nach dem sontag Letare anno etc. LXXXII.

B Fol. 7b = A 10 = M. Nr. 8 S. 15 Z. 17 Newenhove an.

B Fol. 8, 9, 10 = A 11—17[2]) = M. Nr. 9, 10, 11, 12. — Diese vier Stücke gehören untrennbar zusammen und gehören als Anlage zu Nr. 8. — Die Ueberschriften bei Minutoli sind irreführend; bei Nr. 11 ist sie, wie der Inhalt schon ergiebt, ganz falsch. S. 16 Z. 2 v. u. (Item fehlt) noch sein do die Braunschweygischen, S. 17 Z. 9 den

---

[1]) Gedr. bei Müller, Reichst. I, 305. — Minutoli hat einige Fehler verbessert, andere neu gemacht.

[2]) In A finden sich die Anschläge zweimal. Fol. 11—14 ist eine Abschrift aus der Anfang des 16. Jahrhunderts, während Fol. 15—17 eine gleichzeitige Abschrift enthalten.

anschlag ausschreyb, Z. 22 uff 300 pfert 20,000 gulden, Z. 28 ordentlich onwerden (cf. Schmeller II, 990), Z. 31 hundert tausent Reinisch gulden, S. 18 Z. 9 Bischove, Z. 27 Braunschweig . . . 150 pfert, Z. 33—39 150 pfert. S. 19 Z. 5 zu fuß facit, Z. 9 nach eynem pillichen; wurt, Z. 10 der sum bester mer, Z. 21 es wurdt, Z. 22 ausgericht, Z. 26 jn unser nation, Z. 30 macht darzu, Z. 34 das man nit dorjn disputier, Z. 37 ausschreyb, S. 20 Z. 1 weder keyser oder (B weder) ander.

B Fol. 11 = A 18 = M. Nr. 6, Z. 3 jm reych ewer konigl. wirdt entdeckt, Z. 4 gelaysst, Z. 6 solt sein gewesen. Demnach .... Z. 8 mocht werden, jst, Z. 13 nachmals, Z. 15 bynnen der Zeit, Z. 17 ein gewisse bericht, Z. 25 dat. dits, S. 13 Z. 5 zu mynn und zu recht.

B Fol. 12a = A 20 = M. Nr. 7.

B Fol. 12a = A 21 = M. Nr. 13 Z. 5 es dann angesehen, Z. 10 angezaigt ist, Z. 12 meldung nechtin, Z. 13 es nicht verfing mit einer Jar, unnd . . . Z. 14 kan zu zukunftigen, Z. 19 die keyserischen, Z. 23 ein yder wurdt, Z. 24 das ytzund, Z. 28 nachredt geberen. S. 21 Z. 3 bitten die kays. Mt. (Das Schriftstück ist von der Hand des Kanzlers Volker geschrieben. Am Ende stand ursprünglich noch: Item ein anslag auf gelt gemacht soldner darvon zu bestellen haben wir ein maynung gesetzt und sind willig mit andern an unserm teil nicht erwinden zu lassen uf das man in allweg unser undertenigkeit erkenn rc. — Diese Worte sind im Originalkonzept in A ausgestrichen.)[1])

B Fol. 12b = A 30 = M. Nr. 14[2]) Z. 10 sulle, der solchen den gemelten.

B Fol. 13a = A 30 = M. Nr. 14 Z. 3 vor woll, wissen. S. 22 Z. 2 wir verzugen, Z. 4 je ehr, je besser macht, Z. 10 fur war, Z. 12 allwegen hie, Z. 16 groe roß laifen.

B Fol. 13ab 14 = A 30b = M. 15 S. 22 Z. 2 v. u. bevelh nun allein, S. 23 Z. 4 ende ausschreyben, Z. 6 zu betragen, Z. 13 zu ziehn nit gelegen sei, Z. 14 andern etlichen an sein, Z. 14 reytten, auch mir zu ewrn gnaden, Z. 19 fursten auch, Z. 22 volriten, Z. 23 mir bevolhen, Z. 30 rat auch sy, Z. 32 personlich komm, jn, S. 24 Z. 3 fur ander, die mit der brut bis gen ysprudk und, Z. 7 marggrevin.

B Fol. 14, 15a = A 31 = M. 16 S. 24 Z. 4 wis got, der es, Z. 5 des von Gran beykunst, Z. 11 an sinem, Z. 14 außerhalben des,

[1]) In A sind Fol. 22—29 leer.

[2]) Diese Nummer 14 findet sich bei Minutoli zweimal! Hier ist das erste Schriftstück gemeint.

[illegible]

[illegible] Z. 14 gut ausgeben hat, Z. 16 [illegible] Z. 22 ewer f. gn., Z. 24 jungsts [illegible] in seiner f. Mt. dinst zu sein, mit, Z. 28 [illegible] Z. 29 den ganzen Krig rhngern, Z. 30 so [illegible] Gnaden, und anderen, Z. 38 nit abwesen, Z. 41 [illegible] Im Datum steht in A wie in B anno etc. [illegible]

[illegible] — Wl. 17 Z. 8 jn vil wege, Z. 13 das uns [illegible] Z. 14 von veynden beschehen, S. 27 Z. 3 und der wir [illegible] Im Datum steht wie gewöhnlich anno etc. [illegible], während [illegible] hier und in vielen folgenden Stücken [illegible] oder wohl auch bloß M vorsetzt.

[illegible] — W. 22 Z. 13 erholen, die andern zu ereylen, [illegible] Z. 23 400.

[illegible] — W. 21 S. 31 Z. 3 gegen uns geflissen. — [illegible]

[illegible] — W. 19.

[illegible] — W. 24 S. 34 Z. 8 mutwilligen und [illegible] on alle not allein seinem pösen, [illegible]



B Fol. 21 = A 37 = M. 46 Z. 5 frembder, Z. 10 als unnser, Z. 11 gesippt freundt, Z. 13 auff zusamen kommen verharret, Z. 18 ferr, S. 54 Z. 18 mag schicken und domit ferrnner, Z. 20 deinem rechten, Z. 22 thuet, Z. 25 pfinztag.

B Fol. 22[1]) = A 38 = M. 25 Z. 1 Unnser, Z. 5 Bruder und uns, Z. 8 andern unnsern herren, Z. 12 vernemen wirdet, S. 36 Z. 3 angezaygter, Z. 4 bittend des.

B Fol. 22, 23a = A 38b, 39a = M. 20 Z. 7 unrechtlichen krieg, Z. 10 geslissen, Z. 13 allein seinem, Z. 23 S. K. Mt., dem h. Reych, jne selbst, S. 30, Z. 23 wirt haben, Z. 36 meinen gnedigsten.

B Fol. 23b = A 39b = M. 27 Z. 3 haben sind (= seit), Z. 4 Zeyt nichts, Z. 5 deshalben durch, Z. 10 alleint umb rate; Z. 12 sein k. (= kays.) gnad.

B Fol. 24a = A 40a = M. 31 Z. 1 am negsten.

B Fol. 24ab = A 40 = M. 33 Z. 12 pferden haben und unsern wege, Z. 14 und denn, Z. 15 wenn, Z. 20 einkomen.

B Fol. 25a = A 40b, 41 = M. 38 Z. 3 des, Z. 4 nechster, Z. 5 fur Aschaffenburg, Z. 11 notturftig, Z. 15 tag dar, Z. 22 selber dar, Z. 27 musten, Z. 31 LXXXV[2]) ten.

B Fol. 25b = A 42 = M. 39 Z. 8 vernemen, Z. 15 und das, Z. 19 reysten, Z. 21 botten wissen lassen.

B Fol. 26 = A 42b = M. 28[3]) Datum: 2. Dezember 1484. Z. 5 mit derselben bruder unnserm, Z. 10 habe in eigner person, Z. 12 erschinnen, Z. 13 verlassen mocht, zu schreyben, wolten, Z. 19 anderen unsern, Z. 20 von jn empfangen het, Z. 21 wolten, Z. 22 durch jne, S. 40 Z. 1 ewer lieb unnser personlich, Z. 3 gegen der.

B Fol. 26b = A 43a = M. 34.[4]) — Datum: 8. Dezember 1484. Z. 10 wussten, Z. 11 weren wir.

B Fol. 26b, 27a = A 43ab = M. 35[5]) Z. 3 lieb unns, Z. 10 fur uns erzalt, Z. 15 wollt, uf solhs und auch.

---

1) Für die folgenden Aktenstücke gilt die Kanzleinotiz in A: handelung berurend den kais. tag zu Franckfurt bestymbt Sebastiani im LXXXVten. — In B steht dafür: [illegible] bewegen von werdemberg anbringen und tegischer berurende. — Die Ueberschrift bei Minutoli ist also trotz der Anführungsstriche, die er setzt, inkorrekt.

2) Es ist dies ein Schreibfehler.

3) Es ist dies eine Beilage zu Nr. 39.

4) Beilage zu Nr. 39.

5) Beilage zu Nr. 39. — Denn daß Minutolis Ueberschrift gedankenlos ist, geht aus der Adresse des Briefes, die er unten abdruckt, selbst hervor. — Ebenso ist das folgende Schriftstück an Ernst von Sachsen gerichtet; die Ueberschrift Minutolis also wieder falsch.

[illegible] zu gebieten.
[illegible] 67 Z. 4 dieser eingelegten. Z. 5 [illegible] zu [illegible] Z. 13 [illegible] LXXXVm.
[illegible] 42.*) Datum: 30. Dezember 1484.
[illegible] 43 Z. 6 nun achttag, Z. 11 [illegible], Z. 17 dann das es sich [illegible]
[illegible] Z. 15 es wurde, Z. 16 inkomen. [illegible] das weren wir, Z. 9 zu thon gemeint [illegible]
[illegible] Z. 6 nu wollen wir, Z. 10 [illegible]
[illegible] Datum: 17. Januar 1485. Z. 2 [illegible]
[illegible] Z. 3 [illegible]

B Fol. 35b = A 56 = M. 30 Z. 7, 8 an gelegen ennd er uns benennen solle, Z. 22 das benemen, Z. 27 auch zu, Z. 28 komen werde, Z. 33 vatter, womit, S. 42 Z. 6 heynsperg.

B Fol. 36a = A 56b = M. 37 Datum: 18. Dezember 1484.

B Fol. 36b, 37a = A 57 = M. 23 Datum: 10. Nov. 1484. Z. 15 wider jn zu, Z. 16 malen gegen jme, Z. 18 alweg gehabt ..... auszaygt, Z. 20 fruchtper widerstand beschee, Z. 22 erbere leydliche, S. 33 Z. 14 an solchem dhain, Z. 22 bracht wurden, Z. 23 wo wir dazu Z. 28 nichts wann ... haben Sy, Z. 30 ewr lieb auch Sy. — Adresse an Albrecht hat M. weggelassen.

B Fol. 37b = A 58 = M. 56. — Kanzleinotiz: Verzaichnus am Ersten, wie m. gn. herr gemaynt hat zu Franckfurt zu antworten. — Z. 1 die kayserlich Mt., Z. 4 sind wir gerayt, Z. 6, 7 ytzund aber, (= wiederum), S. 63 Z. 11 fur die sein nicht macht hat zu sagen.

B Fol. 38 = A 58b = M. 57[1]) Z. 9 Churfursten miteinander, Z. 17 newerung erwachssen, Z. 21 ist seltsam den kurfursten, S. 64 Z. 1, 2 so befrembt es unns, bedecht man es halp wol,

B Fol. 38b, 39 = A 59, 60 = M. 58. Verzaichnus auch am hinabreyten zu Aschaffenburg gemacht, Z. 1 Item mit sweigen verredt, Z. 4 parabola, Z. 6 geschrieben hat, auch die antwert, die uns, Z. 7 unser red gleich, Z. 9 geraypt, Z. 18 laut irs anschlags, Z. 22 und were der clain hilff, Z. 26 unser einer, S. 65 Z. 14 den sein ein haubtmann, Z. 25 ob es joh den keyserischen, Z. 26 uff das Reych trechen,[2]) Z. 27 und verwilligen den, Z. 30 wir jne, Z. 34 gebots hett, Z. 38 ratgeben, Z. 39 wir aus unnser, Z. 42 wiewol das ist. S. 66 Z. 18. Bei den Worten: „pin ich des fur mein person willig zu thon" endigt das Aktenstück. Das Folgende steht weder in innerem noch äußerem Zusammenhange damit. —

A Fol. 61b enthält (von Volkers Hand) die fragmentarische Bemerkung: Namen wir aus der schrift unns zu gedechtnus, als du mit unns geredt hast zu onoltspach. Es geschech dennoch das wir als mer nutz nemen als on nutz das wir zu danck anamen unnser nit vergessen zu haben.[3])

B Fol. 40, 41a = A 62 = M. 58 S. 65 (von „Item die Freundschaft" an bis zu Ende)[4]) Z. 1 zu der Sach verwandt, Z. 4 sind

---

[1]) Wie irreführend die Ueberschriften Minutoli's sind, beweist diese. — Die Kanzleinotiz, die er selbst darunter giebt, weiß nichts von eigenhändiger Aufzeichnung.

[2]) = ziehen. Schmeller I, 642.

[3]) Man vgl. dazu: Droysen, preuß. Politik II, 492 (1. Aufl.).

[4]) Das Aktenstück scheint von Volker geschrieben zu sein. — Weshalb Minutoli die ersten Absätze eingerückt hat andere lassen, ist nicht ersichtlich.

seiner Schwester, Z. 13 und kindt miteinander, Z. 16 die Stat menz, Z. 20 gesetigt, S. 67 Z. 4 begnadungen, Z. 12 entlestigt, Z. 15 Item nu felt, Z. 20 und diechter (= Enkel), Z. 23 geschwegert mit jm, mit Marggraff, Z. 32 mit der von Sachssen kindern geschwister und kindt, Z. 36 lesst er sich, Z. 40 on den keyser, S. 68 Z. 5 dem keyser zu lieb sie forteiln, Z. 7 keysers maynung nicht, so felt.

B Fol. 41b = A 63 = M. 59[1]) Z. 20 2000 g. soldt, Z. 21 zu reichen.

B Fol. 42a = A 63b = M. 63 (erster Absatz) Z. 1 verjehen, Z. 3 tag hie, Z. 8 versigelt und geben.

B Fol. 42ab, 43a = A 64[2]) = M. 63 (Schluß) Z. 2 hinter Nemlich stand ursprünglich: Gotfriden Graven von hohenloh, Z 3 hinter doctor stand ursprünglich: und hannsen Volker Secretarien, Z. 16 auff dem, Z. 17 konig leyt, Z. 20 seinen, Z. 24 hinter IIIIm kein Absatz. Z. 29 wiewol wir vor auch, Z. 35 desgleichen thu ein ander auch, Z. 38 wurd jn eim yden handel, Z. 40 Ratgeben der, S. 74 Z. 4 und jne ob gott will danck sollen verdienen, Z. 8 on unnsern herrn, Z. 12 hinter halten hat Volker ein no (= NB.) gesetzt. Z. 15 geschrift, Z. 17 lichtmeß anno domini jm LXXXVten jare.[3])

B Fol. 43, 44 = A 66, 67 = M. 69. Kanzleinotiz: Wie m. gn. h. dem keyser geschriben hat als er vom tag zu franckfurt wider gen onoldspach kommen ist, ist der bot ausgelauffen am freitag nach scolastice 1485.[4]) Z. 1. Ursprünglich lautete die Anrede: Allergnedigster herr. Z. 3 hinter liegt ist ausgestrichen: der mir geantwort ist worden hie zu onoldspach durch der von Ulm boten einen am dinstag nach Sandt Niclaustag (dieses Datum ist von Volker ausgestrichen und darüber geschrieben am freitag nach Andree), Z. 18 das er die brieffe an herzog Maximilian, auch an, Z. 23 erhebt haymwarts, er zu S. 80 Z. 7 jn iren landen das jar aus, Z. 8 ewer gnad und der Z. 11 als jm am nechsten, Z. 15 einem andern, auch der, Z. 16 angenomen Sloß, Z. 29 vermerckt wirt, Z. 30 eraugent,[5]) Z. 39 ich woll solchs, S. 81, Z. 3 als den, der sich gern, als vil ich kan, Z. 4 richt . . . wer mir, Z. 5 verhielt. — Hinter verhielt kein Absatz. Z. 11 und so vil, Z. 13 dorumb je, Z. 14 kein stat hat mit fuegen, Z. 15 trulgast, Z. 17 und empfihle. — Die Unterschrift Albrecht fehlt hier wie bei den folgenden Stücken.

---

1) Die Ueberschrift Minutolis ist irreführend.
2) Es ist ein Originalkonzept mit Korrekturen von Volkers Hand.
3) Das Datum hat Volker selbst hinzugeschrieben.
4) Originalkonzept mit Korrekturen und Datirung von Volker.
5) Damit erledigt sich die Anmerkung von Minutoli.

B Fol. 44b = A 67b = M. 67. Unwesentliche Fehler.

B Fol. 45a = A 68 = M. 70 Z. 3 findt briefs und zettels, haben, Z. 5 zu frankfort, Z. 6 wen man sich, Z. 8 dann wir furwitz. Z. 14 doctor pfotlin.

B Fol. 45b = A 68b = M. 68. — Datum: 20. Januar 1485. Z. 5 geschafft, S. 79 Z. 1 zu nit myndberm gefallen, Z. 3 gut neygung.

B Fol. 46a = A 68b, 69 = M. 71 Z. 2 die ich hinder, Z. 6 geschriben, wem, Z. 12 erlest.

B Fol. 46a = A 69 = M. 72.

B Fol. 46b = A 69b = M. 60. Datum: 3. Februar 1485.

B Fol. 47 = A 70[1]) = M. 61. Datum: 3. Februar 1485. Z. 6 desmols, Z. 10 unnser schrift E. L. gethan, Z. 14 gehabt hat, bewegt sein, S. 70 Z. 8 unversehene luefte,[2]) Z. 10 sein liebe uns nicht widerbots, Z. 11 ytzund binnen dreyen tagen, Z. 18 mit hilff gotts zu schiff gen franckfort, Z. 19 hierinnen.

B Fol. 47b, 48, 49a = A 71, 72[3]) = M. 64, 65.[4]) — Datum: 7. Februar 1485. Z. 11 jn mit worten, Z. 12 doran jm, Z. 13 furan, Z. 14 bericht werden mogen, S. 75 Z. 11 rethe sam (cf. Schmeller II, 275) tag und nacht, Z. 22 wir hetten von jm, Z. 28 statlicher mit in zu handeln het, dem hat er, Z. 29 dis tags. S. 76 Z. 8 gnaden ut s. — Hier beginnt der zweite beigelegte Zettel. Z. 8 den Sechsischen, Z. 12 es musten, Z. 19 hinter „die andern" ist ein Absatz. Z. 23 Niclaus Firmianer, Z. 32 und so es, Z. 34 kommen ut s.

B Fol. 49, 50, 51a = A 74, 75[5]) = M. 74. — Datum: 19. Februar 1485. Z. 3 der teg, Z. 6 vorgewesen, Z. 14 Eysenberg, Z. 15 pfeffer, Z. 17 gemaynlich; auch mischen, Z. 18 jn nit nach dorffen geen, Z. 22 Gulch hie, Z. 26 Trier am dinstag, Z. 29 versambten potschafft, Z. 35 geschriben haben, Z. 36 und die, Z. 39 und von mancherlay. S. 85 Z. 2 were ꝛc., Z. 5 yedes vermogen, Z. 13 beschlossen, werde, Z. 24 antwurt . . . allweg, Z. 27 beschlossen werde, Z. 31 oberster formundt,[6]) Z. 32 Wirtemberg antwurt, Z. 37 hetten sie bevelh, S. 86 Z. 1 geschehen mog, Z. 3 nit verbott, Z. 4 anschleg, Z. 7 jn

---

[1]) Dieses Schreiben liegt in A in der plattdeutschen Fassung vor; in B ist nur eine ungenaue Kopie.

[2]) D. h. läuffte. — In B lufte. Die Konjektur Minutolis erledigt sich dadurch.

[3]) Original mit Siegelspuren.

[4]) Nr. 65 ist kein selbständiger Bericht, sondern besteht aus zwei beigelegten Zetteln.

[5]) Original von der Hand Dr. Pfotels.

[6]) Der Abschreiber von B hat schon fälschlich „freundt" gelesen.

nichts, Z. 12 und die swerde (Beschwerden), Z. 33 sterck, Z. 41 halben &c., Z. 42 gemerckt ut s.

B Fol. 51b, 52, 53, 55a = A 76, 77, 78, 80[1]) = M. 77, 78, 75, 79. — Datum: 13. Februar 1485. — Z. 5 als wir geacht haben, nit gehabt. S. 91 Z. 3 der als, Z. 4 tag von, Z. 5 wer, Z. 6 hie het, Z. 7 het, wenn, Z. 10 zurudt (Zerrüttung?), Z. 18 ewrn gnaden son, Z. 19 het, ist uns mit gebere und worten, Z. 28 den von Sayn, Z. 30 der abt von dewtsch, her Wilhelm, Z. 31 hetten, Z. 37 und der tag . . . demnach, Z. 38 jn mitler zeyt jr keinem ferrer schrift. S. 92 Z. 13 Sontag Estomihi, Z. 21 der Schenck, Z. 29 hab der keyser VIII schiff zugericht, Z. 34 ein auskomen. S. 87 Z. 1 frue nach Estomihi, Z. 4 wurde aber, Z. 12 so müss, Z. 15 es weren, Z. 17 us den, Z. 21 K. Mt. hulfen, Z. 23 Er benennt, Z. 30 geoffent, Z. 35 Indem, Z. 36 das geb er zu, Z. 37 rathen, Z. 39 teg oder anders zu benennen.

S. 93 Z. 3 brecht der, Z. 6 villeicht kurzlich, Z. 15 Curfursten Redt . . . . bewegen, Z. 18 man het . . . . geben; dabej lissen sie es noch bleiben und, Z. 19 aus den ursachen, wie ob, were, Z. 21 nuzbar were, S. 94 Z. 2 abschid nach geschriben, Z. 3 hat jn auch gefallen.

B Fol. 54ab = A 79 = M. 73 Kanzleinotiz: Antwortt der Curfursten und fursten Redt uf dem tag zu franckfurt graf haugen von werdemberg gegeben am Aschermittwoch anno etc. LXXXV, Z. 2 hilff und radt. S. 83 Z. 1 hielt und fund, Z. 6 anschlag oder anderm, Z. 7 und sagen, hetten, Z. 8 ausrichteten, Z. 9 do mochten die, Z. 12 geburt &c., Z. 15 Von meinem gnedigen, Z. 16 Trier den von Sirck, Z. 18 den von Mörs und noch ein grafen, Z. 20 hern Wilhelm von Bibra &c. Z. 27 firmianer, Z. 30 layminnger.

B Fol. 55b, 56, 57a = A 82, 83 = M. 76 Z. 4 deines getrewen, Z. 8 freundtlichem . . . dhein anders, Z. 16 ichts wider uns, Z. 19 zuvoraus, das Sy an dem ende, Z. 28 der 15000 man, Z. 30 deinen getrewen, Z. 34 so gar, Z. 36 befridet hat, Z. 38 verderben muge. S. 89 Z. 1 wirbet, Z. 2 auf unsere, Z. 19 imperatoris proprium,[2]) Z. 31 von Tschermohe, Z. 32 wiewoll. S. 90 Z. 5 vernemen wirdest, Z. 15 zu vil grossen, Z. 21 die wir der.

---

[1]) Auch dies sind Originalien. M. 78 und 79 gehören als Zettel zu M. 78. M. 75 und 79 gehören unmittelbar zu einander und sind (von derselben Hand; Konzept und Reinschrift) doppelt vorhanden. Diese Berichte scheinen erst nach der Heimkehr vom Reichstage niedergeschrieben zu sein.

[2]) Für proprium hat M. öfters Frider. gelesen. So auch 85, 153, 162, 163. — Auch für in consilio hat er Fr. gelesen: Nr. 166, 167.

B Fol. 57, 58a = A 83b, 84a = M. 62[1]) Z. 3 clerlichen, S. 71 Z. 4 doraus geredt, Z. 7 wirde, so .... anbotten was, Z. 8 schetzten, Z. 11 melden wollen, gefallen ist, Z. 14 dem wirdet, Z. 15 der auch, Z. 16 clerlichen, Z. 22 Auch hat uns derselb unnser schreyber, Z. 27 thun, uns, Z. 30 aus dem, Z. 32 wir auch aus, Z. 33 taydungsweyse, Z. 36, 37 widerumb gehelffen mocht; demnach. S. 72 Z. 5 furhalten, Z. 7 doraus, Z. 11 zu nutz, Z. 13, 14 wiewoll .... hofft, Z. 15 dest lenger.

B Fol. 58b, 59a = A 84 = M. 66[2]) Z. 1 Deboschen, S. 77 Z. 2 Sernyngstein, Z. 3 zweyer schreiben, Z. 3, 4 taydung, Z. 7 wiewol ... taydung, Z. 8 zugegangen, Z. 22 erbotten hat, Z. 25 den er mutwilliglich, Z. 31 dorjnn zu straffen, Z. 35 des wir .... dann er woll uns zu, Z. 36 nur destlenger leben und nit allein lange, Z. 41 das es uns, Z. 44 wider alle erbergkeit. S. 78 Z. 4 den willen, Z. 11 und Tschernohe.

B Fol. 59b = A 85b = M. 80. Z. 2 leufft, Z. 8 E. F. G. mich, Z. 9 Laynbach.

B Fol. 59b, 60 = A 86 = M. 81 Z. 1 ewrn gnaden, Z. 4 die will jch, Z. 5 adeliche, Z. 6 wurdt, von, Z. 7 ewrn gnaden, S. 95 Z. 3 von meinen wegen, Z. 9 wollen euch, Z. 12, 13 eemaln, Z. 18 jn das mere, Z. 31 trifft der sold die wochen. S. 96 Z. 1 sach nit, Z. 2 zu forderst got, Z. 3 euch selbs, Z. 6 got umb keines, Z. 16 sig und feld, Z. 19 jn mir.

B Fol. 61 = A 87 = M. 85. Datum: 15. April 1485. Z. 9 ires rechten herren, Z. 10 vernemen wirdest, Z. 11 die grossen note, Z. 19 das wir ganntz keinen verzug, Z. 28 wiewol. S. 99 Z. 4 iden unnsern, Z. 8 hilff geschickt wurde, Z. 9 bliben und.

B Fol. 61b, 62a = A 88a = M. 82[3]) Z. 4 enden wirdet, Z. 8 zu thunde nit, S. 97 Z. 1 noch jemant, Z. 5 als ir zu thunde schuldig.

B Fol. 62ab = A 88ab = M. 83, 84. Datum: 31. März 1485.

B Fol. 63ab, 64a = A 89[4]) = M. 86. Datum: 29. April 1485. Kanzleinotiz: Antwurt auf des Kaysers briefe und sein solh antwurt bej dem Sneyder boten hinab geschickt der hie ausgelauffen ist am Sambstag vigilia philippi et Jacobi was der Sambstag vor Cantate.[5]) —

---

[1]) Dieser Brief ist eine Beilage zu M. 76.

[2]) Auch dieser Brief gehört als Beilage zu M. 76.

[3]) Dieses Schreiben ist eine Beilage zu M. 85.

[4]) Das Konzept ist von Voller geschrieben.

[5]) 30. April.

Z. 6 und mein, Z. 9 den mererntayl, Z. 17 er jme helff. S. 100 Z. 4 aussen lest steen, Z. 11 zu enden, Z. 15 bey jm het, Z. 18 bester mynner soldner, brecht mir ein beswerd Sunst solt er soldner haben, die ... der nach volg, Z. 21 es kostet jne, Z. 31 so sind sie nicht verpflicht herzog Otten, Z. 32 wer jm thue .... nichts, Z. 33 jch het gern das mein, und, Z. 37 alweg ewr gnad, Z. 40 unentdeckt wollen, S. 101 Z. 1 noch zur zeyt, Z. 13 jr Stete ... die leng, Z. 14 in gnaden mirs.

B Fol. 64b, 65, 66a = A 90, 91[1]) = M. 87 Z. 6 do ein, Z. 7 wirt vermerckt, Z. 10 ich mich understeen, Z. 11 hochschetzig, S. 102 Z. 1 und mißs mir, Z. 3 jn underthenigkeit, Z. 9 besorge mich, Z. 10 es wurde geraten zu eim gemaynen tag, Z. 14 austragen, Z. 20 und hore, wiewoll (on zweivel in mir), Z. 21 gnade das E. G. und, Z. 22 ewrn gnaden, Z. 23 gesetzt nach gestalt, Z. 24 mir het, Z. 25 anschlages, Z. 26 mein Rete,[2]) Z. 30, 31 dar; man west aber ... nit, wenn, Z. 32 die do warn, Z. 33 erst die Brieffe, die jr schreibt unnserm, Z. 37 wurde der tag, S. 103 Z. 2, 3 getraw onzweifenlich, Z. 3 wie kan ich, Z. 12 do ich euch, Z. 15 so vil das herz, der kopff, Z. 18 gar nichts, Z. 20 fur die, die gritling (= rittlings, Schmeller I, 1017), Z. 22 hoffwerck, Z. 24 von jrem alter, Z. 23 untuglich, Z. 26 zu unstatten, Z. 28 des ich mich, Z. 32 jn den gotlichen, Z. 37 ewrn gnaden, S. 104 Z. 1 meinem verdienen nach.

B Fol. 66ab, 67a = A 92[3]) = M. 88. Z. 8 das halt ratsweise, Z. 25 wurdt ... lecht yndgart, Z. 27 fast hoffartig. S. 105 Z. 2 so thuet jne, Z. 4 jne selber, Z. 7 in guter mass, Z. 8 als gar als ire fordern, und mereten die, Z. 12, 13 grossen fromen ..... zu bedencken steet den, die ... was es jne frommet, demnach, Z. 17 dem von Bamberg .... wol kriegen, Z. 22 wurd uns, Z. 25 zu mynnerung, Z. 27 das jne, Z. 35 es ye alles.

B Fol. 67b = A 93a = 91, 92 Z. 1 zwyrnet (= zweimal).

B Fol. 68a = A 93b = M. 90. Datum: Montag nach dem Sontag Trinitatis.

B Fol. 68b = A 93b = M. 89 Z. 6 entnemen wirdet.

B Fol. 68b = A 94a = M. 93. Datum: 5. Juni 1485. Z. 8 vor VIII tagen berichtet, Z. 15 personlichen zu, Z. 16 zu Onoldspach, Z. 17 hoff hellt, Z. 18 das hab ich, Z. 19 den ich mich.

---

[1]) Durchkorrigirtes Konzept.

[2]) Bei dem Worte „nudolig" Z. 29 hätte der Herausgeber wohl hinzufügen können = nundaling = jetzt. Cf. Schmeller I, 592.

[3]) Konzept von Volkers Hand.

B Fol. 69a = A 94b = M. 94.

B Fol. 69b, 70 = A 95 = M. 95 Z. 7 gut keyserisch sind, Z. 9 aus wane, Z. 11 noch so sere nicht, Z. 15 ob dein got hulff, Z. 21 zu schreyben die, Z. 23 an unnsern, Z. 25 man bedarff nit fragen, Z. 26 die jhenem, Z. 28 seiner gnaden willen, S. 110 Z. 5 unnd keinerley sach, Z. 12 in uns, Z. 20 und unser widerwertigkeyt, Z. 30 besent werden die, die sich, Z. 35 so empfelt, Z. 38 punttiern, Z. 41 er wiß dann, wie were . . . geschichte, Z. nichte . . . machet, Z. 43 in gesellen reden, S. 111 Z. 1 zu schreyben, Z. 3, 4 aus gesellen reden.

B Fol. 71a = A 96a = M. 98. Datum: 16. Juli 1485. S. 115 Z. 3 in ewig zeyt, Z. 8 des wir.

B Fol. 71b = A 96b = M. 97 S. 114 Z. 7 wirdet . . . einfelltiger, Z. 14 zu allem trost, Z. 17 zu ewr gnad, Z. 25 wirdet erst morgen.

B Fol. 72 = A 97 = M. 99. Datum: 2. August 1485. Z. 3 das ich, Nurmberg, Z. 9 das woll, Z. 12 underwinden kan, Z. 13 got vor sey, nachdem, S. 116 Z. 3 gewebern (= hin und her reisen, cf. Schmeller II, 830), Z. 8 kan und, Z. 9 zustund an zu bringen, Z. 13 tuglich und, Z. 28 gedrengt wurden, Z. 35 das got verwar, Z. 40 hat.

B Fol. 73a = A 97b = M. 100 Z. 5 der Konig wurd, Z. 8 vlayßigen bet, Z. 17 und wolt das, Z. 18 dieweyl ich leb, Z. 19 Oswaldi 148V.

B Fol. 73 = A 98a[1]) = M. 101 Z. 4 zu wee, S. 118 Z. 2 under anderm, Z. 3 mir verwandt, sind mir, Z. 5 mein man sind, Z. 10 vermut.

B Fol. 73b = A 98b = M. 102 Z. 1 dir hie ein brieff, den, Z. 7 gehelffen, Z. 11 entsitzen, Z. 13 alls zum besten, Z. 14 wurt hart gelitten und ist vil leut maynung.

B Fol. 74 = A 90a[2]) = M. 103 Z. 6 auff das gejaid, Z. 10 den Montelin, Z. 15 an lassen. Kein Absatz! Z. 19 gezelt haben . . . . . wenn, Z. 20 nymands, Z. 23 die red ist hie, Z. 25 haubtman dortniden,

B Fol. 74b = A 99b = M. 104. S. 120 Z. 10 bey jne haben, beschehen werde, wa, Z. 11 und er sein . . . wellten, Z. 20 nit allein deiner lieb, Z. 27 jnmassen du des von uns, Z. 28 berichtet, Z. 29 Costenntz.

B Fol. 75a = A 100a = M. 105. S. 121 Z. 1 sey, Norblingen, Z. 3 käme, Z. 4 lande zerrut, Z. 6 und einen . . . protonotarien, Z. 9

---

1) Fol. 98—110 bilden eine Lage.
2) Von Volkers Hand.

full, So, Z. 13 sich furderlich, Z. 14 an ende, Z. 20 wirdet. Ich . . . ewrn gnaden, Z. 23 wirdet.

B Fol. 75b = A 100b = M. 106. S. 122 Z. 9 dann unsere; beschulden wir gunstlich mit gnaden.

B Fol. 76a = A 101a = M. 107. Datum: 27. August 1485. Z. 7 auf jne gestelt, Z. 12 funden auch wol, Z. 13 herzog Jorg den von, Z. 17 dann nach der, Z. 21 gegen der K. M. S. 123 Z. 4, 5 bedorfst nyemants clagen.

B Fol. 76b, 77 = A 101b, 102, 103[1]) = M. 96. Datum: 5. Juli 1485. Z. 4 baiderlej stent, Z. 8 unnsern, Z. 10 auch herskrefften, Z. 11 land behaurt, Z. 12 ausgeben, Z. 13 und nuz, Z. 17 auch unnsern, Z. 20 koniglichen Mt., Z. 24 zwelf und vierzehn, Z. 28 muet (= Scheffel). S. 112 Z. 2 pfewerten, das pfewert, Z. 4 kauffen funden, Z. 10 gestorben sein, Z. 13 So sein, Z. 14 in vil anzal, Z. 23 mitsambt Röcken menteln, Z. 29 von hynn, Z. 40 angerufft, Z. 44 verretrej, S. 113 Z. 1 aus dem hunger, Z. 4 dem hunger, Z. 5 zugeschriben, Z. 8 vorhanden sei, Z. 12 dadurch wir, Z. 13 hunger nach nit, Z. 15 mogen, uberfallen weren, umb, Z. 23 Eritag.

B Fol. 78a = A 104 = M. 108 Z. 7 wollest darjnn, Z. 8 dir des, Z. 9 Churfursten genntzlich vertrawn.

B Fol. 78a = A 104 = M. 109.

B Fol. 78a = A 104b = 131. Datum: 15. Oktober 1485. Z. 5 Sambstag nach Gallj.

B Fol. 78b = A 105 = M. 132.

B Fol. 79 = A 106 = M. 110. Kanzleinotiz: Antburt meinem gn. h. dem kayser auf sein ansuchen zu dinckelspuhel gegeben am dinstag nach dionisy.[2]) jst in schrifften dem kayser uberantburt. Z. 8 So weren, Z. 9 dar verbott, Z. 11 gefurdern . . . seinen gnaden, Z. 20 bedencken und fridlich, Z. 21 gedienen, S. 125 Z. 6 aller der, Z. 7 fridlich beyeinander, Z. 13 und furdert, Z. 16 dann will ers, Z. 21 addicio,[3]) Z. 23 durch grav, Z. 24 furder rats, Z. 25 erbuten wir, Z. 30, 31 mit krankem leib.

B Fol. 80a = A 108[4]) = M. 111. S. 126 Z. 7 dieneten . . . jn die Cron zu, Z. 4 das jar aus dieneten, Z. 11 Erbslos, Z. 18 unnser antwort, Z. 24 gebure

---

[1]) Die Fehler in dieser Abschrift hat Volker selbst korrigirt.

[2]) 11. Oktober 1485.

[3]) Diese aus fünf Worten bestehende Ueberschrift rührt von Volker her.

[4]) A Fol. 107 ist leer. — Die Ueberschriften von M. 111, 112, 113, 114 stammen von Volkers Hand her.

B Fol. 80b, 81 = A 109 = M. 112. S. 127 Z. 5 deshalb das gericht, Z. 16 zu hindergenngen, Z. 17 umbgeschlagen, Z. 22 selb virder, Z. 26 fursten und Stete, Z. 38 haben mogen. S. 128 Z. 12 schüff, Z. 13 Nordlingen, Z. 31 veterlich.

B Fol. 82a = A 110 = M. 113. Ueberschrift: diß nachvolgend anzaigen des vertrags hat mein gn. herr den kayser zu dinckelspuhel horn lassen aber nit jn schriften ubergeben, Z. 2 unser tege. S. 129 Z. 3 unser yedes aygen sach, Z. 8 welcher, Z. 14 von beden tailn, Z. 18 gewonnen, Z. 19 von jm nemen vor unserm, Z. 23 gein einander uff bede, Z. 24 antworter, Z. 28 nicht kurtz angerent.

B Fol. 82b = A 111 = M. 114. Ueberschrift: hernach volgen die antwort, die mein gnediger her von der kais. Mt. wegen zu dinckelspuhel geben, die S. G. jm selbs aufgezaichet hat. S. 130 Z. 1 deshalben geschriben, Z. 5 und der sach . . . bliben sey, Z. 6 romischer . . . . und wöll, Z. 7 zu seiner zeyt, Z. 9 nicht unerlich, Z. 10 und anderm, Z. 16 und des osterreychischen Canzlers.

B Fol. 83 = A 112 = M. 115 Z. 2 comissari der sach, Z. 13 getrauen, Sy von beyden teylen werden in der antwort. S. 131 Z. 3 unnser furbette, Z. 7 woll sein gnad, Z. 8 uns zu gute und der, Z. 17 wir uns alles.

B Fol. 83b, 84a = A 113 = M. 116 Marginalbemerkung[1]): handelung M. Fridrichs aus befelh seines vaters bej kays. mt. zu Swabach und Nurmberg Burckhardi[2]) jm LXXXV. — Ueberschrift: abfertigung meins g. hrn marggf fridrichs, doctor pfotn, Cristoffel von Auffes und volkers zum kaysser genn swobach, Z. 6 stallungen da habt, Z. 9, 10 berichten der hernachgeschriben maynung und bin gestern zu vier horen her komen, Z. 11 zu machen abschlug, Z. 13 volg gethan. S. 132 Z. 8 euch der ding, Z. 10 zu komen, eurn gnaden zu Bayrstorff ausrichtigung.

B Fol. 84b, 85 = A 114, 115 = M. 117. Ueberschrift: meines gn. h. verzaichnus des anslags, den S. G. durch m. gn. h. marggraff friderichen der k. Mt. zu Swobach hat antwurten und ubergeben lassen. Z. 5 wurden, Z. 8 und den, Z. 11 den Slesyern zu widerstand, Z. 15 II^{m} zu ross, Z. 17 zwo euer vetter, Z. 18 mit sambt den iren, geistlich und werntlich. S. 133 Z. 2 sambt den iren geistlichen, Z. 5 und der andern dortnyden am Reyn, Z. 19 so het . . . die do erbeyten, Z. 22

---

[1]) Diese Kanzleinotiz bezieht sich auf die ganze Lage von Fol. 113—125. — Diese wie die folgende Ueberschrift sind von Volkers Hand.

[2]) 14. Oktober 1485.

ewer gnad noch, Z. 23 Es wer, Z. 24 nachdem es jne, Z. 25 dem eyn nemlich herzog Sigmundt[1]) XIIc Z. 27 het, nachdem, Z. 28 es sie angeet, Z. 30 so het jr Xm man außerhalb der söldner,[2]) Z. 31 zu Osterreych, Z. 33 gern hulffen, Z. 34 schlahn sind . . . gewesen sein, Z. 35 um jen, Z. 37 die nye fuß. S. 134 Z. 2 uff ein gemein, Z. 3 ergangen hendel leren, wen, Z. 7 das jar aus verharrten, Z. 12 Das soll man reden nach verlesen der obgeschriben zettel,[3]) Z. 14 ewr gnad hern, Z. 16 thut affter, Z. 17 als ferrn, Z. 19 das will, Z. 20 will mich nirgant, Z. 23 das . . . . reden,[4]) Z. 25 furgang gewonne.

B Fol. 86 = A 116 = M. 128. Datum: 14. Oktober 1485. Z. 1 die bet von der herrn, Z. 5 dem rechten stammen, Z. 9 die sie haben, das wolt ir, Z. 10 antreffend, Z. 11 hest du, Z. 12 und getrauest, er wird, Z. 13 undertheniglich bitst der billikeit nach, damit die, die von, Z. 15 als er K. Mt. S. 149 Z. 2 unerlich und allen den schedlich, die, Z. 3 ein solchen abbruch, Z. 8 als ein weiss tuchlin, Z. 9 denn es also, Z. 16 gehalten hetten, Z. 17 den erbfall, Z. 19 jm helffen verdienen, Z. 20 zweivel setz jm werd, Z. 21 das, das er sich, Z. 26 den mercklichen, Z. 27 der seinen gnaden.

B Fol. 86b, 87 = A 117 = M. 120 Z. 2 den hab, Z. 10 wir lebenten, Z. 11 dir konnten . . . . wolten. S. 138 Z. 2 retst, Z. 4 dir ein solch, Z. 6 kriegs warten, Z. 10 das wir jhens (= johans), Z. 12 gegen der Slesien . . . . du solst, Z. 13 wir alter krancker, Z. 16 hinnach, Z. 18 was ging in not, Z. 21 jms zu und bestell, Z. 23 knecht mußten, Z. 24 und bass berüpfen, Z. 26 und ruchen, Z. 27 undergengen, Z. 29 schentlich slahen, vahen . . . den schlossen.

B Fol. 87a = A 117 = M. 118. Datum: 15. Oktober 1485. S. 135 Z. 1 nach Burkardi.

B Fol. 87b, 88, 89a = A 118, 119 = M. 119 Z. 5 must er zu, Z. 8 het kein Krieg, Z. 9 hofrichter, Z. 13 bestelt hatten, Z. 14 schelten, schennten, Z. 18 ist nyndert, Z. 22 well er jm, Z. 24 herrn verdienen. was . . . sein welt, Z. 25 gein der Newenstat welt, Z. 28 pluts; umb . . . . eins Curfursten Sone, Z. 30 wir mercken, das. S. 136 Z. 1 was ju, Z. 2 das er sich davor hut, Z. 5 Were do will, das er schön, Z. 7 haben sicher, Z. 8 erfahren haben, Z. 9

---

[1]) nemlich herzog Sigmundt — hat Volker eigenhändig erst hineinkorrigirt.

[2]) außerhalb der Söldner — von Volker hineingeschrieben.

[3]) Diese Worte hat Volker geschrieben.

[4]) Von Volker.

mußten entschutten, Z. 13 wolt wirs dennest, Z. 14 selber, Z. 18 geben uff LX, Z. 21 Darumb Verstandigen, Z. 25 Fursten wirt, Z. 26 wurd. Wir sein sein aber, Z. 29 raten und dienen, Z. 34 gab uns ye, Z. 35 VIm guldin ungerisch, Z. 36 einem feynnenn, Z. 38 zu IIm, Z. 42 verlur Stat und. S. 137 Z. 3 gut gewün, Z. 4 den, der er sey . . . wie er woll, Z. 10 darinn beweisen, Z. 12[1]) wir wolten, das unns gult alls vil wir vermechten ob herr, Z. 17 haubtmon weren. Warzu maynt er, das, Z. 18 woll in den leufften? Z. 19 legen? Er will, Z. 20 swester sone, Z. 21 biderman, was möcht.

B Fol. 89ab, 90 = A 120, 121[2]) = M. 121 Z. 1 gestern umb S. 139 Z. 1 in der genehe, Z. 20 den gewalt, Z. 22 den seinen Rate, Z. 25 geritten, sey dorumb, Z. 32 jne eynigen mich, Z. 33 des erbot, Z. 38 nechtin verhorung, Z. 43 herberg kom. S. 140 Z. 2 zu scheren, Z. 5 nayn; wen jr, Z. 15 von eur gnaden wegen die bethe, Z. 24 irem veterlichen erb . . . zu irem widem, Z. 30 gein euch und ewrn sonen, Z. 32 der er euch, Z. 39 gutlich beygelegen, Z. 42 das es des bedorff, Z. 44 sach woll. S. 141 Z. 2 aus willen her Sigmunds, Z. 5 einander ausgee, Z. 17 heynnacht gein, Z. 20 mit seinen gnaden, Z. 22 bis ich jne.

B Fol. 91 = A 121 = M. 122 Z. 6 der hayß parcial, Z. 7 hab auffgethan, Z. 8 vom parssefanten, Z. 9 were. Der, Z. 11 oder andern, Z. 7 zu verdries, Z. 9 veterlich . . . gein mir.

B Fol. 91 = A 121 = M. 123 Z. 6 genug hat, Z. 9 Forchheim.

B Fol. 91b, 92 = A 122 = M. 124 Z. 15 des mogen wir, Z. 19 das des . . . . wurdt, Z. 20 wird mit dinst, Z. 27, 28 doch als sein guten freunden sovil, das wir . . . nit geben on grundt, Z. 31 er verstundt ewrn, Z. 36 demnach so. S. 144 Z. 8 marggrefisch.

B Fol. 92b, 93a = A 122b, 123a = M. 125 Z. 4 da lassen wir es noch bey besteen, Z. 8 aber wie dem allem. S. 145 Z. 1 Viscal auch, Z. 2 wir wissen nit wie, Z. 4 grossern, Z. 18 hinden nach, Z. 27 das wir wol mercken, Z. 28 an ein rick, Z. 30 uns ist nichts, Z. 32 der dorumb.

B Fol. 93b = A 123b = M. 126. S. 146 Z. 2 gnaden geredt, Z. 5 und jne, Z. 10, 11 die Bayr widerwertig sind und, Z. 12 lieb oder dinste . . . seiner Mt.

---

[1]) In B steht allerdings: uns dorjnn beweysen das unns gult als vil wir rc. Indessen die Worte „uns dorjnn beweysen“ sind unterstrichen, d. h. sie sind ungültig.

[2]) Fol. 120—132 sind von derselben Hand geschrieben, doch befinden sich Korrekturen und Zusätze von Volker in diesen Stücken.

B Fol. 94 = A 124 = M. 127. Ueberschrift: antwort meins herrn, Z. 2 wa gewiß ist, Z. 6, 7 zu jm kämen mitzügen, Z. 8 wird uns dann, Z. 10 das schlaht, Z. 23 das mach zehen . . . ein austrag, Z. 24 Nach dem allem, Z. 25 dieweyl, Z. 34 umbfhuren, Z. 35 teufels namen, Z. 36 allewegen lassen umbfhuren. S. 148 Z. 7 Sag dem, Z. 8 thet dennocht, Z. 9 kondten, Z. 12 gebratene taub . . . wöll, Z. 14 uff den donerstag, Z. 18 dat. ut s.

B Fol. 95, 96a = A 124b, 125 = M. 129. Ueberschrift: Letzste schrift meines gn. h. Marggr. Fridrichs uf das mal die von Nuremberg berurend. Z. 3 jn das Sloß jn seiner gnaden, Z. 6 sunst nach. S. 150 Z. 7 das sey noth zu geschehen, Z. 22 die sie in den oder noch, Z. 26 lautbrecht, Z. 27 vermitten blib . . . . käm, Z. 28 jne vor geschriben, Z. 29 ane nit not, Z. 30 anbringens, Z. 33 aber doch allein . . . . dorinnen nit, Z. 34 hat jne, Z. 36 und das sie, Z. 37 gein Nurmberg, Z. 39 gein ine, Z. 41 meinen und meiner, Z. 44 eurem vater, euch und euren Brudern. S. 151 Z. 5 ye nit nachzulassen, Z. 9 in Crentzbuech.

B Fol. 95b = A 126[1]) = M. 130. Datum: 30. Oktober 1485. Ueberschrift: Fertigung m. gn. h. Marggr. Friderichs gein Nuremberg. Actum am Sontag nach Symonis und Jude anno etc. LXXXV. S. 152 Z. 4 dann mir frid zu machen, Z. 9 nit geschehe, Z. 10 sollt jch hieaußen, Z. 12 darzu zu thon, Z. 19 enthielt, Z. 20 wo es sich sperren wolt.

B Fol. 97 = A 126b = M. 133. Datum: 31. Oktober 1485. Z. 2 morgenmal, Z. 4 meine zukunft, Z. 6 nechtin, Z. 8 hohfelder, Z. 13 ewr underthenig, Z. 14 besuhlt, Z. 18 nun mer diser. S. 154 Z. 3 hat sein gnad geantwort, Z. 9 mir ferrner begegnet. —

B Fol. 98 = A 127 = M. 134. Ueberschrift: Nach solicher schrifft ist m. gn. h. Marggr. Friderich hieher komen und Seinen Gnaden dise nachvolgendt schrifften mitgeben. — Z. 3, 4 So haben die Bayrischen herren vor jn herzog Sigmunden, Z. 9 vatter der hilff, Z. 10 Noch wenn, Z. 12 an. So, Z. 16 wer jm zu swere, Z. 17 und müßt. S. 155 Z. 2 unnsern, Z. 12 ob got uber uns, Z. 13 schayden wollen, Z. 18 sint wir, Z. 19 laß jms bevolhen, Z. 23 und dynnen L= gulden, Z. 24 ob viermal.

B Fol. 98b, 99 = A 127b, 128 = M. 135 Z. 1 Gnediger lieber herr, Z. 3 mich berichten zu der K. Mt. komen. S. 156 Z. 4 und

---

[1]) Von den Worten an: wo er der Soldner wurd gebrauchen bis zu Ende hat Volker das Stück geschrieben.

bete, Z. 6 versehe, Z. 9 wolt er mich horen, des wart ich, Z. 10 manung thon, Z. 14 euch in wolfart.

B Fol. 99b, 100a = A 128 = M. 136 Z. 1 dann das wirt, Z. 3 in warhayt. S. 157 Z. 1 dann das wirs, Z. 5 nymands und, Z. 7 weyslich shur, Z. 10 wol shur, Z. 15 kombt zu schwer, Z. 16 der wandert woll, Z. 17 und sicher. Wenn, Z. 19 Er wirt .... triegen, Z. 24 ye ... drey, Z. 25 shurt, Z. 26 weyser man, Z. 29 laßt uns, Z. 30 so wirdt, Z. 34 wurden.

B Fol. 100a = A 129 = M. 142. Datum: 3. November 1485. Ueberschrift: Mein alter gn. herr schreibt aber meinem gn. h. Marggr. Fridrich, Z. 5 gein den von, Z. 10 und geschwistergitten, Z. 11 als sein gnad sagt, Z. 13 wirt er uns, Z. 14 entdecken und sag deinem guten freund mit dem part, du seyst im lang gnug vor der thur gestanden; wer jm ichts guts in syn komen, er werd dirs wol entdecken.[1])

B Fol. 100b = A 129b = M. 137 Z. 2 dem Volker bei der. S. 158 Z. 2 zu ewr gnaden, Z. 4 uber euch gebutt, Z. 5 Brudern, Z. 6 wo er könn, Z. 10 So seyn auch.

B Fol. 101 = A 130a = M. 138 Z. 4 Wolt ich jne, Z. 13 spat und bette mich, Z. 11 on verdries. S. 159 Z. 2 Capeln, Z. 12 die hieß er ... pleib, Z. 19 den anfangk der lateynischen, Z. 21 oder zwu, Z. 23 gleich alls woll im syn, alls, Z. 24 gelesen ward, Z. 26, 27 halten wir uns, darzu saget er, Z. 29 wollt mir, Z. 30 geschwistergeit jn gnedigem, Z. 32 und jch, Z. 33 das die ding, Z. 34 aus unnserm anregen gehandelt wurden, Z. 35 er es handelet proprio, Z. 38 ding furnemen ... noch heynt, Z. 42 lenger verziehen, Z. 43 es mog. S. 160 Z. 1 noch heint, Z. 2 ich wöll.

B Fol. 102a = A 130b, 131 = M. 139 Z. 2 jne gefordert hab meiner eigenlichen, Z. 7 und nicht, Z. 8 Das ander, Z. 10 mit jm in geheim, Z. 11 handeln wöll, Z. 13 eine unverstentliche frage. Z. 24 des mir S. 161 Z. 7 ambtman, Z. 10 hendeln gewesen, Z. 11 hendeln, Z. 12 (under vierzig jaren nit), Z 16 handeln wirdt.

B Fol. 102b = A 131 = M. 140.

B Fol. 103a = A 131 = M. 141. S. 162 Z. 1 Brieffs herr Nickel pfuel heraus, Z. 3 der etwe offt ... Bruders, Z. 12 bis her gehandelt, Z. 15 nachdem er Bayrisch.

B Fol 103b = A 131b = M. 143.[2]) Ueberschrift: Fertigung Albrechten

---

[1]) Diese Worte fehlen in B.

[2]) Korrekturen von Volkers Hand.

Stiebers an beyde hern von Sachsenn, Z. 1 unnsern Swagern, Z. 2, 3 dem kayser, Z. 7 sweygen, wissen, Z. 8 nit. Wie, Z. 9 abgeschiden ist, ist, Z. 10, 11 unser frauentag, Z. 16 gewisslich wesen solt und, Z. 21 und nicht gleich, Z. 22 Ding. Außerhalb der eynung mag, Z. 23 uns des unberichtigung, Z. 24 Rete demnach, Z. 25 das wollen, Z. 26 gar freuntlich umb ir Lieb.

B Fol. 104a = A 132 = M. 144, 145.[1]) Ueberschrift: Fertigung doctor Straus an Bischove zu Menntz und ist ausgeritten am Sontag nach Martinj[2]) anno etc. LXXXV. S. 164 Z. 2 pfeffern von der funff .... hat und, Z. 4 konten gemerken, Z. 5 gemaynt was. Wie, Z. 6 dann das man, sint er bei, Z. 7 zu Bamberg ist gewesen, sagt, es soll, Z. 9 wol an unsern, Z. 10 uns da zu fugen, Z. 13 erkunden seiner lieb gefallen, Z. 14 uns zu versteen zu geben, Z. 15 als vil uns zu wissen zymet. Der eynung halb sag S. L. in geheym in nyemands beywesen dann Graf Otten und doctor pfeffers. Wir sind in eynung, Z. 20 mit den andern iren Brüdern, Z. 34 pomersch, Bartisch, Z. 35 wendisch und Gutzgawisch hern mit uns in eynung, darjnnen sie. S. 165 Z. 1 desgleichen sein die, Z. 3 und Babst, Z. 4 antrifft, Z. 5 stand, ere und wird, Z. 10 zwen, Z. 11 rechet so ist ir aller, Z. 14 seinen lieben.

B Fol. 105a = A 133 = M. 146.[3]) Ueberschrift: Relation Albrecht Stiebers als er von hern von Sachssen widerkommen ist, Z. 4 bei jr selbs, Z. 9 des ein brieff haubtman, Z. 12 nach laut des.

B Fol. 105ab = A 134 = M. 147 Z. 2 uns ytzo getan. S. 166 Z. 5 auch demselben nach, Z. 10 ob er unnserm Rate Grave Haugen, Z. 11 mocht, gebraucht und gantz, Z. 14 allein in deiner, Z. 22 auff solchs unnser vertrauen, Z. 28 annder unser, Z. 29 umb merclicher, Z. 37 schicken wirdest, gebraucht werde, Z. 38 und dich aller, Z. 43 geraitschaft darzu schicken. S. 167 Z. 5 und alles guten, Z. 7 sonder dancknems, Z. 9 des dein.

B Fol. 106 = A 135a = M. 148 Z. 2 aus verdachtem mut, Z. 10 Graven, hern, ritter, Z. 11 kyesen, dann, Z. 12 die, den es von billigkeit wegen zusteet, Z. 16 alles meins, Z. 17 gedient mer. S. 168 Z. 2 besser wurdt, Z. 9 in aller geburnus, Z. 10 ewrn gnaden, Z. 13 heynt zu Swabach sei, Z. 19 hiermit ewrn gnaden als ewr.

B Fol. 107a = A 135b = M. 149 Z. 1 Lieben besundern, Z. 5

---

[1]) Diese beiden Nummern bilden ein einziges Aktenstück.

[2]) 13. November 1485.

[3]) Das ganze Schriftstück ist von Volker geschrieben.

knecht zukom, Z. 9 breutt zum tanz .... teglicher, Z. 13 unnser besserung.

B Fol. 107ab = A 136a = M. 162. Datum: 6. November. Z. 6 mercklicher sachen, Z. 11, 12 deiner lieb erkennen, Z. 15 und dreyßigsten.

B Fol. 107b = A 136b = M. 150. Ueberschrift: Antwurt, Z. 2 des datum laut uff, Z. 4 furman.

B Fol. 108a = A 137a = M. 151. Ueberschrift: Antwort. Z. 3 die allein, Z. 10 in unnsern anliegenden, Z. 11 wellen nun. S. 170 Z. 4 LXXXV unsers keysertbums jm vier und dreyßigsten jare.

B Fol. 108b = A 137b = M. 152. Ueberschrift:[1]) geschriben von, Z. 1 das nichts wider, Z. 5 wurd es sein gnad zu Wurzburg von unnsern, Z. 8 herr uns schreybt, Z. 14 und nachmallen; dabey, Z. 17 nachforscht ye daß ers besebt,[2]) Z. 19 so wer er weiter, Z. 22 wol thoren.

B Fol. 109a = A 138a = M. 153. Ueberschrift:[3]) Widerbieten des tags zu wirtzburg, Z. 2 mit dir, unnsern, Z. 3 Curfursten und andern Fursten, Z. 6 erzherzog, Z. 8 herauff, Z. 14 mercklicher nottorft nach, Z. 18 willen dir, unnsern .... zu gut zu halten furgenomen, Z. 23 unns des.

B Fol. 109b = A 138b, 139a = M. 156 Z. 7 ich jne nit, Z. 8 gein Wurzburg. S. 174 Z. 3 han im aber nit, Z. 11 conceptionis Marie.

B Fol. 109b = A 139a = M. 157 Z. 5 du, Walldner, Z. 6 Datum Onoltzpach ut s. — An Pruschenken und Waldner.

B Fol. 110a = A 139b = M. 155. Datum: 30. November 1485.

B Fol. 110b = A 140a = M. 158 Z. 7 mit einander, Z. 9 herauff. S. 175 Z. 3 Beheimen ... das kennt.

B Fol. 111a = A 140b = M. 159 Z. 6 sweger von Menntz, Z. 7 und so belder nach, Z. 9 jn den feyertagen. S. 176 Z. 1 kein gebruch.

B Fol. 111b = A 141a = M. 154 Z. 6 Ernst zu Rumburg,[4]) Z. 10 willen vernomen, Z. 12 uff solchen tag zu Würtzburg, Z. 17 das in ewrm Z. 18 konnt personlich, Z. 19 ewr lieb wurd ... ewrm schreiben nach.

B Fol. 112a = A 141b = M. 160 Z. 3 hinweg, Z. 7 jn inligenden.

B Fol. 112ab = A 142 = M. 161. Ueberschrift: mentzisch antwurt, Z. 3 schreyben geben, Z. 8 malstat angezaigt. S. 177 Z. 1 zuschickt,

---

1) Von Volkers Hand.

2) besebt = inne werden, Schmeller II, 207.

3) Von Volkers Hand.

4) In A steht richtig Naumburg; in B freilich Nurmberg.

so haben, Z. 10 jnn hofe, Z. 12 Flandern volreiten, Z. 21 wurde jn die, Z. 22 volletz ziehen, Z. 24 vorgenant zu komen. S. 178 Z. 1 seiner liebe sone.

B Fol. 113a = A 143a = M. 164 Z. 3 vermerckt, wollen wir, Z. 4 warten in getrawen, Z. 5 stift zu Bamberg, Z. 10 gegen allen den seinen sterck.

B Fol. 113b = A 143b = M. 163 Z. 6 wollest, auff das geringst du magst, doselbsthin, Z. 8 Sachen warten, Z. 9 danknems gefallen. Geben zu Coln am Freytag, Z. 11 vier und dreyßigsten.

B Fol. 113b, 114a = A 144, 145a = M. 165 Z. 1 Gnedigster herr, Z. 6 Fursten; do, Z. 7 Also sind, Z. 9 nach dem hochambt, Z. 12 und was, Z. 14 die sie zu jn, Z. 21 landt, seinen Son und die land zu besehen. Dorauff, Z. 24 jm alls seinem .... wer des bewillt, Z. 25 Aber die anlegung geschefft, Z. 28 bei den merteilen Churfursten, Z. 29, 30 und sich mit jn underredt ein tag furzunehmen in dem reich[1]) deshalben einer bestymbt. S. 181 Z. 2 Wurzburg und der nit furgang hett gehabt, Z. 4 het geben, Z. 10 Zedula. Z. 28 in die Niederland ziehen.

B Fol. 114b = A 145a = M. 169. Im Datum: LXXXVI.

B Fol. 115a = A 145b = M. 166[2]) Z. 9 und begern an dein Andacht, Z. 11 derselb unser lieber Sone unsers, Z. 19 LXXXVI ... jm vier und dreyßigsten, Z. 21 imperatoris in consilio.

B Fol. 115ab = A 146 = M. 170. Ueberschrift: Anntwort dem Bischove von Menz gegeben, Z. 11 vor der Schmitten, Z. 15 die er verlegt, Z. 16 mit der gotshilff ... gein der, Z. 18, 19 Schwester, unser gemahl, sein muter, findt, Z. 22 das ewr Antwort, Z. 28 Wallweg, Z. 31 in des von Eystet.

B Fol. 116a = A 147a = M. 167.[3]) S. 183 Z. 10 so keine verzug, Z. 18 sexto ... dreyßigsten, Z. 19 imperatoris in consilio, Z. 23 tages sein und deiner zukunft warten wollen, Z. 26 nymmer vergessen.

B Fol. 116b = A 147b = M. 168 Z. 2 sich uf, Z. 4 unnsern lieben Oheymen .... mit demselben. S. 184 Z. 1 seiner K. Gn. schreyben vernemen wirdet Begern, Z. 3 tag, jn sein, Z. 5 K. Gn. und die obgemelten unnsere lieb, Z. 7 dancknem gevallen, Z. 8 Johannistag evangel.

---

[1]) Hier hat M. mit Unrecht einen Absatz gemacht.

[2]) Beilage zu 169.

[3]) Die Ueberschrift von Volkers Hand, die M. hat abdrucken lassen: Handlung auff dem keiserlichen tag zu Franckfurt im LXXXVI. bezieht sich natürlich nicht bloß auf das folgende Schriftstück, sondern damit beginnt eine neue Actenlage.

B Fol. 116b = A 147b = Nr. 171 Z. 1 In diser stund, Z. 4 schirst hie, Z. 10 sexto.

B Fol. 117a = A 148 = Nr. 172. Datum: 1486.

B Fol. 117b = A 150[1]) = Nr. 173. Ueberschrift:[2]) Fertigung der Rete gein der Neuenstat, do Herzog Ernst do was.

B Fol. 117b, 118, 119 = A 153, 154 = Nr. 174 (bis S. 190 zu Ende). Ueberschrift:[3]) Ratslag meins gn. hern der hilf halb uf dem tag zu franckfurt anno etc. im LXXXVI gegeben. Z. 5 und die gewonnen Sloß, Z. 6 Merhern, Z. 11 nit wol vermogenlich, Z. 13 mußt weren, Z. 17 Saltzburg lande zu gebrauchen. S. 188 Z. 11 den er fernt nit, Z. 16 aus dem anslag, Z. 18 feinden zu wenden, Z. 34 dem, das man S. 189 Z. 12 wie hernach volgt, Z. 13 fur sich selber filn tacite, zu hilffe, Z. 22 her wieder, Z. 24 so sich was emboret und wa, Z. 25 on sorgfeltigkeit seiner landt dorjnn, Z. 26 on jne zu haben im feld, Z. 27 verwandtnus, auch die forcht, Z. 29 das zu lang zu schreyben wer. Noch ist swer, Z. 31 das gewissen, Z. 32 an hat. Getraut .... on sein beywesen, Z. 33 So raten wir, Z. 38 west zu zurichten, Z. 39 uff im hett. S. 190 Z. 4 bede wegh, Z. 7 sach, dann der, Z. 8[4]) von den, da, Z. 10 auch nu unsern .... in gnaden, auch das, Z. 15 auch einbruch, Z. 19 gelaut hat auch dem vorigen, Z. 29, 30 aus allen Ratslegen ... als der getreu und gehorsam.

B Fol. 119b, 120 = A 179[5]) = Nr. 174 (S. 190—192), 175,[6]) 176. S. 190 Z. 3 v. u. der XXXIIIIm, Z. 1 v. u. und wie. S. 191 Z. 1, 2 findt das landt hinab, Z. 4 müntz jn uns selbs. Z. 5 uberkomen, Z. 6 der LXm, Z. 9 so der vierteyl, Z. 12 abgestelt, Z. 13 wurd sich, Z. 14 treglich, Z. 15 willigen irer gehorsam, Z. 20 man es also. Z. 30 gedeih.[7]) Z. 33 Als die Keys. Mt., Z. 36 nachmals, Z. 37 verordnet. S. 192 Z. 2 ir hilff.

Nr. 175 Ueberschrift: Meines gn. h. anntwort und zusagen der hilff halben, das er fur sich gethan hat, Z. 4 von uns zugesagt, Z. 8 und den auch, Z. 15 die die hie zugesagt.

---

[1]) A Fol. 149, 151, 152 sind leer.

[2]) Von Volkers Hand.

[3]) Nicht bloß diese Ueberschrift, sondern auch mehrere Korrekturen stammen in diesem Aktenstück von Volker her.

[4]) Die Worte von „den Romischen Keyser" bis „den Konig solchs" sind von Volker an den Rand geschrieben und geben einen Anhalt für die Zeitbestimmung.

[5]) In A sind Fol. 155—178 gänzlich verheftet, wie schon oben erwähnt ist.

[6]) Nr. 175, 176 gehören noch zum letzteren Theile von 174.

[7]) In B steht nicht ut s., sondern etc., in A nichts davon.

M. 176[1]) Ueberschrift: Anntwort meiner hern der Curfursten mitsambt meinem gn. h. herz. Albrechten von Sachsen und dem Bischove zu Eystett. — Am Rande steht: am sontag Oculi. S. 193 Z. 10 zu zusagen den, Z. 11 volfuren, also, Z. 15 Kein Absatz! Z. 18 unserer hern Kurfursten, Z. 20 No zu gedencken.

B Fol. 122, 123 = A 181, 182 = M. 177.[2]) Ueberschrift: Mitwoch nach Oculi[3]) frue gemacht. Z. 2 angezaygt hat. S. 194 Z. 2 swerer sein wurde, Z. 9 hundert dausent uff mein hern die Curfursten hie zugegen hundert dausent, Z. 21 dermassen das jr gnad nochmals, Z. 31 auffzubringen unnd die hinderlegen Also das die K. Mt. 1cm und die Ko. wird, Z. 37 zu rechen den zeug mag man ordnen uff. S. 195 Z. 2 solchem gelt den zu gewarten, Z. 2 die summen, Z. 11 geben werden, Z. 29 Rat dorjnn.

B Fol. 123b, 124a = A 182b = M. 178. Ueberschrift: Hienach volgt ein uberslag der fursten des reichs von den die angezaigt S[a] unnd mer uffbracht wurden, Z. 4 Saltzpurg XIIm S. 196 Z. 18 herzog Jorg XIIm Z. 28 Graf Eberhardt . . . XIIm.

B Fol. 124b, 125a = A 183a = M. 181. Ueberschrift: Der gemein fursten und fursten botschafften zetel am Mitwoch nach Oculi[4]) ubergeben, Z. 3 zugesagt auff XXXIIIIm, Z. 9 S. Mt. zu geben den, Z. 15, 16 1m gulden werth 1 gulden; so das durchaus gehe, mog der anschlag der XXXIIIIm wol ertragen, Z. 25 ausgerichten, der er S. 199 darleyhen sollten, Z. 14 not darzu, Z. 16 So dienen sie mit jrem leyb.

B Fol. 125b, 126a = A 183b, 184a = M. 182[5]) Ueberschrift: Von einem andern anslag ist geratslagt. Z. 3 die mer man und mynder den, Z. 5 die Ko. wird, das jm die fursten, so entgegen sein, Z. 6 einem yeden, Z. 7 schicken, wann, Z. 8 veld woll sein. ein, Z. 12 von alter komen. S. 200 Z. 3 wie sein gnad mag des ein, Z. 8 ergetzen ꝛc. wie, Z. 14 das Recht besetze, Z. 15 und mach den friden, Z. 17 verharren. — (Absatz!) Und die Muntz zu reformiren. Z. 19, 20 fursten, so jn dieser hilff sein oder.

B Fol. 126b, 127a = A 184b, 185 = M. 183. Datum: 3. März 1486. Z. 6 uff das die zal, Z. 10 on verletzung, Z. 17 von einander

---

[1]) Schon gedruckt bei Müller XI, 9.
[2]) Gedr. bei Müller VI, 11.
[3]) 1. März 1486.
[4]) 1. März 1486.
[5]) Dieses Stück gehört unmittelbar zum vorhergehenden. — Es ist übrigens gedruckt bei Müller VI, 10.

zu bringen, Z. 29 das ich eren und allts herkomens. S. 202 Z. 3 jn gnaden auf, Z. 8 so ich doch, Z. 10 on allen auffatz vorteyls, allein gnedige, Z. 16 schuldig abzuziehen, Z. 17, 18 hab; uff das Wort und Werck mit einander geen, will ich . . . nit begern, Z. 23 will ich einen gulden fur sold und fur scheden zwen gulden geben, Z. 29 so ich genaust kan.

B Fol. 127b, 128 = A 186, 187 = M. 184.[1]) Datum: 4. März 1486. Ueberschrift: Der anslag jm reich durch die keys. Mt. kurfursten und fursten furgehalten am Sambstag vor Letare. S. 203 Z. 6 bischov von Eystet IIjm (= 2500 g.), Z. 7 bischov von Augspurg IIjm g., Z. 20 bischov von Regenspurg 700 g., Z. 30 abt von Salmsweiler, Z. 32 Creuzlingen Ij c (= 150 g.), Z. 36 Ochsenhausen 500, Z. 37 Zwiefalten 600 g., Z. 40 Schwebischen werd Ij c (= 150 g.), Z. 41 St. Ulrich zu Augsburg.[2]) S. 204 Z. 11 Lindau, Z. 24 Weyl 600 g., Z. 25 Ulm 12 000, Z. 28 Swebischen werdt 600 g., Z. 33 Gmund, Z. 34 Rotenburg uff der Tauber, Z. 40 Alaw (Alen?) 400 g. S. 205 Z. 5 Weyßenburg am Elsaß, Z. 9 Wetzlar 500 g., Z. 10 Metz 12 000 g., Z. 16 gulden Reinisch, Z. 25 herzog von Gulch, Z. 26 herzog von Cleve 4000 g.,[3]) Z. 31 alles facit 527 900 guld.

B Fol. 129b = A 188 = M. 185 (bis zu geboren). Datum: 5. März. Ueberschrift: Antwort meines gn h. auff den anslag der K. Mt. des gelts halb zu geben. Geschehen am Sontag Letare. Z. 1 mir getan nym, Z. 5 So han ich, Z. 8 Rete, Z. 11 halten als, Z. 19 mit meinem swager, Z. 21 jn erblicher aynung auch mit dem kurfursten von Sachsen jn churfurstenlicher Eynung, Z. 22 des er oberster formund ist.

B Fol. 130, 131 = A 189, 190[4]) = M. 185 (von geborn bis zu Ende). S. 206 Z. 28 lasten dient, Z. 20 dort jnnen an yeden, Z. 32 meinem Son, Z. 33 an allem gefell, Z. 36 auf besserung. S. 207 Z. 3 Kein Absatz! Z. 12 So jch nu, Z. 13 zele ich 200 pf., ein jare tref XI. g., Z. 22 ob ich jo, Z. 24 als vil das wer, Z. 38 mogen wir es . . . . ausrichten. S. 208 Z. 1 So haben, Z. 10 nach Raten.

[1]) Gedruckt bei Müller VI, 17. — Einige Fehler Minutolis finden sich auch bei Müller. — Selbst in A müssen Irrthümer sich eingeschlichen haben, da die Summen nicht mit den einzelnen Posten in Uebereinstimmung zu bringen sind.

[2]) Die Gesammtsumme der Aebte beträgt 19 400 g., nicht wie Müller angiebt, 22 300 g.

[3]) In A 3000 g. Ebenso bei Müller. In B 4000 g. Dies stimmt zur Hauptsumme.

[4]) In A ist dieses Schriftstück auf anderes Papier und von anderer Hand geschrieben als das vorhergehende; es stammt ja auch aus dem Jahre 1485 her.

B Fol. 132, 133, 134 = A 191, 192, 217 = M. 234.[1]) Ueberschrift: lantfrid auf dem keys. tag zu franckfurt gemacht anno etc. im LXXXVI in der vasten,[2]) Z. 5 Verwesern, Amptleuten, Schultheißen, Burgermeistern, Z. 6 Bürgern und gemeinen, Z. 7 Unterthanen und getreuen. S. 270 Z. 4 Einmuttigkeit, Z. 5 erstlich von cleynen, Z. 14 die Scheden heimischer, Z. 40 Tätern Rate. S. 271 Z. 3 durch, Z. 8, 9, 10 handeln oder zu handeln untersteen würden, dieselben sollen mit der Tate, Z. 17 Zuspruch haben, Z. 18 verhafft weren, Z. 20 gescheen were den oder dieselben . . . vertagen, Z. 30 von demselben, Z. 34 mit dem Eydt, Z. 37, 38 und afftermal gegen ine laut dies gebots mogen . . . doch so solt. S. 272 Z. 2 oder da sich zuversichtiglich handel oder wesen, Z. 5 beraubt, Z. 7 mit Macht nacheylen, Z. 12 gebieten, sunder, Z. 18 sollen keinen weg, Z. 22 Uberfarer dits. S. 273 Z. 9 daran halten Kerung und Wandel, Z. 13 versprechen oder verbettigen in, Z. 20 im das zugeb, Z. 25 die ir uns. S. 274 Z. 18 zusetzen auch yederman.

B Fol. 135—138a = A 193, 194, 211, 212 = M. 235.[3]) Ueberschrift: Das keyserlich Camergericht nachvolgender maß zu ordnen. S. 275 Z. 6 und loblicher Ubung, Z. 9 bracht werden, so ferrn die ordnung und satzung kays. geschribner recht gemeß und leidenlich sein dem hohen, Z. 24 solches auch erlaubt. Z. 26 Leser, Z. 28, 29 uffzuschreiben und den partheyen oder niemand zu offnen, Z. 31, 32 heimlich gerichtshendel on laub . . . niemant offnen oder sehen lassen, auch kein besunder schenck noch, Z. 33 nutz außerhalb irer[4]) arbeit, Z. 34 eins guldin werdt nach entlichen, Z. 35 urteilen wie necht gemelt ist alles ongeverde. Z. 36 Advokaten oder Redner, Z. 37 ff. daß sie die sachen, so sie anemen oder in bevolhen werden iren partheyen zu gut mit vleis handeln und dorin kein geverlichkeit suchen oder furnemen wollen wie recht sey auch heimlichkeit der sach. S. 276 Z. 5 geprauchen, Z. 7 (alles ongeverlich) fällt weg. Z. 9 (und Redner) fällt weg, Z. 11 den partheien, Z. 14 verlengerung, Z. 19 bey penen, Z. 25 disen vorgenanten, Z. 28 (getreulich) fällt weg, Z. 30 ff. heimwesen oder an die end in den briven angezaigt getreulich antworten und Copeien ingleich lauts inen oder an denselben enden lassen, Z. 32 ff. und des getreulichs dem Gericht oder Gerichtsschreiber Relation thun und das alles selbs tun und nymants anders bevelheu. S. 277 Z. 6 Anhengern nach vermogen mit, Z. 7

[1]) Aus Müller VI, 24.

[2]) Von Volker.

[3]) Aus Müller VI, 28. — Ueber die Varianten vgl. Müller VI, 70.

[4]) Ursprünglich stand statt Camerrichter stets Hofrichter da. Die Beisitzer sind auch erst durch Korrektur in diesen Entwuf hineingekommen.

(nach Vermögen) fällt weg, Z. 10 Gerichtschreiber ableme, solt der Camerrichter macht, Z. 11 der beysitzer oder des merertails mit der K. Mt. wissen und willen einen andern des gleichen Stands uf glubd und eyde wie vorgeschriben und die Stat zu ersetzen. Z. 20 Item disen artickel will die K. Mt. bey ordnung und satzung gemeiner geschribner kays. recht bleiben lassen. Z. 28 oder aber ein teyl des begert, Z. 35 Hinter dem Artikel XIII sind mehrere Zeichen, welche Zusätze andeuten; dieselben fehlen aber. S. 278 Z. 2 sein und doch sunst iren ordenlichen richter haben, Z. 5 des Reichs rechten. Z. 7 Hinter XIV ist gleichfalls ein Amendement angedeutet. Z. 16 gerückt werden, Z. 22 Artikel XVIII war in A kürzer gefaßt, ist aber ausgestrichen und dafür ein Zeichen gesetzt, das auf Verbesserungsvorschläge hindeutet, die aber fehlen. S. 279 Z. 12 Vor Artikel XIX steht als Ueberschrift: Wie man uff ungehorsam einichs teyls volfar ꝛc. Z. 13, 14 erstlich gefordert und vertagt sein, Z. 16 Cläger ungehorsam und den, Z. 19 vollfaren und urteiln für, Z. 24 oder in der appellation sach .... so solt durch des, Z. 29 Artikel XV lautet: Item So das Camergericht ymandt in die acht zu ercleren und zu sprechen erkennen und sollichs der Camerrichter in die keyserlich Canzlej verkunt würdet, will die k. Mt. alsdann in vier wochen den nechsten sollich acht fertigen[1]) und laut der urteyl in die acht sprechen und ercleren unverzogenlich. Ob aber S. K. G. in solcher Zeit die acht nit fertigen wurdt, so solt der Camerrichter von der K. Mt. hiemit macht und befelh haben die acht zu fertigen und das gericht des brieff und auch ferrer proceß geben nach nottorft, damit die behabten recht und urteyl vollzogen und gerechtigkeit gefurdert werdt. — Solichs will die K. Mt. nit haben und am sambstag nach Cantate[2]) durch die Ko. wird den Curfursten und Curfursten botschaften lassen sagen. Z. 38 verlengerung des rechten beschehen, Z. 39 werden, soll. S. 280 Z. 3 wie das in kays. rechten geordent und begriffen ist. Z. 5 seinen stracken lauf, Z. 11, 12 gleich der k. Mt. Canzlei secret, Z. 20 begnadigt wer.

B Fol. 138b = A 195 = M. 186[3]) Z. 11 XXXII m und IIII c gulden. S. 209 Z. 3 anslag beruren mag, Z. 4 damit würde die, Z. 9 darnach wegern, dann.

B Fol. 139 = A 106 = M. 187.[4]) Ueberschrift: Nach gemelt meynung

---

[1]) Am Rande steht nota.

[2]) 29. April.

[3]) Gedruckt bei Müller VI, 18.

[4]) Gedruckt bei Müller VI, 16. — Es fehlt aber daselbst der letzte Absatz: Auf Bonifaci ꝛc.

hat die K. Mt. den Curfursten und fursten zu franckfurt furhalten und muntlich reden lassen, Z. 2 uff Corporis Cristi, Z. 18 besteet XXVIIIIm.

B Fol. 139b, 140a = A 197 = M. 195.[1]) Ueberschrift: Acta auff Mitwoch nach Cantate[2]) zu Coln in meines gn. h. von Mentz herberg zugegen der Curfursten rette. Z. 8 Corporis Cristi, Z. 12 anwelden, Z. 22 mit maß der verzeichetten artickel, Z. 23 so würde mit.

B Fol. 140b, 141 = A 198, 199 = M. 188[3]) Z. 3 unnser erben und erblande, Z. 8 darin meniglich, Z. 10 deshalben, Z. 12 rechtpott, Z. 11 trennung gepern, Z. 14 (aus ursachen dis furnemens) fällt weg. S. 211 Z. 1 uber solch, Z. 2 ordenlich rechtlich rechtpote, Z. 9 denselben ortten, Z. 10 so von ferre, Z. 17 gestillet ist, Z. 18 Es solt sich auch nymand in solchem hindern, dem andern, Z. 33 vorgemelt ist ... so sollen, Z. 35 (zuschicken) fällt weg ... alles auß maß. S. 212 Z. 1 (sol) fällt weg, Z. 2 darafter, Z. 7 gentzlich ausgeschiden, Z. 9 LXXXVI.

B Fol. 141b, 142a = A 200 = M. 190. Ueberschrift: Antwurt der Curfursten die ordnung des Camergerichts und anders antreffente auff Mitwoch nach Jubilate[4]) anno LXXXVI der K. Mt. zu Coln beschehen. S. 214 Z. 5 keinen abpruch .... seiner gnaden, Z. 16 es würdt an der, Z. 34 zu Ach, Z. 39 malstat ernennen, wollen sie.

B Fol. 142b, 143 = A 201 = M. 191,[5]) 192.[6]) Ueberschrift: Artickel etlicher verfallen lehen und das Camergericht antreffente durch die K. Mt. den Curfursten ubergeben zu Coln auff sampstag nach Jubilate[7]) anno etc. LXXXVI. Z. 12 noch jnn hat, Z. 21 die K. Mt., der zu raten, wie die obgeschriben. — M. 192 Ueberschrift: die artickel das Camergericht antreffent. S. 216 Z. 3 geverlich und unnottorftige, Z. 4 diene.

B Fol. 143b, 144a = A 202 = M. 193.[8]) Ueberschrift: Antwurt der Curfursten und Curfursten anweldt auf die vorgemelten artickel der K. Mt. des obberurten samstag beschehen, Z. 2 Curfursten und Curfursten anweldt, Z. 4 sachen beruren, Z. 6 sach zu dieser zeyt, Z. 7 gnad

---

[1]) Gedruckt bei Müller VI, 73.

[2]) 26. April.

[3]) Gedruckt bei Müller VI, 19.

[4]) 19. April.

[5]) Gedruckt bei Müller VI, 52.

[6]) Bei Müller VI, 69.

[7]) 22. April.

[8]) Gedruckt bei Müller VI, 52. — Es differiren A und B insofern, als in A nur von den Curfursten, in B auch von den Fursten die Rede ist.

wol, Z. 10 Curfursten anweldt, Z. 12 Franckfort gehabt angezaygt, Z. 14 Fursten und fursten Botschaft, Z. 18, 19 solcher botschaft die kurfursten zu erlassen . . . nachmals.

B Fol. 144a = A 203 = M. 194.[1]) Ueberschrift: der K. Mt. furhalten, Z. 12 das reich in diesen leufften, Z. 14 aufheben hat, dien zu hilff, Z. 15 auff die Meß zu franckfort, Z. 22, 23 und jn der fursten und andern.

B Fol. 144b, 145a = A 203b = M. 196.[2]) Datum: 7. April 1486. Ueberschrift: Der Curfursten antwortt. Z. 1 auff den ersten[3]) artickell sind die Curfursten und Curfursten botschafft. S. 219 Z. 5 in den Ko. furhalten, Z. 22 Würde aber yemantz umb, Z. 23 daß demselben, Z. 25 Dorauß mag die Kais. Mt. abnemen, Z. 27 ist angeregt, Z. 30 deß man, Z. 31 und kregt merclichen. S. 220 Z. 1 soliche stett.

B Fol. 145b = A 205 = M. 179[4]) Aufschrift:[5]) disen eydt haben die churfursten geswororn in der wale herzog maximilians zu ro. konig. Z. 1 uff dis heylig. S. 197 Z. 2 cristenlichem volck . . . . romischen konig und zukunftigen, Z. 5 benenn, wel und kiese, Z. 9 versehe, Z. 11 hernach an der.

B Fol. 146, 147 = A 206, 207 fehlt bei Minutoli. Decretum electionis Romanorum regis anno 1440.

B Fol. 148a = A 209 = M. 180[6]) Z. 8 bescheen, Z. 14 ewr lieb bet, rate. S. 398 Z. 6 domini regis propr.

B Fol. 148b, 149a = A 210 = M. 197 Z. 7 all und yglich, Z. 13 unnserm, Z. 14 vater haben, Z. 15 confirmirn, Z. 21 verlassen Sonen, Z. 32 erfordern und sonder, Z. 34 confirmirn. S. 221 Z. 2 brieffs besigeln.

B Fol. 146b, 150a = A 218, 219 = M. 189 Z. 3 haben nu, Z. 13 wale, Cronung, Z. 19 Reychs, k. gulden bullen. S. 213 Z. 3 erkennen wirt.

B Fol. 150b = A 219 = M. 198. Datum: 13. Mai 1486. Z. 4 zu Beheym 2c., Z. 14 beyden unnsern, Z. 17 daß solch schreiben verfehelich. S. 222 Z. 3 deß alles, Z. 6 sexto.

B Fol. 151, 152, 153 = A 213, 214, 214 fehlt bei Minutoli. Notariatsinstrument über die Ansprüche Böhmens auf Theilnahme an der Wahl eines Königs.

---

[1]) Gedruckt bei Müller VI, 50.

[2]) Gedruckt bei Müller VI, 50.

[3]) In B steht allerdings andern.

[4]) Gedruckt bei Müller, Reichstagstheater unter Max. I. I, S. 9.

[5]) Von Vollers Hand.

[6]) Gedruckt bei Müller, Reichstagstheater unter Max. I. I, 15.

B Fol. 154 = A 224 = M. 199.[1])

B Fol. 155 = A 225 = M. 200. Ueberschrift: Handlung der Churfursten Rett zu Wirtzburg uff Dinstag nach bonifacii (6. Juni) anno x jm LXXXVIten, Z. 2 Rete angeregt, Z. 18 wie ein Concept, Z. 19 die guldin munz antreffend. S. 224 Z. 3 darbei reden, Z. 4 meinem herrn.

B Fol. 156, 157a = A 226 fehlt bei Minutoli.

Unser freuntlich dienst zuvor Durchleuchtister König. E. L. haben unser yedem hievor thun schreiben antreffent den handel der Chur unsers gnedigsten hern des Ro. Konigs nechst zu franckfurt bescheen das E. L. als ein König zu beham rechtlichs eingangs in der posseß und oberster weltlicher Curfurst und Erzschenck des h. ro. Reichs in solcher wal veracht et und nit erfordert als rechtlich hett sein und beschehen sol alles wider aussatzung des h. reichs, der guldin bullen, keyserlicher brieff und verschreibung und wie darab erscheinen sol unbillich vercleinung, untreu, freffel und unrecht, euch, euer kron und königreich beschehen Das wir billich anders sollten bedacht haben 2c. mit anhangetter foderung abtrags — haben wir verstanden und sollichs schreibens nit wenigs befremden der ursach: wir seind durch foderung der k. Mt. erstlich gein Wirtzburg und letzst gen franckfurt vertagt worden und gantz keiner wal oder furnemen eins Ro. konigs erjnert aber jn heudeln zu franckfurt verstanden des Ro. Reichs sachen dermaß gestalt, das wir keins wegs zu des Reichs enthaltung beßers und notturftigers haben wissen zu handeln Dan durch verwilligung oder Chur Das Reich mit der person unsers gnedigsten hern des konigs nach yetzgehaltn form und maß fürderlich und unverzüglich zu versehen nit allein aus treffenlichen redlichen sunder auch auß nott sachen Die das h. Reich an mer ortten also anfechten Das dieselbenn äußersten und hochsten fel erheyscht haben Der maß das h. Reich und teusche natzion zu erhalten und die sach kein auffschlag weytter vertagung oder gewunliche form leiden mogen sunder ungesaumpt hilff bedörfft hatt Der wir uns einmüttiglichen vertragen gehabt als auch in gleichen fellen unser vorfarn an der chur zu zeitten mit treffenlichem Ratt weißlichen bedacht und gethan haben und so wir doch nach bedrachtung der sachen einmüttigs willens und beschluß gewesen seind hett auffschlag der sachen nichtz dan uberige mue und unverwintlichen schaden gepern mogen. aus der und vil bewegetten redlichen und gegrüntten ursachen die in schrifften zu fassen nit fug ist und auch die angeporne liebde

[1]) Dieses Schriftstück ist im Wesentlichen richtig abgedruckt; nur hat Minutoli sich Z. 12 hinter Trier eine bedeutende Kürzung erlaubt.

und freuntschafft zwyschen unserm allergnedigsten hern, den Ro. keyser und konig unnd E. L. seind wir ungezweyffelt gewesen ir wurden nichtz liebers dan die geschehen Chur und verwillegung vernemen und die zu freuden und guttem gefallen haben auch auß vil hendeln etwaß ursach der eyl abnemen als wir auch auff dise unser bericht unzweyffelich versehen mit freuntlichem fleiß gütlich bittende ob E. L. hievor betrachtung unsers bewegcknus nit gehabt oder auch durch yemant unzimliche bericht enpfangen hett sollich gemüt abzustellen und zu unzimlicher beschuldigung untreu und vercleinung gegen uns als euern mitchurfürsten nit bewegen laßen. Wann wir der Eren, wurd und wesens seind das wir billich solcher gescheffts uberig beleyben und nit zu E. K. W. oder kron cleinung oder smehe sunder zu allen Euern Eren, würden und besten alle zeit gewilligt und gemeint sein und auch gedencken in sachen der Chur und andern dorjn unser yeder E. L. und der kron zu beham gewant ist alzeit auffrichtlich zu halten damit unser gemut in keinen abbruch oder mangel sunder jn glauben und treu zu E. L. und dem konigreich zu beham gemerckt und gesehen werd Die got Der allmechtig in merung alles gutten gerücht genediglich zu fristen geben zu N uff sant Johannstag baptisten anno etc. LXXXVI te.

Sol yeglicher Churfurst in sunderheit dise substantzie schreiben und sollen die botten mit den brieffen uff zeitt des datum obgeschriben abgefertigt werden.

B Fol. 157a = A 228a = M. 201. Datum: 15. August 1486.

B Fol. 157b = A 228b = M. 203. Ueberschrift: Antwurt. Z. 1 schreiben unns, Z. 3 thun, haben, Z. 7 zu underrichten.

B Fol. 157b, 158a = A 228b, 220a = M. 202 Z. 4 darauf wollen wir, Z. 6 dem woll ewr lieb.

B Fol. 158b = A 230[1]) fehlt bei Minutoli.

Handelung durch der Curfursten potschafften gein franckfurt geschickt uff sambstag nach Egidii (2. Sept.) Anno etc. LXXXVI.

Uff das verlassen vormols zu Collen durch die Curfursten bescheen und das m. gn. h. von Mentz ymandt seiner gnaden gein Nurmberg fertigen solt die bezalung von jdlicher Curfursten wegen doselbst uf Johannis nechst verschinen anzunemen und nach bepfelh der kays. Mt. uf den vorangezaigten abschidt ferrer zu uberantwortten hat der Mentzisch Secretarii der gein Nurmberg gefertigt gewest ist sein relacion gethan wes er entpfangen hab von wegen der Curfursten die jr angesetzt sum geschickt haben und auch quittanz meiner gn. h. von Collen und pfaltzgraffen

[1]) Von Dr. Pfotels Hand.

potschafften ubergeben und die andern die jren zu Nurmberg entpfangen hetten Nemlich Mentz Sachsen und brandenburg.

Item das ander zille uff bartholomej nechst jst durch die geschickten Redt ainmutiglich uff anbrengen verlassen ob derselben letzten bezalung halben jchts an mein gn. h. die Curfursten ainen oder mere langen oder gesucht wurd das dan je kainer von den fordern semptlichen hendeln sich mit entlicher antwurt absundern wolle Sunder der oder dieselben mogen jn antwortt anzeigen das sie wollen mit sambt andern jrer mit Curfursten us den sachen handeln ferrer antwort zu geben Angesehen das hievor die sachen jn versambten collegio gehandelt haben und was jdlichs Curfursten maynung wurdt Sollen sie meinem h. von Mentz jn schrifften verkunden hie und zwischen sant gallen tag nechtskombt.

Item die verschreibung uber die aynung sagende die die kay. mt., unser her der konig und Curfursten gemacht haben wo man die hin erlegen wolle und jst angezaigt hinder m. h. von Mentz, m. h. den pfaltzgrafen, Stat franckfurt und wurms Solichs sol jr jdlicher meinem h. von Mentz jn vorgemelter zeit auch schriftlich zu erkennen geben.

Redt

	doctor pfeffer Cantzler,
Mentz	Thoma Rud marschalck
	Ebolt weymar,
Collen	peter von winckel sekretarii und ain edelman us westfalen,
pfaltz	forstmaister vogt zu haidelberg.
Sachssen her gotz vom End,	
brandbburg doctor Johann pfotel.	

B Fol. 159a = A 231 = M. 204 Z. 10 findt ir in der verzaichnus, Z. 19 laut der nottel, euch eemaln, Z. 24 das ir bewilligt, daß die eynung brieffe, Z. 31 sexto.

B Fol. 159b = A 231b = M. 207. S. 230 Z. 3 dem abschid nach darnach wissen, Z. 7 sexto.

B Fol. 160a = A 232 = M. 206. Datum: 1. Oktober 1486. Z. 6 aller Kurfürsten, Z. 9 kon. und kurfurstl., Z. 15 angezayngten steten, Z. 20 am Sontag Remigy anno LXXXVI.

B Fol. 160b = A 232a = M. 208. Aufschrift:[1]) M. gn. h. M. Johannsen schrifft in einer zettel gelegen im brieff den er fraw Barbara handelshalb gethan hat von der datum. — Z. 1 Auch freuntlicher, Z. 13 den wir solchs. S. 231 Z. 3 sexto.

---

[1]) Von Volkers Hand.

[2]) Beilage zu Nr. 208.

B Fol. 161, 162a = A 234 = M. 205²) Z. 18 die wir dozumal, Z. 19 under anderm, Z. 34 merdlichem. S. 228 Z. 1 vorwercht hett, Z. 4 das wir jm, Z. 25 keinen wege, Z. 32 zur Yglow, Z. 33 sexto.
B Fol. 162, 163, 164a = A 235, 236 = M. 233. S. 267 Z. 4 oberster, Z. 12 verleinung unnser, Z. 25 dermassen gestalt, Z. 33 indeme die sachen, Z. 35 sundern ungeseumbter hilff, Z. 39 unverwintlichen schaden hetten beren mogen. S. 268 Z. 5 so dem heyligen, Z. 0 wann ob, Z. 12 geburt, außerhalb dem nit, Z. 13 als jne der Chur, Z. 19 angelegen wern .... So, Z. 35 zu Beheym rechten, Z. 41 So ermanen, Z. 42 ab euch. S. 269 Z. 8 und ir uns umb, Z. 17 furan, Z. 19 zur Yglaw. Am Ende lautet die Kanzleinotiz: Wir haben uff solche schrifft nicht geantwort, sunder gedencken mit unsern l. h. und fr. den Churfursten antwort eintrechtiglich zu geben ꝛc.
B Fol. 164b = A 220 = M. 210 Z. 3 uns hat, S. 232 Z. 3 das wir denn zu, Z. 10 So wir, Z. 14, 15 Datum Wrizen am Sontag nach Bricci anno LXXX sexto.
B Fol. 165a = A 220b = M. 213. Datum: 28. Oktober 1486. Z. 3 konige von, Z. 10 im pesten einen tag gein, Z. 11 epiphanie domini nechst abents, Z. 12 morgens, Z. 15 wes des, Z. 18 sexto.
B Fol. 165b = A 221 = M. 209 Z. 17 sexto.
B Fol. 166 = A 221b, 222a = M. 213 Z. 5 ersucht wern, Z. 11 wir jn bruderlicher, Z. 20 ersuchen und vermogen, Z. 26 sexto. Zettel: Auch schicken wir ewern lieben zwen brive von dem kunig zu Thenmarck und seiner lieben frawen muter, so unns auf ewer lieben getan antwurt zugesant sein; desgleichen wir auch empfangen haben sich ewer lieben darnach wissen zu richten. datum ut s.
B Fol. 166b = A 238[1]) fehlt bei Minutoli.

Schreiben der Markgrafen Friedrich und Sigismund von Brandenburg an Churfürst Johann, ihren Bruder. — 27. November 1486.

Als E. L. unns geschriben und zugeschickt hat abschrift unnsers h. oheim und swagers von Menntz schrift des angesagten tags halben zu franckfurt unnsern rate in den dingen ersuchend haben wir vernomen und wollen E. L. unnsern und unnser rete rate in der sach bej ewerm marschalk Cristoffeln von Auffses nach unnserm besten verstentnus getreulich umb gern mitteilen ꝛc.

Datum Culmach am Montag nach Katherine Anno etc. LXXXVI.
An marggr. Johann
hr ludwigs von Eyb briefe nit zu vergessen.

---

[1]) Von Volkers Hand.

B Fol. 166b, 167 = A 239[1]) fehlt bei Minutoli.

Ratslag meinem gn. h. marggr. Johann gegeben.

Item wir konnen nit versteen das sich erleyden mog euch mit eurer antwurt von den andern unnsern hern und freunden den Churfursten zu schaiden oder zu sundern Sunder der antwurt euch mit jne uff leidenlich zimlich form zu geben zu vereynigen und des mer. jr habt die ding selbs nit gehandelt, sunder euer her und vater, der mit tod verschiden, und nachdem es ein personlich spruch, sey er mit S. L. tod gefallen dann er sej bej seinem leben in kein pene erclert auch nye darumb erfordert. zum andern so habt ir mit dem konig und der Cron ein erbeynung die jnn sich haldt ein austrag kein sach ausgeschiden ob einer zu dem andern zu sprechen gewonn wie es entschiden werden soll und von keiner sach noch yemands wegen mit der that wider einander handeln bedeucht unns mit der andern churfursten wissen und willen in eur antwurt auch zu setzen sein. doch mocht gut sein, das ir, eemaln der tag kome, ein unterred hett mit unnsern oheimen, den Jungen von Sachssen. Nachdem herzog fridrich auch ein angeender erb der chur seines vaters sel. ist und in der sach in gleicher verwantnus steet; das ir uff dem tag samentlich antwurtet, wer dazu gut, das ir von beden teiln dester bestentlicher versamelt plibt So doch das feur von beheim und ungern der end am nechsten ruren mocht und wo ir und die genannten zwen auch unnser oheim herzog albrecht von Sachssen ein gruntlich verstentnus der sach mit einander hett, doran sich zu lassen wer, pliben Sachssen und Brandburg desterehe diser sach mit der that unangefochten; ob es aber ye nit anders sein mocht, so wir dann all getreulich zu einander setzeten, mocht man der kay. und ko. Mt., auch der andern mitchurfursten und sunst hern und freund hilfe dester bas erwarten.

Item zu underrichtigung des handels, wie der durch unnsern hern und vater sel. der wale halben geschehen ist, entdecken wir euch, sovil wir des von den Reten die dabej gewest sind, vernomen haben.

Item unnser her und vater sel. hat, zu der Zeit er gein franckfurt gezogen auch etwovil zeit die er do gewest ist, nit gewisst, das man von einer wale eins Romischen konigs do handel haben woll; als [ausgestrichen: jm aber durch unnsern hern oheim und Swager von Meintz als man] aber darnach durch die kay. Mt. davon zu handeln sej furgenomen und allerlej geredt, sej jungst durch unnsern oheim und Swager von Mentz unserm hern und vater sel. auch den andern Churfursten do entgegen ein tag bestymbt nach weysung des briefs so E. L. hiebej ab-

---

[1]) Von Volkers Hand

schrift findt. solher briefe unserm vater sel, am Montag seinem datum geantwurt worden ist, hat sich S. L. vleißiglich in der gulden bullen Kayser Karls des vierden ersehen und dorjnn nit erfunden ichts davon geschriben wie es mit der wale eines Romischen konigs, die furfall zu geschehn bej leben eins Romischen Kaysers gehalten werden soll, Nachdem dieselb bull allein anzaigt auff die wale eins ro. Konigs, so das reich durch tod ro. Konigs oder Keysers verledigt wurdt; S. L. dabej auch funden hat, das zu der zeit der wale Konig wentzlaus sel. als der bej leben Kaysers Karls des vierden, seines vaters lobl. gedechtnus, zu Romischen Konig ist zu frankfurt erkorn und aufgenomen worden, von des konigs von beheim wegen als Churfursten nyemands dabej sej gewesen; wol sej kayser karl dazumal konig zu beheim und sein gemahel entgegen gewest als die wale sej geschehn; er hab aber als ein konig zu beheim oder Churfurst neben den andern Churfursten nit gewelet. hat unnser vater in dem fall anders oder sunderlich nichts dann mit den andern Churfursten uff dem ernannten tage der wale gehandelt und on zweifel von ander freiheit der Cron zu beheim dann die in der gulden bull gesatzt ist oder sunderlichen verschreibung seiner fordern Marggrafen zu Brandburg deßhalben gegeben kein wissen gehabt. Er ist auch des nit erjnnert. darzu ist bewegen worden die belehnung, die beden konigen zu beheim und ungern des konigreichs halben zu beheim durch die kay. Mt. eemalen geschehen ist das es eine groſe irrung in der fordrung zu der Chur hett bringen mogen. So nu gestalt der sachen das heilig reich zu versehen eyl erfordert, hab sich unnser her und vater sel. des nit fuglich entziehen konnen und sej nit maynung gewesen der ko. wird und Cron zu beheim an iren herbrachten freiheiten ichts zu entziehen oder damit zu abbruch gehandelt zu haben. [Konzept. — Abschrift des darin erwähnten Schreiben Bertholds von Mainz liegt nicht bei.]

B Fol. 168 = A 240 = M. 214. Datum: 18. Dezember 1486. Z. 17 Werltspil, Z. 19 morgen wurd, Z. 21 Magdburg, Z. 29 sexto, Z. 33 ropeffley.

B Fol. 168b, 169 = A 241 = M. 218[1]) Z. 12 ferner aus zu warten, Z. 15 haben; bei Cristoffeln von Auffes, seinem marschalck, der aber dennoch nit bej S. L. kommen, als sein schrift an unns ausgangen ist; Sunder der genant Cristoffel von Auffes hat von, Z. 20 unvermeldt pleib; des, Z. 22 Thomae apost. S. 242 Z. 1und wir ir antwort, Z. 14 oder Briefe nit.

[1]) Von Volkers Hand.

B Fol. 169b = A 242[1]) = M. 216. Ueberschrift: Meines gn. h. marggr. Johansen instruction. S. 237 Z. 14 billigen Steten, Z. 16 das last auch, Z. 18 beswernus entsteen.

B Fol. 170, 171 = A 243, 244 = M. 222, theilweise 223. S. 245 bis 248 bis zu verdienen ꝛc. — handlung zu Franckfurt am Mayn nach trium regum im LXXXVII. — S. 246 Z. 10 zu seinem herren herzog Friedrich gesant. Z. 11 der wal und, Z. 13 darinn mit wissen, Z. 24 leydenlichen wegen wol handlung davon zu haben. — S. 247 Z. 19 (Verzeichniß bis gewesenen) fällt weg. — Z. 21 herr Simon von Wolffhem. — Z. 23 Gotz von Wilfersdorff. Z. 26 haben nicht geschickt. — Nr. 223 trägt die Aufschrift: der zwener Churfursten Copej und begrif jrer antwort. Z. 2 versehung unnsers S. 248 Z. 2 wir gemerckt, Z. 4 under anderm, Z. 21 etvil, Z. 22 etlichs, Z. 23 lengerung und ußlege ferrer, Z. 28 lassen die sein ydermann, Z. 34 Reych, nit ewr lieb . . . Beheym zu verachtung. — S. 248 Z. 3 v. u. beginnt ein ganz anderes Aktenstück.

B Fol. 172b, 173, 174 = A 155, 156[2]) = M. 223 von Item an.[3]) — S. 249 Z. 6 jn der wartt und vertrauen. Z. 11 so aber sich jr herauffkommen. Z. 16 nemlich euch, Z. 20 daß wir genaigt, Z. 21 seinen gnaden auch der ko. Mt., Z. 29 demnach und, Z. 31 gehorsam und willig, Z. 35 des auch, Z. 37 zu den wir unnser hofnung seüen als wir. S. 250 Z. 2 oder richtigung, Z. 10 jn simili forma mutatis mutandis an den ro. konig, Z. 23 sovil euch der bewust sei. S. 251 Z. 13 so vorwort, Z. 29 wolln wir jm ein erung, Z. 31 seiner muh umbsunst.

B Fol. 375a = A 157 = M. 211 Z. 3 die wir dir mit der Credenz hiermit schicken und was dir an demselben end, Z. 11 so du dann. S. 233 Z. 10 sollen LX gulden.

B Fol. 175b = A 158[4]) = M. 212 Z. 2 der soll zu unnserm oheim, Z. 4 underrichtigung hat, Z. 7 konig (auch fehlt) handeln.

B Fol. 176, 177, 178a = A 162, 163[5]) = M. 217 Z. 1 Am Sontag, Z. 5 daß ewr gnad S. K. M. S. 238 Z. 6 von jm tringen, Z. 35 anders uff der K. M. gebere, Z. 37 Sigmund Nidertorer, Z. 41 zu oberst an zum. S. 239 Z. 6 der erpeut, Z. 9 fragt ich jn newer, Z. 10 umb die heirat sei, Z. 12 zwischen dem pfalzgraven, Z. 13 noch

[1]) Von Dr. Pfotels Hand.
[2]) Von Volkers Hand.
[3]) S. oben S. 312.
[4]) Fol. 158b—161 sind leer.
[5]) Von Dr. Pfotels Hand.

nit vil red, Z. 38 damit E. G. nit on newe zeitung. S. 240 Z. 34 man sagt heut aine, morgen die ander vertragen sich. S. 241 Z. 2 sexto.

B Fol. 178b = A 164 = M. 219.

B Fol. 179a = A 164b = M. 220. Datum: 26. Dezember 1486. Z. 16 Dinstag zu weyhenachtfeyern.

B Fol. 179b, 180 = A 165—168[1]) = M. 224 Z. 9 des morgens Montag. S. 253 Z. 39 zehen tagen vor geschriben. S. 254 Z. 12 So[2]) hat mir.

B Fol. 181, 182, 183a = A 169[3]) = M. 221. S. 243 Datum: 28. Dezember 1486. S. 244 Z. 4 begerend nachdem er und die ko. wurd dieser zeit, Z. 7 Marquardten Breisacher, Z. 12 eur baider gnaden, Z. 13 gefertigt zur ko. Mt. bei, Z. 15 on ewr gnaden, Z. 16 brechen halb, Z. 29 Sachssenheim, Z. 40 Burgau und, Z. 41 zu Inspruck. S. 245 Z. 13 gejaid.

B Fol. 183b = A 170[4]) = M. 225, 226 Z. 16 Datum am montag nach Sebastiani anno LXXXVII.

B Fol. 184, 185, 186a = A 171, 172[5]) = M. 228. Datum: 28. Januar 1487. S. 258 Z. 4 plenitudinem potestatis motum proprium, Z. 10 nit neurung machen, Z. 13 zu zwaienmal, Z. 31 und sind sein gnad, Z. 34 hoffende. S. 259 Z. 2 und dem reich vom konig, Z. 7 radten, hilff, Z. 15 fur ir, Z. 34 Sachssenheim. S. 260 Z. 11 mit 250, Z. 12 mit 150, Z. 17 sunst verzer. [Z. 28. Bei den beiden anliegenden Zetteln könnte hinzugefügt werden, daß sie von anderer Hand geschrieben sind, während der Bericht selbst von Dr. Pfotel eigenhändig geschrieben ist.]

B Fol. 186b = A 173 = M. 232. Datum: 8. Februar 1487. Z. 3 bey dem preißschuh, Z. 18 dornstag nach Dorothee.

B Fol. 187a = A 173b = M. 230 Z. 5 komen sunder, Z. 11 Darnach hat, Z. 12 auf aufzeichens, Z. 14 aber irs teyls, Z. 18 die iren auch, Z. 24 uff Montag.

B Fol. 187b, 188a = A 174 = M. 227.[6]) Aufschrift: anbringen des grafen Haug auf freitag nach conversionis pauli zu Speyer von wegen

---

1) Von Dr. Pfotels Hand.

2) In diesem wie in manchem anderen Schriftstück hat Minutoli stets statt so do gelesen.

3) Von Dr. Pfotels Hand.

4) Von Volkers Hand.

5) Von Dr. Pfotels Hand.

6) Nr. 227 und 231 sind Beilagen zu Nr. 230.

der kais. Mt. an die kurfürsten von Mentz zc. S. 257 Z. 22 wes die k. Mt.

B Fol. 188ab = A 174b = M. 231. Aufschrift: Uff dies anbringen haben die kurfursten und potschaft bedencken gepeten sich unterredt und geantwort wie hernach. S. 265 Z. 6 daß solchs nehst, Z. 15 rats zu gesinnen, Z. 16 des so zu frankfurt, Z. 23 usgericht haben, Z. 24 was aber derselben maynung, sei den, Z. 29 alls man vil auffrur — — das solchs, Z. 33 hilff versemtlich.

B Fol. 180, 190, 191 = A 176—178[1]) = M. 229 Z. 18 die bayst Terwan. S. 263 Z. 28 Frawenberg zum hag kumen.

Es fehlt am Ende die Notiz:

Anno etc. Nonagesimo octavo finivi ego Sebastianus Onolt de Crewlshem hunc librum.

[1]) Von Dr. Pfotels Hand.

Droysens Friedrich der Große.

Joh. Gust. Droysen, Geschichte der preußischen Politik, Theil V. Friedrich der Große, Bd. I—III. Leipzig 1873—1881. Veit & Comp.

Von Alexander dem Großen zu Friedrich dem Großen — ein bedeutsamer Rahmen für eine lange und fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit.

Volle vierzig Jahre lagen hinter dem Erscheinen seines ersten größeren historischen Werkes, als Droysen 1873 seinem Alexander den ersten Band seines Friedrich folgen ließ. Es war ein ebenso glücklicher wie nahe liegender Gedanke, wenn der Verein für Geschichte Schlesiens in der Adresse, die er seinem Ehrenmitgliede, dem neuesten Geschichtsschreiber Friedrichs des Großen, zum 6. Juli 1878, dem siebzigsten Geburtstage Droysens, überreichen ließ,[1]) an die Worte erinnerte, mit denen der große König vor heute hundert Jahren in seinem Sendschreiben über die deutsche Litteratur seiner Auffassung von der Aufgabe eines deutschen Professors der Geschichte Ausdruck gegeben hat: „Er wird ausgehen von den alten Historien und wird schließen mit den modernen. Vor allem der deutschen Geschichte wird er sich befleißigen, als der merkwürdigsten für uns Deutsche. Nicht aber in das Dunkel der quellenarmen Urzeit soll er sich versenken, erst vom dreizehnten Jahrhundert an, von den Grundlagen der neuen territorialen Bildungen aus, soll er mit wachsender Ausführlichkeit den Lauf der deutschen Geschicke durch die europäischen Verwickelungen hin verfolgen, den Blick stets auf die Gegenwart und was in ihr aus der Vergangenheit fortlebt, gerichtet.“[2])

Genau in diesem Sinne schrieb Droysen 1855 in dem [illegible] dem ersten Bande seiner „Geschichte der preußischen Politik“: [illegible]

---

[1]) Gedruckt in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte [illegible] XIV, 591.

[2]) Vergl. Œuvres de Frédéric le Grand VII, 114.



schaft hat es mit nichten nur mit der Todtenmaske der Vergangenheiten zu thun; auch die fernen, wie viel mehr erst die näheren, sind noch da, leben, wirken noch mit; nur ihre Summe ist das Jetzt und Hier, in das jeder hineingeboren wird, an seinem Theil das Gewordene mit dem, was werden will, zu vermitteln; sie sind dem Staat, dem Volk, jedem geschichtlichen Leben die Bedingung und der Stoff seines weiteren Werdens. Verstehend und verstanden ist ihnen ihre Geschichte ein Bewußtsein über sich, ein Verständniß ihrer selbst."

Es waren böse Tage, da Droysen sich dem Studium der Geschichte der preußischen Politik zuwendete, einem Studium, das ihm den „Trost der Geduld" gewähren sollte. „Wieder einmal", so schrieb der Verfasser im Sommer 1854,[1]) „steht Deutschland nach einem vergeblichen Versuch innerer Reform vor einer europäischen Krisis. Die erkannten und zugestandenen Schäden des deutschen Gesammtzustandes, deren Abstellung vergebens gesucht worden, sind einfach hergestellt."

In dem Vorworte zu „Friedrich dem Großen" sagt der Verfasser, er habe geschwankt, ob er die Arbeit, noch weit von ihrem Ziele wie sie sei, weiterführen sollte, „nachdem der Gedanke und die Hoffnungen sich verwirklicht, in denen sie begonnen war." Wir alle wissen ihm Dank, daß er sich zur weiteren Fortsetzung seines Werkes entschlossen hat, und dürfen ihm Glück wünschen, daß seine Darstellung jetzt bis zu den Zeiten vorgerückt ist, die in den Bestrebungen der preußischen Politik und den Leistungen der preußischen Waffen „die erste Skizze des Werkes von 1870"[2]) erkennen lassen.

Der Grundton in Droysens Alexander und in Droysens Friedrich, die zu anziehenden Vergleichen auffordern könnten, ist der gleiche.

„Stets", sagt der Verfasser Alexanders des Großen,[3]) „ist das stolze Recht des Sieges der Sieg eines höheren Rechts, das die höhere Spannkraft, die überlegene Entwickelung, die treibende Kraft eines neuen zukunftreichen Gedankens giebt. In solchen Siegen vollzieht sich die Kritik dessen, was bisher war und galt, aber nicht weiter führt, mächtig und selbstgewiß schien, aber in sich krank und brüchig ist. Nicht das Herkommen noch das ererbte Recht, nicht Friedlichkeit noch Tugend noch

---

[1]) „Zur Geschichte der deutschen Partei", Abhandlungen zur neueren Geschichte 155.

[2]) Geschichte der preußischen Politik V, 2, 659.

[3]) Buch II, Kap. 3 im Eingange. 3. Auflage S. 166. In der ersten Auflage S. 205 lautet die Stelle: „Stets ist das stolze Recht des Sieges der Sieg eines höheren Rechtes; der Heldenkraft des geschichtlichen Berufes gegenüber wird die Ohnmacht persönlicher Tugenden und ererbter Rechte offenbar; die geschichtliche Größe, die höchste Herrlichkeit des Menschengeistes, ist mächtiger als Recht und Gesetz, als Tugend und Pflicht, als Raum und Zeit."

sonstiger persönlicher Werth, schützt dann vor der überwältigenden Macht dessen, dem das Verhängniß geschichtlicher Größe zu Theil geworden ist."

Und in Droysens Friedrich dem Großen lesen wir: „Gewiß, nicht das Glücksspiel des Krieges entscheidet zwischen den Staaten, was Recht und Unrecht ist; aber in dem Kampf um Sein oder Nichtsein unterliegen, zeugt von Schäden oder Schwächen, die die Geschichte nicht verzeiht. Mag jeder Staat und jedes Volk nach seiner Art sein und leben und sich Glück wünschen, anders zu sein wie die andern — was sie mit ihrer Art und Verfassung, mit ihrer Religion und ihren Sitten an Mitteln, Kräften, Tugenden gewinnen oder einbüßen, macht der Wettbewerb in der Staaten- und Völkergemeinschaft erkennbar und wirksam, und in letzter Instanz entscheiden darüber die großen Gerichtstage in dem Prozeß der Geschichte, die Schlachten. Denn das Reichsein, die Fülle materieller Mittel, die Masse thut es da nicht allein; es sind andere, ethische Momente, die den Sieg verbürgen und erringen: die gepflegte Bildsamkeit bis tief hinab, die Ordnung und Unterordnung, die der Masse Form giebt, die Disziplin, die sie verwendbar und auch im Mißlingen in sich gewiß macht, der Wetteifer aller edlen Leidenschaft, der die Seelen stählt und spannt, der starke Wille, der das Ganze lenkt, die Macht des Gedankens, der zum gewollten Ziele führt." [1])

Von diesem Gesichtspunkte aus vornehmlich hat Droysen die Figur Friedrichs des Großen aufgefaßt; der preußische König erscheint als der Mann des hellen Blickes und festen Willens, „der wußte, was er wollte, und nur wollte, was er konnte", [2]) als der Repräsentant der Prätensionen nicht wegzuleugnenden unerbittlichen Wirklichkeit gegenüber den impotenten eines Zeitalters, das theils verkommen war, theils schlaff sich gehen ließ.

Droysen drängt das biographische Element in seiner Darstellung zurück, gemäß der Gesammtanlage seines Werkes. Wer mit des Verfassers methodischen Ansichten überhaupt und mit den von ihm für die „Geschichte der preußischen Politik" insbesondere zu Grunde gelegten Prinzipien der Darstellung vertraut ist, weiß, von welchem Einflusse dabei das Beispiel der Pufendorfschen Kommentarien über den Großen Kurfürsten gewesen ist. Pufendorf, sagt Droysen in seiner Abhandlung über den Historiker des Großen Kurfürsten, [3]) „überläßt es dem Leser, sich, wenn er will, aus den einzelnen Thatsachen, die er angiebt, ein Bild (von den Personen) zu

---

[1]) Geschichte der preußischen Politik V, 2, 502.
[2]) Geschichte der preußischen Politik V, 1, 284.
[3]) Abhandlungen zur neueren Geschichte 356.

formen .... Nur von dem Kurfürsten selbst giebt er am Schlusse seines Werkes eine Schilderung von wahrhaft monumentalem Charakter." Auch Droysen verweilt bei der Person Friedrichs des Großen, nachdem er in der Einleitung des ersten Bandes dem geistigen Entwickelungsgange des Kronprinzen gefolgt ist, einen Augenblick länger erst wieder am Schlusse des zweiten Bandes. Nach einem Blicke auf den mit dem Ausgange von 1745 eingetretenen Umschwung in der Beurtheilung, welche Friedrich zu Hause und im Auslande seitens der Zeitgenossen fand, fährt der Verfasser fort (V, 2, 647): „Wie in späteren Jahren ein österreichischer General von seiner Art der Konversation schreibt: „„er weiß jede anziehend zu machen, selbst wenn er vom guten oder schlechten Wetter spricht, kommt er sofort auf etwas Bedeutendes oder Erhabenes, niemals hört man ihn Gewöhnliches sagen, er adelt alles"" — so ist er auch in seiner Denkweise, in seinem Wollen und Handeln, vornehm, im großen Stil, königlich, und tief unter ihm das Gemeine. Daß ihn schwere Mißerfolge nicht beugten, staunenswürdige Erfolge nicht blendeten, daß er ohne Willkür, ohne Leidenschaft, wie unpersönlich, immer nur wollte, was nach seinen Mitteln möglich, nur that, was nach Lage der Sachen nothwendig war, vor allem, daß er nach solchen Siegen den Besiegten solchen Frieden gewährte und mit neuen Siegen aufzwang, das mußten auch seine Feinde anerkennen — auch die, welche sich ungern eingestanden, daß er sie nicht bloß an Thatkraft, Klugheit, Kriegskunst, sondern an Mäßigung, Weisheit, Seelenadel, an wahrer Fürstengröße überragte. Für Fürstengröße gab das, was er that und wie er es that, den Völkern ein neues Maß, den gekrönten Häuptern einen Spiegel, der ihnen nicht schmeichelte, einen Stachel, zu lernen und sich zu recken."

Einzelne Züge, sich dieses Bild zu ergänzen und auszuführen, wird der Leser da und dort in der Darstellung genug finden; ich erinnere nur an die in die Darstellung der Ereignisse von 1745 an mehr als einer Stelle eingestreuten Mittheilungen aus jenen ergreifenden Briefen Friedrichs an den Minister Podewils, die einen so tiefen Einblick in des jungen Königs Seelenleben erschließen, oder an die schöne Gegenüberstellung Friedrichs und Maria Theresias im ersten Bande: „Es war auch ein Stück deutschen Geschicks, daß diese beiden unter den fürstlichen Häuptern gleich seltenen, gleich echten Gestalten, gleichsam die Typen der einen und der andern Seite deutscher Art, einander gegenüberstanden" (V, 1, 285).

Doch wir würden glauben, den Lesern der Zeitschrift für Preußische Geschichte zu nahe zu treten, wollten wir ihnen hier noch Mittheilungen aus den bereits seit länger vorliegenden beiden ersten Bänden des Droysenschen Werkes machen, die in diesen Leserkreis sich bereits selbst werden ein-

geführt haben. Nur von dem soeben erschienenen dritten Bande glauben wir dem Publikum dieser Zeitschrift eine Anzeige schuldig zu sein.

Droysen schickt seiner Darstellung der auswärtigen Politik Preußens zwischen den Friedensschlüssen von Dresden und Aachen eine Einleitung in die Geschichte der inneren Zustände des preußischen Staatswesens voraus. Wenn Preußen mit dem Anfange der Regierung Friedrichs II. den bisherigen Stand der europäischen Machtverhältnisse über den Haufen geworfen hatte, so mußte man sich sagen, „daß des Königs Glück, Raschheit, Verwegenheit, seine immerhin ungewöhnliche militärische Begabung doch nicht allein die Erfolge erklärten, die er gehabt ... so mußte die Organisation und Verwaltung seines Staates, dessen kirchliches, militärisches, finanzielles System, das Ganze der inneren Politik Eigenschaften besonderer Art haben, solche die vereint demselben eine Bereitschaft der Mittel, eine Einheit und Sicherheit der Aktion, eine Federkraft gaben, die andere Mächte, wie weit immer ihm an Größe, Reichthum, Handel und Industrie, ständischer Freiheit und parlamentarischen Garantien überlegen, nicht besaßen und gegebenen Falles nur in der Form von Surrogaten beschaffen konnten" (V, 3, 5).

Nachdem der Verfasser die Grundzüge der damaligen preußischen Civil- und Militärverwaltung an der Hand des erhaltenen Aktenmaterials dargelegt, welches zum Theil sehr mühsam zusammengesucht werden mußte, werden uns Friedrichs theoretische Grundsätze für die Staatsverwaltung entwickelt, wie sie der König aus seiner praktischen Erfahrung sich ableitete und wie er sie vor allem in dem Politischen Testamente von 1752 niedergelegt, dann in dem von 1768 und in den politischen Schriften der siebziger Jahre „mit gedämpfterem Tone" wiederholt hat. Die Regierungszeit Friedrichs bis zum siebenjährigen Kriege steht für die innere Politik in Kontinuität mit der Regierung Friedrich Wilhelms I. „Es sind im Wesentlichen dieselben Prinzipien, die der Vater befolgt hat. Er ist ebenso rastlos wie dieser, zu bessern und zu regeln, das Abgestorbene zu beseitigen und neues Leben zu wecken, aber er verfährt minder hastig und rücksichtslos, er ist weiteren Blickes, man möchte sagen unpersönlicher, auch in den kleinsten Dingen der großen Zusammenhänge eingedenk, und unter ungleich verwickelteren äußeren Verhältnissen, die er in Rechnung ziehen muß, um so behutsamer" (S. 44).

Nur daß das Regiment Friedrichs II. noch in ungleich höherem Grade ein individuelles ist, als das seines Vaters. „Friedrich II. hat die Arbeitskraft, die Sachkenntniß, die geistigen Dimensionen, alle Funktionen des Staats zu umfassen, alle selbst zu leiten. Er verkennt die Gefahren nicht, die in dieser durchaus monarchischen Art des Regiments liegen; er deutet sie an, wenn er sagt: Will man daß die monarchische Regierung es davon

trage über die republikanische, so ist dem Monarchen seine Aufgabe gewiesen. Die großen Monarchien — er führt Frankreich als Beispiel an — gehen ihres Weges trotz ihrer Mißbräuche, sie erhalten sich durch ihr eigenes Gewicht und die Fülle ihrer inneren Kraft: unser Staat würde bald verloren sein, wenn nicht alles in ihm Kraft, Nerv, Leben ist. Wiederholt, in den stärksten Ausdrücken spricht er es aus, daß ein preußischer König der Einheitspunkt, die Centralkraft ist und sein muß, allein und ganz die Verantwortlichkeit trägt. Unter allen Regierungen, sagt er, ist die monarchische die beste oder die schlechteste, je nachdem sie gehandhabt wird" (S. 37).

In großen Zügen klar und durchsichtig, und vor allen Dingen kräftig geschrieben, schließt Droysens Einleitung mit den Worten: „So Friedrich II. in diesen zehn Friedensjahren. Er war in der vollen Blüthe seiner geistigen Kraft, in der Sprudelfülle seiner überreichen Begabung; unermüdlich zu schaffen und zu wirken, noch in der freudigen Zuversicht des Gelingens, in sicherem Gleichgewicht in sich, in allem Wollen und Thun klar, scharf, wie stempelfrisch, ohne Zweifel und ohne Launen; von seiner Armee, seinem Volk mehr noch bewundert als verstanden, der feste Punkt, nach dem alle sahen, in jedem das hebende Gefühl, in sicherer Führung und Fürsorge, mit in dem Zuge des Fortschreitens, ein Glied in dem arbeitenden Werk zu sein."

Wie lange hat doch der Kampf der Ansichten gewogt über die Frage, wen die Verantwortung für den siebenjährigen Krieg treffe. Heute darf die Diskussion als endgültig geschlossen betrachtet werden. Wenn etwas feststeht, so ist es die Friedensliebe Friedrichs II. in den Jahren zwischen 1746 und 1756.

„Es wäre ein schiefes Lob", sagt Droysen (S. 221), „wenn man Friedrich II. seiner Friedensliebe wegen feiern wollte. Er hat das Recht, auch ethisch anders als nach solchen Gesichtspunkten „für Jedermann aus dem Volk" gewürdigt zu werden, und man wird ihm nur in dem Maße gerecht, als man sich bemüht, zu erkennen, wie er seine Aufgabe verstand und daß er sie verstand. Aus dieser, aus seiner Lage und aus seinen Mitteln ergab sich ihm das Friedenssystem, wie er es durchzuführen entschlossen war, so lange die Majestät des Staates es ihm gestattete."

Preußens auswärtige Politik erhält in dem Jahrzehnt vor dem siebenjährigen Kriege ihre Signatur dadurch, daß zu dem Gegensatz gegen Oesterreich seit dem Ausgang des Jahres 1745 der kaum minder scharfe Gegensatz gegen Rußland getreten ist. Bis in den Sommer 1746 hinein gewärtigte

König Friedrich den Wiederausbruch des Krieges mit Oesterreich, den gleichzeitigen Krieg mit Rußland. Ueber die damaligen Verhandlungen zwischen den Höfen von Wien und Petersburg sind wir durch das, was bisher aus österreichischen und russischen Archiven veröffentlicht worden ist, noch nicht hinreichend informirt. Droysen stellt die Frage (S. 184): „Konnte Maria Theresia den dritten schlesischen Krieg beginnen wollen, schon jetzt, wo sie in den Niederlanden, in Italien vollauf zu thun hatte?"

In Arneths Darstellung der österreichischen Politik jener Jahre wird diese Frage nicht beantwortet, nicht aufgeworfen. Der preußische Gesandte in Wien faßte seine Auffassung in einem Berichte vom 30. August dahin zusammen, er argwöhne, „daß der Petersburger Vertrag (2. Juni) von dem hiesigen Hofe nicht bloß geschlossen ist, um sich einer Deckung gegen Ew. Majestät zu versichern; man sagt mir für gewiß, daß von hier aus alle Anstrengungen gemacht werden, die Zarin auch zu offensiven Verabredungen zu bewegen, freilich bis jetzt noch ohne Erfolg; aber der Kanzler Bestushew ist ganz von dem Wiener Hof gewonnen, und an ihm hat es nicht gelegen, wenn man noch bei der Defensive stehen geblieben ist; möglich, daß der hiesige Hof im Einverständniß mit dem Kanzler den Versuch machen wird, Ew. Majestät auf das Aeußerste zu treiben und so zu irgend einem Schritte zu veranlassen, den man als einen beabsichtigten Angriff oder als einen Bruch des Dresdener Friedens bezeichnen kann."

Droysen knüpft an diese Stelle die Bemerkung (S. 188): „Es muß dahin gestellt bleiben, ob es möglich sein wird, aktenmäßig zu erweisen, daß der Wiener Hof in dem Gedanken beharrte und verfuhr, der in der Petersburger Allianz seinen Ausdruck gefunden hatte. Wenigstens erscheint, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, sein Verfahren nicht bloß zusammenhängend und verständlich, sondern als ein Beispiel der umfassenden Konzeptionen und der staatsmännischen Virtuosität derer, die seine Politik bestimmen ... Die Staatsmänner, welche Maria Theresia berietheu, Bartenstein an ihrer Spitze ... waren routinirt und scharfsichtig genug, zu bemerken, daß in der Macht, oder, will man lieber, in der Politik des kriegesmächtigen Königs, seit er den Frieden hatte, eine schwache Stelle sei, die, daß er fortan und vor allem den Frieden wollen mußte und doch, ihn zu behaupten, wenn seine Gegner es darauf wagen wollten, schließlich kein anderes Mittel hatte, als einen neuen Krieg, den er nicht wollte und nicht wollen konnte."

Friedrich selbst vermuthet in einem Schreiben vom 31. August 1746 (Politische Korrespondenz V, 171), als die Absicht seiner Gegner „de me piquer, d'allumer mon esprit, assez fier pour ne point endurer leur hauteur, et de me porter, à force de chicanes, à rompre avec

eux, pour se servir de l'alliance de la Russie.“ Er setzt hinzu, es solle ihnen nicht gelingen.

Dieselbe Absicht glaubt der Verfasser auch für 1747 in der Politik der beiden Kaiserhöfe zu erkennen. „Noch mehr als in den polnischen Verhältnissen schien in den schwedischen hervorzutreten, daß Rußland den Konflikt mit Preußen suche, so unfindbar jedem, der die Geheimartikel der Petersburger Allianz von 1746 nicht kannte, der Zweck eines solchen Konfliktes und die politischen Kombinationen, die er voraussetzte, sein mußte... Mochte Woronzow nach Berlin melden und melden lassen, der König habe von Rußland nichts zu befahren, so lange er nicht angreife: um so weiter durfte Bestushew mit seinen Insolenzen und Provokationen gehen zu können glauben, um den König schließlich doch zu einem Schritte zu zwingen, bei dem Preußen nichts gewinnen und viel verlieren konnte, zum Bruch mit Rußland. Diesen so lange als möglich zu vermeiden, ohne der Würde seines Staates etwas zu vergeben, den immer neuen feinen und groben Anläufen Rußlands, hinter denen man deutlich genug die Impulse des Wiener und des Dresdener Hofes, der persönlichen Politik Georgs II. erkannte, zu begegnen, das war die Aufgabe, die Friedrich II. zu lösen gedachte“ (S. 301, 302).... „Wenn er fortfuhr, den Insolenzen Rußlands vorsichtig auszuweichen, so mußte auch Maria Theresia ihn in Frieden lassen“ (S. 299).

Im Juli 1747 gelangten durch den von Friedrich II. gewonnenen Sekretär der österreichischen Gesandtschaft die Abschriften von Depeschen in des Königs Hände, die der Wiener Hof am 7. Juli seinem Vertreter in Berlin, Grafen Bernes, gesandt hatte, und die über das damalige politische System des Wiener Hofes gegen Preußen helles Licht verbreiten: sie lassen eine Vorstellung gewinnen von den Schätzen, die das Wiener Archiv für die Geschichte der österreichischen Politik jener Zeit noch bergen muß, und aus denen Arneth in dem in Betracht kommenden Bande seines Werkes nur so sehr sparsame Mittheilungen gemacht hat.[1]) Dem Grafen Bernes werden die Gesichtspunkte angegeben, nach denen er sich am Berliner Hofe zu verhalten habe. 1) Er soll möglichst die Besorgniß vor einer nahen Verständigung zwischen Wien und Paris nähren und bei dem französischen Gesandten in Berlin den Verdacht erregen, daß Preußen, sobald es irgend Gefahr zu fürchten oder Gewinn zu hoffen habe, sich wenig um die

---

[1]) Die preußische Staatsschrift von 1757 „Beantwortung der sogenannten Anmerkungen über die von Anbeginn des gegenwärtigen Krieges bis anhero gedruckten Königl. Preußischen Kriegsmanifeste ꝛc.“ enthält u. A. auch einiges Wenige von diesen im Juli 1747 in des Königs Hände gelangten Depeschen.

Interessen Frankreichs kümmern werde. 2) Er soll den sächsischen Gesandten v. Bülow fleißig davon unterhalten, daß die überlegene Macht Preußens für Sachsen unerträglich sei, und daß Frankreich trotz der Verbindung des Dauphins mit einer sächsischen Prinzessin immer auf Preußen, von dem es im Reich und im Norden größeren Nutzen zu haben glaube, die größere Rücksicht nehmen werde. 3) Muß man Hannover zu der Einsicht bringen, daß es von Preußen, zumal seit der preußisch-schwedischen Allianz (29. Mai 1747) für sein eigenes Gebiet (Bremen und Verden) zu befürchten habe, wenn es nicht mit mehr Eifer und weniger Selbstsucht handele als bisher und sich den beiden Kaiserhöfen eng anschließe. 4) Muß man bei dem englischen Hofe, aber durch die dritte Hand, bei jeder Gelegenheit die Unaufrichtigkeit des preußischen Verfahrens vor Augen stellen. 5) Man muß den dänischen Hof auf die Gefahr aufmerksam machen, die für ihn in dem Vorschlage zu einer Allianz mit Schweden liegt.[1] 6) Man muß Rußland mehr und mehr überzeugen, daß in Wien seinen Interessen die sorgsamste Aufmerksamkeit geschenkt wird, und daß namentlich die nordische Liga, die Frankreich zu bilden begonnen, die russischen Interessen auf das äußerste bedrohe" (S. 349, 350).

König Friedrich greift in einem Immediaterlasse, den er wenige Tage nachdem er den Einblick in die Pläne seiner Gegner gewonnen (31. Juli), an seinen Gesandten in Paris richtete, aus dem Inhalt der ihm verrathenen Depeschen namentlich einen Punkt heraus, das Bestreben der österreichischen Politik, Preußen und Frankreich zu trennen: „Der Wiener Hof will, nachdem er sich überzeugt hat, daß er mich nicht von Frankreich abzuziehen vermag, alles thun, um Frankreich von mir abzukehren, und hält dies für die wichtigste und ihm heilsamste Maßregel, in der richtigen Einsicht, daß er, so lange Frankreich und ich einig sind, nie hoffen darf, seine großen Ziele zu erreichen." Noch nach Jahr und Tag erinnert der König den Gesandten in Paris wiederholt an diese Mittheilung,[2]) erinnert ihn daran, daß es das Hauptziel der österreichischen Politik sei und bleibe, Mißtrauen zwischen Preußen und Frankreich zu erwecken und dadurch den Bruch zwischen beiden vorzubereiten. In der That, das war der Lieblingswunsch der österreichischen Politik, ein Wunsch, dessen Verwirklichung sie sich im Dezember 1745, als man mit dem Marquis Vaulgrenaut in Dresden wegen eines österreichisch-französischen Separatfriedens verhandelte, schon

[1]) Der Vorschlag zu einer Allianz zwischen Schweden und Dänemark war durch den preußischen Geschäftsträger in Kopenhagen unmittelbar nach dem Abschluß der schwedisch-preußischen Allianz gemacht worden. Vgl. Droysen V, 3, 345; Politische Korrespondenz V, 413.

[2]) So 4. Februar und 19. Februar 1749; Politische Korrespondenz VI, 360, 382.

ganz nahe geglaubt, ein Wunsch, dessen Verwirklichung 1748 mit den geheimen Verabredungen in Aachen zwischen Saint-Severin und Kaunitz von neuem in greifbare Nähe zu rücken schien, ein Wunsch, dem eine der beredtesten Denkschriften von Kaunitz im Frühjahr 1749 ganz unverhüllt Ausdruck giebt[1]) und der dann endlich 1755 sich erfüllen sollte.

Das Verhältniß Preußens zu Frankreich, dieses Verhältniß, dem die Gegner Preußens so große Aufmerksamkeit zuwandten, war während der von Droysen geschilderten Epoche zwischen den Friedensschlüssen von Dresden und Aachen nicht einfach; es wurde verwickelt und getrübt, ja gefährdet durch die gleichzeitigen Beziehungen Preußens zu Frankreichs Gegner England, wie sie durch die hannoversche Konvention vom 25. August 1745 neu geschaffen worden waren. Und doch lag in dieser Mittelstellung zwischen den beiden rivalisirenden Westmächten, die Preußen jetzt einnahm und die ihm die Mißgunst Frankreichs eintrug, andererseits die Stärke der preußischen Politik: „die Lage Frankreichs so gut wie die der Seemächte war der Art, daß sie beiderseits Preußen schon nicht mehr den Velleitäten der beiden Kaiserhöfe preisgeben konnten" (S. 208). Gewiß waren beide Allianzen, die französische, wie die englische, übel bewährt; jene wegen der Sorglosigkeit, mit der Frankreich während des Feldzuges von 1745 den Bundesgenossen seinem Schicksal überlassen hatte, und wegen der eigenthümlichen Auffassung, die man in Versailles von einem Vertragsverhältniß zu einem kleinen Staate wie Preußen hatte;[2]) die englische Allianz übel bewährt wegen des Intriguenspiels, das König Georg II. in den Wochen nach dem Abschluß der hannoverschen Konvention hinter dem Rücken seiner englischen Minister mit dem Wiener Hofe trieb. Grund genug für Friedrich II., nach beiden Seiten hin vorsichtig zu sein und sich durch Hoffnungen und Versprechungen nicht zu sehr in das Kielwasser sei es der englischen, sei es der französischen Politik hineinziehen zu lassen. An Versuchen dazu seitens beider Mächte fehlte es nicht, weder gleich nach dem Abschluß des Dresdener Friedens noch im weiteren Verlauf des österreichischen Erbfolgekrieges: „immer wieder auf Aller Lippen: was ist von

---

[1]) Vgl. Beer, Aufzeichnungen des Grafen Bentinck S. LXII ff.

[2]) Instruktion des Ministers d'Argenson für den nach Berlin bestimmten Ritter Courten, 6. Januar 1745: „Pensant comme je fais que la paix ne se peut jamais conclure que par Versailles et Londres, on n'a plus besoin ici du roi de Prusse que pour y consentir quand elle sera arrangée, et en attendant on a besoin de son courage pour qu'il soutienne bien le parti bavarois en Allemagne en attendant la paix." Bei Zovort, le marquis d'Argenson, Paris 1880, p. 135.

Preußen zu hoffen, zu fürchten? wie ist dieser mächtige, zum Schlagen fertige, unberechenbare König zu gewinnen oder zu kaufen, in Schach zu halten, unschädlich zu machen?" (S. 334).

„Man hält mich", schreibt Friedrich am 7. Februar 1747 seinem Kabinetsminister, dem Grafen Podewils, „in Wien für einen unversöhnlichen Feind des Hauses Oesterreich, in London für unruhiger, ehrgeiziger, reicher als ich bin. Bestushew glaubt, daß ich auf Rache denke; in Versailles meint man, daß ich über meine Interessen einschlafe. Sie täuschen sich alle; aber was dabei Sorge macht, ist, daß die Irrthümer üble Folgen veranlassen können; da liegt, woran wir arbeiten müssen: es gilt diesen Folgen zuvorzukommen und Europa von seinen Voreingenommenheiten zu heilen." [1])

Schon am 7. Juni 1746 hatte der König seinem Minister sein jetziges System dahin formulirt: „Ich werde mich weder in die polnische noch in andere Sachen einlassen; dieses ist der Plan, den ich mir jetzo gemachet habe, und werde also die Sachen gehen lassen, wie sie wollen und können, da hoffe Ich am weitesten und am besten damit zu kommen." [2]) Wenige Tage später (11. Juni) weist er den Versuch Frankreichs, ihn zu einer diplomatischen Pression auf Holland zu vermögen, mit der Entgegnung zurück, „daß Ich Mich davon nicht meliren könnte noch würde, und nicht vermögend wäre, als nach Meinem jetzigen Système Mich ganz stille zu halten und die Sachen anzusehen." [3])

Friedrich II. „blieb ruhig und geschlossen in diesem Systeme trotz alles Drängens und Drohens von der einen wie anderen Seite. Er war der Ueberzeugung, so am sichersten die Stellung in Europa, die er sich mit dem Besitz Schlesiens begründet hatte, zu behaupten und zur Geltung zu bringen. Es mußte sich zeigen, ob sein System sich endlich bewähren werde" (S. 354, 355).

Man wird der Politik des Königs in jener Zeit die Anerkennung nicht versagen können, daß er den beiden feindlich sich einander gegenüberstehenden Mächten völlig reinen Wein darüber einschenkte, wie er sein Verhältniß zu ihnen und zwischen ihnen auffaßte und aufgefaßt wissen wollte. Vergleichen wir zwei seiner immediaten Weisungen an die Gesandten in London und Paris, die beide in demselben Monate erlassen sind. An Andrié in London schreibt der König am 7. Februar 1747, er solle dem

---

[1]) Politische Korrespondenz V, 315, nach der Uebersetzung bei Droysen V, 3, 334.

[2]) Droysen V, 3, 249, Anm. 1; Politische Korrespondenz V, 104.

[3]) Politische Korrespondenz V, 106.

Staatssekretär Lord Chesterfield vorstellen, Chesterfield werde zugeben, „daß ich keine triftige Ursache habe, mich mit Frankreich zu überwerfen, daß ich im Gegentheil gegen diesen Hof Rücksichten beobachten muß, damit er nicht mit der Königin von Ungarn ein verstohlenes Abkommen auf meine Kosten trifft, kurz damit er mir im allgemeinen Frieden sammt allen anderen Mächten Schlesien- und meine Besitzungen garantirt. Ich sähe nichts in meinem Verhalten, was nicht sehr natürlich und sehr einfach wäre, und hoffte, daß Lord Chesterfield mit dem Vertrauen, womit ich gegen ihn zu Werke ginge, zufrieden sein würde."[1]) Vierzehn Tage später befiehlt Friedrich dem Baron Chambrier in Paris:[2]) „Sie werden den französischen Ministern zu verstehen geben, wie sehr ich Anlaß habe, während der Dauer des Krieges für die gegen Frankreich verbündeten Mächte Rücksichten zu beobachten, um nicht meinen Einschluß in den allgemeinen Frieden zu verfehlen und um alsdann von allen abschließenden Theilen die Garantie für meine Besitzungen zu erhalten, weil ich ohne diese Garantie niemals des ruhigen Besitzes von Schlesien vergewissert sein würde."

Mit dem Nichteinmischungssystem des Königs könnten die Allianzverhandlungen im Widerspruch zu stehen scheinen, die er unmittelbar nach dem Dresdener Frieden in Stockholm einleiten oder vielmehr wieder aufnehmen ließ; ebenso seine Versuche, zu einer Anzahl deutscher Fürsten in ein näheres Verhältniß zu treten und namentlich Sachsen an seine Sache zu knüpfen, endlich sein Wunsch, nach dem Abschluß seiner Allianz mit Schweden auch Dänemark in dieselbe hineinzuziehen. Aber schon die Nennung der Staaten, mit denen Friedrich Fühlung suchte, wird genügt haben, die Verschiedenheit des Falles, den Unterschied zwischen einer Allianz mit diesen Staaten und der Allianz mit einer der europäischen Großmächte ersehen zu lassen. Wenn das Bundesverhältniß zu einer der alten Großmächte Preußen nicht bloß in eine gewisse Abhängigkeit von solcher Macht brachte, sondern unvermeidlich in Konflikte zu verwickeln drohte, die dem preußischen Interesse ganz fremd waren, so schien eine Sammlung der Staaten zweiten und dritten Ranges innerhalb und außerhalb Deutschlands, wie sie von Friedrich beabsichtigt wurde, ein wirksames Korrektiv zu sein gegen diese selbstsüchtige Politik der Großmächte, die jedes fremde Interesse dem eigenen dienstbar machen wollte und die jedem kleineren ihr herrisches „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich" zurufen zu dürfen sich anmaßte. Einzeln ohnmächtig und darauf

[1]) Politische Korrespondenz V, 314.
[2]) Potsdam 21 Febr. 1747, ebend. 326.

angewiesen, der Sklave eines mächtigeren Nachbarn zu sein, würden diese kleineren Staaten in Zusammenhang miteinander und mit dem Relief der preußischen Militärmacht zwischen den hadernden Großmächten gewissermaßen eine neutrale Zone gebildet haben, durch welche neue Konflikte erschwert werden mochten.

An die Verhandlungen mit den deutschen Fürsten wollte Friedrich unmittelbar nach dem Dresdener Frieden schreiten. Kaum nach Potsdam zurückgekehrt, läßt er am 3. Januar 1746 durch seinen Kabinetssekretär dem Minister Podewils den Befehl zur Anbahnung eines „genauen Bündnisses" zwischen Preußen, Sachsen, Bayern, Pfalz und Köln zugehen. „Ew. Excellenz möchten auf dieses importante Werk bestens zu arbeiten anfangen und solches mit so mehrerem Fleiß und ohne Zeitverlust betreiben, damit man von der Sachsen ersten guten Sentiments profitiren möchte, ehe sich solche durch allerhand etwa dazwischen kommende Sachen ralentirten." [1])

Unwillkürlich wird man an die analoge politische Situation erinnert, in welcher der König 1784 an die Gründung des deutschen Fürstenbundes herantrat. Auch damals wie 1746 war sein bisheriges Allianzverhältniß gelockert, die Allianz mit Rußland versagte ihm, wie 1745 die Allianz mit Frankreich; er stand isolirt in Europa. Er griff zurück auf die Entwürfe, mit denen er sich vierzig Jahre zuvor getragen, die er deshalb mochte haben liegen lassen, weil sie 1746 gänzlich gescheitert waren, und weil die günstigere Konjunktur seit 1762 lange Jahre in der russischen Allianz seiner Politik einen stärkeren Rückhalt bot.

Denn über das Stadium der ersten Vorverhandlungen sind jene Annäherungsversuche an die deutschen Fürsten 1746 nicht hinausgelangt. Im Sommer dieses Jahres sehen wir den König mit seinem Plane noch beschäftigt,[2]) obgleich derselbe jetzt schon nicht mehr in den bestimmten Umrissen auftritt wie in den ersten Jahrestagen. Im Herbst wird der Versuch gemacht, einseitig und direkt mit Sachsen wegen eines Defensivbündnisses zu unterhandeln.[3]) Der sächsische Minister Graf Hennicke war es gewesen, von dem in einer längeren Unterredung, welche er im Dezember 1745 während der preußischen Okkupation mit dem Könige von Preußen in Dresden hatte, die Anregung zu der Liga deutscher Fürsten unter preußischer Führung ausgegangen war.[4])

---

[1]) Politische Korrespondenz V, 1.

[2]) Vgl. Politische Korrespondenz V, 130.

[3]) Droysen V, 3, 256.

[4]) Eichel spricht in dem citirten Schreiben vom 3. Januar von der Idee, „so des Königs Majestät, hätten und zu welcher der Herr v. Hennicke Gelegenheit gegeben."

Es darf wohl bezweifelt werden, daß der sächsische Hof auf den politischen Gedanken, den einer seiner Minister dem Könige von Preußen gegenüber hinwarf, jemals eingegangen ist; es steht dahin, ob Hennicke das, was er dem preußischen Könige vorschlug, bei seinem Hofe befürwortet, ob er demselben über den Inhalt seiner Unterredung mit Friedrich II. auch nur berichtet hat. Jedenfalls ist von einer Aufnahme des Gedankens von Hennicke seitens des sächsischen Hofes in der Folge nie die Rede gewesen, und zu einem Schreiben an den Grafen Hennicke selbst fügt Friedrich am 20. November 1746 den eigenhändigen Zusatz: „Vor ein Jahr umb diese Zeit war der Herr Hennicke höflicher wie anjetzo; es ist zu bedauern, daß Sie eine so kurze Memorie haben." Die Allianzverhandlungen zwischen Graf Brühl und Klinggräffen, dem preußischen Gesandten am kursächsischen Hofe, führten im Herbst 1746 zu keinem Ergebnisse, und im Januar des nächsten Jahres wirft Friedrich in einem Immediaterlasse an Klinggräffen [1]) auf Sachsens Verhalten während des ersten Jahres seit dem Frieden einen Rückblick, an den er die bittersten Klagen knüpft.

Als das einzige Resultat der föderativen Politik König Friedrichs ergab sich somit — da auch die Verhandlungen in Kopenhagen im Sommer 1747 im Sande verliefen — der Abschluß der Allianz mit Schweden, der am 29. Mai 1747 in Stockholm erfolgte.

Allerdings, gerade in dieser Allianz mit Schweden konnte für Preußen der Keim zu neuen Verwickelungen liegen, bei der wachsenden Spannung zwischen Schweden und Rußland. Friedrich war sich dessen, was seine Stockholmer Verhandlung Rußland gegenüber bedeutete, sehr wohl bewußt; aber das eben galt ihm, Schweden der Abhängigkeit von Rußland zu entziehen. Was dem preußisch-schwedischen Bündniß vom 29. Mai 1747 seine Bedeutung gab, war, daß das nordische System Rußlands durchbrochen wurde, daß Schweden aufhörte, den Russen und ihren Verbündeten zur Verfügung zu stehen, „daß die argen Pläne, mit denen sie ihr Werk hatten vollenden wollen, enthüllt waren, daß die Schweden sich in sich selbst zu sammeln und wiederaufzurichten begannen" (S. 312). Man sieht, daß Friedrichs Politik des Zuschauens und Geschehenlassens in der That ihre Grenzen hatte. So behutsam er jeden offensiven Schritt vermied, so wenig war er doch gemeint, auf die Defensive zu verzichten und den Machteinfluß seiner Nachbaren sich beliebig ausdehnen zu lassen. Die Verwickelungen, die das Jahr 1749 gebracht hat, liefern den Beweis dafür, mit welchen Gefahren immerhin diese Politik verbunden war: der Zusammenstoß mit Rußland schien 1749 geraume Zeit lang unvermeidlich. In einem

[1]) Politische Korrespondenz V, 283. Vgl. Droysen V, 3, 285 Anm. 2.

zusammenfassenden Rückblicke auf die nordische Politik des russischen Großkanzlers sagt Friedrich am 28. Oktober 1749: „Die wahre Ursache der Gereiztheit Bestushews gegen Schweden leitet sich vornehmlich daher, daß er im Grunde seiner Seele Schweden in der Unterordnung unter Rußland zu sehen wünscht, in der Polen sich befindet. Zu dieser Unterordnung glaubte er im Anfange der Regierung seiner Kaiserin bereits das Fundament gelegt zu haben. Als er aber dann sah, daß Schweden seit dem Abschluß seiner Allianz mit Preußen sich der russischen Herrschaft hat entziehen wollen, wurde er in furchtbarer Weise aufgebracht; in der Erkenntniß, daß Schweden ihm entgangen sei, und daß es nicht leicht sein werde, dort das Uebergewicht wiederzugewinnen, kam er auf den Gedanken, die Besorgniß vor einer in Schweden angeblich beabsichtigten Verfassungsveränderung vorzuschützen, vornehmlich um sich eine einigermaßen beträchtliche Partei unter den Schweden zu bilden, dieselbe zu stützen und dann bei Gelegenheit irgend eines stürmischen Reichstages das jetzige schwedische Ministerium zu Falle zu bringen."

Aber nicht allein Rußland, die zunächst betheiligte Macht, sah die Wendung der Dinge in Schweden mit scheelem Blicke an. Daß der Abschluß des preußisch-schwedischen Bündnisses die Beziehungen zwischen England und Preußen verschlechterte, wurde schon kurz erwähnt. „An der eisigen Kälte, die man sofort gegen Preußen zeigte, ließ sich erkennen, daß da eine empfindliche Stelle in der Politik Englands oder des Königs von England getroffen sei" (S. 339). England drängte in Rußland zum Kriege gegen Schweden (S. 324, 349), um das Uebergewicht der französischen Partei in Schweden zu brechen. Nichts aber ist bezeichnender als die Stellung, die Frankreich zu der preußisch-schwedischen Allianz nahm. Ende November 1746 drückte der französische Minister d'Argenson dem preußischen Gesandten in Paris den Wunsch seines Hofes aus, als „partie principale contractante" in die dem Abschlusse nahe gebrachte preußisch-schwedische Allianz einzutreten; nur unter dieser Bedingung erklärte Frankreich sich bereit, seinen Subsidientraktat mit Schweden zu erneuern. Preußen wollte dem Könige von Frankreich nur den nachträglichen Beitritt zu seiner Allianz mit Schweden offen halten, wie man dies damals häufig beim Abschluß von Verträgen befreundeten Mächten gegenüber zu thun pflegte und wie es in diesem Falle auch Rußland gegenüber geschehen sollte, das offiziell trotz aller dazwischengekommenen Reibungen immer noch als Freund und Verbündeter Schwedens sowohl wie Preußens galt: Frankreich hatte statt dessen nichts Anderes als eine französisch-preußisch-schwedische Tripelallianz im Sinne, — ausdrücklich wurde diese Bezeichnung in Versailles gebraucht; „das ganze preußische System wäre damit verrückt worden" (S. 281).

Die ablehnende Antwort Friedrichs II. auf das französische Verlangen verstimmte den Marquis d'Argenson in hohem Grade. Der preußische Gesandte berichtet (30. Dezember 1746), wie d'Argenson ihn gefragt habe: „Also der König will nichts von uns wissen? was ist denn für ihn Beleidigendes darin? hält er eine Allianz mit Frankreich für eine Schande? sieht er uns für eine Macht an, die ihm zu nichts mehr nütze ist?" Droysen faßt seine Auffassung dahin zusammen (S. 282): „Die französische Politik, wie sie Argenson verstand und leitete, wollte Preußen allerdings im Norden wie in Deutschland eine Rolle spielen lassen, aber an der Leine Frankreichs, nach dessen Interessen, unter dessen schützender Hand. Man hat in Wien geglaubt,[1]) daß Frankreich den Plan gehabt habe, den Rheinbund von 1658 in der Art zu erneuern, daß in demselben Frankreich die Führung der katholischen, Preußen die der protestantischen Kurfürsten und Fürsten haben sollte. Wenigstens Argensons Gedanke war das nicht; er war so eifersüchtig wie jeder andere Franzose auf die Bedeutung, die Friedrich gewonnen hatte und zu behaupten verstand. Das französische System war, die deutschen Kurfürsten und Fürsten unmittelbar an Frankreich zu knüpfen und namentlich Sachsen als Gegengewicht gegen Preußen möglichst zu fördern und zu feiern."

„Nichts wurde dort peinlicher empfunden", sagt der Verf. an einer anderen Stelle (S. 239) von Frankreich, „als daß die junge preußische Macht, die ja erst, so meinte man, sich an der Hand Frankreichs gegen das allmächtige Kaiserhaus emporzurichten vermocht hatte, sich zutraute und wagen durfte, ihres eigenen Weges zu gehen, daß ihr König, neutral zwischen den beiden großen Kriegsparteien, nach beiden Seiten zum Frieden mahnte, während der unleidliche Krieg, den man nicht zu Ende zu bringen vermochte, das Gewicht seiner Macht und die Sphäre seines Einflusses fort und fort steigerte."

Wir sind damit auf einen Gesichtspunkt geführt, der dem Verf., wie uns scheint, für die Betrachtung der politischen Wandlungen dieser Jahre vorzugsweise maßgebend gewesen ist, und von dem aus sich auf die weitere Entwickelung der Ereignisse, auf die Bildung der europäischen Coalition gegen Preußen in den Jahren 1755 und 1756, bereits ein großartiger Ausblick eröffnet. „In den Wirren der vierziger Jahre", sagt Droysen S. 293, „waren die Folgewirkungen des Krieges, der nicht enden wollte, schon erkennbar geworden, seit Preußen, das ohne Koalition den Krieg auf dem

[1]) Nach Arneth III, 467.

Kontinente begonnen hatte, nach neuen Siegen ohne neuen Gewinn den Degen in die Scheide gesteckt hatte — um so mehr und für die noch Kriegführenden um so peinlicher erkennbar, als diese jüngste Macht in Allem so gar anders war, anders verfuhr, Anderes wollte, und ihnen gegenüber sich hielt, als wenn sie das Privilegium habe, ihres eigenen Weges zu gehen. Daher das Mißtrauen, die gereizten Stimmungen gegen Preußen bei den Kleinen wie Großen. Schon unerhört war, daß ein doch eigentlich kleiner und armer Staat sich anmaßte, den größten und reichsten gegenüber neutral bleiben, sich nur mit sich beschäftigen, sich nicht brauchen und mißbrauchen lassen zu wollen; noch weniger erhört, daß er im Völkerrecht ganz neue Prinzipien geltend zu machen unternahm, daß er alte Satzungen und Befugnisse, die immerhin nicht mehr durch Gegenleistungen gerechtfertigt wurden, Privilegien, **die immerhin nur durch Verjährung zu Recht gewordenes Unrecht waren,** nicht mehr gelten lassen wollte."

Um in unserem Referate den durch die ganze Darstellung sich hindurchziehenden, bald lauter bald leiser anklingenden Grundton voll und bestimmt zur Wahrnehmung gelangen zu lassen, glauben wir eine längere Stelle aus dem Schlußabschnitte des Werkes hier dem Wortlaute nach einfügen zu sollen. Der Verf. überblickt das Ergebniß des Aachener Friedenswerkes von 1748. Das Friedenswerk „ging von der Rückgabe aller in diesen Kriegsjahren gemachten Eroberungen aus; es sprach als den Grundgedanken der Generalpacifikation aus, die europäische Staatenwelt zu dem Zustand zurückzuführen, den sie auf Grund der allgemeinen Friedensschlüsse von 1648 bis 1738 — sie werden in Artikel 3 der Reihe nach angeführt — vor dem Ausbruch des letzten Krieges gehabt haben, ‚jedoch die Punkte ausgenommen, welche durch den gegenwärtigen Traktat aufgehoben werden'."

„Aus dem Besitzstand der Mächte, wie er mit jener Reihe von Friedensschlüssen geworden und anerkannt war, hatte sich in der Staatenwelt jenes System der Ponderation entwickelt, das lange unbestritten dafür gegolten hatte, für deren Ruhe und Bestand maßgebend zu sein."

„Unter den Ausnahmen, die das neue Friedenswerk anerkannte, waren solche, die diesem früheren Staatensystem in seinen Voraussetzungen widersprachen. Dessen H e r s t e l l u n g war bloße Phrase, wenn diese Ausnahmen in Geltung blieben. Diese Ausnahmen mußten beseitigt werden, wenn mit der H e r s t e l l u n g Ernst gemacht werden sollte."

„Und weiter: von den Trägern des früheren Staatensystems war namentlich Holland durch den Krieg und dessen Rückwirkungen auf die innern Verhältnisse in seiner Machtbedeutung erschüttert; konnte die proklamirte Herstellung auch diese herstellen? Oder sollte es ohne Folgewirkung bleiben, daß sie es nicht konnte?"

„Die Generalpacifikation, weit entfernt, ein neues System zu begründen, enthielt einen Widerspruch, ein Doppelprinzip in sich, dessen eine Seite, die der Ausnahmen, die thatsächlich vorhanden waren, einmal anerkannt, nur weiter zu bestehen brauchten, um ein neues System von Ponderationen zu entwickeln, während die andere, die der Herstellung, von Anderen anders gedeutet und unter thatsächlich so veränderten Machtverhältnissen nicht einmal ein maßgebendes System, am wenigsten die Herstellung des früheren, erwarten ließ."

„Der Segen und Unsegen dieses früheren, des Gleichgewichtssystems, war gewesen, daß die vier großen Mächte, nach ihrer Konvenienz, wenn sie einig waren, den Mindermächtigen das Gesetz vorschrieben, und wenn sie uneinig waren, sie verlockten und zwangen, nach der einen oder andern Seite hin Partei zu nehmen, um schließlich die Zeche zu bezahlen, sobald die Großen es an der Zeit hielten, sich wieder zu vertragen."

„Jetzt in diesen Kriegen seit 1739 hatte zum ersten Mal von diesen Minderen Einer mit eigner Macht und auf eigne Hand gegen eine der vier großen Mächte, ohne sich um die drei andern zu kümmern, sich erhoben und einen ersten Sieg gewonnen, dann in völlig freier Bundesgenossenschaft mit der zweiten, trotz der Drohungen und der Schilderhebung der dritten und vierten, seine Waffengänge zu Ende geführt, um dann, nachdem er seinen Frieden in Dresden diktirt, in geschlossener Ruhe zuzusehen, wie die vier großen Mächte, und noch etliche mindere mit ihnen, ihren Krieg noch drei Jahre lang fortsetzten, in seiner Neutralität beharrend, wie sehr man von hüben und drüben um ihn werben und gegen ihn hetzen mochte, in seiner Waffenmacht stark genug, unabhängig, nach eigenem Ermessen, seinen Interessen gemäß die Politik seines Staates zu lenken."

„Die Thatsache, daß Preußen so dastand, bedeutete im vollsten und bewußten Gegensatz gegen das alte Staatensystem ein neues Prinzip, und wie es wirkte, zeigte die Reichsneutralität, mit der sich die deutschen Lande, von dem Frieden Preußens gedeckt, dem Kampf der großen Mächte fern hielten, zeigte Schweden, das sich in der Allianz mit Preußen dem russischen Joch zu entziehen begonnen hatte. Es war den Mindermächtigen der Weg gezeigt, wie sie aufhören konnten, nur Scheinexistenzen, nur fungible Objekte für die Politik und die Interessen der Großmächte zu sein. Es war der Weg zu wirklicher Staatenfreiheit, und an der innern Politik Preußens konnte jeder, den es anging, sehen, was er zu thun habe, wenn er an seinem Theil zu solcher Freiheit mithelfen und in ihr seinen Frieden finden wollte."

„Daß diese Bedeutung Preußens erkannt werde, hatte sich in Aachen in unzweideutiger Weise ausgesprochen. . . . Wie gern hätten sie (alle die

dort maßgebenden Mächte) die Garantie für Schlesien und Glatz gestrichen; wenn sie sie dennoch zugestanden, so sprach das stärker als alles die peinliche Ueberzeugung aus, daß sie schon nicht mehr — oder noch nicht — ungeschehen machen konnten, was Preußen ohne sie und trotz ihrer erreicht hatte. Und wenn Frankreich und England demnächst wetteiferten, sich in Berlin das Verdienst dieser Garantie Schlesiens zuzuschreiben, so wußte Friedrich II., was er davon zu halten habe." (S. 503—505).

Des Königs Schwester, die Kronprinzessin von Schweden, die von ihm durch regelmäßige geheime Mittheilungen einen Einblick in die Wechsel der europäischen Politik erhielt, bezeichnete demnächst, im Frühjahr 1749, in einem Briefe nach Berlin den Aachener Frieden als das Unvortheilhafteste, was für ihren königlichen Bruder sich hätte ereignen können.[1]) Die politische Situation, in der Friedrich sich Anfangs 1749 sah, rechtfertigt dieses Urtheil.

„Diese Generalpacifikation", so schrieb er schon im November 1748, „sieht mehr nach einem Waffenstillstand als nach einem Frieden aus." (S. 502.)

In der großen Denkschrift, die Kaunitz nach seiner Rückkehr von dem Aachener Friedenskongresse der Kaiserin Maria Theresia unterbreitete, setzt er auseinander, auf welche Weise Frankreich bestimmt werden könnte, sich einem Versuche des Wiener Hofes zur Wiedergewinnung von Schlesien nicht zu widersetzen, einem Versuche, zu dem gerade in jenem Augenblicke die Haltung Rußlands einzuladen schien. Es sei nicht undenkbar, so führt Kaunitz aus, wenn man dem Infanten Philipp von Spanien, dem Schützling Frankreichs, Savoyen verschaffen und den König von Sardinien für die Abtretung von Savoyen entschädigen wollte, daß dadurch zur Wiedereroberung Schlesiens der Weg gebahnt werden könnte. Man müßte zu Gunsten des sardinischen Königs auf Mailand verzichten, während Parma, Piacenza und Guastalla, das Gut des nach Savoyen zu verpflanzenden Infanten, wieder an Oesterreich fallen würde. „Die in dieser Beziehung vorgelegten Gedanken", fügt Kaunitz hinzu, „sind nicht neu und haben auch mich nicht zum Erfinder, sondern sind durch die bereits in Aachen erhaltenen Weisungen und durch Aeußerungen der französischen Minister veranlaßt worden.[2]) Was Kaunitz in derselben Denkschrift an der russischen Politik, wie man sie in Wien durch die Eröffnungen von russischer Seite kannte, vermißt, ist „daß Bestuschews Plan auf die Unternehmungen in Schweden fürdenket und die für Preußen zu tragende Obsorge fast gänzlich in Vergeß stellet." Kaunitz wünscht, „daß Rußland, wenn es doch losbrechen will, den

[1]) Vgl. Zeitschrift für Preuß. Gesch. 1881, S. 32.
[2]) Bei Beer, Aufzeichnungen Bentincks, S. LVII.

größten Theil seiner Macht gegen Preußen gebrauche, dessen Lande ohne dies noch ganz offen stehen." Will Rußland Schweden mit Krieg überziehen, so kann Frankreich „Ehren und Nutzens halber solches nicht gerne sehen, mithin wird es gleichsam gezwungen, sich mit Preußen enger zu verbinden und sich von den diesseitigen Gedanken immer mehr zu entfernen." Auf den König von Preußen dagegen habe Frankreich nicht die gleichen Rücksichten zu nehmen: „derselbe hat ihm zwar genutzt und dürfte ihm auch ferner nützen, er kann ihm aber auch schaden und sich gänzlich auf die Seite der Seemächte wenden."[1])

In der Art wie das Friedenswerk zu Stande gebracht wurde, sagt der Verf., „in dem, was die maßgebenden Höfe in dem Gewirr des diplomatischen Handgemenges einander zugestanden, sich vorbehalten, zu entscheiden sich zugesprochen hatten, lagen Möglichkeiten, die ihn (den König von Preußen) sehr unmittelbar angingen. Er sah hinter dem Friedenswerk noch verhüllte Dinge emporsteigen, unheimliche Schatten, die den tückischen Blick auf ihn richteten."

Schon unser gedrängtes Referat wird haben ersehen lassen, daß der neueste Band der „Geschichte der Preußischen Politik" den vorangegangen in der Fülle großer Gesichtspunkte und weiter Ausblicke nichts nachgiebt. Den Einzelheiten der Darstellung zu folgen, würde einem Werke gegenüber unthunlich sein, welches unbeschadet seiner Richtung auf das Ganze und auf die Darlegung der historischen Kontinuität des Staatsgedankens den Einblick in die Werkstatt, in die Tagarbeit der Preußischen Politik geben, die Bedingungen, die diese Politik förderten und hemmten, Schritt für Schritt darlegen will und deshalb auch die Augenblicksbilder festzuhalten suchen muß. Droysens Werk will, um gewürdigt zu werden, wiederholt gelesen, es will studirt werden. Es fordert von den Lesern vielmehr ernste Arbeit, als daß es ihnen eine angenehme Lektüre versprechen wollte; der Forderung gegenüber, daß die Historie dem gebildeten Geiste denselben Genuß gewähren soll wie die gelungenste literarische Hervorbringung, bekennt sich Droysen, wie er noch jüngst es aussprach,[2]) zu der Ansicht, daß der Werth der Wissenschaften sich nicht danach bestimmen kann, ob ihr gewiß oft genug trockenes Brod nach jedes gebildeten Menschen Geschmack ist oder nicht." Daß es Droysens großem Werke an Lesern nicht fehlt, beweist der äußere Erfolg der „Geschichte der Preußischen Politik": sie befindet sich in

---

[1]) Beer S. L. LVIII. LIX.

[2]) Vgl. Jahresberichte der Geschichtswissenschaft I, 652.

der Hand jedes Kenners, ja jedes Freundes der vaterländischen Geschichte. Eine Quelle der Anregung für den ganzen Leserkreis, ist das Werk für die kleinere Schaar der Forschenden und Weiterarbeitenden durch die Fülle des theils verarbeiteten, theils in den Noten niedergelegten archivalischen Materials eine unerschöpfliche Fundgrube, durch deren Schätze die Nachfolger in der Forschung sich um so mehr gefördert sehen werden, je zuverlässiger ohne Einschränkung des Verfs. Angaben aus den Akten sind. Denn über die bei dem Umfange der verwertheten archivalischen Vorlagen in der That bewunderungswerthe Genauigkeit dieser Angaben glaubt Ref., der die für die drei letzten Bände der Geschichte der Preußischen Politik benutzten Akten gleichfalls durchzuarbeiten Veranlassung hatte, ein kompetentes Urtheil zu besitzen. Gerade dem, welcher der Lektüre des Buches die allgemeine Kenntniß der in demselben geschilderten Verhandlungen bereits entgegenträgt, wird das Buch am meisten bringen; aber mit ganz verschwindenden Ausnahmen werden die Leser der Geschichte der Preußischen Politik durch den jüngsten Band des Werkes in einen ihnen bisher völlig unbekannten Bezirk der Preußischen Geschichte die allererste Einführung erhalten. Die Geschichte der Friedensjahre nach den Dresdener Verträgen war bisher, was die preußische Seite dieser Geschichte anbetrifft, noch nicht geschildert. König Friedrich selbst, welcher der Geschichtschreiber aller anderen Epochen seiner Regierungsgeschichte geworden ist, hat für das Jahrzehnt vor dem siebenjährigen Kriege die Aufgabe den kommenden Geschlechtern hinterlassen. Der Verf. hatte hier mithin den dankbarsten Vorwurf, aber in gleichem Maße war die Arbeit schwierig. Und zwar schwierig nicht nur wegen des Fehlens jeder Vorarbeit, sondern vor allem auch deshalb, weil die Darstellung hier in dem neuesten, dritten Theile der Geschichte Friedrichs des Großen nicht feste Marksteine vorfand, wie sie ihr in den beiden ersten Theilen durch die Schlachten, die Friedensverträge, die Allianzabschlüsse gegeben waren. Vornehmlich auf die Darstellung diplomatischer Schiebungen angewiesen, deren Zusammenhänge nach den verschiedensten Richtungen hin verfolgt und aufgedeckt werden mußten, war die Darstellung, wie der Verf. gelegentlich klagt (S. 262), in die mißliche Lage versetzt „das nacheinander berichten zu müssen, was in gleichzeitiger Einwirkung die Schritte Friedrichs II. bestimmte."

Seiner Aufgabe gemäß, die Geschichte der Preußischen Politik zu schreiben, legt der Verf., wo er die Politik der Nachbarn, der Freunde und Feinde berührt, vornehmlich darauf Werth, zu fixiren, was von den Aeußerungen und Wirkungen dieser Politik in den Gesichtskreis Preußens trat und wie die Politik der fremden Mächte in Preußen aufgefaßt und gedeutet wurde. Auch in dieser Beziehung dürfen ja die Grundsätze, die

Droysen in seines großen Vorgängers, Pufendorfs, Geschichtschreibung als die leitenden erkannt und nachgewiesen hat, als diejenigen betrachtet werden, zu denen der Verf. sich selber bekennt. Im Prinzip durfte er also von der Heranziehung anderer Quellen als der im Geschäftsgange der Preußischen Politik erwachsenen Akten Abstand nehmen; in Praxi aber hat sich das Werk diese Beschränkung nicht sklavisch auferlegt, wie denn eine Geschichte der Preußischen Politik doch immerhin neben der Frage, wie zeigte die Politik des Auslandes sich der Politik Preußens, die zweite Frage sich vorlegen kann, wie weit sah die eine das wahre Gesicht der anderen. Gut bedient wie Friedrich II. zumal im Jahrzehnte vor dem siebenjährigen Kriege durch seine Diplomaten, Agenten und Spione es war, sagt er doch selbst einmal, daß er die Dinge nur „wie durch die Finsterniß hindurch" erblicke.[1]) Droysen hat wie in früheren Abtheilungen seines Werkes so auch in den drei neuesten Bänden neben den Akten der Berliner Archive für einige spezielle Verhältnisse Materialien aus auswärtigen Archiven[2]) zu Hülfe genommen; außerdem aber beherrscht der Verf., wie wohl nicht erst hervorgehoben zu werden braucht, mit umfassendstem Ueberblick die gesammte gedruckte Literatur, die ältere, bis hinauf zu der den Ereignissen gleichzeitigen Tagespresse und zeitgenössischen Geschichtschreibung, wie die neueste, unter der ja für eine Reihe von Staaten bereits mehr oder minder werthvolle Publikationen archivalischen Ursprungs mit Aufschlüssen über die Politik der verschiedenen Höfe sich befinden. Neben Mahons englischer Geschichte und den bekannten Sammlungen von Coxe zur Geschichte der Englischen Politik in der Epoche Robert Walpoles und der Pelhams, den Briefen des jüngeren Horace Walpole und Chesterfields, den Marchmont Papers u. s. w., neben Jonges und Beers Studien über die holländischen Verhältnisse und neben des letztgenannten Forschers und Arneths Mittheilungen aus österreichischen, Vitzthums und Herrmanns Mittheilungen aus Dresdener Akten, konnte für den letzten Band auch schon das lehrreiche Buch von Zevort über Frankreichs auswärtige Politik in dem Zeitraum von 1744 bis 1747[3]) verwerthet werden.

---

[1]) Politische Korrespondenz VI, 516.

[2]) Aus Dresden u. A. über die österreichisch-sächsischen Allianzverhandlungen 1741, 1744 und 1745; vgl. z. B. Preußische Politik V, 1, 250, V, 2, 203, 540; aus wiener Archiven stammen mehrfache Angaben über militärische Vorgänge des Jahres 1741 (V, 1, 244, 347 und öfter); vgl. ferner V, 3, 84, 96, 97 und Zeitschrift für Preußische Geschichte XV, 108—115. Ebenso sind wiederholt hannoversche (z. B. V, 1, 209 ff.) und in einem einzelnen Falle (V, 3, 429) pariser Archivalien benutzt.

[3]) E. Zevort, Le marquis d'Argenson et le ministère des affaires étrangères. Paris 1880.

Wenn diese Publikationen in der Geschichte der Verhältnisse, welche sie behandeln, noch mehr als einen Punkt dunkel lassen, so kann darin nur für die, welche es am nächsten angeht, d. h. für die Geschichtsforschung außerhalb Deutschlands, die Mahnung liegen, auch ihrerseits so systematisch und ausgedehnt mit der Publikation und Verarbeitung archivalischen Quellenmaterials vorzugehen, wie damit in Preußen für die Geschichte des vorigen Jahrhunderts begonnen ist. Erst wenn auch für andere Länder so breit angelegte Aktensammlungen erscheinen werden, wie die auf dreißig Bände veranschlagte, in sechs Bänden bereits vorliegende „Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen“ und daneben erschöpfende Darstellungen, wie die „Geschichte der Preußischen Politik“ — erst dann wird das Mißverhältniß schwinden, das in letzter Zeit im Bereiche des achtzehnten Jahrhunderts ohne Frage zu Ungunsten des Auslandes sich eingestellt hat, zu Ungunsten freilich andererseits, wenn man will, auch Preußens und seiner großen geschichtlichen Figuren. Gewiß ist es billig, wie es jetzt wohl mit Vorliebe geschieht, aus der Fülle der aus Friedrichs des Großen Kabinet emanirten diplomatischen Korrespondenzen, wie sie heute, seine Regierung Tag für Tag illustrirend, Jedem zugänglich sind, die dissonirenden Töne herauszusuchen und gegen den Schreiber hämisch auszubeuten. Aber man unterbreite dem allgemeinen Urtheil für einen gleichen Zeitraum eine entsprechend große Anzahl politischer Korrespondenzen der anderen europäischen Höfe, man erschließe so den vollen Einblick in alle Wege und Stege der Politik und Diplomatie der Fleury und Choiseul, Ludwigs XV. und seiner Pompadour, der Sinzendorff, Bartenstein und Kaunitz, der Brühl und Bestushew, der Walpole, Carteret und Newcastle, und last not least der hannoverischen George, man gewähre den Einblick wohlverstanden nicht in ihre Beziehungen zu einem einzelnen Staate, sondern in das Nebeneinander ihrer verschiedenen Verhandlungen — und es wird dann ruhig das abschließende Urtheil über Friedrichs des Großen Politik im Vergleich mit der seiner Zeitgenossen abgewartet werden dürfen.

Droysen ist der erste unter den europäischen Forschern gewesen, welcher der Politik seines Vaterlandes für den größeren Theil ihres Verlaufes in einer urkundlich belegten Darstellung ein literarisches Denkmal gesetzt hat.[1]) Möge es ihm vergönnt sein, in der rüstigen Schaffenskraft und unermüdlichen Schaffenslust, die wir Alle an seinem frischen Alter bewundern, das

[1]) Neuerdings hat Carutti eine Storia della diplomazia della corte di Savoia seit 1494 begonnen. Daß ich Flassans dürftiges und oberflächliches Werk über die Geschichte der französischen Diplomatie hier nennen soll, wird Niemand erwarten.

Hauptwerk seines Lebens noch weit zu fördern. Wie das Vorwort zu dem neuesten Bande ersehen läßt, beabsichtigt der Verfasser in dem folgenden Theile seine Leser bis mitten in den siebenjährigen Krieg hinein zu geleiten. In Abweichung von der Oekonomie der letzten drei Bände würde die Darstellung somit in verkürztem Maßstabe fortgeführt werden. Aber die Leser der Geschichte der Preußischen Politik werden die knappere Behandlungsweise sich gefallen lassen, wenn dadurch die Aussicht an Wahrscheinlichkeit gewinnt, aus Droysens Hand eine abgeschlossene Geschichte des großen Königs zu erhalten, die erste würdige Gesammtdarstellung seiner Geschichte.

Reinhold Koser.

Scharnhorstiana. — Miscellen.

Von
Dr. Babucke,
Gymnasial-Direktor in Bückeburg.

In studiis nihil parvum.
Quintil.

Noch bei E. Schmidt-Weißenfels (Scharnhorst, Leipzig 1859) wird Ort, Tag und Jahr der Geburt Scharnhorsts falsch angegeben, die von G. H. Klippel (Das Leben des Generals v. Scharnhorst, Leipzig 1869) und sonst jetzt allgemein rezipirte richtige Angabe, daß er am 12. November 1755 in Bordenau geboren sei, wird dem Pastor G. Witte zu Bordenau verdankt, der sie dem Kirchenbuch entnommen hat.[1]) — Scharnhorst ist am 16. November 1755 getauft worden.[2]) — Er ist als General öfters in Bordenau zum Besuch gewesen und hat dann immer viel geschrieben, doch nie anders als knieend vor einem Stuhle. (?)[3])

Klippel hat zu erweisen gesucht (Scharnhorst I, S. 46 f.), daß der Eintritt in die Militärschule auf dem Wilhelmstein „im Sommer oder Herbst 1773" erfolgt sein müsse. Ein urkundliches Zeugniß dafür, daß der Eintritt vor dem September 1773 stattgefunden haben muß, befindet sich noch gegenwärtig auf dem Wilhelmstein, wo ein von Scharnhorst gezeichneter Plan der Befestigungswerke von Neu-Breisach die Unterschrift trägt: Copie par G. J. D. Scharnhorst, mois de Sept. l'an 1773.

---

[1]) Mittheilung desselben an den hiesigen Geh. Regierungs-Rath A. v. Campe, 6. Juni 1850.

[2]) Ibid.

[3]) Mittheilung des Pastors Berger zu Steinhude an Herrn v. Campe, 17. Juni 1850. Der Pastor B. hat obige Angabe von dem Verwalter des Scharnhorstischen Gutes in Bordenau, dem Bruder des Generals, Heinrich Friedrich Christopher, selbst gehört.

Weitere Erinnerungen an Scharnhorst sind auf dem Wilhelmstein nicht mehr vorhanden. Das Gebäude, in welchem sich die Militärschule befand, ist schon längst abgebrochen. —

Eine kleine Garnison stand in dem bückeburgischen Flecken Steinhude, welcher dicht am Ufer des Steinhuder Meeres liegt. Die Offiziere und Kadetten wurden vom Wilhelmstein zeitweilig dorthin abkommandirt. Als der Graf Wilhelm einst früh Morgens, vom Wilhelmstein kommend, hier landete, empfing ihn Scharnhorst am Ufer. Die übrigen Kadetten und Offiziere lagen alle noch in tiefem Schlafe. Der Graf war über die Wachsamkeit seines Lieblingsschülers sehr erfreut und schenkte ihm 1 Louisdor.[1]) — Scharnhorst hat in der Folge als preußischer Offizier sein vormaliges Quartier, seinen Wirth und den Wilhelmstein besucht.[2])

Ein Jugendfreund Scharnhorsts. Am 16. November 1844 starb, 85½ Jahre alt, in Bückeburg der Oberstlieutenant und Landbaumeister Johann Abraham Windt, der letzte von denjenigen Offizieren, welche auf dem Wilhelmstein in der dortigen Kriegsschule unter dem Grafen Wilhelm ihre militärische und wissenschaftliche Bildung erhalten hatten. Im Alter von 15 Jahren wurde er in die Kriegsschule aufgenommen. „Hier[3]) bewohnte er mit dem aus Bordenau im Hannoverschen gebürtigen Kadet Scharnhorst ein Zimmer und schloß mit diesem eine innige brüderliche Freundschaft, die sich auch noch bis zu späteren Jahren, wo Scharnhorst aus hannoverschen in preußische Dienste trat, erhielt. Da auf Wilhelmstein den Kadetten der Befehl gegeben war, Abends 10 Uhr das Licht im Zimmer auszulöschen, aber Scharnhorst und Windt noch an ihren Aufgaben von ihren Lehrern zu arbeiten wünschten, so hingen sie, um den die Ronde machenden Offizier zu täuschen, ihre Bettdecken vor das Fenster und studirten gemeinschaftlich manche halbe Nacht durch. Auf diese Weise gelangten Scharnhorst und Windt dahin, daß sie in den Examen, welche der hochselige Graf Wilhelm monatlich selbst und hauptsächlich in den mathematischen Wissenschaften mit den Kadetten vornahm, vorzüglich bestanden und sich auszeichneten. Als Scharnhorst und Windt zu Fähnrichen ernannt waren, kamen sie zu der Garnison in Bückeburg. Windt war im elterlichen Hause und Scharnhorst nahm noch längere Zeit mit ihm Privatstunden im Französischen und Englischen in demselben Zimmer, wo er (Windt) jetzt entschlafen ist. Nach dem Tode des hochseligen Grafen

[1]) Tradition bei den Einwohnern von Steinhude.

[2]) Desgl.

[3]) Aufzeichnungen eines langjährigen treuen Dieners des Verstorbenen, des späteren Kammerpedells Behling. Die Wahrheit derselben wird von den jetzt hier noch lebenden Töchtern, den Frl. Windt, nach den Erzählungen ihres Vaters bestätigt.

Wilhelm wurde das Militär sehr verringert, und veranlaßte dieses die Trennung der beiden Jugendfreunde. Scharnhorst, als geborener Hannoveraner, trat in hannoversche Dienste, und Windt wurde späterhin nach dem Wilhelmstein beordert. Als im Jahre 1787 der Landgraf von Hessen-Kassel die Grafschaft Schaumburg-Lippe in Besitz nahm, und hessische Truppen in die am Ufer des Steinhuder Sees belegenen Ortschaften Steinhude und Hagenburg einrückten, war der Major Rottmann Kommandant der Festung Wilhelmstein, und stand der Fähnrich Windt unter seinem Befehl. Ersterer war ein alter, dienstuntauglicher Mann, der den Hessen die Festung würde übergeben haben, wenn sich Windt nicht widersetzt hätte. Er ordnete alles zur Vertheidigung der Festung an, handelte hierin ganz nach eigenem Gutdünken und ertheilte oft Befehle ohne Wissen des Major Rottmann, der sich freute, wenn er nur nicht in seiner Ruhe beim Glase Wein gestört wurde. Fast täglich kam Morgens 8 Uhr ein hessischer Offizier in einem Steinhuder Fischerboote als Parlamentär vor die Festung, mußte aber auf Kanonenschußweite mit dem Schiffe halten bleiben, wo dann der Fähnrich Windt in einem Kanonenboote ihm entgegenfuhr, aber die an ihn ergangene Aufforderung, die Festung zu übergeben, bestimmt verweigerte. Von Seiten der Hessen wurden nach mehrmaliger Aufforderung Drohungen und auch Versprechungen angewandt, um in Besitz der Festung zu kommen, Windt gab aber darauf dem Parlamentär die Erklärung, daß man die Mühe sparen möge, ihn fernerhin zur Uebergabe der Festung aufzufordern, und wenn ein Offizier in dieser Absicht wiederkommen würde, er sich auf eine Unterredung mit ihm nicht weiter einlassen könne. Als eines Tages ein hessischer Offizier den Versuch machte, mit dem Boote näher an die Festung zu kommen, und auf Anrufen nicht halten blieb, ließ Windt eine Kugel über das Schiff abfeuern, worauf der Offizier schnell umkehrte und nach Steinhude zurückfuhr. Der alte Major Rottmann, den Schuß in seinem Zimmer hörend, stand in dem Glauben, die Hessen versuchten eine Landung, er eilte schnell hinaus mit den Worten: Sind die Hessen da? er war aber ganz beruhigt, als Windt ihn mit der Ursache des Schusses bekannt machte. — Der Kommandant der Festung Wilhelmstein war längere Zeit während der hessischen Okkupation ganz ohne Verhaltungsbefehle, und Windt mußte nach eigener Ueberzeugung handeln, wobei ihn jedoch sein Freund Scharnhorst mit Rath unterstützte, der auf die Nachricht, daß die Hessen den Wilhelmstein belagerten, von Hannover nach dem am See gelegenen hannoverschen Dorfe Mardorf kam und auf einem dahin bestellten Steinhuder Fischerboot in der Nacht nach Wilhelmstein kam, um mit Windt Rücksprache zu nehmen. — Nach längerer Einschließung der Festung Wilhelmstein verbreiteten die hessischen Truppen das Gerücht, die Besatzung der Festung

habe keine Lebensmittel mehr und müsse sich in einigen Tagen ergeben. Als Windt dieses erfuhr und ein Parlamentär wieder an die Festung kam, ließ er ein schönes Frühstück nebst feinem Backwerk in sein Schiff bringen, und nachdem er mit dem hessischen Offizier gesprochen, sagte er zu diesem: Herr Kamerad, es ist heute Morgen kalt, ist Ihm nicht gefällig, mit mir ein Frühstück einzunehmen? — Der Offizier dankte anfangs, so kalt wie das Wetter war, als er aber die ihm dargebotenen schönen Sachen sah, war er ganz erstaunt und ließ sie sich gut schmecken. Bei seiner Rückkehr nach Steinhude sagte der hessische Offizier: Die mögen den Teufel Hunger leiden, die haben ein besseres Frühstück, wie wir hier in Steinhude.

Nach der hessischen Okkupation starb der Major Rottmann, und der zum Lieutenant ernannte Fähnrich Windt wurde Vizekommandant der Festung Wilhelmstein, wohnte indeß in Hagenburg, versah mehrere Nebengeschäfte und leitete auch den Bau des dortigen Schlosses. Sein Freund Scharnhorst besuchte ihn hier, so lange er noch in hannoverschen Diensten stand, mehrere Male, und Windt bat ihn bei dieser Gelegenheit dann dringend, seine Gesundheit zu schonen und das nächtliche Studiren zu unterlassen, welches er noch so wie als Kadett auf Wilhelmstein fortsetzte. — Das Verhältniß zwischen beiden Männern hat sich gelöst, seitdem Scharnhorst in preußische Dienste trat. Windt hat seit dieser Zeit aus unbekannten Gründen auf seine Briefe keine Antwort mehr erhalten.[1])

Scharnhorst erhielt die für besonders sich auszeichnende Eleven der Kriegsschule bestimmte große goldene Medaille (Klippel I, S. 61). — Auf dem Avers derselben befindet sich ein Bildniß des Grafen Wilhelm mit der Umschrift Wilhelmus I. Dei Grat. Com. R. in Schaumb. Nobiliss. Dom. ac Com. in Lipp. & St. (Sternberg), auf dem Revers eine Zusammenstellung von Cylinder, Kugel und Kegel (wohl eine Reminiscenz an das Grabmal des Archimedes) mit der Umschrift: Fructus Litterarum Mens Sana. 1766.

Der Name Scharnhorst ist in der Gegend des Steinhuder Meeres nicht erloschen. In Winzlar wohnt noch ein Abbauer Wilhelm Scharnhorst mit zahlreicher Familie. Von ihrem großen Namensvetter (oder Verwandten?) ist diesen Scharnhorsts nicht das Mindeste bekannt.

---

[1]) Mittheilung der Frls. Windt. Briefe Scharnhorsts haben sich im Nachlaß des Oberstlieutenant Windt leider nicht mehr vorgefunden.

Zur Geschichte des Hauses Henneberg.

Von

H. Spieß.

Die alten Geschichtschreiber wollen es auf die Zeiten der Römer zurückführen und fanden allerdings Gehör bei manchem hohen Hause. Ein vornehmer Kolumneser Namens Poppo habe im 5. Jahrhundert n. Chr. Geb. wegen mancherlei Widerwärtigkeiten Italien verlassen und sich auf einem Berg in Franken ein Schloß erbaut, welches er nach einer auffliegenden Henne Henneberg nannte.

Die fränkischen Könige theilten ihre eroberten Provinzen in verschiedene Gaue ein und vertrauten sie den vornehmsten Dynasten zur Aufsicht (comites, Gaugrafen) an. Schon Cäsar kennt die Eintheilung in Gaue.[1]) Die Bezeichnung des Hennebergischen Gaues in alten Urkunden ist z. B. in pago Grabfeld in comitatu Popponis.

Der Gaugraf hatte die Justiz und die Polizei, sowie die Beitreibung der königlichen Einkünfte und die Anführung der Gaubewohner im Kriege (Eckard, Commentar. Rer Franc. orient. T. 2 p. 397 u. 395), und dafür überließ ihm der König den dritten Theil der Einkünfte der Grafschaft und zuweilen noch gewisse Güter (beneficia fiscalia), jedoch meistens mit dem Vorbehalt des Rückfalles.

Zu dieser Würde konnten nur die gelangen, welche aus der ersten Klasse des Adels stammten. Die Könige wählten hierzu Leute, die meistens schon in der Grafschaft begütert waren. Die sich nach und nach einbürgernde Erbfolge wurde durch den salischen Kaiser Konrad 1037 Gesetz (Mascov. annot. 25. T. I. p. 71).

---

[1]) de bello gall. l. IV. c. 32. „in pace nullus communis fere magistratus sed principes regionum atque pagorum inter suos jus dicunt.“ Tacit. German. c. 12. Eliguntur principes, qui jura per pagos vicosque reddunt.

Poppo ist der erste urkundlich sichere 819 und 839 erwähnte Gaugraf des Grabfeldes (s. Schannat tradit. Fuld. p. 131 u. 313). Im Jahr 819 übergiebt derselbe nämlich (in villa Sundheim coram comite et judicibus suis) dem Kloster Fulda Güter zu Nordheim, Kaltenlengsfeld, Stockheim, Sülzfeld und Herpf. Er ist wohl im Jahr 850 gestorben und hinterließ 2 Söhne, Heinrich und Poppo, Letzterer Herzog von Thüringen, Ersterer später Gaugraf.

Kurz nach Poppos Tod tritt Kristan als Gaugraf auf, der schwerlich zur Familie Poppos gehörte. Zu seinem Komitat zählten viele, heute im Hennebergischen gelegene Ortschaften: Schmalkalden, Wasungen, Ostheim, Waltershausen, Güter, welche eine Dame Kunhild 874 in pago Grabfeld in comitatu Kristani dem Kloster Fulda schenkt. (Schannat tradit. Fuld. p. 208). Dieselbe besaß auch das Dorf Jüchsen. Seine Spur verschwindet 876.

Dafür tritt nun Heinrich, Poppos Sohn, als Gaugraf auf (nach einer Schenkungsurkunde bei Schannat n. 524 dat. 887). Seine Frau hieß Brebe (angebliche Gründerin von Bamberg), eine Tochter des Herzogs Otto von Sachsen. Er kämpfte unter Ludwig dem Deutschen und Karl dem Dicken gegen die Normänner (882 u. 883) und wurde von ihnen in einem Hinterhalt bei Paris, das sie belagerten, erschlagen.

Poppo, zweiter Sohn des ersten Poppo, wurde wegen schlechter Kriegführung gegen die Sorben der herzoglichen Würde entsetzt († ca. 895). Adelbath, sein Sohn, erscheint 907 als Besitzer von Ruothuwindeshusen (Ritschenhausen). Poppo, des vorigen Bruder, starb 915. Hierauf noch ein Poppo und ein Otto (ob des Vorigen Söhne, ist nicht bekannt). Otto wird zum letzten Male 982 genannt.

Kaiser Otto III. übergab um diese Zeit dem Stift Würzburg den großen Reichswald, der zwischen dem Saalgau und dem Grabfeld lag. Derselbe erstreckte sich über einen großen Theil dieses selbst und ging von Mellrichstadt, Ostheim, Nordheim (vor d. Rhön) und Fladungen bis an den Hutsberg. Bevölkert war er mit Hirschen, Rehen, Schweinen und anderem Wild. Die Grenze zwischen beiden bildete die königliche Pfalz Salzburg. Rechts von der Saale, nach der Rhön hin, dehnte sich der „Salzwald" aus.

Das Palatium „Salz", welches im Jahr 1000 vom Kaiser Otto III. dem Stift Würzburg geschenkt wurde, soll auf einer Insel der Saale bei Neustadt gelegen haben, wovon freilich keine Spur vorhanden ist. Es scheint nicht vor dem Jahr 790 bekannt gewesen zu sein. Karl der Große kam damals von Worms aus — man sagt zu Schiffe — dahin.

Ueber die Burg „Salz" oder Salce erzählen Regino und A., daß

bereits im Jahr 768 König Pippin das Osterfest auf derselben gefeiert habe. Es ist dies die heutige Salzburg (vergl. Eckardt, Nachrichten von der alten Salzburg).

Dann werden Otto (1000) und Gebhard (1016) genannt.

Im Jahr 1037 tritt zum ersten Male in einer Schenkungsurkunde der Bischof Gebhard von Regensburg als Zeuge Bobbo (Poppo) comes de Henneberg auf, der wahrscheinlich von dem obengenannten Grafen Otto abstammt. Er heirathete Hildegard, die Tochter des Grafen Ludwig mit dem Barte, und fiel als Streiter Heinrichs IV. gegen Rudolph von Schwaben 1078 bei Mellrichstadt. Von demselben stammen zwei Linien: die jüngere Gottwaldische, Hauptlinie (von dessen zweitem Sohn Gottwald) und die ältere (Neben-) Linie, die Popponische. Poppo II. hatte im Jahr 1099 dem Kreuzzuge beigewohnt, starb 1119 und wurde in Reinhardsbrunn begraben. Auf Poppo folgte Gottwald II. und Poppo III. Letzterer verkaufte 1156 dem Pfalzgrafen Hermann zu Rhein das Schloß Habichtsberg (bei Meiningen) für 400 Mark Silber. Er starb im Jahr 1175.

Seine Nachfolger sind wahrscheinlich sein Sohn Poppo IV. und Gottwald III.; er erhielt auch Schloß Lichtenberg. Mit Poppos IV. Sohn, Heinrich, der wohl jung starb, und Gottwald III. starb diese Linie aus.

Gottwald I. (s. oben), Stammhalter, auch Burggraf zu Würzburg, war Stifter des Klosters zu Veßra (Vezera). Er vertauschte zu diesem Zwecke 1131 sex huobas zu Wolfertehusen (Wölfershausen) gegen drei zu Veßra vom Abt Heinrich von Fulda (rogatu uxoris meae Liutgartis in einer Urkunde). Um diese Zeit hat also wohl der Bau des Klosters begonnen. Gottwald besetzte es mit Ordenspersonen beiderlei Geschlechts nach der Regel des vom heiligen Norbert 1121 gestifteten Prämonstratenserordens und übergab es dem Schutz des heiligen Petrus, oder Patron der Kirche zu Bamberg. Der dasige Bischof Otto ertheilte hierauf 1135 dem Kloster einen besonderen Schirmbrief und beschenkte es mit verschiedenen Gütern. Der Graf von Henneberg und seine Nachfolger hatten die Schutzvogtei. Bischof Heinrich von Würzburg, in dessen Sprengel es lag, scheint es um das Jahr 1138 bestätigt zu haben, indem er den Prälaten zu Veßra die Macht verlieh, alle und jede priesterliche Handlungen zu verrichten (Gruner).

Das Kloster erwarb durch die Freigebigkeit der Grafen von Henneberg und des niederen Adels im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts große Reichthümer. Gottwald vertauschte das Dorf Ehrenberg, seine Besitzungen zu Haselbach und Sülzfeld vom Stift Fulda und schenkte es dem Kloster. Er starb hochbetagt 1141. Die im romanischen Styl erbaute herrliche Kirche steht noch.

Einer von seinen Söhnen, Gebhard, wurde, wiewohl nach langem vergeblichen Bemühen, Bischof von Würzburg. Er hatte nämlich einen Gegenbischof, Rüger von Basingen (1151 bis 1159), durch Betreiben des Bischofs Adelbert von Mainz bekommen; er eroberte einen Theil des Würzburger Landes, da er auf friedliche Weise nicht zu dem Stuhl gelangen konnte, zu welchem ihn Kaiser Heinrich V. berufen hatte, doch erst viele Jahre nach Rügers Tod nahm er Besitz von dem bischöflichen Stuhl.

Ein anderer Bruder, Günther, war Bischof von Speier (1148—1156). Derselbe weihte die Kapelle des Klosters zu Breitungen ein. Der jüngste Sohn Gottwalds endlich, Otto, wurde 1192 im hohen Alter gleichfalls Bischof von Speier.

Poppo V. und Berthold folgten ihrem Vater Gottwald I. in der Regierung des Landes. Sie hielten sich oft auswärts in kaiserlichen Hoflagern auf, zu Würzburg, Speier, Fulda. Sie schenkten dem Kloster Veßra den Naturalzehnten der Walddörfer Breitenbach, Wichtshausen, Erlau und Eichenhausen, der Kirche zu Bamberg, die Schlösser Nordeck und Steinau 1150, 1151, dem Kloster Langheim die Salzquellen zu Lindenau und dem vom Pfalzgrafen Hermann am Rhein gegründeten Kloster Bildhausen den Fischzehnten des bekannten Hermannsfelder Sees (Teiches), den es noch bis auf die neueste Zeit besaß.

Poppo zog mit dem Kaiser Barbarossa nach Italien, wohnte dessen Kaiserkrönung bei und starb ohne Leibeserben.

Berthold I. setzt den Stamm fort. Er fand seinen Tod in Palästina, wohin er 1157 eine Wallfahrt unternommen hatte. Seine fromme Gemahlin hieß Bertha (vielleicht eine Tochter des Pfalzgrafen Friedrichs IV. von Sachsen). Sie schenkte ihm zum Seelenheil Elwitewinden (eine Wustung im Amt Hildburghausen) und acht Huben Land zu Hengersdorf und Jüchsen dem Kloster zu Veßra. Sie stiftete (1176) auch das Kloster zu Trostadt, welches 1182 von dem Bischof Hermann in Münster eingeweiht wurde, und nahm daselbst bis zu ihrem 1190 erfolgten Tod ihren Aufenthalt. Daselbst lebte auch ihre Tochter Lucard nach dem Tode ihres Gemahls (1180), des Pfalzgrafen Albrecht zu Sachsen auf Sommersburg.

Poppo VI., Bertholds Sohn, noch minderjährig bei dem Tode seines Vaters, unterstützte seine Mutter bei obengedachter Klostergründung. Im Jahre 1175 war nämlich das Nonnenkloster zu Veßra abgebrannt; die Gräfin setzte gegründetes Mißtrauen in die Keuschheit der dortigen, mit den Mönchen vereinigten Nonnen und versetzte deshalb dieselben nach Trostadt.

Poppo schloß einen Vertrag mit dem Abt Rüger von Fulda ab, nach welchem dieser auf das Fuldasche Lehnrecht über die Dörfer Trostadt und

Siegritz verzichtete und dafür eine Reihe hennebergischer Allodialgüter zu Lehen erhielt. Er ging 1185 mit Bischof Gottfried von Würzburg ins gelobte Land, nachdem er vorher, um Gottes Segen auf der Wallfahrt zu haben, den halben Zehnt zu Ottelmannshausen und Westenfeld dem Kloster zu Veßra schenkte.

Im Jahre 1189 zog er mit Kaiser Friedrich I. ins Morgenland und starb den 14. September 1190 zu Margart in Syrien. Seine Gemahlin war wahrscheinlich Sophie von Andechs.

Von seinen Kindern sind Berthold II. und Poppo VII. als Herrscher von Henneberg zu nennen. Berthold focht auf Kaiser Philipps Seite gegen dessen Gegenkaiser Otto IV. und starb im Jahre 1212. Ein anderer Bruder ist Otto II., Herr von Henneberg und von Botenlauben (der bekannte Minnesänger). Da um diese Zeit die Wasunger und Irmelshäuser Linie ausstarb, so theilten sich die drei genannten Brüder in das Erbe, wobei Otto Habichtsburg, Lichtenberg und Botenlauben erhielt, die er nun zu seiner Residenz erwählte.

Otto gründete das Cistercienser-Nonnenkloster Frauenrod bei Kissingen und schenkte demselben alle Zehnten seiner Güter, ja er verkaufte sogar 1234 seine Herrschaft Botenlauben an Würzburg und trat endlich als Probst in sein Kloster, wo ihm ein heute noch bestehendes Epitaphium errichtet ward; er starb im Jahre 1254. Seine Gemahlin, Beatrix, stammte aus königlichem Geblüt.

Sein Sohn war Otto III. junior, Herr zu Hiltenberg bei Stedten an der Rhön. Auch dieser übermachte (aus Religion) wieder viele Ortschaften dem Stifte Würzburg zu Lehen und trat, nachdem er sein ganzes Land sammt Lichtenberg und Habsburg mit allen Lehnsleuten und Unterthanen dem genannten Stift für 4300 Mark Silber verkauft hatte, in den deutschen Ritterorden, während seine (kinderlose) Gemahlin als Nonne im St. Marxenkloster zu Würzburg den Schleier nahm.

Poppo VII. (s. oben) wohnte eine Zeitlang auf dem Schlosse Straufhain (daher [urkundlich] comes de Strupho). Im Streite gegen den Gegenkaiser Otto IV. stand er auf Friedrichs von Hohenstaufen Seite, wofür ihn dieser mit den Berg- und Salzwerken in der Grafschaft Henneberg belehnte und ihm die Freiheit ertheilte, Silber und andere Metalle zu graben (Urkunde bei Gruner II, S. 97, auch Schöttgen und Kreysig, diplomat. T. II, S. 588). Er ließ sich mit dem Kreuz schmücken und unternahm mit König Andreas III. von Ungarn, Herzog Leopold von Oesterreich, Wilhelm von Holland und anderen Fürsten einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen nach Palästina. Von ihren Thaten ist nichts

bekannt; es wurde behauptet, sie hätten sich bloß drei Mal im Jordan gebadet, um ihrem Gelübde Genüge zu thun. —

Im Jahr 1218 findet man Poppo wieder zu Hause. Er schenkt dem Kloster zu Veßra den Fischzehnt des Stressenhäuser Teiches und die Kapelle zu Frauenwald.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (1220), Elisabeth, heirathet er Jutta, des Landgrafen Hermann von Thüringen Tochter und Wittwe des Markgrafen Friedrich zu Meißen. Allein ihr Bruder Ludwig, Landgraf von Thüringen, war darüber sehr aufgebracht, weil er fürchtete, daß Meißen an Henneberg kommen würde. Er überzog seiner Schwester Lande mit Krieg; diese aber verpfändete ihre sämmtlichen Allodialgüter zu Meißen dem Herzog Leopold von Oesterreich für 12000 Mark Silber, welche sie nun ihrem Gemahl als Heirathsgut zubrachte.

Das Wichtigste dabei ist aber das durch diese Heirath errungene hennebergische Erbfolgerecht auf die Meißnischen Allodialgüter, das nach dem Erlöschen des thüringischen Mannsstammes 1249 zur Geltung kam. Sie vermachte überdies vor ihrem Tode dem Kloster Veßra einige Güter zu Haina (bei Römhild), welche jährlich drei Talente Einkünfte brachten. Jutta starb im Jahre 1235 und wurde höchst wahrscheinlich zu Veßra, dem hennebergischen Erbbegräbniß, begraben.

Im Jahre 1227 unternahm Poppo mit Friedrich II. einen Kreuzzug nach Palästina. Wegen seiner dort bewiesenen Tapferkeit ernannte ihn der Kaiser 1236 zum Statthalter von Wien, um den vom Herzog Friedrich dem Streitbaren veranlaßten Unruhen Einhalt zu thun. Während dessen gerieth er mit dem Stift Würzburg aus unbekannten Gründen in Fehde, und seine Mannen wurden von den geistlichen Völkern unweit Meiningen mit großem Verlust aus dem Felde geschlagen und mußte er das Schloß Lauterburg und eine Anzahl Dörfer dem Bischof Hermann von Würzburg zu Lehen geben. Ein zweiter, 1239 entstandener Streit wurde durch die Intervention Friedrichs II. geschlichtet.

Er hinterließ drei Kinder. Von ihnen führt Heinrich III. den Hauptstamm des hennebergischen Geschlechtes fort. Derselbe entsproß wahrscheinlich der ersten Ehe. Hermann I., aus der zweiten Ehe, erhielt bei der Theilung (1246) mit seinem Bruder Heinrich III. die Schlösser Strauf, Irmelshausen, Münnerstadt, Kissingen, Königshofen und Steinach und Theile von der Pflege Koburg, welche letztere wahrscheinlich das Heirathsgut seiner Mutter bildete. Er war Stifter einer bald wieder erloschenen Linie.

Ein älterer Bruder Poppos VII., Berthold IV., wird geistlich und kämpft lange und vergeblich, auch mit den Waffen in der Hand, um den Bischofsstuhl zu Würzburg, indem ihn der Bischof von Mainz bestätigt

hatte, während sein Gegenkandidat, Konrad von Trimberg, sich persönlich in Rom die Bestätigung holte. In einem Treffen bei Kitzingen (den 8. August 1269) wurde Berthold von seinem Gegner geschlagen. Da soll der Mainstrom roth von Blut gewesen sein. Doch fielen auf der hennebergischen Seite nur 500 Mann.

Da Konrad von Trimberg 1267 starb, so erwählten die Kapitularen Berthold von Sternberg zum Bischof. Der päpstliche Stuhl bekümmerte sich nicht um die Fehde, und Berthold von Sternberg behauptete sich auf dem Bischofsstuhl. Doch kam erst im Jahre 1275 im Feldlager zu Saal ein Vergleich zwischen Henneberg und Würzburg zu Stande. Berthold von Henneberg starb 1311 als Vikar des Bischofs von Mainz, seinen Würzburger Bischofstitel hartnäckig beibehaltend.

Heinrich III. erhielt bei der Theilung mit seinem Bruder (s. oben) die Schlösser Henneberg, Aschach, Ebenhausen, Hartenberg, Osterburg und Hallenberg, an Städten und Aemtern: Schleusingen, Suhla, Schwarza, Wasungen, Sand, Maßfeld, Benshausen, Themar, Römhild und halb Münnerstadt, während sie Schweinfurt und einige dort herumliegende Güter gemeinschaftlich verwalteten.

Wegen Wiederaufbau des alten Schlosses Hutsberg, welches das Stift Würzburg 1230 und 1234 sammt der Herrschaft Botenlauben und Hiltenberg an sich gebracht hatte, gerieth Heinrich mit dem Stift in Streit. In diesem Streite mag das Schloß wohl gänzlich zerstört worden sein. Heinrich mußte der Uebermacht Würzburgs weichen und den eben begonnenen Bau nicht nur einstellen, sondern auch niederreißen, ja sich für immer verpflichten, das Schloß nicht wieder aufzubauen.

Geradeso erging es ihm und seinem Bruder Hermann mit den Schlössern Schönhard und in dem Kriege bei Schweinfurt (1258), bei welchem sie auch dem Stift (Bischof Iring) wichtige Hoheitsrechte in ihrer Stadt Schweinfurt einräumen mußten.[1])

Heinrich stand bei den benachbarten Fürsten in Ansehen und Würde und wurde von denselben oft als Schiedsrichter gewählt. Heinrichs erste Frau hieß Elisabeth; sie starb kinderlos. Die zweite, Sophie, wahrscheinlich eine Tochter des Markgrafen Dietrich († 1220) von Meißen. Sie überlebte ihren Gemahl um viele Jahre und starb 1280.

---

[1]) Urkunde vom November 1247: Henricus comes dictus de Henneberg .... et castrum Habesberg delebo funditum et promitto pro me et heredibus meis, nunquam in ipso loco aliqua aedificia de cetero erigere et quia idem dominus meus (Bischof von Würzburg) pro se et suis successoribus dicere voluit, quod idem castrum ab eis non debeat reparari aliquatenus nec a nobis, ego pro me et meis promitto fideliter, quod ipsum dominum et successores suos ne ab aliquo ibi ulla fiat munitio (Befestigung) adjuvabimus bona fide.

Seine drei Söhne theilten 1274 das Land, und es verwaltete jede Linie das ihrige selbstständig. 1) Graf Berthold V. bekam als ältester das Schloß Henneberg nebst den Aemtern Schleusingen, Wasungen, Maßfeld, halb Themar und die Hälfte des Gerichtes Benshausen — Schleusinger Linie, ausgestorben mit Georg Ernst 1583. 2) Hermann II. erhielt die Schlösser Aschach, Ebenhausen, die halbe Burg Münnerstadt, das halbe Gericht zu Saala und noch viele im Stift Würzburg gelegene Ortschaften und Güter, die aber meistens im 14. und 16. Jahrhundert durch Kauf an das Stift kamen — Aschacher Linie, und nachdem dieses Schloß an Würzburg veräußert war und hingegen die Herrschaft Hartenberg-Römhild 1379 mit dem gräflichen Hause vereinigt war — Römhilder Linie, erloschen mit Berthold 1549 zu Römhild. 3) Heinrich IV.: Hartenberg, Osterburg, Hallenberg, Schwarza, Römhild, halb Themar, halbes Gericht Benshausen, ausgestorben 1371 mit Graf Berthold IX., der kurz vorher seine Herrschaft an Hermann V. zu Henneberg-Ascha verkauft hatte.

Aus den Veröffentlichungen der deutschen Geschichtsvereine.

Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. 28. Jahrg. Darmstadt 1880. 4.

S. 1—12. E. Bracht, Vorgeschichtliche Spuren in der Lüneburger Heide. Mit vielen Abbild.

S. 22—24, S. 31 f., S. 49—51, 75—78, 82—84. E. Wörner und M. Heckmann, Ueber mittelaltrige Ortsbefestigungen, Landwehren, Warten und Paßsperren mit besonderer Rücksicht auf die hessischen und angrenzenden Territorien. (Schluß mit lehrreichen Abbildungen S. 13—16 des Jahrgangs 1881.)

Mittheilungen des Vereins von Geschichtsfreunden zu Rheinberg. 1. Heft. Trier 1880. 8.

S. 1—10. J. Schneider, Ueber Römerstraßen [Struktur derselben und Lauf am Niederrhein].

S. 11—22. J. J. Merlo, Arnold Mylius, Buchhändler zu Köln [† 1604].

S. 23—29. H. Lempertz, Rheinbergs Belagerungen [1586, 1589, 1590, 1597, 1601, 1606, 1633, 1672]. Mit Abbild.

S. 30—72. R. Pick, Die Anwesenheit Napoleons I. zu Rheinberg im Jahre 1804. — [Enthält interessante Nachrichten über den zwischen Rheinberg und Venlo projektirten, 1626 begonnenen Rhein—Maas-Kanal, dessen Vollendung von den Holländern hintertrieben, von Napoleon wieder ins Auge gefaßt, bald aber aufgegeben wurde.]

S. 72—81. A. Schmitz, Rheinberger Häusernamen.

S. 81—87. J. Kuhlmann, Die s. g. kleinere Kirche zu Rheinberg.

S. 88—121. Kleinere Beiträge, Miscellen u. s. w. von R. Pick, J. J. Kewer, H. Keußen und A. Schmitz.

Historische Zeitschrift. Herausgeg. von H. v. Sybel. Neue Folge 9. Bd. 2. Heft. München und Leipzig 1881. 8.

S. 251—311. F. Paulsen, Die Gründung der deutschen Universitäten im Mittelalter. — [Verf. zeigt, daß nur Paris, nicht Bologna Vorbild für die im Mittelalter gegründeten deutschen Universitäten gewesen ist. Er entwickelt die Gründe, aus denen gerade in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (u. a. Köln und Erfurt) und in der zweiten Hälfte des 15. (u. a. Greifswald und Trier) deutsche Universitäten entstanden, denen dann noch als Nachzügler Wittenberg und Frankfurt a. d. O. folgten. Er erörtert die Entstehungsgeschichte jeder

einzelnen, betrachtet ihr Verhältniß zu den geistlichen und weltlichen Gewalten, und endlich wie die Frequenz, bedingt durch die Anforderungen der Kirche, des Staates und des praktischen Lebens, sich gestaltete.]

Altpreußische Monatsschrift. Herausgeg. von R. Reicke u. E. Wichert. XVII. Band. 7. und 8. Heft. (Okt.-Dez.) Königsb. i. Pr. 1880. 8.

S. 513—588. Mittheilungen der Litauischen literarischen Gesellschaft. III. von Ph. Zenthöfer, J. Bassanowicz, Jacoby, J. S., J. Koncewicz, T. Völkel, A. Dirikis und R. Köhler.

S. 589—642. C. P. Wölky, Regesten und Urkunden-Verzeichniß über das Benedictiner-Jungfrauenkloster in Thorn nebst der demselben überwiesenen S. Jacobskirche und dem Hospital zum heiligen Geist. — [215 Dokumente, von denen 8 im Wortlaute, aus den Jahren 1309 bis 1782.]

S. 643—670. F. Bessel Hagen, Die Grabstätte Immanuel Kants mit besonderer Rücksicht auf die Ausgrabung und Wiederbestattung seiner Gebeine im Jahre 1880.

S. 671—679. G. Th. Hoffheinz, Das Blutgericht [Marterkammer] in [den Kellern des Schlosses zu] Königsberg.

S. 680—687. A. Rogge, Antwort des Assyriologen J. Oppert auf die Frage: „Ist Preußen das Bernsteinland der Alten gewesen?" — [Bejahend, nach einer assyrischen Keilschrift des 10. Jahrhunderts v. Chr.]

Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Kahla und Roda. 2. Bds. 2. Heft. Kahla 1880. 8.

S. 133—178. B. Lommer, Beiträge zur Adelsgeschlechterkunde des Saalkreises. Forts. — [Enthält Nachrichten über 43 zum großen Theil auch für Preußen in Betracht kommende Adelsfamilien.]

Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrg. 1880. Hannover 1880. 8.

S. 1—168. H. Dürre, Die Regesten der [in Braunschweig und zu Lauenstein und Lüthorst in Preußen angesessenen] Edelherren von Homburg. — [431 Nummern aus den Jahren 1129—1436.]

S. 169—185. L. Dörries, Der Rattenfänger von Hameln. — [Darlegung der geringen historischen Grundlagen, auf denen die Sage im 14. Jahrhundert entstanden ist.]

S. 186—200. A. Harland, Reste heidnischen Glaubens im Solling.

S. 201—222. Simon, Die Pferdeköpfe an den Giebeln der niederdeutschen Bauernhäuser und ihre Beziehung zu dem altgermanischen Volksglauben.

S. 223—234. Müller, Die Reihengräber bei Clauen im Amte Peine. Mit 3 Tafeln Abbildungen.

S. 235—256. H. Senff, Die Schlacht bei Sivershausen. 1553. [Nach neuen urkundlichen und kartographischen Quellen.] Mit Plan.

S. 257—264. H. L. Harland und E. Bodemann, Statuten der Einbecker Nachbarschaften [Bierprobefeste] vom Jahre 1636.

S. 265—273. H. K. Eggers, Samuel de Chappuzeau. — [Französischer Refugié, geb. 1625, † 1701, Stammvater eines angesehenen hannoverschen Geschlechtes.]

S. 274—284. C. Hostmann, Ueber die ältesten Eisenschlacken in der Provinz Hannover.

Joseph Imhofs Hessische Chronik.

Herausgegeben
von
Dr. Herrmann Müller.

Durch den Eifer patriotisch gesinnter Gelehrten, welche in ihren Bestrebungen von den Landesfürsten in anerkennenswerther Weise durch ansehnliche Belohnungen für aufgewendete Zeit und Mühe, durch Subventionen zu Reisen im Interesse ihrer historischen Studien, durch eine, in früherer Zeit sehr seltene und nur schwer erreichbare, bereitwillige Oeffnung der Archive und Registraturen, durch Anweisung und Befehle an die städtischen Magistrate und andere Verwaltungsbeamten, die in ihren Amtslokalen vorhandenen Materialien den fürstlicherseits beauftragten und autorisirten Historiographen oder Freunden der vaterländischen Geschichte zur Einsicht und Kenntnißnahme vorzulegen, unterstützt und zu weiteren Forschungen aufgemuntert wurden, hat die hessische Landesgeschichte, vermöge dieser vereinten Pflege und gemeinsamen Bemühungen gehoben, so viel wissenschaftliche Ausbeute und erfreuliche Resultate zu verzeichnen, wie die Geschichte weniger anderen deutschen Territorien. Nichtsdestoweniger ist in den letztverflossenen Dezennien ungleich mehr für die Geschichte einzelner Städte, Aemter, Klöster und deren mannigfache Beziehungen, als für die allgemeine Landesgeschichte geschehen. In Betreff der letzteren liegt noch manch ungehobener Schatz in den überhaupt nie in besonders reichlicher Anzahl vorhanden gewesenen,[1]) im Laufe der Zeit überdies zum Theil ganz zu Grunde

[1]) Da Hessen im Mittelalter so viele Klöster hatte, so muß man sich wundern, daß es so wenige, von Mönchen herrührende chronikalische Aufzeichnungen giebt. Die Mönche waren entweder zu unfleißig, nachlässig und theilnahmlos für ihre Landesgeschichte, oder sie haben bei den überaus häufigen Kriegsunruhen und zuletzt gelegentlich der Reformationswirren, die übertriebene Nachsicht der Landesherren mißbraucht und bedauerlicherweise Vieles verschleppt, was dann gänzlich der Vernichtung anheimgefallen ist. Vgl. J. Ph. Kuchenbecker, Diss. epist. de antiqu. Hersf. p. 6. „Temporibus

gegangenen und verschwundenen,[1]) nur handschriftlich aufbewahrten und zur Zeit noch nicht herausgegebenen hessischen Chroniken, deren Bekanntmachung doch so sehr wünschenswerth erscheint, verborgen. Wie der Geschichtsforscher von Fach in ihnen oft sehr ergiebiges Material für seine Arbeiten findet, so hat der Chronikenstil für den minder gelehrten Freund der Geschichte etwas vorzüglich Ansprechendes, er wendet sich der Chronik seines Landes, seiner Stadt u. s. w. mit besonderer Vorliebe zu.

Das Schicksal einer solchen Hintansetzung und Nichtveröffentlichung durch den Druck hat bis jetzt auch Joseph Imhofs Hessische Chronik erfahren,[2]) welche deshalb kaum mehr als dem bloßen Namen nach bekannt ist. Sie führt in den Handschriften, abgesehen von einigen ganz unbedeutenden Differenzen, regelmäßig den Titel:

Heßische Chronik
beneben der Genealogia vnd Ursprungk der Landtgrauen auß Heßen, welche erstlich mitt Thüringen eine Landtgraueschafft gewesen, aber nachmals geteilet worden, wie hernacher volgtt. Auß vielen Historicis vnd Antiquitatibus zusammengebracht

---

reformatae a Philippo Magn. Hassiae monachi omnem diplomatum ac documentorum apparatum secum abstulerunt et in Bavariam quo Hasungenses, in coenobium Bergense quo Heinenses, immo ipsam, quod mireris, Helvetiam in monasterium S. Galli quo Hersfeldenses migrarunt, transportarunt. Auch Schmincke sagt an einer Stelle mit Bezug hierauf: „Si ulla certe historia Hassiaca est jejuna."

[1]) Es sind in der That weit mehr solcher Schriften vorhanden gewesen, als sich heute noch vorfinden. Man vergleiche in dieser Beziehung die Berichte von Gerstenberger, Dilich und Winckelmann über die von ihnen benutzten Quellen. Namentlich sagt Winckelmann in der Vorrede zu seiner Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld S. 2. „man habe noch viele geschriebene Hessische Chroniken in Latein und Teutsch, auch in Versen."

[2]) Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß daran zum guten Theil die höchst geringschätzigen und absprechenden Urtheile von älteren hervorragenden hessischen Gelehrten und Historikern schuld sind, wie H. Chr. Senckenberg, Selecta jur. et Histor. Tom III. Praeloqu. § 17. pp. 55—56: „Principio cum vetere chronico Thuringico, postmodum cum nobis in praesens (l. c. pp. 301 - 514) edito Chronica und altes Herkommen etc. ambulat, posterioris plerumque verba retinet, nonnulla tamen ex Riedeselianis excerptis et aliunde admiscet. Ubi vero Anonymus meus desinit, negligentissimi historici labe tangitur Imhofius, nec genealogia ab eo in calce addita, alicujus est pretii. Carere ergo potuisset hoc scriptore res Hassiaca. Quo anno (non floruerit sed) aruerit, neutiquam novi, omnia tamen indicant saeculo XV recentiorem esse, und H. B. Wenck, Hess. Landesgeschichte Bd. I. S. XXI. § 16: „So lange Imhof aus anderen Chroniken, besonders aus der Chronica und altes Herkommen 2c. ausschreibt, ist sie noch erträglich, aber sobald sie eigene Nachrichten liefern will, höchst elend."

durch M. Josephum Im Hoff[1]) Springensem,[2]) Pfarrherrn zu Bornicht.[3]) Anno Christi 1575.
beginnt mit dem Jahre 306 und reicht bis 1567. Schon H. B. Wenck, Hessische Landesgeschichte Bd. I. S. XXI. §. 16, bei welchem sich, jedenfalls nur durch einen Druckfehler, die irrthümliche Angabe findet, daß die Imhof'sche Chronik mit dem Jahre 1306 (statt 306) beginne, behauptete das Vorhandensein von Exemplaren, die noch bis 1603 reichen, was Wenck mit Recht für fremde Fortsetzung hielt. So vereinzelt diese Nachricht, welche der Bestätigung späterer Bibliographen der hessischen Geschichte, namentlich Ph. A. F. Walthers, Literärisches Handbuch für Geschichte und Landeskunde von Hessen, Supplement II. S. 15. Nr. 94 entbehrt, dasteht, so begründet ist sie in der That; auch das von mir für den Abdruck zu Grunde gelegte, unten näher beschriebene handschriftliche Exemplar der Casseler Bibliothek geht bis 1603. Indeß beschränken sich die den Zeitraum von 1567—1603 umfassenden Zusätze auf einige höchst unbedeutende, dem von Imhof herrührenden Texte eingefügte Nachrichten und zwei am Schlusse angehängte Sätze. In der von mir benutzten Casseler Handschrift sind diese fremden Fortsetzungen, welche ich durch Petitschrift habe unterscheiden lassen, durch die Randbemerkung des Schreibers: „Im Folgenden ist verschiedenes von einer andern und zwar neuern Hand, so ich unterstreichen will, beygeschrieben" kenntlich gemacht.

Ueber die Personalien des Verfassers der Chronik wissen wir nur dasjenige, was er selbst auf dem Titel seiner Chronik angegeben hat: daß er in dem Dorfe Springen geboren und später Magister, sowie Pfarrer zu Bornicht geworden ist. Auch bei F. W. Strieder, Grundlage zu einer Heßischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, ist — worüber man

---

[1]) Die früher gewöhnliche Schreibart des Namens ist im Hoff. Joseph Imhof, dessen Hessische Chronik nachstehend abgedruckt wird, ist wohl zu unterscheiden von Valentin Imhof, Pfarrer zu Laufenselden in der Niedergrafschaft Katzenelnbogen, welcher ein Chronicon inferioris Comitatus Cattimelibocensis (abgedruckt bei E. J. Westphalen, Monim. rer. German. Tom. III. p. 2211 squ.) geschrieben hat und von Einigen, wiewohl nur vermuthungsweise, für einen Sohn unseres Joseph Imhof gehalten wird.

[2]) Es ist kein Versehen in der Lesart gewesen, wenn Rebelthau bei Besprechung der Handschriften der von ihm herausgegebenen „Hessischen Congeries" (siehe Zeitschr. d. Vereins f. Hess. Geschichte u. Landesk. Bd. VII. S. 309—384) eine auch die Imhof'sche Chronik enthaltende Miscellanhandschrift beschreibt (vgl. a. a. O. S. 311 N. 1), in welcher er Springenheim gefunden hat. Die Casseler Handschrift, um welche es sich hier handelt (Mss. Hass. Fol. 12), hat wirklich diese sehr leicht erklärliche Variante. — Springen ist ein Dorf in Nassau, Amt Langenschwalbach.

[3]) Bornicht, Dorf in Nassau, Amt St. Goarshausen, unfern dem Loreley.

sich billig wundern muß — Imhofs mit keinem Worte gedacht. Nur Chr. Fr. Ayermann hat in seiner Abhandlung über das Kugelhaus zu Marburg (bei J. Ph. Kuchenbecker, Analecta Hassiaca Coll. VII. pp. 1—62) auch eine kurze Genealogie der altadeligen hessischen Familie im Hofe gegeben, deren ältestes bekanntes Mitglied Heinrich im Hofe genannt Rode, Magister artium et Baccalaureus decretorum, welcher sich lateinisch Henricus in Curia schrieb, ein wohlbemittelter Mann zu Marburg und der Stifter des Kugelhauses daselbst war;[1]) bei der Aufzählung der Descendenz dieses Heinrich im Hofe sagt Ayermann a. a. O. S. 16 „Um solche Zeit (d. h. 1420—1436) scheint auch gelebt zu haben M. Josephus im Hofe, welcher eine Hessische Chronik geschrieben.“ Dieser Irrthum kann nur darin seine Erklärung finden, daß Ayermann, welcher in seiner in demselben Jahre (1732) geschriebenen „Einleitung zur Heßischen Geschichte S. 11“ jene unrichtige Angabe wiederholt, nie Gelegenheit gehabt hat, ein Exemplar der nur im Manuskript vorhandenen Chronik Joseph Imhofs einzusehen.[2]) In der Chronik selbst ist keine Aeußerung untergelaufen und anzutreffen, welche irgend einen weiteren Anhalt für die Lebensumstände und sonstigen Verhältnisse Imhofs gewähren könnte.

Die Chronik geht alsbald in medias res und eine Einleitung, in welcher der Verfasser sich über die Aufgabe, die er sich gestellt, über das Bedürfniß zu einer solchen Aufzeichnung und den Werth, welchen er selbst darauf legte, ausspräche, fehlt ganz. Es fehlt ebenso an der in solchen Aufzeichnungen sehr häufig vorkommenden besonderen Versicherung des Verfassers, daß er die ganze, reine Wahrheit, ungeschminkt, freimüthig, das geistliche wie das weltliche Regiment nicht schonend, wenn Fehler zu rügen und Mißbräuche aufzudecken sind, sagen wolle. Dennoch athmet aus den

---

[1]) Vgl. W. Bücking, Beiträge zur Geschichte der Stadt Marburg, in der „Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde.“ Neue Folge Bd. VIII. S. 2 ff.

[2]) Die der Ansicht Ayermanns widersprechende schulmeisternde Bemerkung von H. B. Wenck, Hessische Landesgeschichte Bd. I. S. XXI. § 16. a. E. „daß Imhof wohl erst unter oder kurz nach der Regierung Philipps des Großmüthigen geschrieben habe“, macht, wenn man bedenkt, daß Wenck Exemplare der Chronik Imhofs vor sich gehabt hat, einen ganz wunderlichen Eindruck. Denn da Imhof nicht allein die testamentarische Disposition Philipps des Großmüthigen über die Vertheilung des Landes unter seine Kinder bespricht, eine Verordnung, die ihm in irgend welcher Weise immerhin vor dem Tode des Testators bekannt geworden sein konnte, sondern auch noch den Tod des Erblassers mit genauer Angabe von Jahr und Tag zu referiren im Stande ist, so kann er selbstredend nicht vor dem Tode, noch weniger vor dem Regierungsantritte Philipps des Großmüthigen seine Chronik verfaßt haben.

prunklosen Worten ein biederer Sinn für Recht und Wahrheit. Wohlthuend berührt in fast allen Chroniken dieser Zeit der treuherzige Ton und das patriotische Gefühl der Verfasser, ihre treue Anhänglichkeit an Volk und Vaterland, an den Landesherrn und den römischen Kaiser deutscher Nation. Auch bei Imhof treten uns diese Eigenschaften entgegen. Gesunden Verstand und ein schlichtes warmes Gemüth bekundet der Chronist durchweg, kritisches Urtheil und stilistisches Talent gehen ihm aber ab und von der lieblichen Einfalt, mit welcher Sagen und Legenden, als verstände sich dies von selbst, in die Geschichte verwoben werden, trägt die Chronik gar manche Spur.

Die einfältigen, treuherzigen Chronisten wollten, so wenig wie die bildenden Künstler der Zeit, durch eigene Willkür wirken; die dargestellten Dinge sollten durch sich selbst die nöthige Wirkung hervorbringen und das Gemüth des Lesers ergreifen, erschüttern und reinigen. Sie verwendeten keine künstlichen Mittel, aber unbewußt lebte in ihnen ein mächtiges Gefühl von der hohen Kunst der Geschichtschreibung, von dem erhabenen Beruf des Geschichtsschreibers, „gleichsam ein Spiegel der göttlichen Gerichte zu sein, die guten Menschen der Vergangenheit zu ehren und zu preisen, den bösen ein Denkmal der Schande aufzurichten und den Lebenden zu sagen, was ihnen zu thun gebührt." Nicht selten kehrt in den Chroniken ein Mahnruf wieder, wie ihn Hans Ebran von Wildenberg mit den Worten aussprach: „O ihr Fürsten, geistlich und weltlich, wendet die großen Sünden, daß nicht der Zorn Gottes auf die Christenheit falle. Ihr müßt wahrlich darum Antwort geben vor dem letzten Gericht." (Vgl. J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, Bd. I. S. 247—248.)

Als benutzte Quellen giebt Imhof an mehreren Stellen „Etzliche Chronica, andere, alte Chronica, den Aventinus, die Annales et Rhythmi Francobergenses und die Legenden der h. Elisabeth" an. Die von Senckenberg a. a. O. Tom. III. p. 56. behauptete Benutzung der Excerpta Chronici Riedesceliani ist kaum ersichtlich. Dagegen hat es mit der dem Verfasser unserer Chronik von Senckenberg und Wenck zum Vorwurf gemachten übermäßigen Ausnutzung der oben bereits mehrfach citirten Chronica und altes Herkommen 2c. seine vollständige Richtigkeit. Imhof hat an dieser Chronik ein wahrhaft schamloses Plagiat begangen, den Text derselben von Buch II. Kap. 6—148 rücksichtslos ausgeschrieben und sich nicht einmal die Mühe genommen, den Wortlaut des ihm hierin vorliegenden Textes in eine andere Form abzuändern, er hat ihn vielmehr in einer geradezu frechen Weise buchstäblich in seine Chronik herübergenommen. Es hat dies die zwar noch nicht öffentlich ausgesprochene und irgendwo gedruckte, aber wie mir durch Privatmittheilung bekannt geworden

ist, doch hier und da in Hessen verbreitete Ansicht hervorgerufen, daß beide Chroniken identisch seien, die Imhof'sche Chronik also auch, mit alleiniger Ausnahme der die römische und älteste deutsche Geschichte betreffenden ersten elf Kapitel, die Senckenberg bei seiner Ausgabe der Chronica und altes Herkommen ꝛc. absichtlich wegließ, bereits im Druck vorliege. Dies ist aber ein arger Irrthum. Zwar würde es nichts ausmachen, daß die in allen Handschriften der Chronica und altes Herkommen ꝛc. vorhandene Eintheilung in Kapitel, deren jedes mit einer Ueberschrift versehen ist, in der Imhof'schen Chronik fehlt, denn das Beibehalten dieser Eintheilung könnte Imhof ja absichtlich verschmäht haben, um sein Plagiat weniger augenfällig zu machen und zu bemänteln, allein Imhof hat nicht nur in den offenbar Wort für Wort der Chronica ꝛc. entnommenen Partien manches, was ihm nicht erheblich genug erschien,[1]) weggelassen, sondern er hat auch viele in diese Zeit fallende Ereignisse von Wichtigkeit, welche die Chronica ꝛc. mit Stillschweigen übergeht, aufgenommen. Sodann reicht die Chronica ꝛc., deren unbekannter Verfasser von Senckenberg a. a. O. Tom. III. S. 56 in das 16. Jahrhundert und im Widerspruche zu dieser Behauptung a. a. O. Tom. III. S. 418 Note a in das Ende des 15. Jahrhunderts versetzt wird, nur vom Jahre 477 bis 1479, umfaßt also einen beträchtlich kürzeren Zeitraum als Imhof; sie hat ferner vor dem Senckenberg'schen Texte noch elf weitere, als eine höchst entbehrliche Partie von dem Herausgeber gar nicht mit abgedruckte Kapitel, mit folgenden Ueberschriften:[2])

Kap. 1. Wie Rom ihn seiner höchsten Bluet undt Wirden stundt,
Kap. 2. Wie der gemeine Rath gehalten ward, welchs Rom zu Ehren bracht,
Kap. 3. Von dem Capitolio vndt Wunder zu Rom,
Kap. 4. Die andern sechs größten Wunder der Weltt,
Kap. 5. Wie der Römer Hoffart gedemütiget wardt,
Kap. 6. Wie Hannibal das Fölsche (d. h. die Felsen = Alpen) zurspillt vndt Wege durch die Gebirge machte,
Kap. 7 Wie Sempronius vndt Scipio bestritten worden,
Kap. 8. Wie Hannibaln alle sein Viehe starb vndt ihm ein Auge verging,

---

[1]) Auffallend ist mir gewesen, daß Imhof das aus Veranlassung des mißlungenen Angriffes der Brüder Eberhardt und Gottschalck von Buchenau auf Rothenburg gedichtete Spottlied, von dem er zwar sagt, „es sei vergessen", welches aber doch von dem anonymen Verfasser der Chronica ꝛc., der gleichergestalt in Beziehung darauf sagt: „es ist nicht mehr in unsern Gedanken, doch habe ich das von dem Lied behalten", wenigstens fragmentarisch in Buch II. Cap. 50 erhalten ist, nicht auch aufgenommen hat. Solche Gelegenheitsgedichte machten damals eine Zierde der Chroniken aus und man ließ sich solche nicht gern entgehen.

[2]) Ich habe sie aus der unten noch näher zu besprechenden, dem Professor F. Justi in Marburg gehörenden Handschrift entnommen.

Kap. 9. Wie Scipio der Jüngling die Römer tröstet vndt sie ihn Rom behielt,
Kap. 10. Wie Carthago gewunnen wardt vndt wie Hannibal starb,
Kap. 11. Wie Einer vor dem Andern hochgeacht vndt edell sein will.

Desgleichen fehlen bei Imhof die nachfolgenden Kapitel XII—XXX, deren Ueberschriften, weil sie bei Senckenberg a. a. O. stehen, hier nicht weiter angegeben zu werden brauchen.

Wie die vorstehend rubricirten elf Kapitel nebst dem folgenden Text des ersten Buches und den Kapiteln 1—5 des zweiten Buchs der Chronica rc. sich dem Wortlaut nach in keiner der bekannten Handschriften der Imhof'schen Chronik finden, so hat andererseits die Chronica rc. mit dem Eingang der wirklichen Imhof'schen Chronik nicht das Mindeste gemeinsam und man darf also nicht etwa jene oben als irrig bezeichnete Meinung von der Identität beider Chroniken mit der Vermuthung stützen wollen, daß Senckenberg, der doch mehrere Handschriften der Chronica rc. kannte,[1]) sich für den Druck einer unvollständigen, mangelhaften Handschrift bedient, d. h. dasjenige, was als Einleitung der wirklichen Imhof'schen Chronik vorhanden ist, in dieser Handschrift nicht vorgefunden habe. Aber auch innerhalb der Periode, für welche Imhof die Chronica rc. so übertrieben stark ausgebeutet, hat er, wie schon bemerkt, mancherlei Zusätze gemacht, minder Wichtiges ausgeschieden und hat endlich von dem Zeitpunkt an, mit welchem die Chronica schließt, dem Jahre 1479, seine eigene Aufzeichnung noch um 88 Jahre (bis 1567) weiter geführt.

Abgesehen von jener nicht in Abrede zu stellenden frechen Abschreiberei Imhofs, welche wenigstens einem Theil seiner Chronik den Stempel der Unselbständigkeit aufdrückt und den Verfasser im Lichte eines literarischen Diebes erscheinen läßt, ist er in anderen Partien gewissenhafter zu Werke gegangen, hat nicht Alles, was er vorfand, blindlings in gutem Glauben und prüfungslos, wie dies fast durchweg in einer Zeit an der Ordnung war, in welcher man es als einen hinlänglich erbrachten Beweis ansah, wenn ein früherer Autor schon einmal dasselbe gesagt hatte, hingenommen.[2])

---

[1]) Senckenberg l. c. Tom. III. Praeloqu. pp. 46—47. „Exscripsit hoc chronicon verbis ut plurimum retentis Imhofius ut et auctor Chronici rythmici (i. e. Johannes Ratz) a Kuchenbeckero editi (in: Analecta Hass. Coll. VII. pp. 241—420) quibus adde Dillichium ... Exemplum quo usus sum, non omni vitio carebat, postquam vero illud cum Francofurtensi amplissimi Senatus bibliothecae adscripto, Uffenbachiano, Liebknechtiano et quibusdam aliis contuli, omnem adcurationem, quae potis, me adhibuisse lector sibi persuadebit. Non vero integrum Chronicon edidi, resecui priora capita, ut plane nullius usus futura et nil nisi misera somnia sistentia. Conservavi tamen quae aliquo saltem modo ad Germaniam spectare videbantur, licet inficeta.

[2]) So sagt er z. B. von der Opferwilligkeit und Mildthätigkeit der heil. Elisabeth

Ein sinnloser Abschreiber darf Imhof am wenigsten genannt werden; Irrthümer, die in den von ihm benutzten Chroniken vorkommen, hat er oft durch einen eigenen Zusatz, der meist in Klammern eingeschlossen ist, berichtigt[1]) und wo über ein Faktum verschiedene Meinungen und Berichte im Umlauf waren, zwar beide neben einander angeführt, diejenige aber, welche er für die weniger annehmbare hielt, ebenfalls meist durch Einschließung in Klammern, gekennzeichnet. Finden sich in den älteren Chroniken abweichende Angaben über das Jahr, in welchem eine Begebenheit vorgefallen sein soll, so werden sie gleichergestalt neben einander referirt, wobei Imhof durch einen Zusatz wie „Etliche setzen's, doch zweifelhaftig u. dergl." zu erkennen giebt, daß er der ersteren Ansicht zustimme, oder er nimmt zu dem Auskunftsmittel seine Zuflucht, daß er, wie z. B. zum Jahre 1270 über den Einfall der Westfalen in Hessen die Bemerkung macht, „in dem an zweiter Stelle genannten späteren Jahr möge sich der feindliche Einfall wohl wiederholt haben." Ueberhaupt ist die genaue Berücksichtigung der Chronologie ein wesentlicher Vorzug der Imhof'schen Chronik vor der Chronica ꝛc.

Wie in allen unter oder nach der Regierungszeit Philipps des Großmüthigen geschriebenen hessischen Chroniken, ist dieses Landgrafen — Imhof nennt ihn gleich im Eingang seiner Erzählung von ihm den „theuren, weitberühmten Fürsten" und hält sich kaum für befähigt genug, eine würdige Darstellung dieses Regenten zu geben, zumal dies bereits von andern in einer für ihn nicht erreichbaren Weise geschehen, wobei namentlich wohl an Sleidan gedacht ist — mit besonderer Ausführlichkeit, Vorliebe und einem überschwänglichen Lobe gedacht. Sogar die Schwächen und Untugenden dieses Landgrafen werden gewissermaßen als ein heilsames Uebel betrachtet, „damit er vielleicht nicht so hoch erhaben würde."

Ist diese kurzgefaßte Chronik Imhofs allerdings nur eine Sammlung historischer Thatsachen im kleinen Stil, die meist lediglich farblose Uebersichten und trockene Zusammenstellungen bietet, so hat sie doch auch ihre anziehenden Seiten und gewährt, da die Vorfälle einiger aufeinander fol-

---

gegen die Armen: „Wie ihre Legend solches nach der Lengst antzeigt, doch vielleicht dessen ein Theil hinzu gethan vndt ertichtet mag seinn." Diese Aeußerung gerade über jene Heilige will für einen Chronisten der damaligen Zeit viel sagen.

[1]) Z. B. zum Jahr 1080 bei Erzählung der Gefangenhaltung Ludwigs des Springers durch den Bischof von Halt, wie Imhof dies in einer Chronik älteren Datums vorgefunden hatte, wird die verbessernde Bemerkung gemacht, „soll vielleicht **Bremen** heißen", wie es auch in der That sein muß.

genden Jahre bekanntlich eine ganze Periode charakterisiren, mancherlei Belehrendes.

Von dem Glauben an Teufel, Gespenster, böse Geister, die sich in verschiedenen Gestalten und Erscheinungen sehen lassen und der naiven Einfalt, welcher in Erzählungen von dergleichen Dingen unverhohlener Ausdruck gegeben wird, dem Aberglauben an Wunder und Vorbedeutungen, der Angesichts eines solchen Standpunktes nicht befremden kann, ist Imhof frei. Es ist dies umsomehr anzuerkennen, als der Geist des Aberglaubens mit den daraus originirenden Wundermärchen und fabelhaften Erzählungen ein Fehler jener Zeit war, von dem nur sehr wenige derjenigen Schriftsteller, in deren Kategorie auch Imhof gezählt werden muß, sich frei machen konnten. Man begegnet ferner bei Imhof an keiner Stelle den handgreiflich übertriebenen Angaben über die Zahl der an einer epidemischen Krankheit Gestorbenen, der in einem Gefechte Gefallenen, den Schaden, welcher durch Unwetter verursacht wurde u. dergl., Erzählungen, welchen andere Chroniken mit Vorliebe ihre Aufmerksamkeit schenken und eine ausführliche Beschreibung widmen. Das Streben, das Nebensächliche auszuscheiden und darüber das Wichtigere nicht zu übersehen, ist unverkennbar.

Nach Ph. A. F. Walther, Literärisches Handbuch für Geschichte und Landeskunde von Hessen, Supplement II. S. 15. Nr. 94. ist die Imhof'sche Chronik handschriftlich erhalten:

1) in einem Exemplar in der Frankfurter Stadtbibliothek, Nr. II. 7.

2) in einem Exemplar in der Gießener Universitäts-Bibliothek Nr. CDIX.

3) in neun Exemplaren in der ständischen Landesbibliothek in Cassel Nr. 4, 5, 6, 12, 14b, 113, 119, 123, 124.

Diese, theils durch die Nichtbezeichnung des Formats der Handschriften unvollständigen und ungenauen, theils wegen der Behauptung, daß alle diese Exemplare bis zum Jahre 1575 reichen, falschen Angaben, sind dahin zu ergänzen und zu berichtigen:

1) Die Handschrift der Frankfurter Stadtbibliothek, Titelblatt und 60 Blätter in Folio, geht bis zum Jahre 1567. Die Genealogie der Landgrafen von Hessen und Thüringen bildet den Schluß.
2) Die Gießener Handschrift in Quarto ist verzeichnet und beschrieben bei J. V. Adrian, Catalogus Codd. Mss. biblioth. acad. Gissens. pp. 131—132. Sie reicht nur bis zum Jahre 1547, wenn dies nicht etwa ein bloßer Druckfehler statt 1567 ist.[1])

[1]) Im Index von Adrians Katalog sucht man Imhofs Namen vergeblich; seine Chronik gehört mit zu denjenigen Handschriften, welche in dem Index unter dem Kollektivnamen Hassiaca aufgeführt sind, wobei die Numerirung freilich nicht mit CDX, sondern mit CDIX beginnen mußte.

3) Die ständische Landesbibliothek in Kassel besitzt nur zwei Handschriften der Imhof'schen Chronik und zwar:
   a) Mss. Hassiaca Folio 12. Vorrede an den Leser: Man lieset in den alten Chronicis rc. Unterschrift: Durch M. Josephum Im Hoff Springenheim.[1]) Auf dem Titel von gleicher Hand 1575. Sie geht bis 1567, worauf noch einige Notizen aus früherer Zeit folgen.[2])
   b) Mss. Hassiaca Quarto 24. Es ist eine Papierhandschrift des 16. Jahrhunderts von 90 Seiten. Der ehemalige Besitzer dieser Handschrift hat sich durch den Vermerk auf dem unteren Ende des Titelblattes „Sum Stephani Coloni Dieterotensis anno a Christo nato 1580" kenntlich gemacht. In diesem Exemplar wird die Chronik bis zum Jahre 1603 fortgeführt und es enthält auch den in manchen Exemplaren fehlenden Stammbaum der Hessischen Fürstenfamilie.

Dagegen sind die Angaben bei Walther a. a. O. hinsichtlich der Nr. 4, 5, 6, 12, 14b, 123, 124 falsch; diese enthalten sämmtlich den Text der Chronica und altes Herkommen mit dem Anfang: Da Rom hatte gestanden", ebenso falsch die Bezeichnung der Nr. 113 und 119 als Exemplare der Imhof'schen Chronik; sie enthalten lediglich Schminck'sche Excerpte.

Die Nachweise Walthers über die vorhandenen Handschriften der Imhof'schen Chronik kann ich noch durch die Angabe vervollständigen, daß auch Herr Professor Ferdinand Justi in Marburg im Besitze einer Handschrift unserer Chronik (in Quarto, Titelblatt und 80 Blätter) ist, deren Einsicht mir gestattet ward.

Dem von mir veranstalteten Abdruck liegt die an zweiter Stelle genannte Handschrift der Landesbibliothek in Kassel (Mss. Hassiaca Quarto 24) zu Grunde.

Man list in den alten Chronicis daß Hessen vnd Thüringen vor Tausendt Jahren ihre eigene Könige Ein Zeitlang gehabt haben, darnach von Königen ihn Franckereich seindt regiert worden, welche auch zue Zeiten ihre sondern Regentten vndt Vorwaltern dahin verordnet, hernach alß dieselbigen sonder Mauß Erben verstorben, sindt beide Lender vnder die

[1]) Vgl. oben Seite 391 Note 2.

[2]) Eine genaue Beschreibung dieser Handschrift findet sich in der „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde", Bd. VII. Seite 311 Note 1.

Römische Keyßer, vnd auch die Bischöffe von Mentz kommen p. Letzlich haben sie vom Keyßer auß Bewilligung deß Bischoffs vonn Mentz ihre eigene Regentten vndt Fürsten bekommen, so erstlich Graven, darnach Landtgraven sindt genendt worden. Wie volget.

Ihm Jahr nach Christi Gepurt 386 wardt der Edle Priamus der Jünger von den Römern erschlagen, da flogen seine Söhne in andere Lender einer genandt Pharamundus, Warmundt, den erwölllen die Frantzosen zu einem Könige der schlug die Römer auß Franckreich und wardt also der erste König in Franckreich, regirett auch zum Theill in Teutschlandt, circa an. 451.

Die andern Söhne Priami kamen gen Cöln vndt baueten die Stadtt, deren einer hieß Marcomirus welchen die Thüringer zu einem König erkorenn, vnndt wardt vom Volck Merbig genendt, er bauett, nahe bey dem Ortt da itzundt Erdtfurdt liget, eine Burgk vnnd nennet sie nach seinem Nahmen Merbigsburgk, vnnd bauet auch ein Sall da itzunder St. Peters Münster in Erdtfurdt liget, Item er bauet Northhausen.

Hic autem Priamus fuit unus ex posteris Priami Trojani, cujus antecessores Ilio pulsi in Scythia ad mare Meoticum aliquamdiu habitarunt dictique sunt Sicambri a quadam regina Sicambra (mihi videtur Germanicum Seyckempffer). Cum autem crebro infestarentur a vicinis Getis et Scythis, reliquerunt illa loca veneruntque ad Rheni ripam, quae postea ab illis Sicambria est dicta. Nominati etiam sunt Neomagi, quasi novi vicini et amici, Newmagk, postea Franci a rege Franco p.

Merwius oder Merbius quem Galli Meroveum vocant, Aventinus nominis derivationem ponit quasi Mehr Weg augens viam, ego Wig non Weg legendum puto et tunc etymon est refugium sicut in Ludwig Helwig. Dieser Koenig regiret in Thüringen vnd Heßen biß an Rhein, vnd sein Bruder Pharamundus jenseyt des Rheins.

2) Baldericus der ander Koenig in Thüringen vndtt Hessen nach Marcomiro.

3) Berecharius hat nach Balderico regirt in Hessen und Thüringen, er hatte eine Tochter hieß Radegunda die gab er dem Longobarder Koenig Vulcho.

4) Basinus Koenig in Thüringen vnd Hessen hatt eine Hausfrauw Basina genandt, die beschlief Hildericus König in Franckreich, allß er vertrieben war, vnnd sich ein Zeittlang in Türingen hielte, welche auch nachmalß in Franckereich geflogen, vnd Clodoveum oder Ludovicum denn ersten Christenkoenig gebohren hatt.

5) Baldericus Koenig in Düringen vnd Hessen: dieser hatte noch

zweene Bruder, so nach einander vndt auch sammentlich regirtt haben, nemlich

6) Berecharius oder Bertharius, dieser hatt eine Tochter Radegundis genandt, bekam Koenig Lotharium in Franckreich, sie war damalß noch ein Heydin, wardtt aber hernach getaufft, vnd vor Heillig gehaltten.

7) Herminfridus der dritt Bruder hatte erstlich zum Weib Mallabergam Koenig Henrichs der Wandalorum Tochter, vnd darnach Rothildam Koenig Dietrichs in Franckreich Schwester, welche zuvor gehaptt Amalaricum Koenig der Gotten, Es enstundt vnder diesen dreyen Brüdern ein Kriegk in welchem Berecharius St. Radegundae Vatter vmbkam; Alls die andern zwen aber nichtt gesettiget, sondern die Koenige in Franckreich vmb Hülff ansprachen, dan der Zeitt vier Gebrüder in Franckreich regirten, vnndt daß Landt also getheiltt hatten:

Clodomirus oder Lotomirus regirtt zue Orlienß,
Lottharius zue Soession,
Hildeberbuß zue Paries,
Theodoricus zue Metz vndt daß Landt jenseitt deß Reinß.

Allß aber auch Zweyspaltt vndt Krieg zwischen diesen Schwägern enstundt, vnndt es zum Frieden gerathen solt, da wardt der Krieg erst erneuert vndt größer, dann es hatt Rothildis gesagt ihr Bruder were ein Bastardt, vnnd nicht wehrt, daß ihr Herr solt ein Frieden mit ihm ahnnemen, Derhalben Koenig Ditterich mit seinem Bruder Lothario mit Heereß Crafft vnd großer macht över Rhein zogen in Hessenn vnnd Düringen, vnndt haben ein schlachtt gehaltten bei Weysensehe, Darinnen Herminfridus vnder gelegen, vndt in Schedingen sich gethan, da wardt hernach ein stillstandt gemachtt, vndt kamen die Koenige beitterseitts zusamen zu Schedingen (etzliche sagen er hab mit hülff der Sachsen die stadt heimlich eingenommen, Alß vom frieden gehandelt worden) Alda gingen die zweene Koenige auff der Mauren spatzieren, In dem wardt Herminfridus vonn einem Ritter seinem Diener Ering genandt erstochen, vnndt von der Mauren herab geworffen, auß anstellung Koenig Ditterichs, welcher auch nachmalß seiner schwester Koenig Herminfrieds gemahl vndt ihren Kindern liß die heupter abschlagen vndt nahm er daß landt ein, Radegunda, vonn deren droben gesagtt, wardt gefangen vnd in Franckreich gefürtt, die Koenig Lodharius hernach zum Weib genohmen, diese handtlunge sindt geschehen vmb das Jahr Christi 520.

Allß sindt die Landtschafften ein Zeittlang vnder den Koenigen vnd der Cron Franckreich gewesen, (welche zuvoren in die 130 Jahr Ihre Eigene Koenige gehabt) Diese Koenige haben viell stedtt vnnd Schlösser im Landt gebauet, besonders da sie siege gehabt, vnnd ihre feinde ver-

wunden, welche sie nach ihres Landtes Namen genennet, Alß Franckenstein in Düringen, Franckenhausen, Franckenbergk, Franckfurdt, Franckenauwe in der Buchen, Franckenaue in Hessen, Franckenstadt, Franckenthall, Franckeneck, Franckenbach, Franckenkirchen, Franckenfellß, Franckenheim, Franckenhagen, Franckenrode, Franckenpfadt, Franckenbornn, Franckenfeldt, vnnd dergleichen mehr.

Volgen hernach die Koenige, So Inn Hessenn vnndt Türingen entweder selbst oder ihre Vorwalltter Regirtt vnd werden Kürtz halber andere Koenige, So Inn Franckreich Allein Regirtt hierin nicht gesetzett.

1) Theodericus oder Ditterich hatt Hessen vnd Düringen Ingenommen, nach vertilgung seines schwagers wie oben gehöret, Er hatt die stadt Franckenberg angefangen zu bauen wie solches ihre Annales vnnd etliche Rithmi anzeigen.

Condidit hanc urbem Francorum rex Theodericus,
Anno post Christum D viginti superadde.

Hanc quingenteno viceno condidit anno,
Francenberg urbem Francorum Rex Theodericus.

Er ist gestorben im Jahr 534. Hatt verlassen zweene Söhne Theodebertum und Theodericum.

2) Theodebert Koenig in Franckreich hatt nach seinemm Vatter in Düringen vnd Hessen regirtt, Man hatt ihn den Deutschen Koenig genandt, Er zoge mit seinem Vetter Hildeberto genandt, über Lottharium Koenig in Lottaringen, welchs von ihm den Namen hatt. Aber es wardt Friedt gemacht, vnnd zoge ein Jeder wieder heimwerts. Dieser Theodebert hat auch viell Krieg in Italien gefürtt. Ist gestorben im Jahr 551 hatt einen Sohn verlassen Theobaldt genandt vnnd eine Tochter Regintrud welche Theodoni tertio Hertzogen in Beyernn vertrauwett wardt.

3) Dietterich der ander Koenig Theodeberts Bruder, hatt nach ihm inn Hessen vnnd Düringen regirt, zu welches Zeitten die Ungern oder Hunni in Düringenn gefallen, wurden aber von Jme durch Hülff seines Vettern Sigbertts Koenig in Franckreich vertriebenn vnnd über die Elbe verjagtt. Aventinus nennet diesen Theobaldum, welcher deß vorigen Theodeberti Sohn gewesen, vnnd alß dieser Anno 559 gestorben, sey gantz Franckreich auf den einigen Lottharium de quo supra, welcher seine Brüder alle vberlebet kohmmen, der auch Düringen vnd Hessenn regirtt,

4) aber nicht lange, vnnd nach ihme sein Sohnn Sigbertt, der hatte zur Ehe Brunhildam, Athanathildi der Gotten Koenig Dochter ein böse Vettel vnnd zeuget mit ihr einen Sohn Hildebert genant. Nach dieser Koenigen Todt, kahmen die Hunnen widerumb inn Düringen vnnd Francken,

aber die Koenigin Brunhildiß kaufft den Frieden mit Geldt oder jehrlichem Tributt.

5) Hilbertt Koenig Siegberts in Franckreich Sohn, wardt König inn Deutschlandt, kam aber baldt vmb (mit seiner Hausfrauwen Foeliba) wie man schreibt von seiner Mutter Brunhildenn durch Gifft im Bade, er hatte zweene Söhne, einen von einer Beyheltterinn geporen, hieß Theodebertus, regirett in Austrasia vnd Metz. Der ander Theodericus von seiner Ehefrauwen geborn, derselbige regierett inn Burgundien vnd zu Orlienß, verließ einen Bastart Sohn Sigbertum, welchen die Altmutter wollt zum Koenig erheben, aber Lottharius kam zuvorn.

6) Theodebert der Bastart Koenig in Düringen vnnd Hessenn kam mit seinem Bruder inn Burguundtt durch Anregen Brunhildis zum Kriege, vnndtt wardt in der Stadt Cöln, darein er geflogen, mitt Weib und Kindern erschlagenn. Er wirdt vonn seinen Dienern gelobt, daß er fromb vnnd Gottsfürchtig gewesen sey, die Hunnen haben ihn auch bekriegett, aber die Altmutter, wie droben gemeldt, kaufft den Frieden.

7) Lottharius (alii Clottharium) auch ein Bastardt geborn von Friedegunda (einer klugen vnnd bösen Beiheltterin) vnnd Hilperico der ein Sohn war Lottharii, von dem droben gesagtt, ahn diesen ist das Reich nicht allein inn Deutschland sondern auch in Frankreich kommen: dan als Theodebert vmbkohmen, vnnd bald hernach sein Bruder Dietterich, hatt sich Siegbert, Theoderici Sohnn, Lothario wyddersetzett, ist aber zu Wormbs mitt fünff seiner Brüder vnd der allten Brunhilden, welche desselben Kriegs eine Anstiffterin wahr, umbkohmmen, daß also die Reich so etzliche Jahr hero zertheilt gewesen wieder zusammen kommen, hatt derhalben dieser Koenig in Franckreich vnndt Deutschlandt regirett, außgenommenn Saxen, Frießlandt, Beyern, vnd Schwaben. Ist gestorben im Jahr 631 vnnd hatt verlassenn zween Söhne, Dagobertum vnndt Heriberttum.

8) Dagobertus Koenig inn Franckreich, Düringen vnnd Hessenn hatt viel Kriege gefürtt wieder die Saxen, Angelender vndt derselbigen viell vmbracht, er hatt auch viel Städte gebauet in Düringen vnd Hessenn, deren ehr ettliche nach seinem Namen genennet, alß Dagobertts Stadt jetz Duderstadt ein Stedtlin nit weitt von Erdtfurdt vndt in Hessen bey Fulda Dagobertshausen, dergleichen ahn der Löne nichtt weit vonn Marpurgk schlug er auff ein Kemnaten, die nant er auch Dagobertshausen, Item er bauet St. Peterß Münster zu Erdtfurdtt, dergleichen zerbrach er die Merbigs Burgk, vnnd bauett dar ein Kirch in St. Dionisii Ehre, er hatt auch Weissenburgk daß Closter im Speirer Bistumb gebauett, Item daß Münster zue S. Dionißs bei Paris.

Es haben Im getreulich gedienet die zweene Hertzogen St. Arnulphus

vnnd Pippinus Hertzog in Brabandt, wardt genaudt Marsalicus vndt Major domus, welchs eins ist vndt bedeut den höchsten oder größten imm Königlichen Hoff vnndt so lang er deren Ratth gepfloge, ist eß ihme glücklich ergangen, da er aber dennselben nachmalß verachtet, ist er ihn alle Untzucht vnd Laster gerathenn, vnnd hernach gestorben im Jahr Christi 645. Seine Hausfrau hieß Mathilda geborn aus Saxen vnndt hatt zwen Söhne verlassenn Clodoveum oder Ludovicum vnnd Sigberttum welcher inn Franckreich regirett.

9) Ludovicus, welchen die Frantzosen Clodoveum denn Andern naunten, hatt mit seiner Mutter Mathilda inn Deutschlandt regirtt in die 17 Jahr, ist gestorben Anno 662. Seine Hausfrau hieß Bechtildt, vnndt hatt verlassen drey Söhne Lottharium, Theodericum vndt Hildericum vnnd eine Tochter Irmel genandtt, deren bauet der Vatter ein Closter zu Trier die Scheuer genandt.

10) Lottharius der Ander regirt 4 Jahr starb Ao. 666. Vnnd kam sein Bruder Dietterich an seine stadt, wardt aber baldt widerumb abgesetzet, vnd in ein Closter verstoßenn, vnnd der ander Bruder erwehlett.

11) Hilderich (alii Childericus) Koenig in Düringen vndtt Hessenn vndt zugleich in Franckreich hat 12 Jahr regirtt, wardtt Anno 679 von Lodilone (alii Bodilone) einem Francken, denn er hatte an einem Pfal mitt Rutten lassen streichen, auff der Jagdt sampt seinem Weibe genaudt Blitthilda welche schwanger gieng, erstochen.

12) Ditterich sein Bruder ist hernach wiederumb auß dem Closter zum Reich erfordert worden, vnnd hatt 14 Jahr regierett, vnd haben ihm die Teutschen zum Regenttenn zugegeben Pippinum den Jüngern Hertzogen ihnn Brabandt, welcher ein Anherr gewesen Pippini Caroli Mag. Vatters, welche Dignitett nachmalß bei denn Koenigen blieben. Vndt von den Frantzosen mit einem zerbrochenen deutschen Wort Marsali genandt, wie droben angezeigt, dannenher ist auch Saalbuch vnd Lex Salica, dessen viell in Franckreichischen Rechten gedacht wirdt, es ist auch diese Dignitett lang bei diesem geschlecht blieben, vnndt also zugenommen biß sie zuletzt die Koenige vnderdrückt vnd zum Reich kohmen sein, dann dieweill diese denn meisten Teill im Koenigreich verwaltetten, lebten die Koenige in Wollust vnd Müssiggangk, derhalben sie vom Bapst abgesetzet wie volgett. Dieser Theodericus starb Anno 693, verließ drei Söhne, Lodovicum, Hildebertum vnd Lotharium.

13) Lodovicus III. oder Cladoveus Koenig in Düringen vnnd Hessenn, hatt nach seinem Vatter 4 Jahr regiret, ist gestorben Anno 697.

14) Hildebert (alii Hulderich) hatt 18 Jar regirtt, ist gestorben Anno 711. Hat verlassen zwen Söhne, Dagobertum vnd Danielem, welchen etzliche nennen Hilpericum, wie hernach gehörtt wirdt.

15) Dagobertus 2 Hildeberts Sohn (etzliche Chronica nennen diesen Clodoveum oder Ludovicum sagen aber nitt weß Sohn er sey). Zu dieses Koenigs Zeitten nemlich Anno 716 kam St. Bonifacius, der zuvorn Wenfriedt hiß auß Engellandt in Dutschlandt vorn erst inn Hessenn, hilt sich zu Fritzlar vnndt Franckenbergk vndt bracht sie zum Christlichenn Glauben, dann obschon zuvornn die Koenig in Franckreich Christen waren vnndt auch etzliche vnder ihrem Gebiet, jedoch achtetten sie der Religion nicht so hoch, alß deß Regiments, derhalben ordnet der Bapst diesen Bonifacium vnnd bevahl Carolo Martelo, der dieser Zeitt Major domus regni Francie vndt ein Vorwaltter inn Hessen vnnd Düringen war, daß er St. Bonifacium in dieselben Lande schicken solte, wie dann geschehen; also hatt St. Bonifacius in Düringen vndt Hessen Buchen vnnd Francken das Evangelium geprediget, vnnd getaufft, wie man sagt, den ersten Man zu Altenbergk in Düringen, Hugen genandt. Gott erlößet sie auch wunderbarlich von den Hunnen, denn St. Bonifacius macht sie frey von den Zinsen vndt Beschwerdten, so sie jehrlich den Hunnis geben mußten, wie oben angezeigt, derhalben sie sich desto lieber tauffen ließen, vnnd wardt also gantz Düringen gläubigk. Er ließ bauen daß Münster zu Ornndorff ihnn Düringen, in Fritzlar; desmalß war das Ertzbißtumb nicht zu Mentz sondern zu Wormbs.

Carolus Martelluß von dem droben gesagt ist, kriegett dieser Zeitt, wieder die altten Saxsen,*) welche ostmals inn Hessen fielen, vnd beschedigt ihre Nachparn an der Edder, derhalben er ein groß Volck samlet im Jahr 724. Und hatt manchen Streitt mit ihnen gethan, macht sie ihm auch daß Jahr hernach vnderthenig, verstöret ihre Veste Burgk, genandt Castorburgk, vnndt bauet darnach eine Kirch dahin, so Christenburgk genent ist worden.

*) Also sollen von Alters hero die Weßphelinger genendt sein, vnd aber den letzten Namen daher bekommen haben, daß ihr Hertzog oder Koenig ein weiß Roß oder Phölen im Schildt vnndt Panner gefürt, daher dieselben Saxsen Wyßphöln, so nachmals Weßpheling genandt worden.

Es wardt auch zuvor in Düringen vndt Hessen zerstört vnnd abgethan der Abgott Hamman, welcher soll Hörner auff der Stirnn gehabt haben. So batten die Hessen vnd Düringer St. Bonifacium, daß er wollet verschaffen beim Koenige, daß er ihnen einen frommen Christen Herren zum Regenten in Ihre Landtschafft schickte, welches St. Bonifacius Carolo Martello anzeigt, vnnd derselbe dem Koenige, welcher dessen hoch erfreuett vndt sandte Ihnen einen Herrn auß Franckreich, deß geschlechts ein Graven von Stauffen, mitt dem bunten Löwen der wardt genandt der Herr mitt dem Bardt, darumb daß er seinen Bardt nicht abscheren ließ, er bauete eine Vestung im lande die nent er Schönenburgk vndt wardt alß ein Vietz-

thumb vndt Landtrichter gesetzt darumb wardt er der Landsgrave*) genandt, daß er diese Lande in christlicher Ordtnung vnd gutten Satzungen regieren solt, welches er dan weißlich vndt redlich gethan, alsso daß ihm Hertzog Carolus Marttellus des Reichs Baner oder Fahnen bevohlen hatt, vndtt ist er wieder över Rein inn Franckreich gezogen, vnnd hatt zwene Söhne verlassenn Carolomannum vndt Pippinum, welche alß der Vatter verstorben, ann seine Stadt kommen sindt.

*) Grave oder Greve heißt in Sechsischer Sprach ein Richter. Comites itaque olim non domini terrarum sed judices erant, postea autem ab imperatoribus facti illarum terrarum domini, factumque est nomen dignitatis quod antea officii erat, unde tam varii hujus gradus leguntur. Pfaltzgrave fuere judices in palacio Imperatorum: Sic Burggravii, Margravii, Landgravii et Centgrave, Vitzgraff, Dinggraff, Raugraff, Reingraff, Wildt Graff, Go Graff.

Dieser Pippinus hatt Anno 737 den Stifft zu Hirßfeldt gebauett, vnnd viel guts in Düringen vnnd Hessenn darzue gegeben, daß Münster zu Fulda ist Ao. 745 vonn Bonifacio angefangen zue bauen, welches über 4 Jahr herrnach Bapst Zacharias der selbst dahin gezogen, geweihet.

16) Hilperich (der auch Daniel genandt) ein Bruder Koenigs Dagoberti, vndt ist im auch im Reich nachgevolgtt, wiewoll er sich der Regierunge, wie auch seine Nachkommen, alß oben gemeldt, nicht viel vndernommen, sondern mehr der Wollust gepflegtt, derohalben den meisten Theil in Franckreich vnndt auch Deutschlandt, Caroluß Marttelluß vnd Ludtwig mit dem Bartt, der in Düringen von ihm eingesetzt, vorwaltet, er ließ zweene Söhne Dietterichen vnnd Hilderichen den letzten Koenig von diesem Geschlechtt (dan allß dieser in ein Closter aus Verwilligung des Bapsts verstoßen, ist Caroli Martelli Sohn Pippinus zum Koenig erwellett worden Anno Christi 750).

17) Dietterich ein Sohn Hilprici regirtt nach seinem Vatter in Franckreich vndt Deutschlandt, er hatt einen Mogk oder Verwandten in seinem Hoff genandt Ludtwig dem gab er das Landt zu Düringen vnndt Hessenn vnndt macht ihn zu einem Hertzogen, daß er diese Lande neben dem Landtrichter oder Landtgraven (ist derhalben nicht vorgemelter Ludwig mit dem Bartt wie etzliche meinen) sollt handthaben vnndt vorwalttenn.

Also haben die Lande hernach etzliche Hertzogenn gehabt die zuvoren bei 220 Jahr vnder den Koenigen inn Franckreich gewesen.

1) Ludtwig der Erste Hertzog in Düringen vnd Hessenn, wie ob angezeigtt, doch hatt er nitt allenn Gewaldt in diesen Landen, dan die Koenige ihnn Franckreich vndernamen sich noch viel, alß in Stifften, Kirchen vnnd Clöstern zue bauen, auch anderer Sachen, darinnen ihn Hertzog Ludtwig nichts dorfft sagen, den er war vnder der Cronen Franckreich.

Er hat etzliche schwere Kriege geführtt wieder die altten Saxen, oder Weßſtheling, mitt Hülff Pippini Koenigs auß Franckreich, der lange Zeit viel Reutter zu Franckenbergk ligen gehabt, vnnd haben sie ettliche bestritten, daß sie haben müssen den Hessen Tribut geben, ist geschehen Anno 752. Man findt noch altte Anzeigung dieser Geschicht, ahn dem Ortt, da die altten Sachsen gelegen vnd geflogen, haben die Francken ein Kemnaten gebauett vnnd genand Franckenauw, etwan ein Meill von Franckenbergk, dergleichen sind auch an ander Örtter, da die altten Saxen vor vnd nach gelegen, Dörffer gebauett worden, da nach Ihnen genendt alß Aldendorf, Altenhausen, beide nicht weitt von Franckenbergk gelegen.

Da aber Pippinus gestorben, kahmen die Saxen oder Weßpheling wieder vnd theten großen Schaden in Hessenn, verbrannten Fritzlar, ohn die Kirche so sie nitt verbrennen kunthen, geschahe umbs Jahr 775. Nachmalß aber alß sie offt widerkohmen, hatt Carolus Magnus Pippini Sohn, Hertzog Ludtwigen etliche Söldner geschickt, vndt ist also von beiden Hausen eine Schlacht geschehen zwischen Franckenberg vnnd Franckenauwe, vnndt haben die Christen gesieget, vnd viel tausende Saxen erschlagen, der Ortt ist daher Alltfeld genendt worden, vnnd Carolus Magnus hatt in gefreiett an Zehenden vndt anderem.

2) Ludtwig der zweite hatt auch regirett zu Caroli Magni Zeitten, vnd zwen Söhne verlassen, die haben daß Landt getheilett, nemlich,

3) Ludtwig der Dritte regiret inn Düringenn.

4) Chunradt regiret inn Hessenn, zu dieses Zeitteun hatt Carolus Magnuß in Hessen viel lassenn bauen, vnnd etzliche Ortt sonderlich befreyett, alß Franckenbergk, Fritzlar, Eschwege, auch Homburgk bey Salza Helfeldt.

Es scheinet auß Aventino, daß dieser Hertzog Cunradt sey vonn Alberto Bambergense vmbracht worden, davon viel inn andern Chronicis vnd daß er auch ein Vatter sey gewesen Cunradi des Ersten Keysers, von dem hernach gemeldt wirdt, wohe dem also wehr, hatt er auch mehr Brüder gehabt, nemlich Rudolphum Bischoffen zur Würtzburgk, Eberhardum vndt Gebhardum so in der Wederau regirtt haben.

Nach dießem Hertzog Cunraden haben drey Hertzogenn zue gleich inn Düringenn vnndt Hessen regirett, Luppoldt, Burckhardt vnnd Cunradt, ich halt die zwene ersten seyen deß Ludovici des dritten Söhne gewesen.

5) Luppolduß Hertzog in Düringen vnd Hessen, zu dieses Zeitten nemblich Anno 907 kamen die Ungern mitt großer Machtt in Düringen, vnnd forderten die altte Zinse oder Tribut, welche erstlich die Hunnen, wie droben gesagt, gemachtt, vndt St. Bonifacius sie davon entledigett, inn diesem Kriege wardt Hertzog Lupoldt erschlagen, doch wurden die Ungern von den Christen wiederumb auß dem Lande geschlagenn.

6) Burchardusß der sechste Hertzog inn Düringen, diesemm fielen auch die Ungern inß Landt Anno 911. Da schrieb er denn benachbarten Herrn, als Saxen, Francken, Schwaben, Beyernn, vnndt Oesterreich vmb Hülff, die kamen mitt 8 Banneren vndt stritten mitt den Ungern, nahe bey dem Ortt da itzund Eisenach ligt, er kam aber vmb samptt dem Hertzogen inn Oesterreich, auch viel Graven, vnnd Edellleutten, jedoch behielten die Christen daß Feldtt vnnd kamen die Ungern nicht daß vierte Theill davonn. Darnach sterckten sich die Ungern, vnnd kamen wiederumb in Deutschlandt, verstörten manche schöne Stadt, Schloß vnd Dorff in Sachsen, Düringen, Hessen vndt Francken, Schwaben, Beyernn, Elsaß vnndtt Lottringenn.

7) Chunradt der siebendt Hertzog inn Düringen vnndtt Hessenn wardt erkoren zu einem Römischen Kayser nach Ludovico dem 4 ihm Jahr 912. Etzliche schreiben er sei einn Hertzog inn Francken gewesenn, Aventinus aber vnnd andere Chronici sagen außtrucklich er sey ein Hertzog ihn Hessen vnnd Chunradi 4 obgemeltt Sohnn gewesenn.

Es haben sich ihme viel Fürsten vnndt Herren wiedersetzett, so ihm diese Dignitet vergunneten alls Beyernn, Saxen, Schwaben, vnnd Lotthringen, die er doch vor seinem Thodt zu mehrem Theill stillet, wie solches andere Chronica nach der Lenge melden, vnnd solches hatt in verhindertt, daß er nichtt die Ungern so wiederumb inn Deutschlandt kommen, bestreitten kuntte, mußte derwegen den Frieden kauffenn. Er hatt daß Kaisertum 7 Jahr regiret, ist gestorben Anno 929 vnnd zu Fulda begraben, hatt keine Erben verlassen, darumb diese Lande vnder dem Römischen Reich oder den Keysern gewesen, vnnd auch zum Theill vnder den Bischoffen von Mentz, dan Keiser Otto der gab seinem Sohn Wilhelmenn der ein Bischoff zu Mentz war ein Theill der Lande Düringen vnnd Hessenn, sind derhalben bey den Beiden blieben biß vff Conradum den 2. daß ist in die 100 Jahr nemlich vnder Henrico dem ersten, den dreyen Ottonibus vnnd Henrico dem Anderen.

Nun volgett wie Düringen vnd Hessen Ihre Eigne Fürsten bekommen, vonn denen noch heut zu Tage die Landtgraven beider Lande Ihrenn Ursprungk habenn.

Conradus der 2. dieses Namens Römischer Keyser genandt Saliquus, von wes Geschlegtt er eigentlich geborn, ist vngewiß weil die Historici hierin streitten, er hatt eine Hausfrauw Geisella genandt, die war von Königlichem Stamm auß Franckreich, nemlich Koenig Ludwigs auß Aquitanien Tochter die erwarb bei ihrem Herrn dem Keyser vnd dem Bischoff Bardone von Mentz, ihrer Schwester Son Ludovico die Landtschafften Düringen vnd Hessen, aber zum bessern Bericht will ich dieses genealogia vnnd Historу hernach eigendtlich setzenn:

Ludwig Koenig in Franckreich vnd Aquitanien, der letzte von Caroli Magni Geschlegt hatte zur Ehe Blancam Koenig Ethelstanß oder Edelstandts aus Engelandt (ulii Castilien) Tochter vnd mitt ir nur zwo Töchter gezeuget.	Geisella so erst zur Ehe gehabt Brunonen Margraff ihn Saxen, darnach Ernsten Hertzogen in Schwaben vnd letzlich Keiser Chunradt mit dem sie gehaptt	Ludolff Margraff in Saxen. Ernst Hermann. Henricum den dritten Keyser.	
	Blanca oder Blankschitt hat zur Ehe Wilhelmen den eltern Hertzogen von Orlienß vnnd Hennegau vndtt zeugett	Hugonem des Stiffts zu Mentz Hoffmeister hat einen Sohn Ludwig der erbet seines Bruders Land wie volget	Wignam oder Wilhelm der erstach einen Graven von Spanheim (welchen er im Verdacht hatte, daß er ein Ursag wehr dessen daß der Bischoff seines Vatters Gütter Ludtwigen seinem Vetter vorlihen hatte), vorm Bischoff vndt wardt derhalben geköpfft.

Nota alls Hugo deß Stiffts zu Mentz Vitzthumb war, öberkam er viel Lehnschafft in Düringen vnnd Hessen, welche nachmalß sein Bruder öberkahm, vnnd ist letzlich zumm Graven vom Keyser in den Landen gemachtt worden.

1) Ludtwig Hertzog Wilhelmß vnndt Blanckschiedt Sohn öberkam vom Keyser, wie ob angetzeigt, Düringenn vnnd Hessen dan er vnd sein Bruder arme Herrn wahren, derhalben dieser erste in des Keysers Hoff, wie der Ander im Mentzischen Hoff auffgenommen vnnd auch zum Vitzthumb in Düringen erstlich gesetzt wie aber der Keiser hernach verstanden vom Volck, daß er sich gantz weißlich vnnd woll hilt, hatt er ihm dieselbige gahr bevohlen, vnnd zu einem Graven gemachtt inn denselben Landenn. Seines langen Bardts halber wardt er genandtt Ludtwig mitt dem Bartt, er bauet ein feßt Schloß genandt Schauenbergk bei Fridrich Roda inn Düringen, vnnd liß den Waldt bei Reinharttsborn in Grundt außroden, vnndt Dörffer dahin bauen allß Kaldenfeldt, Alltenbergk, Bruterode, daher ist er auch genand worden der Grave vonn Schauenbergk oder Scheuenbergk, da er dan auch seine Wohnung gehabtt. Ihm Jahr 1041 bauett er die Pfarkirch zum Alttenbergk, die Bischoff Bardo vonn Mentz selber weigte. Ist Anno 1042 auff dem Turnier zu Hall in Sachßen gewesen, alß er Anno 1055 zu Keiser Heinnrich deß Dritten seines Vetternn Begrebnuß gen Speier zoge ist er uff der Widerreiße zu Mentz kranck worden, vnnd daselbst gestorbenn, vnnd zu St. Alban begraben. Er hatt eine Hausfrauw genand Cecilia, Hertzogin vonn Braunschweig ein Wittfrau, die hatt ihm

zubrachtt Sangerhaußen in den Dorffen vnnd groß gutt, mit der er gehabt fünff Söhne vnndt drey Töchter.

Ludwig der Ander der eltest Sohn genand der Spreuger, kam ahn des Vatters stadt, davon hernach weitter gesagt wird. Wilhelm der 2 Sohn Graff Ludwigs mitt dem Bardt, wardtt einn Margraff inn Düringenn, Otto wardt Margraff ihn Hessenn an der Löhne vnd bauet daß Schloß Marburgk, so den Namen dannenhero bekommen, weill dieselbige Landtschafft die Margk vonn Hessen genendt ist worden.

Es ist auch zu mercken, daß Marburgk die Stadt lange hernach von Sanct Elisabettenn vnnd ihren Enckeln ist gebauet und erweitert worden, die zuvoren ein Dorff oder Thal vnder gemeltem Schloß gewesen wie solchs in Sanct Elisabethen Legend zu sehen.

Henrich der wardt ein Herr zu Raspenbergk das er selbst bauete, er starb auff der Fart zu Jerusalem vnd wardt wieder brachtt gehn Meissenn vnnd zu Reinhardsborn begraben Anno 1131.

Beringer dem wardt Sangerhaussen mitt seiner Zugehör vnd verliß drey Söhne, Ludwigen der bauett das Schloß Lohr, Ditterich der wardt ein Grave zu Bercken, Chunradt der bauet Hohenstein, vnnd ließ einen Sohn Elger genandt, der bauet die Elgerburgk, Hilgarden nahm Graff Poppo von Hennebergk, Juttam hatt Graff Dietterich von Liderbauch vnnd zeugett mitt ihr Graff Beringern, Adelheitt wardt eine Closter Jungfraue.

2) Ludtwig der Ander der Sprenger genandt, darumb daß er dem Schloß Gebichenstein över den Felsen in die Saal sprang vnnd schwamm davon, dann es hatt in der Bischoff von Hall (soll vielleicht Bremmen heisen dann derselbige Bischoff war Pfaltzgraff Friedrichs Bruder, vnnd hatte beym Keyser angehaltten vmb Straff) gefangen, darum daß er seiner letzten Frauen ersten Mann, Pfaltzgraff Friedrichen vonn Saxenn vmbracht, welcher auff Schiplitz wohnett, vnd hatt ein schön Weib, welche Ludovicus über die Massen lieb hatte, vnnd alß er ihr daß zu verstehen gab, hatte sie ihn auch lieber gehabt den ihren Mahn, macht derhalben einen solchen Anschlag es sollt Graff Ludwig bei Schiplitz jagen, so wollt sie ihren Herrn herausschicken. Da möchtt er sehen daß er ihn vmbrechtt, wie geschen. Ludovicuß kam auff die Jachtt bließ seinen Hunden, da daß die Frau hört, lieff sie zu ihrem Herrn, der eben im Bade saß schaltt ihn daß er ihm sein Gerechttigkeit also nemen liß und wartet er unterdeß seines Leibs, der Herr sprung auß dem Bade thett sich auffs Leichtest ahn, saß auff einen Klepper ritt Ludovico nach im Rechtt zu sprechenn, der befahl einem Diener, so ihn mit einer Glenen erstach, da nam Ludovicus die Frau ist geschehen Anno 1080, wie das etliche Rithmi anzeigen:

Anno milleno septuageno quoque deno
Tunc exspiravit Pallatinus Fridericus
Hasta prostravit Comes illum Ludovicus.
6 Cal. Aprilis.

Er hatte viel Vesten vnd Schloß gebauett im Lande nemlich Numburg daß Schloß vndt das Stettlein darunder Freiberg genandt, Item daß Schloß Warbergk bei Isenach vnd die Stadt, so nichtt in sein Reich gehörtte, mitt Vortheil vnnd Betrugk vberkommen welch nachmalß der Landtgraffen Sitz worden ist, die Kirch zu Sangerhaußen zu St. Ulrich so er gelobt in der Gefengnuß dann er hatte ein Gelübd S. Ulrichen in der Gefengnuß gethan und ihn angeruffen, woh er ledig würde ihnn seiner Ehr eine Kirche zu bauenn. Er hatt auch Sangerhaußen wider den Willen seines Bruders Sohn erkaufft. Wie er nun so hartt gefangen saß, erdacht er denn List, er wollt sein Testament und Endschafft machen, damitt wahn der Keyser kehme, so ihn tödten würde, er vngeseumet wehre, daß wardt ihm gestattet, schickt also nach ein Diener, dem er daß Testament vbergebe, mit dem handelt er heimlich von seiner Ehrledigunge vnd nent ihnn auch ein Tag auff welchen ehr kommen vnd ihm sein Pferdtt, Schwan genand, bringen solte, wie geschae. Denselbigen Tag nahm er sich an ihn fröre, bath seine Hütter, deren ihn sex verwachtten, sie solten im vergunnen, daß er seinen Rock anthete, wie geschahe, da ging er ettlichmahl auff vnd abe auff denn Kemnaten vnvermercktt, biß er seinen Diener ersahe, da sprang er zum Fenster hinauß in die Saal, dem kam der Knechtt zu Hülff brachtt ihn auff sein Pferdt, vndt also reitt in Eill gen Sangerhaußen. Er ist hernach widerumb von Keyser Henrico 4. obgemeltter Thatt halber gefangen wordenn, vnnd alß er auch Rudolpho dem Hertzogen aus Schwaben (welchen der Bapstt wider Henricum 4. zum Keiser von etzlichen Bischöffen hatt erwelen lassen) im Kriege vor Merseburg wider den Keyser beygestanden war, istt er abermal vom Keiser gefangen wordenn.

Anno 1085 hatt er das Closter Reinhartsborn gebauet vnnd dartzu gegeben daß Schloß Schauenbergk samptt seinem Zugehör.

Einßmahls begabs sichs daß ihm seine Hausfrauw auff einen Charfreitig Fleisch vorgesetzt zu essenn, dessen er sich gar hoch entsetztt, Da sagt die Fraue, wie komptt es Herr das ihr euch davor so hoch scheuet, daß doch Gott nitt verbotten, sondern der Babst, vnd aber andere große Sündt ohn Scheu vnd Reu so Gott verbotten thut, alß er dieses hörtt erstarrett er, vndt sas eine Weill stillschweigendt, hebt hernachen bitterlich zu weinen, erkante seine Sünde, vnnd brachtt die Frau auch zur waren Reu, enthielt sich ihrer, vnd zoge nach Rom, erlangt Ablas vom Bapst, letzlich hatt er eine Kapf angezogenn vnd ist ein Mönch auff des Bapst Befelch worden

in dem Closter Reinharttsborn so er selbst gebaut vnnd also Anno 1123 ihn der Kapsenn gestorben, da ehr, wie seine Diener sagten, das Silentium rechtt gehaltten hatt.

Er hatte erstlich zur Ehe Hertzog Ulrichs von Saxen Tochter, die aber bald starb, darnach nam er Adelheiten Margraff Otten von Baden oder Stadenn Tochter, welche zuvorn Friedericum Pfaltzgraven inn Saxen, den er wie ob angezeigt vmbracht gehabt mit deren Ludwig der Sprenger 5 Söhne vnnd 3 Töchter zeugete.

Der erste Sohn auch Ludwig genandt kam an deß Vatters Stadt, vnnd wardt der erste Landtgraff inn Düringen vnnd Hessenn, wie hernach, Otto der 2. Sohn wardt Bischoff zu Zeitzs vnd zu Numburg da er auch istt begraben. Heinrich vnndt Chunradt sturben junck. Herman der fünffte Sohn starb zu Hammersteinn inn der Gefengniß, Kunegundt wardt Grave Wigman vonn Sachsen, sie bauet daß Closter Kalderbornn, Adelheitten nam Graff Ulerich von Weimar, Cecilia nahm Graf Herman von Wildensehe.

3) Ludwig der dritte deß Namenß Keiser Lotharii des 2 Tochtermann, derohalben vnd sonsten auch daß er ein dapfferer Herr waß, macht er ihn mit ander Fürsten Rath vnnd großer Freudt, zu einem Landgraven ihn Düringen vnnd Hessenn, vnnd machtt ihn einen Lehn Herrn vor 12 andere Graven vnnd Herrn, so damahls ihn denen Landen gewonet, deren nun etlich abgestorben, vnnd ihre Landtschafften auff die Herschafft oder Lehen Herrn kommen, alß Orlamünde, Weymar, Keffenbergk (ist der letzte in einer Walfarth nach Jerusalem gestorben) Brandenborgk, vnnd Molbergk ahn den Bischoffen von Mentz kommen, er gab im auch daß silbern Zimbel auff seinen Helm, wie ehr der Koenig ein guldneß führete. Er ist Anno 1149 gestorben zu Warbergk bei Eisenach, so er gebauet, oder erneuert Anno 1067 vnd zum Reinhardts Bornn begraben, seine Haussfrau hiß Hedwig Keiser Lottharij deß Saxen Tochter die hatt fundirt daß Closter Reimerßhausen, hatt mit ihr 4 Söhne vnndtt 4 Töchtter, der erste Sohn hiß auch Ludtwig, kam an deß Vatters Stadt, davon hernach. Otto vnnd Henrich sturben jungk. Ludtwig der Jünger vnnd virtte Sohn, wardt ein Herr zu Thinnersbrücken, so er selbst bauett. Juta die erste Tochter ward dem Koenig inn Behmen, vnnd gebar Koenig Odockarn. Hedwig oder Adellheit die bauet daß Closter zu St: Niclas in Eisenach, vnd ward ein Abtissin darinn. Cecilia nam Hern Ulrichen ihn Behmen, Mechtildt die vierdte Tochter bekam Graff Dietterich von Werlen.

4) Ludwig der viertte deß Namenß genand der Eisern, vnd der zweytte Landgraff in Düringenn vnnd Hessen, er war noch gar junck, da er zum Regiment kam, auch schlechtt vnnd zu gutt, dann er wenig auff die Regirung sahe, derohalben mißbrauchten die Gewaltigen vnnd die von Adell

seiner Gütte, vnnd rissen viel seiner Gütter zu sich, sonderlich im Land zu Heßen dahin er selten kam, also daß sein Land vnd Herrschafft geringe wardt, auch die Underthanen von seinen Beampten, vnnd Höchsten hardt betrenget, derhalben sie auch vngedultig vber ihren Herrn wurdtenn, vnnd wider ihn murreten, biß er solches wunderbarlicher Weiß innen wardt.

Dan man schreibt er sey einsmahls in Düringenn alß er sich verspättet auff der Jagt zu einem Waldtschmidt kommen in der Rula nicht weitt von Eisenach der in beherbergt, aber vnwissendt daß er sein Herr wehre, derselbe alß er des Nachts pflage hardt zu arbeiten, hatt viel böser Wordt, so offt er mitt dem Hammer auff den Amboß geschlagen, vonn dem Landtgraven gesagt, alß Pfie Dich du vnfletiger Herr, werr Dich nennet soll alwege seinen Mundt waschen. Ittem nun werdt hartt, nun werdt hartt, Du elender Herre, wer solt gerne lenger vnder Dir leben, der eine schmiert Dir den Mund, der ander schetz Dier deine trew Vnderthanen, der dritt beraubt sie, der vierdte wettet dir biß vnnd daß ab, der fünffte schmiert Dich mitt denn eigen Schmaltz.

Alß der Herr solche Wortt hörett, schwig er still vnnd bildet sie ihn sich, reitt deß Morgenß hinwegk vnd gedachtt er wolt anderß zu seinen Sachen thun, wie dan geschahe, dan er strafft mitt großem Ernst seine Widerspennige, von Höchstenn ann biß an den Geringsten, wurdt ihnen hartt genug, derhalben sich ihm etzliche widersetztenn, welcher ein Theill er fing bei der Numburgk, vnd hatt sie je vier in den Pflug gespannet, vndt einen großen Acker mitt ihnen gearet, den er vmbsteinett vnnd befreiet hatt zum gedechtnuß, daß in menniglich hernach geforchtet hatt, welchen aber viel forchten (wie man sagt) muß sich auch selber forchten, darumb dieser Landgraff stets woh er hin geritten ist, mitt seinen Dienern Harnisch gefurth hatt, darumb er der eisern genandt ist worden.

Anno 1170 zoge Landgr. Ludtwig mitt Keiser Friederichenn seim Schwager wider den Hertzogen in Polen der bezwungen wardt, daß er Gnadt mußt begehren; Inn der Vmbreiß ludt der Landtgraff seinen Schwager zur Naumburgk, da seine Schwester die Landgrevin ihrer warttet, der Keiser besicht deß Morgenß das Schloß, den Bergck vndt Gelegenheit so ihm wolgefiele, vnd sagt daß es ein fein Schloß wehre, wenß mitt Mauren vnd Greben vest gemachtt wirdt, der Landgraf antwortett, er wolts balt fest gemacht haben, wenß von Nöthen wehre, da fragt der Keiser wie baldt, sagt ehr inn dreyen Tagenn, da lacht der Keiser vnd sprach, dann muste er ein schwartz Künstler sein, antwortt der Landgraff nein, dessen sich der Keiser sehr verwundert.

Wie nun Alleß angerichtt, daß sie zu Disch solten gehn, befahl der Landgraff seinen Räthen in Eil allen Graven, Rittern vnd Edelen vmbher

zu schreibenn, daß sie wolgerüst vnd aufs herrlichst wolten bei Nacht vnd Tag bei der Naumburg, in geheim, vndt still erscheinen vnd wie diese heimlich vorhanden ordnet er daß sie deß andern Morgenß Früe vor Tag rings vmb das Schloß stunden, mitt ihren Panier, Harnisch vnnd Wehren, ein Jeder auffs Zierlichst die Graven fornen, vnnd hinder ihnen ihre Diener, wie nun solchs in großer Dicke vnd Menge auffs Zierlichst verordnett, rieff er den Kaiser vndt sagt ob er seine Steinmauer besehen woldt, der sagt Ja, auß Verwunderung wie die so baldt gemacht wehre, vnd darnach vielmehr daß er ein so groß, zierlich vnd wolgerüst Volck sahe, welchs der Landgraff in so schneller Eil zusammenbrachtt, vnd dem Keiser sagt, daß das seine Mauer vnd mitteinander seine Lehn Leutte wehren, so nachmalß mit Freidenn dem Keiser zu gefallen viell Ritter Spiel erzeigtenn.

Darnach alß er mit dem Keiser in Italien im Krieg wahr fing seine Hausfrau ahn erst eine Maur vmb den Berg bei Weissen Sehe zu machen, alß vmb einen Gartten, darnach hub sie ahn ein Hauß zu bauen, dartzue daß sie Herberg hette vnderwegenn wen sie von Warberg nach der Naumburgk zöge, die Graven vonn Beuchlingenn, auf dere Eigenthumb biß zum Theil war, bathen davor, sie gab aber nichts darauff, da schickten sie Bottschaft zum Keyser, der zeigt solches dem Landtgraffen ahn, der sich zornig stellt, schreib neben dem Keiser der Frauen sie solt solchs vnderlassenn, vnnd gab dem beuchlingischen Botten den Brieff, aber darneben schickt er einen heimlich zur Frawen der jenem zuvor kam vnnd schreib sie solt sich weder seines noch deß Keisers Schreiben lassen ahngehen, vnnd den Bau außführen, wie dan geschahe.

Da aber der Landgraf anheimisch kam, nahm er sich noch kegen die Graven an, er wehr zornig över die Frau vnd besahe den Bau vnd sprach, wolan wehr eß ein geringer Bau, so wolt ich in abreisen, weil er aber groß vnd nuhn so weitt kommen, so will ich mit euch doch keinen Zweispalt haben, vndt den Platz betzalen, also kaufft ehr den Platz vmb ein Geringeß vnd bauet hernach die Stadt daran. Er zerbrach die Mauren zu Erdtfurtt auß Anregen des Keysers seines Schwagerß. Ist gestorben auff dem Schloß Naumburgk im Jahr 1173 vndt seine Widerspenstige vom Adel, so ehr gestrafft, daß sie ihn sehr hasseten, wie ihm vnverborgen, musten ihn auff ihren Achseln tragenn, biß gehnn Reinhardtsborn, daß sie ihme dieweil er kranck lage, zu thun geloben musten.

Ehr hatte zur Ehe Jutam Hertzog Friedrichs aus Schwaben Tochter und Keiser Friedrichs Barbarossae auch Hertzog Conradts Schwester, welche Ao. 1191 gestorben, vnnd haben 3 Söhne vnd ein Tochter mitt einander getzeuget, nemlich Ludwigen, Hermann, Friederichenn vnnd Jutten.

5) Ludwig der fünffte deß Nahmenß vnd der dritte Landtgraff zu Hessenn

vnd Düringenn wardt der Milde genandt, dan eß ein frommer, holdseliger vnd dapfferer Fürst, vnd den Armen geneigt wahr.

Im Jahr 1175 wurden die von Erdtfurdt dieses L. Ludtwig Feinde, vnnd hatten die benachtparten Graven, deß Landtgraven Lehn Leutt, mit Geld zu sich gezogen, der Hertzog samlett ein Heer wardt aber der Krieg baldt gesönett durch den Keiser.

Hertzog Henrich von Braunschweig überzoge auch diesen Landtgraffen Anno 1180 darumb daß er auß des Keisers Anregen in zuvor beschedigt, schoß Feuer in Northausen vnd Mölhausen vndt verbrandt sie, da manten auch Landtgraff Ludwigk vnd Hermann sein Bruder ihr Volck auff vnnd eilten dem Hertzogen nach der flohe vnnd wurdt beiderseits viel Volcks erschlagen, aber L. Ludtwig vnnd Herman gefangen, welche der Keiser so nachmalß gen Erdtfurdt kahm, wieder ledig machte, alß er den Hertzogen von Braunschweig in die Acht thete.

Er ist Anno 1179 zu Cöln auff dem Thurnir gewesen vnnd ist im Türgken Zuge so er mit Keiser Friederichen dem 1. in Palestinam gethan in der Belagerung vor Ancona vmbkomen Anno 1190. Seine Diener haben die Gebein hernach gen Reinharttsbornn bracht, seine Hausfrau hiß Margreda (alii Mechtildt) auß Oesterreich verließen aber keine Erben, darumb die Herschafften an L. Herman fielen.

Friederich bauett Dreys vnd Ziegenhain, vnnd wardt auch ein Graff zu Ziegenhain, vieleicht der erste Graff wiewoll der Graffen von Ziegenhain zuvor gedacht worden. Jutam ihre Schwester nahm Henrich Raspe.

6) Herman der dritte Sohn L. Ludwigs deß Eysernn, kam nach seines Bruderß Ludtwigs Todt zum Regimentt vnd wardt Landgraff in Düringen vnd Hessen vnd Pfaltzgraff in Sachsen. Ihm Jahr 1193 hatt in der Bischoff von Mentz bekrigett dem der Landgraf begegnet, vnd mit im gestritteun vnd ihn in die Flucht geschlagen, vnd viel Volcks gefangen. Vnd hernach im Jahr 1195 wardt er bekriget vom Bischoff vonn Cöln, vnd Bischoff Conraden vonn Mentz welche sich erst vor Grunenburgk legertenn vnd eß verbrauten, darnach für Marburgk vnnd verbrautenß auch, sie theten auch vmb Franckenberg Schaden, gewunnenß aber nicht, dan sie hatten damals sechs guter Warten gebauet, darnach vor Melsungen. Er hatt auch Krieg mit Henrico dem Apt von Fulda gehabt, vieleicht hatt dieser beiden obgemeltenn Bischoven bei gestanden wie Graf Gottfriedt von Ziegenhain dem Landgraffenn. Margraf Albert in Meisen hatte Krieg mit seinem Bruder Henrico oder Diethero der lage vor Weisenfels, nuhn rieff M. Albert L. Herman ahn vmb Hülff wider seinen Bruder der im daß Landt nehmen wollt, verhiß sein Sohn solt L. Hermanß Tochter nehmen. L. Hermann entpott ihme err sollt abstehen, er würde M. Alberten helffen,

da zoge er ab der Meinug sich mitt seinem Bruder zuvertragen, wurden dreimahl Tage angesetztt, aber er kam nicht, also zoge L. Hermann mit 1800 Helmen dapfferer Leut in Meißen, dadurch sie hoch erschreckt, vndt wardt ein Fried gemacht, doch alß dieser Hermann von den zwen Bischoven Mentz vnd Cöln bekrigt wardt vnnd er sie von Melsungen so sie belegert hatten schlagenn woltte zog dieser Margraff im in Düringenn. Da muste er zuerücke, schlug erst diesen in die Fluchtt, nachmalß wolte er die zwen Bischovenn bestrittenn haben, aber die zwen Äpte von Fulda vnnd Hirsfeldt machten Söhnug imm Feltt.

Anno 1203 widersetzt sich L. Hermann auß Anregen deß Bapsts Keyser Philipßen der sein Vetter war, Von wegen seiner Mutter, vnnd hatte zum Beistandt den König inn Bhemen vnd Grave Willhelmen von Catzenelbogen, wardt aber vom Keyser geschlagen inn Düringen, daß er muste durch den Fusfall Gnadtt begeren. Hernach anno 1212 hatt in Keyser Otto der Viertte auch överzogen vnd Düringen verheerett darumb daß er sich auch vom Bapst lassen bewegen vnndt Otthoni wiedersetzett.

Anno 1211 schickett L. Hermann Graff Meinhartt von Molbergk, Herrn Walter Schenken von Varila, vnd Fraw Berten Rudolphs vonn Beulebenn Witwe samptt andern Herrn vnd Frauen gen Breßburgk zum Koenig in Ungern vmb seine Dochter Elisabetheun seinem Sohn Ludwigen zu erwerben, welche der Koenig mit einer silbern Wigen vnnd silbern Badmulen sampt andern köstlichen Kleinothen in Düringen schickett allß sie nue vier Jar, vnnd L. Ludwig eilff Jahr allt war vnnd ist also in Düringen bei Agnesen Landgr. Hermans Dochter zu Eysenach vfferzogen worden, darvon hernach weitter.

Er war Anno 1197 mit seiner Hausfrauen zue Nürnbergk auff dem Thunir, dergleichen zu Wormbs Anno 1209. Ist gestorben zu Gotha Anno 1216 vnnd zu Eisenach begraben in St. Cathreinen Closter so er selbst gleich zuvorn gepawett.

Er hatte zwo Frawen die erste hieß Sophia vnnd war deß Pfaltzgraven vonn Saxenn Dochtter, mit deren er Meissen överkam, den sie hatte zuvor Heinrichenn Cunradts Sohn Margrafen zu Meysen gehabtt, mit dieser hatt er zwo Döchter gezeuget, nemblich: Hedwigenn die wardt L. Alberten in Elsaß verheuratett, Jutam nam Margraf Dieterich (alii Henrich) von Meissenn, Alberts Sohn vnndt zeuget Margraff Henrichen Lametsch genant, von dem hernachmalß gesagtt wirdtt. Vndt alß diese seine Hausfraw starb Anno 1200, nam er Anno 1201 deß Pfaltzgraven bei Rhein vnnd Hertzogen in Beyern Dochter auch Sophia genandt mit deren er gewan vier Söhne vndt zwo Döchter, Ludtwigen, Herman, Henrichen vnndt Conradtenn. Agneß ward mitt St. Elßbethen aufferzogenn

vndt vberkum ein Hertzogen in Östreich an. 1223, ist im zu Nürnbergk beygelegt wordenn. Margrethen nahm Graff Heinrich von Anhalt, Hermann starb jung im Jahr nach seinem Vatter begraben zu St. Cathareinenn. Chunradt wardt erstlich ein Landtvogt inn Düringenn vnnd Hessen, denn die Brüder wolten daß Land nicht theilen, er bekrieget Bischoff Seyfrieden vonn Mentz den es fordert derselbige Bischoff von den Geistlichen ein grosse Steur, vnndt dergleichen auch vom Apt zue Reinharttsbornn, dem verbott L. Cunrad er sollte Im nichts geben, denn er hette des keinen Fug, da thett der Bischoff denn Apt inn Bann, vnd bracht ihn dahin, daß er ghen Erdtfurt zum Bischoff kam vnnd begert Gnad, da ward im zur Buß aufferlegt er solte drei Tage zu U. L. Frawenn vor den Thum-Hern oben nackent knien, vnnd zwenn Besenn in den Henden haben vnd sich damitt lassen streichen, wie das geschahe, komppt es daß der Tage einen L. Conradt von Numburgk wolt gen Eisenach ziehen, vnnd reyset durch Erdtfurdt, vnd wie er deß Morgenß zue U. L. Frawen Meeß hörte, sahen seine Diener vonn vngefehr den Apt sich im Creutzgang außthun, vnnd zeigten es ihrem Herrn an, der kam hinzu, vndt nam den Bischoff mit denn Haaren, vnnd zoge seinn Schwertt auß, hette in auch erstochenn, wo mann nichtt gewehret, zoge darnach zu seinem Bruder Henrichenn bath vmb Erlaubnuß vnnd Volck, sich gegen dem Bischoff zu rechen, daß er in gewehret, also sammlet er einn groß Heer, vbertzoge den Bischoff vnnd fügt im viel Schadenß zue, lag vor Fritzlar, schoß Fewer darinn, dadurch die Statt vnndtt viel Leutt verbranten, er finge auch den Bischoff vonn Wormbs mit 200 Gewapneten, samptt vielen Thumbherrn, so in Fritzlar lagen. Darnach wardt ein Vertrag gemacht wie die Schrifft so noch vorhanden anzeiget vnnd hatt in der That gereuet, ist zum Bapst Gregorio getzogen, hat der ihm befohlen er solt dem Bischoff Erstattunge thun welches er den gethan vnnd hat die Thum Kirch zue Fritzlar wieder gebauet, gab denn Zehenden seiner Dörffer dem Stifft Fritzlar. Er bauet das Prediger Closter new zu Eisenach. Item er gab auch den Hoff zue Greffstadt zu dem Spitall St. Elisabethenn ewiglich, zoge ein geistlich Kleidt ahn, vnnd wardt ein Meister Deutsches Ordenß inn Breussenn. Item er hatt auch daß schöne Münster zu Marpurgk St. Elißbethen Kirch vier Jar nach irem Todt, alß er gehörtt, daß viell Wunderzeichenn an dem Ortt geschehen anfangen zu bauen sambt dem teutschen Hauß. Er ist gestorben im Jar Christi 1240 ligt zue Marpurgk begrabenn.

Hie will ich erst L. Henrichenn setzen, wiewoll er alß der Jüngst nach seinem Bruder Ludwigen regirtt hatt, weill er kein Erben verlassenn.

Heinrich der zweitte Sohn L. Hermanns hat den Grafen von Weissenfels vbertzogen, gewan im sein Schloß Wisselbach ahn, vnnd ergriff 25 Räuber

darauff so er all entheupten liß, er ward auß Anregen deß Bapsts vnnd etzlicher Fürsten zum Römischen Keyser auffgeworffenn vnnd erkorenn, wider Friederichen den Zweittenn vnd seinen Sohn Chunraden, dessen er sich erstlich gewegert, aber es hatt in der Bapst ernstlich geschriebenn, vnnd viel Köstlichs Heilligsthumbs vonn Rohm zue geschickt auch 50000 Marck Silberß, das er damitt Söldener sollt annemen, wie geschehen, vnnd ist Anno 1246 gen Franckfurtt gezogenn, dahin Cunradt deß Keysers Sohn ime (denn der Vatter in Italienn Krigenn fürett) entgegen kommen mit seinem Heer, vnd haben bei Nidda vnder Franckfurt ein Schlacht gethan, darinn L. Henrich obgelegen, vnnd Chunraduß floge in Beyernn, geschahe an Sanct Oßwalden Tag den 5 Augusti Anno 1246. Alß aber gemelter Landtgraff die Stadt Ulm welche Chunradt anhinge in nachfolgenden Jar belegert, ist er auß der Stadt mit einem Pfeil troffen worden, daß er baldt hernach gestorbenn anno 1247 auff St. Juliani Tag, vnnd begerte das sein Leib bey seinen Vatter zu St. Cathareinen zu Eysenach begraben würde, vnnd sein Hertz in der Predigerkirchenn die er gebauett hatt, das geschehen. Alß nun Landtgraff Heinrich gestarb, wardt ein seltzam Regiment vndt interregnum in Düringen vnd Hessen, die Edelleuthe vndt andere baueten viell Schlösser im Lande, alls die von Eschwege, Brandenfelß, Kragbergk p. Die Hessen vnndt etliche Vornehmen wollten Sophien Sohn Henrichen, so war Margraff Henrich Jutten Sohnn, der hatte auch Anhang vnd sagte die Lande weren vonn L. Heinrichs des Keysers Hand vnnd Mundt abgestorben, derselbe wäre ja seiner Mutter Bruder gewest, so wer der auß Brabant erst desselben Bruderß Dochter Sohn, derohalben ein Glied weiter, darvon hernach mehr gehörtt wirt. Er hatte zur Ehe Gertruden Hertzogin auß Oesterreich, eß schreiben auch etzliche er hab Elsbethen Hertzog Otten vonn Braunschweig Dochter gehabt (welche nach seinem Tod Graff Wilhelmen auß Hollandt der auch zum Keyserthumb erwellet, bekommen) aber keine Erben verlassenn, ist er derhalben der Letzte mänlichs Stams von den Lanndtgraffen gewesenn.

7) Ludtwig Landtgraff in Düringen vnd Hessen L. Hermanß ältester Sohnn geporen Anno 1200 auff Simonis vnnd Jude, jetzgemelten Henrichs Bruder genant der gottfürchtig, St. Elisabethen Gemahl, hatt in beiden Landen regiret nach seinem Vatter als der eltest, da er 16 Jar alt war vnd viell Stedte vnnd Fleckenn in Hessenn, so vnder seinem Alltvatter entzogen waren wieder hertzubrachtt. Er ware Keyser Friederichenn dem Zweyten gar angenem der pflegte in ahn sein Stadt da er auß Deutschlandt reysete, zue einem Vicarien zu ordnenn.

Anno 1218 ist dieser L. Ludwig so mit vielen Tugenten begabt zue Eisenach in Gegenwart vieler Fürsten zu Ritter geschlagen worden. Anno

1219 wardt er von Bischoff Seyfrieden von Mentz der ein Herr von Epstein war, bekrieget, der ihn in Bann that vnd auch sagte sein Vatter wer im Bann gestorben, daß dan den Herren übel verdroß, zoge derhalben mit seinem Heer in Hessenn, vndt schluge denn Bischoff in die Flucht, vnnd jagt in auß Heßen, fingen irer viel vom Adell, darunder der Herman von Homburg vnnd einer von Scharpensteinn p. Letzlich machtenn beye Äpte Fulda vnnd Hirsfeldt ein Söhnunge zwischenn dem Bischoff vnnd Landtgraff Ludwigenn.

Anno 1220 hatten etlich St. Elißbethen so noch nichtt L. Ludwigen vermelt war, vexirt vnnd beredet, er hette ein Unwill gegen sie, vnd wolt sie ihrem Vatter widerschickenn, dem sie balt glaubt vnd sehr bekümmert war (den er kurtz zuvor zu Eisenach gewesen, vnnd sie nicht angesprochenn, wie er sonsten pflage sie gantz freundlich anzusprechen vnd zu vmpfahen, schencket ihr auch allemahl ein Kleinott welches dißmahl nicht geschehen war) zeiget derhalben solches Herrnn Waltern Schencken von Varila, wie sie verstanden, ahn, vndt batte, er wollt doch die Wahrheit von L. Ludwigen erfaren, wie dan geschahe. Dann alß der Herr nach der Numburg reith, sprach Juncker Walter, Herr ich hett euch in geheimm ein Wort an zu sprechenn, wo E. G. solches hören mögte, er sagt Ja gern. Da zeiget er ihm ann wie ein Gerücht wehre, er wolt seine vertrauete Elißabethen wiederumb inn Vnger schicken, da lechelt der Fürst vnnd sagt zu Herrn Waltherrn, Siehstu den Berg vor unß liegen, wenn derselbe eitel Vngerß Goldt wehre, vndt mir würdt die Köhr gebenn zue kyesen, wollt ich ehr den Berg, dan mein Herzliebste lassenn fahrenn. Herr Walther sprach gnediger Herr mach ich solches sie verstendigen, der sprach Ja, vnnd grüßet sie freundtlich von meinettwegen, vnnd zu Warzeichenn gib ir diesen Spiegel, der war in Helffenbein gefasset vnd auff der andern Seittenn das Crucifix gemahlett. Alß nun St. Elißabetha dieser Rede von Herr Walternn gehörett, weinet sie vor Freuden vnnd küsset den Spiegel vnnd das Crucifix. Darnach wollt der Herr nicht lenger verziehen, vnndt liesse im seine Vertraute zur Ehe bestettigen, welches geschehen ist zu Eysenach im Jar 1221. Im selben Jar starb Margraff Dietterich inn Meissenn Jutten L. Ludwigs Schwester Man, wie oben angezeigt ist, der hatte zuvor diessen Landtgraven zu einem Vormünder seines jungen Sohnnes Henrich Lametsch genantt gemachtt, welche Vormundschafft der L. Ludtwig treulich verrichtett, nam im die Land zum Besten ein vndt verordtnet der Mutter seiner Schwester ein halb womit sie sich sollt begnügen lassenn, welche sich aber ohn sein vnndt ihrer Freundschafft Wissenn ann Graff Boppen von Hennebergk bestattet, derenhalb ihr L. Ludtwig viell Leidts thett, alles Henrich Lametsch halben, welches ihm aber hernach übel belohnet wardt wie bei

Sophien L. Ludtwigs Dochter vnndt ihrem Sohn angetzeigtt wirdt. Er zoge auch im selbigen Jar über etzliche Reuber, vnnd fingk ihrer zwölffe, darunder die Obersten, Dietrich Groppen Sohn vnd einer genandt Nasekam denen ließ er die Köpff abschlagenn.

Darnach alß sein Schwiger der König in Vngern begert seinen Eidam vnnd Tochter zu sehen, zog er mitt vielem Volck wol gerüst in Vngern, wardt daselbst herrlich begabet, St. Elisabeth seinn Gemahl war gar barmhertzig vnnd guttheтig gegen arme krancke Leuth, wie auch ihre Legendt solches nach der Lengst antzeigt, doch vielleicht dessen ein Theil hinzu gethan vnd ertícht mag seinn. Alß ihr Herr L. Ludwig vmb daß Jahr 1223 oder 1224 lange Zeitt bei Keiser Friedrichenn in Apulien sich hielte, war große Thewrung vnd Mangel im Lande, da kaufft St. Elisabeth Frucht vnnd theilt sie vnder die Armen, speiset auch teglich viel armer Leuth, alß nun ihr Herr zu Hauß kahm zeigtenn im solches seine Rentmeister ahn daß sie viell vergeben hette, der Fürst antwortt, Laßt sie machen vnd den Armen geben, so lang sie kan, vndt tracht ihr nicht ihn ihre Sachenn, wen wier auch nur 2 oder 3 Stedte behaltten soltenn, sie wirdt vns nichts verderbenn, Gott wirdts reichlich vergeltenn.

Es hatten auch die Herrn von Saltza in seinem Abweßenn daß Schloß Altenburgk nahe bey daß Closter Reinharttsbornn gebauett, dessen sich der Apt beklagt, allß der Herr wieder kam, der Fürst kompt auff ein Sonnabend, mitt eim zimlichen Volck gen Reinharts Born, nimt sich nichts an, gehet deß Morgenß in die Messe, vnd sagt zum Abt er soll daß Weyhwasser nicht geben biß daß er wieder komme zeugt hinauß mitt seinem Volck öberfellt die im Schloß vngewarndt, vnd zerstört es zu Grundt, bringt den Herren gefangen inß Closter, da must er barfuß vmb den Altar gehenn, vnd gelobenn dem Closter keinn Schadenn zuzufügenn.

Anno 1225 war ein vornemer dapfferer Man in Francken der nam dem Closter Reinhartsbornn ein Fuder Weins vnnd 6 Pferdte, daß klagten die Möncke ihrem Herrn, der schreib vor sie vnndt warnet ihn, er sollt den Mönchen daß ihre widergebenn, aber er wolt nicht, da zog der Fürstt inn Francken, belegert vnnd bezwang in, daß er kam, vnnd hette zwey Schwerdt mitt denn Spitzenn an die Gurgel gesetzt, vnnd begert Gnade, vnd schicktt dem Closter die Pferden mitt dem Wein wieder.

Es trug sich einnß mallß zu in diessen Zeitten, daß dieser Fürst auff einen Jahrmarckt zu Eysenach vnder denn Kremmern ging, vnnd besahe sie, allda ersah er auch einen armenn Kremer, hatt sehr einen geringen Kramm, von Messern, Pfeiffen, Fingerhütten, Nollen p., das wundert sich der Fürst vnnd sagte, wie mag sich der mit dem geringen Kram durchtragenn daß hört der Kremmer vnd sprach Gnediger Herr, ich kann kein Handtwerck

vnd hänge auch dem Volck nicht nach, wenn ich mitt diesem Kremchen nur möchte freihandeln wollt ich mich woll ernehrenn, vnnd in noch vmb einn großes inn Kurtzem besseren, der Fürst fragt waß sein Kremchen woll werdt wehre, da sagt er, ich wollt in vmb 12 Schilling Heller geben, da lacht der Fürst vnnd hiß seinem Kemmerling ihm zwölff Schilling Heller geben, vnd sagt er solte diese nehmen, vnnd damitt handtlen, vnnd ihme denn Gewinß halb geben, auch geb er ihm Brieff vnnd Siegell, daß er möchtt durch seinn gantzes Land frei vnverhindert kauffen vnnd verkauffenn, also nam er Geldt vnnd Brieffe, hantirt getreulich, vnnd besetzt seinen Kram trefflich, also daß er ihn nachmalß nicht mehr tragenn sondern auf einem Esell führen mußte, vnnd hatte Sammet vnnd Seiden, Edelgestein, vnd ander köstlich Werck feill, so er zu Venedig vnnd in andern frembden Landen holett, vndt von demselbigen gab er jederzeitt, wie beredt, seinem Herrn die Helffte deß Gewinß. Einnßmahls tregt es sich zu, daß er zu Wirtzbergk feill hatte, da kamen viell Edelleuth besichtigen seinen köstlichen Kram kauffen aber wenig, vnnd alß der Kremer abzoge hielten sie auf in, vnnd nahmen im seinen Esel mit dem Kram vndt Geldt vnd führten ihn auff ein Schloß nahe bei Wirtzbergk, der Kremer weist seinen Brieff, den zerreißen sie ihm, wurffen ihn in Dreck, vnnd tratten mitt Füßen darauff, also zog er in Düringen zu seinem Herrn vnd clagt ihm sein Elendt, der Fürst hieß in Geduldt haben vndt an seinem Hoffe bleiben, da fordert der Landgraff seinen Esell wieder vomm Bischoff von Wirtzbergk, aber es geschahe kein Volge, da zoge der Landtgraff in Francken, vnd thet dem Bischoff großen Schaden, biß daß im sein Esell vnd Kram vnd alles daß im genommen wieder zugeschickt wardt, also schützet dieser Fürst seine Vnderthanen vnd halff ihnen.

Anno 1226 im Julio samlet er in schneller Eil einn großes Volck vonn Hessenn, Düringen vnd Meissenn, auch Buchner, vnd kam in dreyen Hauffen över die Saal, thett Niemand Schaden, sondern bezalt die Zehrunge, vnd alß die Hauffen an der Elbe zusammen kahmen, wuste doch niemand was er im Sinn hette, biß er ihnen kürtzlich antzeigt, er wollte in Poln ziehen, dann es hatte deß Hertzogen Volck auff L. Ludtwigen geraubt, ihnen Kauffmannschafft vnd Pferde genommen, da zoge er vor Labanitz, belagert vnd beschoß es, der Hertzog verwundert sich deß großen vnd schnellen Heeres, entpott L. Ludtwigen er wollt abziehen, es solt ihm dasjenige so ihm entnommen wehre, wider zugestalt werden, der Fürst antwortt warum er solchs nicht gethann, damalß alß er im freundtlich darumb geschrieben, er wolte da nicht dannen ziehen, er hette dan seine Feinde so ihn sonder Vrsach beschedigt gestrafft, hiewieder entpott ihm der Hertzog, er sollt sich da dannen machen inwendig acht Tagen, wohe nicht,

wolt er gewiß kommen, vnd ihn da dannen treiben, hierauff antwort dieser Fürst, ehr sollt nur gewiß kommen vnd in da dannen treiben, er wollt ihm zu Lieb nicht allein die acht Tage, sondern auch etzliche darüber warttenn, hub an schoß vnd stürmbt mit Ernst, da baten die Belagerten vmb Sprach mitt dem Fürsten zu halttenn, vnd ward gethedigt, daß wo ihr Herr nicht kehme vff den achten Tag denn er genand wolten sie sich ime ergeben, vnd der Herr kam nicht, da öffneten sie ihm die Vestunge, vnnd gaben im das Seine samptt Erstattung etliches Kostens wider, da zoge er wiederumb heim in Düringenn.

Alß Keißer Friederich der 2. Anno 1226 ein großes Heer samlet wider den Türcken, gegen Jerusalem, erwöltt er diesen Landgraven zu einem Obersten der dan willig vnnd gehorsam mit zoge, vnd nam seiner besten Ritterschafft etzliche mit, nemlichen Burckhartenn Graven von Molbergk, Henrichen von Stolbergk, Rudolf Schencken von Varila, vnd sonsten zwölff Ritter, sechs vorneme vonn Adel, fünff Priester, vnd ein groß Kriegs Volck, seine Mutter, Hausfrau vnd beide Brüder Henrich vnnd Chunradt, geleitten in biß gen Schmalckaldenn, da befal er seinem Bruder Henrichen daß Landt vnnd insonderheitt daß er wollt dran sein, domitt das Schloß Bickenrode so dem Closter Reinharttsbornn schedtlich verstörett wurde, darnach gesegnet er sie alle, seine Hausfrau St. Elißabeth kund vor Weinen nicht redenn, deren gab er in geheim ein klein Ringelein, vndt sagt ihr, solches vnnd Gottes Nahmen, solte das Wahrzeichen sein, wen er ihr etwaß enttpöte, dabei sie an der Bottschafft nicht zweiffeln dürffte. Also kam er in Italien zum Keiser vnd fürter in Calabrien an daß Adriatisch Mehr, da ist der gutte Herr schwach worden, inn der Stadt Brundiß etzliche schreiben Ortrandt, vnnd hatt der Keiser seindhalben etzlich Tage still gelegen, biß der Landgraff gestorben Anno 1227, ist hernach wieder in Deutschlandt gefürt, vnnd zu Reinhartts Bornn begraben.

St. Elisabethenn sein Gemahl vertrieb Heinrich sein Bruder auß Düringen, vnd vom Schloß Warbergk, Niemandt durfft sie herbergen zu Eisenach vor L. Henrichen. Also zoge sie gehn Marburgk in Hessen, welchs ihr Leibgeding wahr, mitt Meister Conraden ihrem Beicht Vatter der zue Marpurgk bürtig wahr, hieltte sich alda, dardurch Marpurgk sehr zugenommen, den es zuvorn gering war, hatte nur eine Kirch St. Kilian wahr auch ein Filiall vnndt die Hauptkirch Oberweimar ist aber durch die Fürstin vnnd ihre Kinder vnd Enckell zue solchem Ansehen kommen daß es die Hauptstadt inn Hessen wordenn.

Die Fürstin hielt sich gar gnau, vnnd thett den Armen viel Gutts, bauet auch den schönen Spittal vnnd ordnet ihm einn jerlichs Einkommenn,

wie noch am Tage, vnnd ist gestorbenn zu Marpurgk im Jahr 1231 den 19 Novembr. allß sie vmb die 25 Jar allt geweßenn.

Darnach Anno 1236 zoge Landtgraff Conradt von dem droben gesagt, gen Pareiß (alii Rohm) zum Bapst Gregorio 9. vnnd verschafft daß St. Elisabeth canonisirt wardt, der Keyser kam selbst gen Marpurgk vnnd thet den ersten Stein vom Grabe darinnen sie lag, dergleichen waren auch da deß Bapsts Commissarii der Bischoff von Mentz vnd Trier, vnd wie man schreibt sollen damalß över die 100 000 frembdeß Volck zu Marpurgk gewesen seinn.

Sie zeugte mit L. Ludwigen ihrem Haußwirdt einen Sohn, vndt zwo Töchter nemlichen:

8) Hermann der geboren wardt Anno 1223 zu Creutzburgk denn 28 Marcij. Vnd alß sein Vatter verstorben övertzoge er etzliche Edelleuth die wieder in gethan hatten, vnd verbrand ihnen ihre Dorff vnd Höffe, er halff auch darzue, daß Marpurgk zu einer Stadt gemachtt wardt, vnnd legt daß Obergericht dahin, welchs sonsten zuvor allewege zue Francken-bergk gewest wahr. Im ist aber im Jar 1241 den 29sten Maij, daß ist im 18ten Jahr seines Alters zu Creutzburgk vergeben worden in einem Sirup, denn ihm gab Bertha von Seyebach sie lieb zue gewinnen. Er hatte begehrt, daß mann innen bei seine Mutter gehenn Marpurg begrube aber L. Heurich forchte daß sie in wieder lebendig machte, den man sagte von vielenn Zeichenn so daselbst geschehenn derhalben ließ er in gehenn Reinhartts Bornn begrabenn.

Gertrud geboren an. 1226 ist ein Aeptissin worden zu Altenberg bey Wetzflar, andern sprechen zu Kitzingen in Francken, aber wie ich acht, vnrecht.

Sophia die ander Tochter St. Elisabethenn geporen Anno 1224 auf dem Schloß Warberg bei Eysenach wardt vermehlett Hertzog Henrichenn vonn Brabandt zeugten zwen Söhne vnnd zwo Töchter. Eine hieß Imagina die wardt ein Eptissin zue Isenach zue St. Cathareinen. Die ander hieß Maria vnd wardt Hertzog Ludtwigenn vonn Beyerenn vertrauett vnnd ist hernach geköpfft worden. Denn alß ir Haußwirdt mitt anderen Bundts-verwanden amm Reinn etzliche Raubschlösser zerstören halff, hatt er sie bei seiner Schwester Elißabethen König Conradts Widtwenn zue Werda ver-lassenn, begibt es sich, daß Maria sein Gemahl zwene Brieffe schreib einen an ihren Herrn den andern an Heurich Ruthen seinen Rittmeister etzlicher Sachen halben vnnd der Bott die Brieffe verwechselt, alsbald der Hertzog den vnrechten Brief verlesen, begönt er etwas Böses zu argwon, vnd zeugt heimlich in gar schneller Eille auß dem Lager zu seiner Frauen, vnd ließ sie enthaupten, vnangesehen daß sie sich gantz hefftig entschuldigett vnnd

auch seine Schwester vnd Andere ihre Vnschuldt antzeigten vnnd vleißig vor sie baten, dergleichen ließ er auch gantz greulich den mehrern Theil ihres Frauenzimmers tödten, hernacher alß er vernohmmen daß ihr Vnrechtt geschehen were hat er gleichwoll auß Neue ein Closter an dasselbige Ortt gepauet Marien oder Frauenfeldt, Etzliche nennenß Fürstenfeldt.

Henrich (den etzliche auch Ludwig heißen) Sophien Sohn genandt daß Kindt von Brabandt ist an deß Vatterß Stadt kommen vnd in Brabandt bliebenn.

9) Henrich der Jünger genandt daß Kindt vonn Hessenn, wardt durch die Ritterschafft vnnd Landstende in Hessen auß Brabandt erfordertt, alß L. Henrich Römischer Keiser verstorbenn, vnnd keine Manß Erben mehr vorhanden wahrenn vnnd sich die Margraffen auß Meißenn (welche inn gleichem Gradt mitt obgenanter Sophia verwandt) deren Landschafft sich anmaaßtenn, dan es der Zeit seltzam stundt inn Hessenn vnd Düringenn, dan viell Leutt inn Hessenn vnnd Düringen begerten jetzgemeltten Sophien Sohn, vnd wollten bey dem heilligen Blutt St. Elisabethenn bleibenn, die andern Henrich Lametschen Marggraffen in Meyßen Jutten Sohn, davon droben gesagt. Wie nue die Ritterschafft vnd vorneme Stende inn Hessenn samptt etzlichen in Düringenn sich berahtschlaget, schickten sie stadtliche Bottschafft auß der Ritterschafft inn Brabandt, begertten Sophien Söhne einen zu einem Herrn, allso kam Sophia mitt ihrem Sohn, der nicht över drey Jar alltt war inn Hessenn, vnnd wardt gare herrlich mitt Kertzen vnd Fahnen zu Marpurgk vnndt inn andern Stedten vnd Schlössern inn Hessenn enntpfangen welche sie ihrem Sohn hulden ließ sie zoge auch gen Eisenach vnnd nam Warbergk samptt Düringen ein, alß ein rechter Erbe, gab es aber zu verwaltten Henrich Lametzschen, vnnd batt ihn daß er auch ihreß Sohnes treuer Vorweser seinn woltt, wie ihr Vatter ihm treulich alß ihm sein Vatter mitt Todt abgangen vorgestanden wehre, vnd ihr hernach daß Land wenn sie mit ihrem Sohn (so ehr etwaß elter worden) widerkehren zue Handen stellen, das er verhieß, hett es vielleicht auch gethann, wan er nicht anderß vnderredt wehr worden.

Im Jahr 1253 da kam Sophia von Brabant auff einen bestimbten Tag mitt ihrem Sohn dem Kindt von Hessen gen Eysenach in das Prediger Closter, dahin kam auch ihr Ohem Henrich Lametzsch Margkgraff zu Meissen, der getreue Hellt, zu dem sprach Sophia, Mein allerliebster Ohem, ich hab nun bracht Henrichenn meinen Sohn, vnnd bitte Dich ihme vnd mir wiederumb die Lande zu antworttenn, so ich Dir zue getreuer Hand bepholen habe. Da antwortt der Fürst vnd sprach, gern mein allerliebste Wase, mein getreue Handt soll Dier vnnd Deinem jungen Sohne, meinem Ohmen vnbeschlossen sein, daß wardt im höchlich Danck gesagt hett er mit

den Wercken den Wortten nachgevolgett. Wie nun also der Margraff in Reden mit seiner Wasen stunde, da kam sein Marschalck Helwig von Schottheim vnnd sein Bruder Herman, vndt zogen in den Fürsten zurück vnnd sprachen, O Herr waß wollet ihr thun, ein solch fruchtbar Landt vnd die vnüberwindtliche Vestung Warpergk zu vergebenn, da ihr dennoch auch mit Glimpff Euer Mutter halben, euch vor ein Erben mögt eindringen, vnd wehr eß möglichenn, daß Ihr ein Fuß im Himmel hettet, vnd den andern zu Warbergk, viel ehr soltet Ihr den auß dem Himmel gen Warpergk, dann den von Warpergk inn den Himmel ziehen. Dann es zihmet sich woll, daß Ihr diß Landt besitzet in Düringenn bleibett vnd euwren zweyen Söhnen Diettrichen vnd Albrechten, dem einem Osterlandt lasset, dem andern Meißner Landt, so seitt Ihr aller woll versorgett. Also kehrett sich der Fürst widerumb zu seiner Wasen vndt sprach, Liebe Wase ich muß mich in diesen Dingen bedencken vnd Rath meiner Getrewen darin haben, daß ich noch dißmahl nicht gewiß sagen mag, vnndt schiedt also von ihr. Da nun Fraue Sophia merckett, wie ihr Ohm durch falschen Rath sein Gemüth verkert hatte, vndt ihr durch sein Vntreue wollt ihr Landt vorbehaltten daß sie ihn in guttem Glauben överlieffert hatte, da wardt sie sehr betrübt, vnnd weinett bitterlich, vnd zoge ihre Handtschue von ihren Handen, vnd sprach, O Du Feindt aller Gerechtigkeitt, ich meine Dich Deuffel, nimm hin die Hendschue, mitt den falschen Rathgebern, vnnd warff sie also in die Lufft, also wurden die Handtschue hinweg geführtt, vnnd nimmermehr gesehen, wie es den Rehten ging kann ich nicht wissen, doch hab ich hören sagen, eß sein Herren vnd Knecht keinß gutten Todts gestorbenn.

Nach Christi Geburt 1258 da zog Frau Sophia mit ihrem Sohne dem Kindt von Hessenn vndt suchte Trost zu Hertzog Albrechten von Braunschweig, der hatte eine Tochter die hieß Alheidt, die zwey Kinder gaben sie zusammenn zu der Ehe, mit dem Beding, daß ihm der Hertzog sollt helffenn daß Landt Düringenn wiederumb gewinnen, daß wardt geredt, vnndt mitt Treuen versichertt. Der Hertzog wardt des Margrafen Feindt vnd zog in Düringen vnd die von Eisenach waren St. Elißabethen Dochter alß der rechten Erbin zugethanen, darumb bauett Fraue Sophia den Mittelstein, den Eisenachsbergk vnd den Frauenbergk, vnd besestett die mit Fleiß vnnd aller Notturfft, dargegen bauet der Marggraff den Kalenberg bey Fischbach vndt engstetten sich also gegen einander gantze neun Jahr, daß sie die Zeitt nie Friedt hattenn, vnnd verderbeten Landt vnnd Leutt in Saxsen, Hessenn und Düringenn.

Nach Christi Gepurt 1260 gewan Margraff Henrich mitt Verretterey den Mittelstein vnndt Eysenach die Stadt, darinnen war ein Bürger Vischach genandt, der war mechtig, vornehm vnd reich in der Stadt, der wollt

den Margraffen nicht willsagen, vndt sprach öffentlich daß Warbergk, Eysenach vnndt das gantze Landt Düringen wehre Frau Sophien vndt ihres Sohns recht Erbe, vndt anderß Niemandß, vnd wolit denn Margraffenn vor keinen Herrn haben, denn er hett sich mitt Gewalt inß Landt gedrungen, vnd die aechten Erben entsetzet, durch seine falschen Rathgeber, allß der Bürger vonn seinen Reden nit lassen wollt, ließ ihn der Margraff zweymall vber die Mauer hinaus werffen, da er dan ohn Schadenn wiederumb davon kam, vnnd bestendig vff seinen Wortten bliebe, derhalben alß er zum dritten mahl hinauß geworffen ist er gestorben. Hertzog Albrecht vonn Braunschweig zog in Düringen vnnd gewann Creutzburgk vndt das gantze Landt biß an die Elster vnd macht es dem Landt zu Sachsen zinßbar vnd treib (alß die Saxen gewontt sindt) viel Muttwillenß mitt ihnen vnnd veracht die Düringer, vnd die stoltzen Meißner, vnnd sprach er hette ein Landt ohnne Leutt fundenn. Daß verdroß das Landtvolck, vnnd zuvorahn die Ritterschafft vnd die ihm zuvor Gutts gethan hatten wurden ihm hernach gehessig.

Über dem Dorff Bichell genandt an der Elster in dem Bistum zu Merseburgk lage H. Albrecht mitt Heeres Krafft vnbesorgt, vnd thet grossen Schaden mitt Rauben vnnd Brennen, vnd wollet im nicht lassen gnügen ahn dem da er Recht zu hatte, vnnd mit Gottes Hülff erlanget vnnd begehrt zu viell da wardt ihm zu wenig, er wollt die Margraffen gar vertreiben, daß wollt daß Glück nicht lenger leiden.

Rudolff Schenck von Varila Ritter, der dem Hertzogen viel Guts gönnet vmb deß Geschlechts willen St. Elisabethen, darumb ihm die zwen Margraffen Gebrüder Albrecht vnnd Diettrich fast vngnedig vnd gram waren, daß irret ihn nicht biß so lange daß der Hertzog die Düringer verachtett vnnd versprache, da bewarb er sich vnd brachtt Hundertt Gewapnetter zue Pferdt auff vnd reitt gen Leiptzig, zue den genantten Margraffen vnd sagt zu ihnen, Wolt ihr euch allzeit also zu Hon lassen treiben vonn dem hochmüttigen Hertzogen vonn Braunschweig, wehrett euch ich will euch hülfflichen Beistandt thun, da wurden die Herrn fro, vndt entpfingen in lieblich vnd küßten ihn vor Freiden, dan ihnen der Hertzog sonsten überlegen war, aber da zogen sie zu Veldt gegen den Hertzogen, vbereylten in bei dem Dorff Bichell an der Elsterr, vnnd stritten mit ihm, vnnd gewunnen denn Streitt, vndt der Hertzog wardt gefangen, mitt dreyen Graffen, Einer von Anhaldt, der Ander von Bewern, der Drill vonn Eberstein, vndt sonsten zwölff Edle Herren vnnd der Hertzog wardt sehr verwundt sampt denen vonn Adell, vnd anderm Volck, deren in die 556 von Sachsen vnnd Hessenn gefangen wurden, dan sie sich ohne Wehr also nichtt niderwerffen ließen, wiewohl sie vngewarnet vberfallen worden. Anno 1263

am Abendt Siemoniß vnd Judae da geschahe dieser Handel, vnnd sie waren ein gantz Jahr gefangen, vndt der Hertzog mußte zur Schatzunge geben 8000 Marck Silberß vndt darzu acht Vestunge, darauf mußte Frau Sophia von Brabandt sampt ihrem Sohn dem Kindt vonn Hessenn Verzicht thun, mitt Namen Eschwege, Beylstein, Allendorf, Fürstenstein, Wietzenhaußen, Ziegenbergk, Wanfrieden vnnd Sontra. Vnnd mußten ihre Gerechtigkeitt am Land zu Düringen absagen das nimmermehr zu fordern vnnd sich am Land zu Hessen begnügen lassenn, also wardt Hertzoge Albrechtt vonn Braunschweigk mitt denn Gefangenen allen ledig. Es wurden Tage angesetzet vnnd sich inn den Dingen bedacht, daß man mit Vnrecht in guttem Glauben die rechten Erbenn deß Landts entwendet, vnnd die getreue Handt beschlossen vnnd zu gehaltenn hette vnd besorgten sich auch Gottes Zorn möchtte mitt Rath över sie ergehen, vnd schemeten sich der That an St. Elisabethen Erben begangen vnnd funden den Rath letzlich daß Margraff Henrich seine Dochter Elißabethen sollt Hertzog Albrechts Sohn Otten zur Ehe mit einem ziemlichen Brauttschatz geben, da schreib man 1264. Vonn den Freunden beiderseitts wardt im Besten eine Richtigung vorgenohmen vnd gethedingt daß Frau Sophia mit Ihrem Sohn muste, wie gehörtt, verzeihen auff das Düringer Landt vnd man sollte ihnen die genanten acht Vestungen widergeben, dartzu sollt man ihnen geben 7000 Marck Silberß, die wurden ime verschrieben auff Weißensehe vnd alßdan wardt gemachtt die Erbeinigung welchs Landt erbloß stürbe so sollten die Andern Herren Erben dartzue sein vnnd bleiben, also wurden sie inn der Gütte vertragenn, vnd zu der Erbeinigung brachtt welche der Keyser bestettigtt hatt.

Dieser Landgraff Henrich hatt viel Kriege geführtt mitt den altten Sachsen die nuhn Westphelinge genant werden, die ime in das Land fielen Anno 1269 oder wie etliche 1270 (kann aber auch woll zum zweitten mahll geschehen sein) weiß nicht auß waß Vrsachenn, vnd thetten im großen Schaden im Lande zu Immenhaußenn, Wolffhagen vnnd Grebenstein mitt Rauben, Brennenn vnnd Todtschlagenn, daß erfuhre der Landtgraff, vnndt zoge auß mitt seiner Ritterschafft vndt Landtvolck vnd bestreidt sie vnnd plieben ihrer hundert vndt fünffzig todt, andere sagen vierhundertt bei Carolußkirch (kan aber auch woll zum andern mahll geschehen sein) vnd fing ihrer ein hundert vnnd zwei vnnd dreyßig die schetzte er umb Geltt, vnd machte Friede in seinem Lande, wiewohl er fast angefochten wardt, wieder erstund er doch seinen Feinden manlich.

Baldt darnach hat Hz. Henrich die Guetenborgk oder Gudensbergk zerbrochen in St. Johanneiß des Teuffers Nacht, die von Guetenbergk wahren seine Feinde vnd theten ime Schaden, nun war einer auff dem großen Guetenbergk (alß dan der Schlosse zwey gewesen seyn, das kleine vnnd

daß grosse, alß man noch an den Bergen siehet; auff dem kleinen wahren die Edlen von Guetenbergk, auff dem großen wohnten die Wölffe, die Groppen, die Rossen, die Fluthe vnd die Gelberttenn vnd sonsten mehr Ganerben) nun wahr ein Groppe von Guedenbergk, wie gehörtt, der hatt ein schön Weib die wahr eine Frau von Schönbergk, die bulete mitt Herr Eberhartten von Guedenbergk, welcher auff dem kleinen Berge wohnete. Da batt ihn der Groppe solches zu vermeiden, da ers nun nicht vnderlaßen wolt da brache gemelter Groppe ein heimlich Loch in seinem Hause durch die Mauern, vnd halff dem Landgraffenn hienein, daß er das große Schloß gewann, vnnd darnach das kleine vnnd zerbrach sie darnach zu Grunde. Darnach ist er auch im Zuge mitt Keyser Rudolphen geweßen, alß er den Hertzogen auß Beyern vnnd den Koenig in Behmen so widerspensig wahren bekrieget, vnnd zum Gehorsam brachtt hatt. Vnd nachmalß Anno 1277 hatt in Bischoff Werner von Mentz in Bann gethan, vnd dem gantzen Landte ein interdict vferlegt, welches eine große Vnruhe geben, die benachtpartten Graffen, alß Graff Gottfriedt von Ziegenhain, Graff Wiedekindt von Battenbergk ein geborner vonn Witgenstein, waren deß Bischoffs Helffer vnnd thetten dem Landt zu Hessen viell Schadens. Die Vrsach des Spalts zwischen den Bischoffen wird nicht gemeldet vnd hatt gleichwoll 7 Jahr gewehrtt biß endlich alß der Bischoff mitt seinem Volck inn Fritzlar gelegen, hat L. Henrich sein Volck in Eill auffgemahnet, waß ein Stecken oder Schwerdt tragen kondte vnnd also ein groß Heer zusammenbracht, dem Bischoff eine Schlacht angebotten, welcher solchs angenommen vnd auß Fritzlar getzogen, alß er aber deß Landgraffen ansichtig worden hatt er sich entsetztet, vnnd also baldt die Fluchtt wieder zur Stadt genommen, vnnd ein Frieden begehrtt. Also wardt nach deß Landgraven Willen vnd Wohlgefahlen gemachtt, vnnd mußt auch der Bischoff allen Schaden dem Lande kehren, Ittem vff seinen eigen Kosten dem Fürsten vnd seinem Lande ein Absolution bestellen, es erwarb auch der Landtgraff diese privilegia vnnd Freyheiten, daß die Mentzische Geistlichen hinfurtt keinen Synodum mehr in seinen Landen oder Stetten hallten solten, dadurch sonst die armen Leuth in den Landen übell geplagtt vnnd geschindt wurden, Item er macht auch ein Frieden zwischen dem Graffen von Ziegenhain Gottfrido vnndt Bertholdt dem Apt zu Fulda. Er hatt die alte Kirch zu Franckenbergk zue V. L. Frauwen erneuert, wie solchs etlich Rithmi deß Ortts melden:

Inclitus Henericus Dux ecce Brabanticus extans
Saxa manu propria fundo Princeps locat imo.

Item:

Gloria rex tibi sit mox et laus Christe salutis.

Landgrave Henrich ist Anno 1296 auff dem Thurnier zue Schweinfortt gewesen, vnnd hernach Ao. 1308 gestorben vff Sanct Thomas Abendt, er hatt zwo Frauwen gehapt, die erste hieß Adelheitt H. Albrechts von Braunschweig Dochter, mitt deren hatt er zwen Söhne, Otto kam zum Regimentt, Henrich starb jungk. Die ander Hausfrauw hieß Mechtildt, ein Hertzogin vonn Cleve, mit deren hatt er auch zwene Söhne vndt sieben Döchter, nemlichen:

Ludwigen der wardt Bischoff zue Münster, er bauette denn altten Saal vnd die Cappel, samptt der Hoffstuben auff dem Schloß zu Marpurgk Anno 1281.

10) Johann regierte zu Cassel, er dienete denen von Erdtfurdt vmb Sollt wieder Graff Friedtrichen Alberts Sohn welcher seine Kinder enttерben wollte, vnd in Erdtfurdt lage, wie andere Historien nach der Lenge melden. Es thett gleichwol L. Johann H. Friedrichen viel Schadenß vmb Erdtfurdt, dieser L. Johann hatt Hertzog Otten von Braunschweig Dochter, auch Adelheitt genandt, zur Ehe, bekam keine Kinder, starb zu Cassel drey Jahr nach dem Vatter nemlich Ao. 1311 vnnd wardt alda zu St. Annenbergk begraben, vnd ist hernach Ao. 1529 herauß gegraben, hatt ein silbern Stück ahn, war noch nit verwesen. Elisabethen L. Henrichs Dochter nam der Graf von Ziegenhain. Sophien nahm der Grave von Waldeck, Gertrudt Andere sagen Angneß bekam der Burgraf vonn Nürnbergk. Adelheitt wardt Graff Berleth von Hennenberg, Margrethe bekam ein Graven von Sayn, Anna ein Graven vonn Ochsensteinn, Mechtild ein Graven vome Görtz.

11) Otto L. Henrichs Sohn wie gesagt von der Frauen vonn Braunschweig, regirt zue Marpurgk vnd hatte stetts Feindschafft mitt denn Bischoffen zue Meutz Petter vnnd Mathia so nach einander volgeten, dergleichen mitt dem Apt vonn Fulda Henrich von Hogenburgk genandt die hatten auch offentliche Feindschafft zusammen vnd beschedigten einander.

Otto wardt Bischoff zu Magdeburgk vnd Primas Germaniae, bauet daselbst ein Schloß Ottenstein genandt, gab auch den Bürgern sonderliche Freiheit, wie solches ihre Privilegia noch außweißen.

Er ist gestorben zue Marpurgk Ao. 1323 an St. Anthonij Tagk, seine Hausfrauw war eine Grevin von Ravenspergk Adelheitt genandt (deßen Wapen mann noch zu Marpurgk an einem Fenster siehet, sind Sparren, gar nahe wie Heynaw) mitt deren hat er vier Söhne vnnd eine Tochter, Henrichen, Ludwigen, Otten, vnd Herman, der starb jung zu Grebenstein, Sophia die Tochter wardt H. Rudolphen von Braunschweig vermehlett.

Die andere zwene Brüder, Henrichen vnd Ludwig hette ider gern

regirt, vnd zertheilten aber das Landt nicht gerne, den es waren zwene junge starcke vnnd freydige Herrn, derhalben wurden sie also einß sie wolten beide vmb ein Freulein freyen, vnnd welchen dasselb erköhre, der sollt ein Herr im Lande sein, vnd den Tittel eineß Landtgraven führen, der Ander sollt nicht freyen, vnd sich begnügen lassen mitt Alvendorff auff der Lunda, Grebenstein, Immenhaußen vnd Nordecken vnd sollt sich beschreiben vnd nennen, nicht Landgraff, sondern Juncker Herr, also kleideten sie sich gleich mitt Harnisch vnd Reuttern, vnd zogen in Meißen, frigen daselbsten Margraffen Friederichs Dochter Elißabethen genandt vnd sie erwöllte L. Henrichen, also blieb derselbige Herr im Lande, L. Ludwig aber mußte sich genügen lassenn, mitt den vier obgenanden Ortten, nuhn war er ein junger freydiger Herr, riette mitt zue Hoeffen vndt Tentzen, vnd zerbrach manch Spehr vmb Frau Venuß willen, vnd alß zu der Zeitt ein Gesel-schaft zue Cöln war, reitt der auch dahin, vnd daselbst ersahe er ihme eine Jungfrau, welche eine Grevinn vonn Spanheim war Margretha genandt, die gefiehl im so woll, das er gegen ihr in Lieb entzundt, das er nicht woll Ruhe haben kondt, dergleichen alß sie solchs im Gemüthe erkantt, ward sie auch in Lieb gegen ihm vmbsfangen, dermassen branten sie Beide vor Lieb biß so lang ihnen das Glück zuesammen halffe vnd ihrer einß dem andern sein Gemüth entdeckt vnd wurden einß, das der Hesse die von Spanheim zu der Ehe nahm vnd führte sie mit ihm nach Nordeckenn.

Wie solchs sein Bruder Henrich erkanthe, wardt er zornig, daß er den Vertheiding so er geredt vnd verbrieffet, wehre übergangen, aber L. Ludwig antwortt, er woltt ohne Frauen nicht sein vnd wehr viel besser er hette ein fromb Eheweib dan eine Bübin ohn Kinder, dan ob im Gott schon mitt Kinder beriethe solten sie der Entscheidigung nach ihm keinen Schaden fügen, es möcht sich auch wohl also begeben, auß Versehung Gottes, das seine Kinder möchten Landt vndt Leuth zu Nutz erwachsen, doch wurden die zwene Brüder darumb vneinß vnd wurden nimmermehr friedsam.

Aber L. Ludwig vnser Juncker von Hessen irret sich nicht vast seines Bruderß Zorn, vnd hielte sich mit seiner Wolgebornen Gemahel so lieblich, das sie im drey Kinder zur Welt gebar, eine Dochter wardt Angneß ge-nandt, die wardt eine Closter Jungfrauwe, vnd darnach ein Aptissin zue Eysenach zu St. Cathareinen, sie starb Anno 1393. Ittem noch zweene Söhne einer Otto genandt der starb jungk, der ander Herman, welchen ehr auff die hogen Schulen gen Paris vnd Prag schicktt, auf das er geist-lich würde, weil er sich des Landts verziehen hatte, er hatt auch so woll studirt, das er Magister Pragensis worden ist, den nam hernach sein Vetter Otto zu sich gen Magdeburg der Meinug daß er ihn an sein Stadt

bringen wolte, aber er ist hernach zum Regiment in Hessen, alß sein Vetter Heinrich ohn Manß Erben wahr, befürdt worden, wie hernach an seinem Ortt volgen wirdt, sein Vatter Landgraff (oder Vnser Juncker) Ludwig ist Ao. 1311 zu Ravenspurgk vnd Ao. 1337 zu Ingelheim auff dem Thurnier gewesen, vnd Ao. 1343 gestorben.

12) Henrich Landgrave zu Hessen wie gesagt daß ihm daß Glück betroffen, der wardt Herr im Lande, vnd man bracht im seine Brautt, des Margraffen aus Meisen Dochter gen Cassel vnd zeugete mit ihr zwene Söhne Henrichen vnd Otten, vnd vier Döchter deren eine Elisabeth Hertzog Otten dem Dollen von Braunschweig, Adelheitt nahm ihrer Schöne halben der Koenig auß Polen, Jutta starb junck, Angneß ward H. Henrichen von Braunschweig vermehlett. Nuhn war deß Vatters Meinung, daß sein elster Sohn auch Heinrich genandt solt regierender Herr werden, derhalben fertigt er seinen andern Sohn Otten ab daß er studiren vnd etwan geistlich werden solt, schickt ihn derhalben mitt Geldt vnd wenig Dienern in Francreich nach Parieß, wie er aber gehn Cöllen kompt, thut er die Knecht von sich vnd zoge allein.

Schöne vnndt doch warhafftige Historia von Ott Schützenn Landtgraffen in Hessenn.

Otto L. Henrichs Sohn ward ein gerader Jüngling vnd ein guter Bogen Schütz, die der Zeitt wehrt gehalten, allß er nun allein war, thet er sich in deß Hertzogen von Cleve Hoff, nennte sich nit anderß denn Ott Schütz, vnd hielt sich gantz redlich, also daß er von Menniglichen wehrt gehalten wardt, vnd liebet ihn der Fürst auch, verschicket in vnderweilen, vnd erfure seine Treue vnd Vleiß, macht in derwegen zu einem Hauptmann vber die Schützen, vnd vnderhielt im vier Pferdte, gleich einem Edelmann, inndeme wußt niemandt in Hessen woh L. Otto wehre ob er todt oder lebendig, inndeß begab es sich, daß seine Mutter Fraue Elißabetha vor ihrem Herrn verschwatzt wardt, also daß er sprach, Er wollt nimmermehr bei ihren Leib kommen, das hielt er so festiglich wiewohl es ihnen hernach reuett, alß er ihre Vnschuldt erfuhre, vnnd meinet eines Fürsten Wortt müßte wahr sein vnd bleiben, wie das Heilig Evangelium, vnnd es kunnte ihn kein Mensch bewegen, daß er bei ihren Leib wiederumb komen wehre. Balt hernach auff ein Zeitt, hatt sich die Fraue gar schön geschmückt vnd tratt vor ihnn, der Zuversicht, ehr solte sie zu sich empfangen, aber ehr sprach, Elißabeth Du bist einn schönn Weib, aber mein Wortt wahr zu behaltten, berühr ich Dein Leib nimmermehr, da ihr Bruder Margraff Friederich der Ernste das vermerckte, ließ er sie zu Cassell holen, vnd gen Eysenach bringen, da blieb sie ihr Lebtag, da schrieb mann 1340

Jar vnd sie starb Ao. 1346 oder 47 zu Eysenach ein schön Fürstinn. Bald hernach da starb der junge L. Henrich Otto Schützen Bruder, vnnd wahren keine Erben mehr zum Landt, dan der altte L. Henrich vnnd seine Dochter Elisabeth, die Hertzog Otten von Braunschweig hatt dem hatt er das Land gerne zugeeigenet aber die Landtschafft hat keinen Willen darein, vnd hoffte noch vff ihren Herrn L. Otten, auch so macht es derr Braunschweiger mitt seinen verwenten Worten, alß dan ihr Artt vnd Gewohnheitt ist, daß es nicht geschahe, wie hernach volgen wirdt. Vnder deß tregt sichs zu daß ein Hessischer Edelman Heinrich von Homburgk genandt, der in der Jugendt (wie die Jungen vom Adell pflegen) denn Hertzogen von Cleve gedient hatte, will eine Acherfarth thun, vnd auff dem Wege reist er auch zu seinem altten Herren, den zu besuchen, wie er nuhn an den Clevischen Hoff komptt, sicht er von vngevehr Otto Schützen, den er erkante, vnnd thet im alß seinem Herrn gebürlich Reverentz steig vom Pferdt, vnd neigt sich vor ihm, welcher im befahl er sollt weder zu Hove noch daheim in melden. Nuhn hatt aber von vngefehr der Hertzog solchs gesehen vnnd alß gemelter Heinrich zu im kam, fragt er ganz ernstlich nach deß Ott Schützen Standt vnnd Gelegenheitt, eß zeigt der Mann vom Adell an, es wehr im verbotten, doch dieweil der Hertzog so ernstlich begertt vnd auch versprach, daß eß ihnn beiden vnschedtlichen sein solt, sagt er, dieser so sich alhier Otto Schütz nent ist ein hochgeborner Landtgraff zu Hessenn vnd seine Mutter ein Margrevin auß Meissen, vnd ein nechster Erbe zu Regirung nach dem Vatter welcher in die 80 Jahr alt vnd hatt in bey Leben seines Brudern auff die Schull geschickt, dan mann findt der Zeitt nicht gewust, wo er hinkommen sey. Da sprach der Hertzog, ist dem also Heinrich wie Du sagst, so ist Otto Schütz viell zu lang mein Diener gewest, vnnd sprach weitter, Du solt hie bleiben Morgen Früe will ich Dir einen Diener mittgeben so Dich biß gen Ach vnnd wieder hieher geleitten soll, vnnd will Dir ein schön Pferdt schenckenn, Deines altten Dinsts so Du mihr hiebevor geleistett, vnnd auch Otto Schützen halben, vnd will vnder deß den Handel baß bedencken, wie dan geschahe, denn er gemeindt Otto Schützen seine Tochter Elißabethen zue geben vor sein treuen Dienst vnnd redett ernstlich mitt seinem Gemahl der Mutter darvon im Bette deß Nachts, wo sie hingedechte ihre Dochter zu bestattenn, welche antwortt, daß doch Herrn gnugk so ihrer begerthenn, vnder denen so sollt er wöllen, welcher ihr am nützlichsten wehre, da eröffnet er der Fürstin seine Meinung, welche sie gar verwarff, alß daß sie nitt billig vnnd höfflich, vnnd alßbaldt es Tag wardt, fügt sie sich zur Dochter, fragt ob sie sich auch irgend mitt Jemandt verlobt, welche Nein sagt. Ittem ob sie auch Otto Schützen kentte vnnd wie sie gegen ihn gesinnet, sie antwortt Ja sie kenne ihn alß

ihres Vatters treuen Diener dem sie in Ehren holdt, aber weitters nicht, die Mutter sprach, Elsbeth gedenck der Sachen nach, Dein Herr Vatter will Dir ihn zur Ehe geben, die Dochter sagt, das hoffe ich nicht, so vnsers Standts andere gnug vorhanden, sagt die Mutter wieder, Du redest woll Dochter, aber alß ich vom Vatter vernimb mustu Ott Schützen haben, antworttet die Dochter, Liebe Mutter, die Kinder sollen ihren Eltern gehorsam sein.

Alß nun der vonn Homburgk wieder von Ach kam, beschicket der Herzog seine Räthe vnd zuegleich auch Ott Schützen in den Saal, vnnd wie die vorhandenn, sprach der Hertzog, Lieben Getreuen ich bin in Willens meine Dochter Elißabethen zu verheyrahtenn, da sollt Ir auch mitt zurathen, alß nun hin vnd wider gerathen sprach der Hertzog, ich hab ein treuen Diener ahn meinem Hoffe Otto Schützen, dem will ich sie vor seinen treuen Dienst zur Belohnung geben, so er sie anders haben will. Otto Schütz wardt roth vnd sprach, Wan ich nicht anderß verdient, dan das mann mich narret, so ist die Treuwe vbell belohnet. Aber der Hertzog nahm alßbald Ott Schützen bei der Handt, vnd fordert seine Dochter, vnd gab sie im zur Ehe, vnd musten allesampt deß Nachts auff dem Kropff bleiben sitzen, vnd war groß Verwunderung, meinten viel der Herr wer nicht woll bei Sinnen. Deß andern Morgenß ließ der Herr abermahl seine Räthe vnd Manschafft zusammen fordern vnd sagt, Lieben Getreuen, ich will euch euerß Zweiffels entledigenn, ich hab gestern meine lieb Dochter Ott Schützen der lange Zeitt mein Diener gewest, zur Ehe gegeben, deren er woll wehrt, alß der von höher Geburt ist, alß sie, denn er von dem Königlichen Geschlecht auß Vngern ist, vnnd im sechsten Glied von Sanct Elißabethen ein geborner Landtgraff vonn Hessenn p. der vnserm Lande alß nicht zu weidt entsessen woll nutz sein kann vnd sagt weitter wie sich der Handel mitt ihm hette zugedragen, wie er verlohrn geweßen p. das dan Henrich vonn Homburgk bestettiget.

Alß sie diß hörten, wardt menniglichen erfreitt vnd am Höchsten der Mutter vndt Dochter vndt wardt große Freudt volnbracht, vnd zog hernach Heinrich von Homburgk mitt guttem Geschenck wider in Hessenn vnd bracht seinem Herrn L. Henrichen diese froeliche Bottschafft gehn Cassel von seinem Son Otten, welcher vff ernente Zeitt von dem von Homburgk sich gehn Marpurgk verfüget, dahin die Clevischen Ott Schützen sein Gemahl hinbrachten, vmb das Jahr 1352.

Nach gehaltenem Hoff gab ihm der Vatter Spangenbergk ein, vnd war Franckenbergk seinß Gemahls Morgengabe oder Leibgedinge. Also hiltt Ott Landgraff mitt seinem Gemahl Hoff zu Spangenbergk vnd dregt sich vnder deß zu daß er sampt Margraffen Friederichen dem Freundt-

holden seiner Mutter Bruder Sohn, den Apt von Fulda Henrich von Eraloch genandt vbertzogen Anno 1361, gewunnen vnd plünderten Hünfeldt vndt führten daß Heiligthumb hinwegk, daß verdroß den allten L. Henrichen öbel vnd sprach, die Heiligen werden sich rechen, vnd ihr Wachs wider holen, doch verschuff er, daß ein Tag zue Vorck an der Werra gehaltten wardt inn Beisein vieler Fürsten vnd des Apts von Hirßfeldt Berleth von Völckerhausen, da wardt getheidigett, daß dem Apt von Fulda sein Heilligthumb vnd Hünfeldt wieder wardt. Vnnd ist L. Otto baldt hernach gestorben vnd man hielts gentzlich dafür, ihm wer vergeben worden Ao. 1361, Etzliche schreiben 1341 welchs aber Vnrecht muß sein, dann er hatt seine Haussfrauwe Anno 1352 genommen vnd den Apt von Fulda, wie dieselbige Cronica meldett 1361 bekriegett; Er verließ keine Erben, seine Haussfrauw die Fürstin von Cleve nam Franckenbergk Stadt Schloß samptt dem Zugehör inn, vnd war den Bürgern nitt beschwerlich sondern beforderlich bestettigt ihnen ihre altte Privilegia, ist gestorben Anno 1373.

Alß nuhn auch L. Otto vor seinem Vatter mitt Todt sonder Leibs Erben abgienge, war L. Henrich deß Willens seinem Dochterman Hertzog Otten von Braunschweig das Landt zu vbergeben, das dan großen Widerwillen brachtt hatte der Erbeinigung halben, so Düringen vnd Meissen mitt Hessenn auffgerichtt, derhalbenn dan auch menniglichen nicht woll damitt zufrieden war, besondern weill auch H. Otto sehr darauff stoltzierte. Dan es trug sich einmalß zu daß er jagt an dem Wilsberge, da schottelt der Hertzog seinen Kopff vnd sagt, Weren zwey Augen zue, so wollt ich ein reicher Herr werden, das erhört ein Hessischer Reutter Ekhardt von Kornfardt, verdroß ihnen vnd sagt, da behütt euch der Teuffel vor vnd Gott behüt vnß vnsern alten Herrn, wir wissen noch neher Erben, zog auch al so baldt vom Hertzogenn zue L. Henrichenn vnd zeiget ihm die Wortt an, vnd wie er sich seines Todts erfreuete, ward auch vnder andern angetzeigt, waß Vnraths der Erbeinigung halber erfolgen würde, dartzue so wer noch ein Manß Erbe, L. Herman seines Bruderß Sohn vorhanden, der noch nicht geweyhet, ob er schon solt geistlich werden, alsso wardt der alte Landtgraff bewegt vnnd ertzürnet sprach so mir helff vnser Fraue St. Elisabeth daß Wortt soll ihn daß Land zu Hessen schaden, sandt so baldt gehn Magdeburgk zu L. Hermann vnd ließ ihn zu einem Erben nach seinem Todt inß Land einsetzen. Also ist L. Henrich baldt hernach gestorben alß er bei nahe 100 Jahr alt gewesen, Anno 1376 vndt zu Marpurgk bei St. Elisabethen begraben, Er hatt auch Feindtschafft gehapt vonn dem Bischoff von Mentz Henrichen von Firnburgk genandt mitt dessen Volck ehr bei Gudenspergk gestritten vnnd sie erleget. Vnnd alß Anno 1354 ein Herr von Itter seinen Vettern erstochen hatte, darumb daß die Herrschafft ihme

allein würd, belegert L. Henrich sampt Bischoff Gerlachen von Mentz vnd Graff Otten von Waldeck das Schloß Itter vnd gewunnens, behielten darnach die Herrschaft.

13) Landtgrave Hermann genandt vnser Juncker Herr wie auch sein Vatter wardt erfordert vom Stifft Magdeburg wie gesagt zum Regiment daß dan verdroß den H. vonn Braunschweig vnd erregt einen Krieg vnder einem Bund die Sterner genandt, dan sie fürten gulden vnd silbern Stern vor ir Zeichen vnd Losunge, deren waren in die 2000 Graven Herren Edelleut vnd Knecht so sich in diesem Bundt gethan auß Saxen, Düringen, Westphalen, Buchen, vnd auch etliche Hessenn alß der Grave vonn Nassau, Waldeck, Catzenelnpogen, Haynaw, Eysenbergk, der Herr von Epstein vnd Lißburgk. Ihr Hauptmann war der Grave von Zigenhain, So hielten auch die Mentzischen vnd Cölnischen mit ihnen zue, vnd beschedigten L. Herman an allen anstoßenden Ortten, der wehrte sich soviel er mochte vnd dieß Phede wehrett drey Jahr.

Bischoff Gerlach von Mentz, der die Mauern zu Gudenßpergk zerbrach, der hette die Wenigeburgk auch gern gewunnen, nun ward auff der Wenigeburgk ein Edelman Henn von Wern, vnd die Wenigeburgk war eine gutte Bestunge, aber der Bischoff redte mitt dem von Wern soviel daß er die Wenigeburgk vbergab, da vermeinte der Bischoff nicht abzuziehen, er hette dan das rechtte Schloß in seiner Gewalt, aber der darauff Ampttman war Engelbrechtt vonn Grifft genandt, der wolt es nicht mercken, sondern er wehrete sich wie ein Heldtt, da kam die Landgrevin vnd fodert ihnen, vnd wollt dem Bischof daß Schloß vbergeben vmb Friedens Willen. Der Amptman sprach, Gnedige Fraue hebt euch nur baldt oder ich werde zu euch einschiessen vnd werffen als zu dem Feinde, vnd käm mein gn. Herr selbst er soltt in dießer Nacht nicht herauff kommen, ich getraue zu Gott diß Schloß meim gn. Herrn woll zu erhalten, biß es Friede wirdt, alß dan will ichs wie ein Biderman vndt nicht ehr vberlieffern, so mußte der Bischoff hin vnd heroziehen.

Falckenstein war der Hunde eygen, vnd niemants hatte mitt ihnen Theil oder gemein daran, dan ein gestrenger Ritter war zu der Zeitt, hies Herr Herman Hundt von Holtzhaußen nach dem Dorff also genandt vndt war gleich sein Wappen mitt Schilt vnd Helm mitt den Hunden, sonder alle Mittel vndt Vnderschiedt vndt war auch einß Geschlechts, dan daß sie weitt gesieptt waren, vnd ihme war der Name von dem Dorff Holtzhaußen worden, welches sein eigen war, daß bekümmert in aber, daß er mitt dem Namen Hundt nicht solt einn Genügen haben. Dieser Ritter hatte ein erbahr schönn vnd fromb Weib, daß wardt genandt Frau Barbara, vnd war deß Schwester welchem der Römische Keyser Sigißmundus schreib dem

Edlen vnsern vnd des Reichs getrewen Simon von Wallenstein, mitt deren hatt er Söhne vnnd Töchter, vnd sonderlich einen Sohn, den naute er dem Geschlechtt zum Ehren Eittelhundt zu Vergeß des Zunamens Holtzhaußen, desen Ritterß vnd seiner Kinder vnd Erben war der Falckenstein gleich halb, doch starb er mitt Weib vnd Kindern, vnd sein Gutt fiel im Rechten auf die Hunde, aber der Amptman zu Guedenspergk vmb seiner Erhaltung willen der Burg gegen Bischoff Gerlachen batt alß vmb ein verfallen Lehn vmb die Helffte deß Falckensteins in damit zu belehnen in Belohnung vnd Wiedergeltung seines Verdiensts, geschahe solchs, also drenget er sich in das Schloß, vnnd Guetter, welches doch der Hunde billiger geweßen were dann seiner.

Die von Buchenaw die altte Ganß (also nent man Eberhartten vnd seinen Bruder Gottschalcken) die hatten Gelt am Rodtenbergk dartzue waren sie Amptleutte da vndt waren dem Landtgraffen verwandt, das er sich keins argen zu ihnen versahe, da nun der Sternerbund anfienge, da sie heimlich mitt in wahren, da hieschen sie ihr Geldt von L. Herman, damit suchten sie ein Vrsach ihres bösen Vornehmenß, doch dieneten sie ihme mehr zu Schaden alß zu Nutz. Der Fürst gab ihnen ihr Geltt daß sie vngeursacht plieben vnnd Herr Eberhartt die alte Ganß hatte ihme mitt 100 Pferdten gedienett, dan er reich vnndt mechtig war vnd auff der Wider Reiße lagen sie zu Rodtenbergk, vnd da ime der Landgraff nicht alßbald einen Hengst schenckt, lieffert er ime zu einem Anspruch den Morgen 50 Pferdte vndt dingte Wagen die Knechte in einem Hochmut heimzuführen, bald darnach bewarb sich die Gantz vonn Buchenaw mitt einem großen Hoffwerck in Meinung Rodenberg einzunehmen sonder Geltt, vnd ließ denn Hauffen auff dem Sehe vor der Stadt haltten, vnd riett er mit Fuge also er pflegte stets zu reiten vor die Pfortten, in maßen alß wan er noch ihr Amptman wehre, vnd er wehr auch also eingelassen, da sahe der Pförtner zum Fenster hinauß, schrey Feinde Jo, verrathen Jo, also kam die Bürgerschafft vnd erwerhtts sich daß im der Griff fehlte, davon sange man ein Liedt welchs nunmehr vergessen istt, doch hab ich so viell davon behalten:

Der Valroth der schneidt seinen Bardt,
Der Altroth darumb zornig wardt,
Daß sie die Schantz verloren y.

Damit meinten sie die Buchener.

Nuhn war Herr Eberhardt mitt den Fürsten vnd Herrn wollbekant vnd war Margraff Friederich zum selben mall auch nitt woll mit dem Landtgraffen zufrieden, darumb reitt Herr Eberhartt die alte Ganß in Meissen vnd verschaffte, daß ime der Margraff einen großen Zug Reisigen vnd Fußvolck leyhe, damit zog er gehn Cassel vnd lage davor mitt Heeres

Crafft vnd brüllet wie ein Beer darvor, dartzue halff ihm der von Lispergk, vnd schossen Feur in Immenhaußen vnnd brantenß auß, da wardt der Landtgraff betrübt, vmb der armen Leutt willen, vnd ließ sich den Tag nicht sehen, sonst wardt er alß ein Vnverzagter vnder einem Rosenkrantz gesehen, also reitt die Landtgrevin auß der Stadt in das Heer vnd bearbeitet sich soviel, daß sie abzogen, darvon sange man ein Liedt das fing sich also ahn:

> Die allte Gans gieng vor den Margraven stahn,
> Höret lieber Herre, der Landtgraff Kriegs euch viell entbeutt,
> Er wolt Euch gerne sehen: Fleuch Du dahin gutt Eberhardt,
> Laß Dich vor Cassel schauwen,
> Berg vnd Thal wardt Alles voll, biß an die Lichtenauwe.

Baldt hernach theten sich die Sterner zum Licht wieder die Fürsten vnd Stede, vnd wurden öffentliche Feinde, branten vnd raubten im Lande zu Hessen, da lebte der alte Landtgraff Henrich noch vnnd war bei hundert Jaren altt, der riethe Landgraff Herman, daß er seinem Eydam Hertzog Otten deß Landts ein Theill ließe, umb Friedens Willen, aber der L. sprach, ich will Herr Otten gar nichts geben, stehet es heutt also, Morgen möchtt es beßer werden, er hatt mir nie kein gut gethan, davon sang man ein Liedt also:

> Dem bunten Löwen ist es Zorn,
> Wen ihn die Sterne leuchten ahn,
> Er hatt ein Eyd geschworn,
> Daß ihm trüge so manchen Man,
> L. Heinrich sprach sein Vetter ahn,
> Daß er Otten deß Landts ein Theil wolt lahn.
> Er sprach daß Reuten ist vmb mich gethan,
> Ich will schir gen Marpurgk fahren;
> Vetter daß muß ich geschehen lahn,
> Otto hatt mir am Lande kein Treu gethan,
> Darumb hatt er kein Theil daran.

Darumb verbunden sich zusammen L. Balthasar vnnd Friederich im Düringen vnd L. Herman in Hessen zu wiederstehen den Sternen, vnd zogen vor den Hertzbergk, darauff die von Lispergk waren, sie lagen lange Zeit darvor, aber die Sterner samleten ein groß Volck vnnd trieben sie ab, welche vor Hirsfeldt kamen vnd begehrten eingelaßen zu werden, die Stadt ließ den Apt Berleth von Volckerßhausen vmb Rath fragen, der weist dem Botten einen Stern, so er vnder der Schapplei verborgen truge, zeigt darmit ahn daß er mit im Bunde wehre, daß verdroß den Rath, wagten die Schantz, vnd ließen die Fürsten ein, der Feindt war ihnen aber so hartt auff dem Fuß, daß sich ihrer viel in der Pfordtten erdrengten, vnd

vmbkahmen, dieser Gutthat halben, haben die Fürsten auß Meyßen vnnd Düringenn die von Hirsfeldt gefreitt an Zoll so sie in ihren Landen kauffen vnd verkauffen würdenn vnnd soltt ihnen auch nichts in ihren Landen zu kauffen verbotten werden, wie bißhero geschehen. Es begab sich auch, daß die Buchner im Lande zu Hessen geweßenn wahren, vnnd großen Schaden gethan, mit Rauben vnd Brennen, vnd wolten vor Hirsfeldt über, da folgten die Hessen den Feinden nach, vnd ereylten sie vor Hirsfeldt bei Sanct Niclauß Kirchen, vnnd bekahmen ihr genommen Gutt wieder, vnnd schlugen ihr viell todt, vnd fiengen die Andern, daß ihrer wenig entritten, daß liessen die von Hirsfeldt sonder Zorn geschehen, den sie wahren dem Fürsten geneigt vnd gunten ihm viell Guts, dan Hirsfeldt war zur selbigen Zeit eine mechtige Stadt, aber der Phede halber ettwaß in Verderben kommen.

Landtgraff Herman hatte da zur Zeitt bei ihm vier Gebrüder vnnd Vetter von Reckrodt, mit namen Apeln, Herman, Tolden vnnd Hannsen, die wahren vast gewaltig vnnd nicht in der Sterner Bundt, sondern sie halffen dem Landgraffen treulichen, da nuhn der Landgraff seine Feinde also hatt niedergeworffen, vnd ihrer viel gefangen, da hielt er sie hart in Stöcken vnnd in Thurmen, daß ihnen Hand vnd Fuß erfroren, vnd wolt keinen weder vmb Gutt oder Vmbgeltt vonn sich lassen, sondern sprach wehren sie daheime plieben, vnd ihn vnbeschedigt gelassen, er wolte sich nicht zu ihnen verursacht haben, gleichwie sie zu ihm gethan hetten, vnd macht sie forchtsam, das ihn der leichte Hauff vnbemühett ließe. Er ließ die Gefangen so überaus hartt halltten, daß ihrer viel starben vnd die ihn geübet hatten vnnd gesprochenn wir wollen den Baccalaureum reisig machen die macht er sie wehren edell oder vnedell so vnreysig, daß sie Ehr, Leib vnd Gutt verlohren vnd wollt ihm nichts lassen darwider sagen.

Da warffen sich die Bundtsherrn zusammen vnd zogen abermals ins Landt zue Hessen vnnd machten einen Hinderhaldt, vnnd kamen auch bei St. Niclauß vor Hirsfeldt zuesammen, da weren die Hessen nidergelegt worden, wiewol sie zuvor etliche Buchner gefangen vnnd niedergelegtt hatten, da aber die von Hirsfeldt merckten der Hessen Verlustt, da theten sie die Pfortten auff, daß sie ohn Schaden damalß in die Stadt kamen, darumb wurden ihnen die Sterner gehaß, vnnd theten ihn großen Schaden, daß musten sie leiden, doch veranttwortteten sie sich damitt, wenn die Sterner gedrengt würden, vnd kehmen auch auff Gnade zu ihnen, sie wollten sie auch einlassen, daß sie vnbeschedigt blieben, aber die Sterner klagten über sie, sie hetten ihnen Dausent Marck Schadens gethan, welche sie wolten den Tag dem Landgraven abgejagt haben, daß war der erste Haß der Buchener gegen die von Hirßfeldt, daß sie die Hessen eingelassen hatten.

Alß sich nun der Handel so weidtleiftig zwischen den Sternern vnd den Fürsten begab, da schickt L. Herman die von Reckrodt zu denen von Hirßfeldt vnd ließ mitt ihnen reden, daß sie vmb seintwillen den Sternern wolten absagen, sie hetten auch hiebevor bei ihm vnd den Seinenn wolgethan, das woll er in Gnaden erkennen, vnnd Leib vnnd Gutt wiederumb bei sie setzen, die von Hirßfeldt widerten sich darin, sie wehren arme Leuth, vnd legen wie die Schaffe vor den Wölffen, vnd wen die Herren vertragen würden, so würdt daß Badt över ihnen außgehen, sie hetten doch den Landgrauen lieb, vnd gaben zur Antwortt, wolten die Fürstenn nichts hinder ihnen abrichten, sondern sie mitt in ihren Frieden vnnd Vnfrieden ziehen, vnd sich nitt hinder ihnenn absöhnen lassen, so wollten sie dem Fürsten zu lieb willen, vnd auch daß ihnen die Sterner Överlast theten, ihre Feinde werden, Daß wardt denen von Hirßfeldt also zue gesagt, also wurden sie auch vff die Zusage der Sterner Feinde, vnnd theten ihnen großen Schaden vndt geschahe ihnen auch vngefügter Schadt wiederumb.

Darnach ward ein ander Bundt inn Hessen, die Hörner genannt, denn sie fürten ein Horn, so auch ihre Nachparen beschedigten, vnnd wehrett auch in die drey Jahr. Vndt hernach im Jahr 1380, entstunde ein ander Bund inn Westphalen die Fleckener genannt, welche auch viel armer Leutt machten. Vnd bald hernach verbunden sich aber viell Graven, Herrn vnd Edelleuth, wardt genandt der Bundt von der alten Meyne, darunder waren der Graff von Nassaw, Ziegenhain, Battenburgk p., des Landgrauen Feinde, biß ihrer auß dem Bunde etliche, von den Franckenbergern gefangen wurden, darunder der Graff von Battenburgk war, vnd als sie ihn wolten hencken, versprach er wo sie ihn leben ließen, wolt er einen Frieden mit seinen Bundtsgenossen verschaffen, also hielten sie ihn biß die Briefe von den Bischöffen Cöln vnd Mentz, auch den andern Grauen bestettiget vnd övergeben wurden.

Darnach verbunden sich Bischoff Adolff von Mentz, L. Balthasar auß Düringen vnnd Herr Otto von Braunschweig genannt der Tobende an der Leyne wider L. Herman, vnd övertzogen ihn mitt Heeres Crafft, hetten gleichwoll keine redtliche Vrsach wider in ohne daß ihrer ieder gern ein Fittich von dem Landt zu Heßen gehapt hette, vnd daß er ein gelehrter friedtsamer Herr wahr, die zwene Hertzog legten sich vor Cassel Ao. 1385, brachen aber över ein Monat auff, Hertzog Otto verbrandt Immenhaußen, verheret Melßungen, vnnd Nordecken, so zog der Bischoff von Mentz vor Gudenspergk vnnd hett das Schloß gern gehapt, aber es war darauff Engelbrecht von Grifft, der thet Gegenwehr, wie auch gegen Bischoff Gerlachen. Er gewan Nidenstein vnd Falckenstein, kuntt sie aber vor dem von Grifft nicht behalten, vnd över drey Jahr hernach verbranten sie

Gudenspergk, gewunen Melsungen, Nidenstein, Rodenburgk, Eschwege vnd Sontra.

Margraff Baltzer zog an die Erbeinigung, derhalben nam er Sonttra vnd Eschwege, dan L. Herman hatt noch keine Erben. Es wahren auch etliche Bürger zu Cassel die wolten lieber die Düringern den Braunschweiger zum Herrn haben, weill sie meinten, ihr Herr würdt keine Kinder bekommen, derhalben hatten sie mitt den Düringern einen Verstandt gemacht, daß sie solten kommen, so wolten sie weisse Leylachen auß den Heußern heucken, zum Zeichen daß wen sie in die Stadt kehmen, von ihnen vnbeschedigt blieben, daß vermerckt ein Edelman auß Hessen (hallt ich einen von Velßbergk) der in Vngnaden bei L. Herman wahr, vnd hielte sich am Düringischen Hoff, doch war er seinem Herrn der in haßte trew, verwarnet ihn vnd zeigt die Sach an, daß befand der Landgraff also, vnd ließ denselbigen Bürgern die Köpff vff dem Marckt abschlagen. Anno 1399 kaufft L. Herman den halben Theil an Wolkerßdorff vmb Herrn Friederichen von Bicken, darauß vormalß offt dem Landtgraven Schaden geschehen war, vor 850 Gulden.

Anno 1400 wardt zu Franckfurdt erwehlett Friederich Hertzog zue Braunschweig, H. Magni Sohn, zu einem Römischen Keyser, aber Bischoff Adolff von Mentz haßte ihn, verschuff derhalben, daß er bei Fritzlar vonn den Grauen vonn Waldeck, alß er durchreißen solte, ergriffen vndt erstochen wardt von einem von Hertingshausen, vnd Rudolf Hertzog in Saxen, so bei ihm war, gefangen. Vnnd ist hernach Rudolff Pfaltzgraff bei Rein, L. Hermanß Schwager, dann sie zwo Schwestern hatten erwehlet worden, das also dieweill dieser Keyser lebte, Landgraff Herman gutten Frieden hatte.

Anno 1401 auff Matthey deß Apostelß Tag, da kam der Rö. Koenig Ruppertuß, der ein Hertzog zu Beyern, vnnd ein Pfaltzgraff beim Rein von Geburt wahr gen Hirßfeldt, vnnd bleib da biß vff Michaelis, zu dem kamen dar die Landgrauen, Fürsten, Grauen, Freyherrn, Ritter vnd Edelleuthe mitt Namen Landtgrau Hermann von Hessen, H. Henrich von Braunschweigk, die Grauen von Hennenbergk, Ziegenhain, Waldeck, der Burgraff vonn Nürnbergk, Simon von Wallenstein Ritter, Gottfriedt vnnd Ludwig seine Gebrüder, vnd Simon sein Sohn, vnnd 13 von Buchenawe, die von Schlitz, die von Romroden, die von Rodenbergk, vnd sonsten viel andere Ritterschafft des Landts. Des Königs oberster Schreiber Johanneß von Lautenborgk, der starb zue Hirßfeldt, denn man noch da begehet jerlich mitt Vigilien vnnd Seelmeßen.

Siemon von Wallenstein der Jünger deß vorgenanten Simonß des Ritterß Sohn reith dazumall zue Hirßfeldt ein mitt 18 groer Hengsten vnnd war mitt allen seinen Dienern in eittel weiß gekleidt, vnd war deren

von Hirßfeldt zum selbigen Mahl Hauptman vnnd hochgehalten bey dem Römischen Koenig Ruperto, also daß er mitt anderen Fürsten vnd Herrn mitt dem Koenige zue Disch saß zue Essen, da er nun so viel Gewalt vnd Macht hatte, vnd so woll gehaltten wardt, war einer da mitt etzlichen Fürsten, welcher im vielleicht Feinde war, vnd sprach in Muttwillen, wie prangt der von Wallenstein so hoch, ich hab im woll vier Pferdte genommen vnd floge nie kein Vögelein darnach, das wardt Simon von Wallenstein angesagt, der antwortt hett er geschwiegen, er wehre mir vnbekandt gewesen, habenn nicht Vögelein darnach geflohen, so sollen nuhn große Raben fliegen, vnnd nam denselben also baldt von dem Disch vnd ließ in hengken an einen Baum, daß war sein verdienette Lohn seins eigenen schwatzhafftigen Maulß halben. Man sagt von demselbigen Siemon von Wallensteinn da er 18 Jahr allt wer geweßen, da hette er 24 vmb ihrer Vntugent willen hengken laßen, Feltflüchtige, Trewlose vnd henckmeßige Bößwichter, die wieder Ehr vnd Erbarkeitt thatten, sonderlich Frauen vnd Jungfrauwenschender, was im derer wardt, ließ er alle an weiße Schleyger hengken, zu einem Zeichen der Vntugentt, keine Schandt oder Vntugent möchte er leyden, da wahr Zuchtt vnd Ehr vnder dem Adell vnd mancher reisiger Knecht wardt da besser getzogen vnd in redtlichen Thaten geübtt, den jetzunder mancher Edlerman, da jder Mann forchte die schnell Straff, offt wardt gehört vnder der Ritterschaft wen sie einen Schandtlappen vermercktten, wir müssen die rindeg Schaff außrotten, so gienge auch gewiß hengken darnach, Solcher Ehre pflage der Adell, da stund es woll, vnd wehre noch gutt dieselbige Straffe wie man spricht, wo Straffe da Zucht, wo Friede da Gutt.

Der Edell vndt wolgeporne Graff von Nassaw den man den Hübener nante, vnd zu Dilnbergk wonte, der wolt auch sein Heill versuchen an den Hessen, vnd raubett sie mitt viellen Übermutt, vndt baldt darnach bracht er sein Senfftmülen auch mitt heim, da zog der von Nassaw auff den Landtgraffen, die Hessen volgten, vnd inn der Stippach bei Wetzflar kamen sie die Feinde ahn, vnd machten ihre Ordnunge vnd stritten, gewonnen den Streitt vndt dem von Nassaw sein Panier ahn, das noch zue Marpurg in St. Elißabethen Kirchen bey dem Mentzischenn hencket, vnd gewonnen ein mercklich groß Gutt, darbey war Herr Herman von Hornßbergk, Hermann Rideßell, Werner von Elben, vndt Cunradt von Wallensteinn, allesampt Ritter, so daß Feldt mitt Ehren behieltten, vnndt zogen darnach froelich zue Hause.

Anno 1410 starb Keyser Rudolff, da gienge die Phede mitt dem Landtgrauen wieder ahn, vnd beschedigten inn die Benachbarten, der Bischoff von Mentz, Graff Adolph von Nassaw, Graf Heinrich von Waldeck, Graf

Rheinhardt von Westerburgk, Daß also dießer Landgraff biß in seinen Todt vielle Vnruhe gehaptt. Ist gestorben im Jar 1413 denn 24. May. Er hatt gehabtt zwei Weiber, die erste hieß Elisabetha war ein Grävin von Nassaw Sarbrücken, etzliche setzens doch zweiffelhafftig, Margraff Baltzers aus Meißen Schwester, mit deren er ein Sohn vndt Tochter zeugett Ludtwigen vnd Elißabethen, sturben aber baldt in ihrer Jugent, die ander Hausfraw hiß Margretha war Margraff Friederichs Burgraffen vonn Nürnbergk Dochter (soll mehr regieret haben den ehr) ist gestorben Anno 1414 zue Gudenspergk, mit deren hatt er 4 Söhne Friederichen, Herman vndt Henrichen, sturben auch in der Jugent, vndt Ludtwig so zum Regiment kam und vier Döchter. Anna vnnd Elißabetha sturben auch jung, Margretham geporenn Anno 1389 bekam Hertzogk Hennerich vonn Braunschweigk vnnd Luneberg, ist zue Rottenburgk gestorben. Agnesenn nam Hertzog Otto der einäugige vonn Braunschweig vnd Münden, ist zue Cassel beim heiligenn Creutz begraben.

14) Ludtwig genandt der Friedtsame oder Fromm ist geborenen Anno 1402 (alii 1407 oder 8) vnd vast jung zum Regiment kommen, doch hatt er die Ritterschafft zu Vormündern gehabt bis er zu seinen mündigen 18 Jahren kommen. Der Bischoff von Mentz beschedigt in auß Fritzlar, dergleichen die Saxen vnnd auch Weßpheling, doch wardt zu Zeitten Gewaldt mitt Gewaldt gerochen. Er hatt noch zwo Graffschafften överkommen wie volgen wirdt.

Es schreiben etliche er hab daß Schloße Ludtwigssteinn in einer Nachtt gebauett Ao. 1414, damit er der Räuberey deren von Hansteinn werett, Item Ludtwigsaw vnnd Ludwigseck hatt er mit denen von Holtzhain vnndt Herman Rideßell helffen bawen.

Anno 1427 die Apollinarii den 23. Julii ist Conradt ein Rheingraff vonn Daun Bischoff zue Mentz worden, dieser wardt auch wie seine Forfahren des Landtgrauen Feindt, brachtt ein groß Heer zue Fritzlar bei einander denn Landtgrauen zue överziehen, der Landgraff so in die 18 Jarr altt samlett auch inn seinem Landt vonn Ritteren, Edlen, Bürgern vnd Landvolck was er kunthe, wie er aber des Bischoffs Volck beschauet und sahe daß er viell stärcker war, dennoch ermannett er die seinen, vnnd sprach also zu ihnen, Sie haben meinen Vatter, der zue gut vnnd from, nie keinen Frieden gelassen, wan sie das auch ann mihr gewohnetten, muste ich ihnen alle Zeitt bereit sitzen alß ein Zinsmeyer vnd meine arme Vnterthanen mußten sie nehren, vnd darzue keinen Frieden oder Danck haben, heutt Landgraff oder keiner mehr, vnd wer ein getrewer Heß will sein der volge mir nach, vnd hiebe damitt drauff zue den Feinden vnuerzagt, schluge sie in die Flucht neben Englis vor Fritzlar över, biß gen Jeßpergk vnnd

hatt dem Bischoffe über 400 gesattelter Pferdte, sammt 200 Reuttersmannen abgefangen ohne die erschlagenenn. Diesen Schaden haben die Mentzischen lang nicht können verschmertzen, vnd ist hernach besser Friedt worden. Dießer Landtgraff hatt auch sunsten viel Siege gehappt wieder seine Feinde. Er zoge zum heiligen Grabe vnd mitt ime Graff Johann von Ziegenhain vnd Nidda, vnd wie sie inn der Vmbreiß gehn Venedigen kamen, stundt der Graff von Ziegenhain in großer Gefahr seines Lebens, denn es ersahe oder verrkundtschafft ihn alda ein Kaufmann, welchen der Graff in seinem Lande hatte berauben lassen (welches deren Zeitt sehr gemein war, vnd mitt einn andern Namen Grempeln auff der Straßen genandt wardt.) Nun hatte der Kauffmann woll das seine offtmalß wiederlaßen fordern, es geschahe aber kein Volge, derhalben mußt er Gedult haben, vnd der Zeitt vnndt Gelegenheitt erwartten, wie er in nun zu Venedig ersicht, wolt er ihn da kummern lassen, vnd wo solchs geschehen were der Graff zwar vmb seinen Halß schendtlich kommen, dis aber vorkam der Landgraff, den der Graff anrieffe, vnd legte ein groß Summa Geltts vor inn dar vnnd stellett den Kauffman zufrieden, behielt auch dem Graffen sein Leben. Derselbige Graff Johann vonn Ziegenhain vnd Nidda hatte keine Erben mitt seiner Hansfrauwen die eine Grävin vonn Waldeck wahre, derohalben were der Landgraff gernn hinder die Graffschafften gewest, vndt suchte dartzue Fug vnd Gelegenheitt, ließ freundlich ann ihn gelangen, wo ihme sein außgelegt Geltt solt wieder werden. Nun hatte der Graff einen Diener so Henn von Werde oder Noding genandt, den der Graff woll vermochte, der handelt zwischen dem Fürsten vnnd dem Graffen, das ihme der Landgraff noch ein zimliche Summa Gelts gab, vnd kaufft also die zwo Graffschafften mit dem Bedienge, daß der gemeltte Graff vndt sein Gemahll ir Lebtage sollten die Graffschafften geruglich besitzen, vnnd hernach auff Hessenn fallen, als den geschenn, wiewol die Grauen von Heynaw eine lange Zeitt Erbschafft drauff suchten, biß endtlich L. Wilhelm Henrichs Sohn solches auff dem Reichstag zue Wormbs Anno 1495 abgetragen hatt, er gab auch Herrn von Nodingen vor seinen Fleiß Jngenrode die Festunge vndt belehnett in damitt. Der Graff von Ziegenhain istt gestorben Anno 1450 vnnd zue Haynau im Closter, nuhn ein Spital, bey seine Eltern begraben werden. L. Ludwig kaufft auch Schmallkalden zum halben Theill vmb ein Greuinn vonn Hennebergk.

Oben ist angezeigt wie der erste Anfang aller Landtgrauen inn Düringen vnd Hessen vonn dem Durchleuchtigen vnnd Hochgebornen Geschlecht der Hertzogen von Orlienß erwachsen vnnd herkommen sey, es ist auch gehörtt, wie vnd in waß maßen das Kindt auß Brabant ins Land zu Hessen kommen sey, vnd in dieser Zeit starb das Hertzogthumb Brabant

gantz erbloß, vnd wahren nicht rechter vnd neher Erben dartzue dan L. Ludwig der Fromme, dem wardt auß Brabant Bottschafft von der Ritterschafft vnd Landvolck daß er kehme vnd gebe inen einen Herrn auß Hessenn in Brabant als sie zuuor in Heßen auß Brabant gethan hetten, der Fürst veracht daß nichtt, sondern reitt mitt 400 Pferdten auß inn Meinunge Brabant zu vberkommen, aber da er kam vnd nichtt in seinem Panier rechte Brabandische Wappen den gulden Löwen fürett, da wardt er deß Lanndts verhindertt, vnnd hatte den Zug vmbsonst gethan, vnnd wardt dem Hertzogenn vonn Burgundien Philippo dartzue geholffen, der nie kein Recht dartzue gewann, der name eß ein alß es noch der Printz Hertzog Philipp von Österreich deß Römischen Koenigs Maximiliani Sohn innen hatte. Auff der Wiederreise kam der Fürst L. Ludwig gehn Ach in die Stadt, vndt herberget eine Nacht darin. Nun war ein Graff (als ich glaube einer vonn Hengßbergk) der war dem Landgrauen feindt vnd gehaß, vieleicht der Niederlage halber deßen von Nassaw, wie droben gehört, da der von Hengßbergk auch mitt geweßen war in Hilff dessen von Nassaws, vnd hatte Schaden von den Hessen entpfangen vnd zue Rache gab er denen von Ach vor, der Landgraff were darumb außgetzogen eine Fuge zu suchen die von Ach zu beschedigen vnd die Statt einzunehmen. Die vonn Ache gaben dem Graffen schwacheun Glauben, doch durch sein vielfeltiges Anregen, betheidigten sie den Fürsten darumb. Er antwortett in der Verwunderung vnd sprach: Ir lieben Freundte, ich glaube nicht daß es Euwer Ernst seye, vnd haltet mich nit vor den Mann, das ich mitt solchen Stücken sollt umbgehen, die vnfürstlich wehren, darzu sie antwortten, sie glaubten im keiner Vnthaten zue, doch so were ein Wollgeborner Graff auff ihrem Rathause, der es von imm sagte, vndt wollte er vor ime bekantt seinn, da möchte er sich verantwortten. Der Landgraff wolt die Verdacht nitt vff sich haben, gienge mitt ihnenn, vnd fand den Graven welcher diese Dinge öffentlich auff in sagt hatte, vnd in seiner Gegenwerttigkeit noch redte, der Landgraff saget vnder andern: Due Graff sagest die Gewaldt auff mich, ich habe der Gedancken nie gehaptt, vnd so warlich daß Du mir Vnrecht thust, so helff mir die heilige Frauwe St. Elißabeth, vnser welcher Vnrecht habe daß er tobent, wüdent vnd rasendt werde, hie in Gesicht dieser frommen Leutte, alßbaldt zu der Stund wardt der Graff töricht vnd raset sich zu Tode. Das Miracell nahmen die von Ach zu Hertzen vndt lobten des Fürsten Vnschuldt, vnd erbotten ihm viel Ehre mitt Geschenck vnd Anderm. Also findt die Hessen durch Versäumung, Haß vndt Vngunst vmb Brabandt eben alß vmb Düringenn kommen.

Es hatten die Westphelinge den Fürsten kurtz vor seinem Ende beschediget, denen wolt er wiederumb ein Hoffwerck beweissen, vndt setzte

Herrn Johan Meysenburg seinen Marschalck zu einem Hauptman, gab ime zu treffliche Reutter auß dem Lande zu Hessen, wurden aber vast alle ohne Heurich vonn Liebenstein vnnd Hermann vonn Rabenaw gefangen, dan Wiedekindt vonn Hoheufelß wandt sich zu den Feinden, vnnd nam Hansen von Dörnbergk mitt ihm vnnd sonsten viel gutter Gesellen, vnnd wurden also die Heßen erlegt, welchs bei dieses Fürsten Zeitten nicht mehr geschehen war, dan es im allzeitt glücklich ergangen. Da sprach der Landtgraff, Meine glückliche Regierunge will auß seinn, ich will mich nun zue friedtlichen Leben vnd Handlungenn schicken, dan im war prognosticirt worden, er solt 40 Jar glücklich regieren vnd den nimmehr, wie auch geschahe, dann er starb Ao. 1458 auff denn Tag St. Anthonij seines Alters 53 Jar, wardt zue Marpurgk begraben. Er bestalt vor seinem Ende sein Sach, bestattet die Kinder vnnd ordtnett daß Landgraff Ludwig Cassell vnnd Heurich Marpurg sampt ihren Zuegehören haben solte. Sein Hausfraue war Anna, Hertzog Friederichs deß ersten Churfürsten zue Saxen Dochter, wardt ihm vermehlett Anno 1434 vnndt da wardt die Erbeinigunge mitt Heßen vnnd Düringen wiederumb ernewert, vnndt aller Vnwill hingelegt mit dem Ahnspruch ahnn Sontra vnnd Eschwege, mitt deren erzeugete er 4 Söhn vnd eine Dochter Elißabethen ein vberauß schönn Frewelein wardt Graff Philipßen vonn Weilburg vnnd Sarbrücken verheyratett.

Ludwig vnd Henrich theilten daß Landt wie hernach volgett, Friederich starb jung, Herman wardt erst Dom Probstt zue Fritzlar, darnach Domherr zue Mentz, Cöln vnd Wormbs vnnd letzlich Coadjutor zue Cöllen vnd alß hernach Anno 1472 Bischoff Ruprtt von Cöln ein geporner Pfaltzgraff etlicher Vrsachen halben vom Capittell abgesetztt wardt, kam L. Herman ann desselbigen statt, darauß dan ein großer Krieg entstunde, den der abgesetzt Bischoff, so sich am Stifft rechnen wollte, rieff an vmb Hülff Hertzog Carlen von Burgundt den gewaltigen Kriegsfürstenn seinen Vettern, der dan kam mit einem schrecklichen Heer von Burgundern, Engeländern vnndtt Longopardtern vnnd belegert Neuß rings vmbherr mitt Hertzog Ruperttenn ein gantzes Jar lang, darinn L. Herman mitt Vortheill samptt etlichen Hessenn vom Adell vndt guttenn Kriegsleuthen, so sich zue im geschworen Leib vnd Leben bey im zu lassen, nemlich Thiel vonn Falckenberg, Heyderich von Vrff, Dietterich von Elben, Claß Trott vonn Soltz, Dieterich vnd Friederich Scheuenschloß, Georg von Grifft, der starcke vnd mänliche Johan Blieber, der ehrenveste Johan vonn Eschwege, Adolf von Biedenfeltt, Strebkatz vnd Spiegell, der stoltze Meissner vnnd noch ettliche so mir vergessenn (diese seindt mitt Ehren in Neuß todt blieben.) vnd nachfolgends mit irem Herrn alß die Belegerunge ein Ende ledigk

worden Conradt von Wallenstein, Neithardt vonn Buchenaw, Johan Hugk, Hen von Biedenfeltt, Appel von Greussenn, Ludwig Diede, Gilse Hundt, Chunradt vnnd Heintz von Eschwege, Curtt Rodingk, Thom vnndt Philips vonn Wildungen, Hen von Schinstadt, Henn Winnollt, Herman Romrodt, Eberhardt Hagk, Velten von Dernbach, Hardtrott von Alnhaussen, Herman von Hundelshaußen vnd Andere so mir vnbewußt.

Also hiellte sich L. Herman gantz dapffer mitt den seinen, deren im wie gemeltt 16 vom Adell vnd in die 700 ahn Bürgern vnnd Knechten vmbkamen, sie litten auch großen Hunger, vnd wurden över vierthalb hundert Pferde gessen, vnnd alß inen auch an Pulner in der Stadt gebrache, daß sie nicht över ein halbe Thon hatten, theten sie es heimlich der Stadt Cöln zu wissen, die machten zwen Hauptmenner Johann Hellenbruck vnd Henrichen von Luene, die schickten inen zu 560 Man deren jeder truge ein Secklein mitt Salpetter von 10 ℔ bey sich, vndt kamen bei der Nachtt in die Stadt, darauß machten sie 32 Thonnen Pulvers, vnd schossen wiederumb mitt Freuden ins Hertzogen Lager, dergleichen that die Stadt Cöln auch so sich mitt L. Heurichen obgenannten Hermanß Bruder an den Stein gegen dem Hertzogen över gelegett hatten, biß zu letztt der Keyser Friederich 3 sampt ettlichen Reichsfürsten inen zu Hilff kam, da wardt baldt ein Frieden gemacht, vnd zoge der Hertzog ab, nicht sonder Schaden dan er över 15 000 Mann weill die Belagerunge gewehret verloren, ohn Pferdt vndt ander groß Gutt so er verschossen, vnd dem Keyser vndt andern Fürsten verschenckt hatt. Alß aber Pfaltzgraff Rupprechtt den Vertrag so zu Neuß gemacht nicht haltten wollen, ist er Anno 1478 alß er sich verkleidett vnndt inn Willens nach Arnsburgk inn Westphalen zue reitten, zu Dridorff von einem Edelman, Johan von Wollendorff so in erkanthe, vnd im mitt ettlichen im Schne nachgeeilet, gefangen worden, wie sich der Bischoff verritten, vnd den rechten Wegk zu suchen wieder vmbkehrett, ist er also dem Edelman in die Handt kommen, der in gefangen nimptt vndt L. Henrichenn överliefferttt, der in zu Blanckenstein in der Custodien behaltten hatt, da er dan över zwey Jahr hernach gestorben ist. Es hatt woll L. Hermann treffliche Leuth vnd vnder denen Wilhelmen von Bibera vnd Doctor Menchenn zue Bapst Sixto geschicket, aber er wollt inen nicht confirmiren, es were dan der vorige Bischoff Ruprecht thodt oder hett resigniret das Bistumb welches letzlich geschehen auff einer Wiesen bey Blanckenstein, da der Bischoff ledig gestelt vnndt der Apt vonn Hirßfeldt welchem es neben andern der Bapst befohlen, entfienge die Resignation an. 1481 vnd Landgraff Hermann bestettiget worden. Bischof Herman der dem Bistumb viell Guts gethan ist gestorben Anno 1508.

L. Ludwigk vnndt Heunrich theilleten daß Landt nach Ireß Vatterß

Todt, wie erß vor seinem Ende verordtnet, vnd lebten erstlich ein Zeitt-lang friedlich, darnach entstund vnder innen großer Spallt vnndt Kriegk, so etliche Jahr wehrett, vnnd weill vonn dießen Fürsten in Schrifften noch viell vorhanden, will ich erst Henrichs, wiewoll er der jüngst Linie, vnd seine vnd seines Sohns Thatten, weil sein Stamm am ersten abgangen setzen vnd in mitten waß die zwen Brüder Ludwig vnd Henrich samentt mit einander gehandelt, hernach auch L. Ludwigs vnd seiner Nachkommen, biß auff die heuttige Fürsten Genealogie vnd vornehme Thatten verzeichnen.

15) Landgraf Henrich geporen an. 1440 regierett zu Marpurgk vnnd an der Loehne, er nam bei Leben seines Vatters Annen Graf Philipßen Dochter von Catzenelnpogen vnnd Dietz an. 1452 vnnd hatte mitt ihr erst zur Morgengabe 36 000 Gulden vnd hernach alß sein Schwager Phielips erstlich, darnach auch sein Schwiegerherr, der alte vnd letzte Graf sonder Manserben starb an. 1479, welcher zu Erbach im Closter begraben lieget, die beide Graffschafften Catzenelenpogen vnd Dietz bekommen, auch hatt man bracht ein Wagen mitt Gelt, so viell 4 Pferde ziehen kunnten. Er hat auch bei Leben seines Schwigers mitt Verwilligung der Lehenherrn zu wegen bracht, daß wenn er sonder Erben verstürbe, die Graffschafften möchten auff die Fürsten von Hessen fallenn.

Anno 1464 hatt der Bischoff von Mentz genant Adolff ein Graff von Nassaw (welcher wieder Bischoff Dietherum ein Graf von Eysenbergk vom Bapstt angesetzt war) L. Henrichen Battenburgk, Rosenthall, Mellnaw vnnd die Gerechtigkeitt so er zur Wetter hatte, damit er im beystunde wieder Dietherum verschrieben.

Im selbigen Jahr im Herbst kamen die Westpheling eines Morgenß früe, wie es dunckell vnnd neblicht war, vnd fiellen auff die Awe bei Battenbergk, namen vnd raubten waß sie ankamen, verbranten auch die Dorff drumb her, vnd zogen wieder hinweg. Darnach Ao. 1473 schickt L. Henrich etliche Reutter inn Westphalenn, so seine Feinde in Westphalen suchen solten, darunder der Amptman von Franckenbergk Johann Schencke sampt vielenn Bürgern war, zogen vor Scharttenburgk, vnndt plünderten drumb her, schafften sonst nicht viel, dan es im Wintter vmb St. Cathareinen Tag sehr naß vndt tieff war, darumb sie nicht vonn Statt kommen kundenn, da zogen die vom Briehl vndtt daß gantze Lanndt heraus, vberfielen die Hessen in einem holen Wege, vnndt erlegten ihrer viel, fiengen auch die vornembsten, der Landtgraff schreib denen von Briehl sie sollten die Gefangene ledig lassenn, nachdem sie nichtt ihre Feinde weren, solches aber halff nicht, sondern sie mußten sich schwerlich lösen. Derohalben samlett L. Henrich im Jar hernach Anno 1474 ein mechtig Heer, vnndt

zogen viel manhaffte Graffen vnd Herrn in eigener Person mit ihm, andere Fürsten vnnd Herrn, alß Saxen, Brandenburg, der Bischoff von Würtzburgk, der Apt von Fulda, sein Schweherr der Graff vonn Catzenelnpogen, auch Henebergk, Schwartzburgk, Gleichen, Hohenstein v. schickten im ire Reutter, dartzue hatt er auch viell Behmen vnd Schweitzer, mitt dem Volck lage er bey Schrauffe an der Eder, nichtt weitt von Franckenbergk vnnd wollt in Westphalen ziehen: Wie die Westphelinge daß vernamen, kam sie ein groß Forchtt ahn, vnndt sonderlich die von Briehlen, santen derohalben viell treffliche Leuthe zum Landgraven inß Leger obgenant, welche vor im nieder Creutz weiß auff die Erdenn fielen, vndt batten ihn vmb Gnadt, lagen so lange biß sie der Landgraff hieß auffstehen, da ward der Fried beschlossen vnd sie musten allen Schaden, so vor vnd nach drauff gangen bezallen, daß sie lange Zeitt nicht verwunden vnd schickete auch in sonderheitt der Landgraff einn Heer in Westphalen, vnd ließ das Schloß Schartenburgk in Grundt niederbrechen vnnd musten sich alle seine Feinde in Westphalen in sein Gnadt ergeben. Darnach führet er sein Volck ahn Reihn, belegert Linß daß Bischoff Ruprechtt inn hatte vnd gewan eß, vnnd fürter zog er gehn Cölln, vnd darnach vor Neuß, seinen Bruder Herman zu entsetzen. Anno 1477 hatt er Wolckerßdorff daß Willthauß new gebauet, da er sich auch den mehrenteill hieltte, deß Gejages halben, hatte stets einen Hundt bei sich, wie mann sagtt deß Aussatzes halben, darumb wardt er vonn den Wiedersachern der Hundt Heß genandtt.

L. Henrich erkaufft auch Friedenwaldt, welches zuuor inß Stifft von Hirßfeldt gehörte vnd hatten daran drey Geschlechtt vom Adell, die Reckroden, Milrodenn vnndt Alltenburgk die zwey erstgenantten Geschlechtt hatten zuuor ir Theill am Landtgrauen kommen lassen, vnnd hatte Neithartt vonn Alltenburgk, der letzte im Stamm sein Theill noch, mitt dem practicirt Hanß von Dornbergk daß ers verkauffte vmb halb Geltt, dann er nicht vast witzigk war, also kam es gar an Hessenn. Da bauet Landgraff Henrich ein Fürstensitz mitt Gemachen, brache daß alltt Schloß ab vnd macht es fest, damitt es vor den Benachbarten stehen mochte. Also geschahe dem Stifft Hirßfeldt ein groß Abbruch in Welden, Wüstenn, Feldern vnnd Gründen, dan es berichtt Herman Leffler der Land Knecht den Landgrauen es gehörte weitter zum Schloß den sichs in Warheit erhielte. Wie ein altter Mann Herman Weiß auß dem Dorff Uspach der vngeuehr darzue kompt, da der Landtknechtt bei dem Landgrauen in der Küchen saß vnd anzeigtt, so vnd so weitt gienge die Gerechtigkeit des Schlosses, vnd wie gemelter Herman Weiß kompt sagt er zue im, sein Wortt zu bestettigen ob dem nicht also were. Herman Weiß der den Landtgrauen nichte kanthe antwortt Nein vndt saget weiter, was fragstu

mich, Du weißt es doch besser, es wird mein gnediger Herr nicht weitter begern oder suchen den waß er vmb die Jungkern erkaufft hatt, damit zinge der Landgraff auß der Küchenn, da sprache der Land Knecht wiederum daß ist mein gn. Hr. kennstu in nicht, sagt Herman, waß ists dan mehr ich habe die Warheitt gesagt, haltt auch nicht daß der Fürst denen vonn Hirßfeldt daß ihr nemen werde, vnd L. Henrich beurlaubet allßbaldt den Leffler, welcher nachmalß erkanthe, er hette inn Vnrecht wieder sein Gewiessenn berichtett, sagt der Landtgraff das stehe im zu verthedingen, doch behielt er, wie ers geweiset hatte. Man schreibt der Teufell habe hernach denselbigen Leffler geholet, vnnd einem alltten Bauren Kegeln genandt seyen die zwo Zehen am Fuß abgefallen, damitt er auch die Scheidigunge falsch geweißt hatt.

L. Henrich vnnd Hertzog Wilhelm von Sachsen (alii Braunschweig) habenn auch die von Einbeck bey Pilßhecke geschlagenn, Anno 1479 Mittwochs nach Cantate vnnd sindt iren in die 400 todt blieben vnnd 700 gefangen.

Volgen etliche Hendell der beyden Brüder sammettlich.

Es bruge sich zu inn dieser Zeitt, daß Hermann vnnd Georg Rideßell deß Stiffts von Fulda Feinde wurdenn vnnd fügtenn im viell Schadens zue, doch ward ihrer auch nichtt geschonett, es war der Zeitt Apt Reinnhartt ein geporner Graff vonn Weylnaw vndt der Letzt deß Geschlechts, ein frommer Herr; inn diese Vhede menngten sich auch die Landtgrauen vonn Hessenn, L. Ludtwig stundt den Riedeßelln bey, L. Henrich dem Stifft, zogen sich also vmb Sanct Bonifacii Kappen, L. Ludwig zoge in Buchen verherget vnd verbrenuett Manßdorff, Rastorff, Dafft, vnd sonsten viel Dörffer, gewan die Stadt Geysa, welche aber die Fuldischenn baldt wieder gewonnen. Hiedurch vnd auch sonsten auß Anhetzen etlicher vom Adell so beyder Fürsten Räthe waren, wurden beide Herrn vneinig, vnd man gab dasmall dem mehren Theill schuldt Hansen von Dörnbergk welcher L. Henrichs Hoffmeister war, vndt weyl dieses hernach offt gedacht wirdt, will ich etwaß von seiner Ankunft setzen, so viell mir bewußt.

Die Dörnberger seindt ein allt edell Geschlecht, etliche wollen ihr Ankunfft zehlen vonn Julio Caesare her, vnd daß sie auß einem Geschlecht, so Julius Caesar in Beinenbergk verlassen, herkommen, ist aber vngewiß, doch wie gesagtt, ein edell Geschlechtt, allein sie hielten sich nicht vast adlich mitt irem Heyrathen dan sie etwan reiche Bürgerß oder Bauers Döchter namen. Aber dieser Hanß vonn Dörnbergk hatte 4 Brüder Bernhartten, caeteros ignoro.

Man sagt ein jglicher gutter Gesell hab einen Herren wan er in wüst zu finden, das ist am Hanßen vonn Dörnbergk erschienen, der traff seinen rechten Herren: zue Ziegenhain war ein Grevin die hielte nach ihres Herren Todt stadtlichen Hoff, vnd sie war ein geborne Grevin von Waldeck, die nam Hanßen von Dörnbergk zue sich vndt er wardt ir Amptman, vnd hielte im 4 Pferdte vnd die zierlich, daß waß seines ersten Glücks Anfang. Da nun die Grävin von Ziegenhain gestorben, da nam L. Henrich die Grafffschafft ein, dann es war in der Theillung also beschlossen, vnd nam vielgemelten Hanß von Dörnbergk zum Diener ahn, der war weltlicher Hendell nicht vngeschickt, so war der Herr arbeittseliger Hendell geneigt, vndt liebett ihm die Jagdt mehr, dann das Anlauffen deß Volcks, vndt irrett sich gar wenig wie Land vnd Leutte regiret wurden. Aber genanter Hanß war behendt, vndt bedacht was Jme am Nützlichsten seinn würde, vndt schluge sich in das Regiment vorsichtiglich mitt viel Tagleistens vnnd Handlungen seines Herrn Befelch weißlich nach zue kommen, da das der Herr entsandtt, macht er in zum Hoffmeister vnd gewaltiglich vber alle seine Lande. Da erwachet sein Planet, vnnd seinn Glück neiget sich ihm zu großen Ehren, daß er sindt der Zeitt her manchem hatt Lieb vnd Leidt gethann. Fürsten, Graven, Herrn, Ritter vnnd Knechtt, Edell vnnd Vnedell, Bürger vnd Bauern haben seine Auffsetze gescheuett, aber kaum darnor enthaltten vnnd haben mitt großen Geschencke veniam gegen im gesuchtt, Bischöffe, Äpte, Mönch vndt Nonnen, geistlich vnnd weltlich mußten ihm zu Creutz kriechen undt mit großer Gabe mußten sie seine Freundschafft kauffen, vnnd halff dannoch nichts, wer am meisten gab der war am liebsten, allß lang es werett, das einer über den andern schencket, also hatt er groß Gutt erworben, vnndt sich einem Graue gleich gehaltten. Er kuntte gute Wortt die schnitten wie ein Schermesser, versatzte Stücke kunthe er auch wol, vnd war in seinen Hendlen so geflieſſen, ob wohl ein anderer bei im auffgestanden were, der gescheide, fromb vnd sanfftmütigk zu reden war, deren ließe er keinen bei im auffwachsen, vnd drenget über die Macht, allein wollt er Meister vnnd Herr sein, vnnd bleibs auch, mitt dem Schobe kunthe er meisterlich, vnd war seinem Meister nichtt entlauffen, was soll mehr gesagt werdenn, es ist seines Lobs dißmall gnug, von dem Anderen wirdt hernach gesagt werden. Hertzogk Wilhelmm von Saxen der beiden Brüder Oheim, da er vermerckte der zweyer Brüder Vnwillen, schluge er sich darinn (dann er war ihrer Mutter Bruder) vnnd satzte Tag ahn, vnnd bestimpte die gen Hirßfeldt, dahin kamen die Fürsten zugleich mitt vielen Graven, Rittern vnnd Edelleuten, vnnd zuuor an war da Graff Willhelm vonn Hennebergk mitt den Hertzogen, der war gar ein weidtlicher, gerader vnd starcker Fürst mitt Rennen, Stechen, Ringen,

[illegible] vnnd aller [illegible], so ein Mann an sich haben magk, [illegible] war er [illegible] vnnd [illegible] [illegible] [illegible] zu Botzen auff der [illegible] von Rom, da er auch [illegible] gewesen. Die Fürsten [illegible] zue [illegible] mit großem [illegible] ganzer acht Tage, aber zum [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], den Hertzog Wilhelm lehret L. Ludwig die [illegible], das machte die hernach geboren wurde, Cathereinen von Brandenstein. Da nun L. Henrich vermerckte, daß sich ein wenig Vnwillens zwischen seinem Bruder vnnd Oheim ergab, hatte er nicht eine geringe Freude darin, vnd vermeinete, ob es zur Vhede keme, seiner behilflichen zu gewesen, vnd machte derowegen ein [illegible] Fastnacht zue Marpurgk, vnd lude die [illegible] Graven daß [illegible] dartzue, er schickett auch seinen Botschafft [illegible] nahmen Curtt von Boineburgk welcher daßmahls ein Amptman zue Romrode war, zu seinen Oheimen Hertzog Wilhelmen mit einem Credentzbrieff, inen zu der Fastnacht zu laden, vnnd zuuoran Cathereinen von Brandenstein sein Gemahll, der von ihr gar schön entpfangen, vnd nach Fürsten Botschafft ward er herrlich tractirt, vnnd wardt erfordert seine Botschafft zue werben an den Hertzogen, welcher damalß nicht anheimisch sondern zu Roßlala wahr, die war da angenehm vnd zuegesagt zue der Fastnacht zue kommen; Also zoge der genantte Amptman wieder zu seinem Herrn vnndt thet ihm relation, die wardt mit großer Freude zue Danck entpfangen. Aber L. Ludwig hatte es seinen Spott dan er wußte daß in sein Oheim eben so lieb im Hertzen hatte, alß seinen Bruder, vnndt reitt die Fastnachtt woll mitt 200 Pferdten zue Margraff Albrecht vonn Brandenburgk ghen Anspach, so zu der Zeitt sehr gewaltig wahr, vndt hielte mitt ihm Hoffe vnd suchte auch Trost bei ihme.

Anno 1466, den Freitag vor Fastnacht da kam Hertzog Wilhelm mitt seiner newen lieben Haußfrauwen Cathereinen von Brandenstein köstlich gnug auff Fürstliche Weyse, da wardt ihnen obgenanter Churtt von Boineburgk Amptman entgegen biß gen Hirßfeldt geschickett vnnd hinder St. Petersbergk nam er in ahn von des Landtgraffen wegen, vnndt verschafft im zue Hirßfeldt alle Notturfft, vnd wo er durch einen Flecken zoge, so mußtenn im 4 Graven oder Ritter dartzue verordnett, von ihren Pferden steigen, vnd wie dieff der Dreck war, mitt ihren gülden Sporen beneben dem Wagen lauffen, darin die Buwürdige der Ehren saß. Den Sonnabent zogen sie biß gen Ziegenhain vnnd den Sontag biß gen Marpurgk vor dem Volnebergk kam L. Henrich den Gesten mitt 600 Pferdten entgegen seinen Oheim sampt seiner Brautt zu enttpfangen. Da musten Jungfrauwen vnnd Frawenn in den teyppen Acker absteigen vnd sich die Herrn entpfangen vnd beschawen lassenn, es weren Greuin oder freye Ritterskinder oder ihre Weiber, vnd die Brandensteinin hatte 24 Jungfrauwenn mitt ihr, welche

alle inn rott gekleidet wahrenn, darnach saß man auff vnnd zoge gehen Marpurgk vnndt hiellte Fastnacht mitt Dantzenn, Rennen vnd Stechen, vnnd Hanß Dörnbergk rentte mitt dem Hertzogen scharpf auff der Ketzerbach, vnd rennet in ab, da schencket ime der Hertzog einen braunen Hengst. Zu Außgehen der Fastnacht zoge der Hertzog mitt seinem Gesinde wieder in Düringen vnndt Churtt von Boineburgk geleittet ihn wiederumb biß gehn Hirßfeldtt vnd quitirt inn aller Zehrunge auß. Der Hertzog hatt einen gezemtenn Wolff mitt ihm lauffen, da war viel Sagens vonn, der hatte ihnn am letzten beinah erwürgt, darumb ließ er ihn todt schlagen. Darnach zum Sommer hube sich der Schimpff ahn mitt viell Tageleistens auff dem Spies zue Erdtfurdt, dan die Ritterschafft auff beyden Seyten, die Hessen vnd an der Lohne, trugen darinn Mißfallen vnd wehretten so viell sie mochten, aber das Geschenck so den Gewaltigen wardt, wolt keinen Frieden leiden, vnnd man gab Hansen von Dörnbergk die Schuldt am meisten, vnnd es mochte auch woll die Warheitt sein, daß wardt vielmalß gemercktt auff dem Spies wan man tagleistet, so redt L. Ludwig seinn Wortt selbst, den er auß dermaßen woll redenn kunthe, alß den zoge er allemal Hanß von Dörnbergk mitt ein, alß wie im nicht zweiffelte, er vnd sein Bruder wollten woll einß sein, vnd Brüder bleibenn, thets Hanß von Dörnbergk, vnd zu einer ander Zeitt sagt er wir seindt nitt weiß gnug zue wissenn ob Hanß von Dörnbergk Landtgraff an der Löhne sey oder vnser Bruder p. Es gab auch gutte Zurichtung zur Vhede, daß Herr Werner von Hanstein Ritter war in großen Gnaden L. Ludwigs, der sandt ein Vrsach gegen Hanß von Dörnbergk, wardt sein Feindt vnnd thett im vast Schadens, vnd auff ein Zeitt brachtt er vnder seinem Bauwern auff, auch vnder seinen reysigen Knecht daß er in die 1000 Man starck war vnnd zoge vor Franckenßhausen, das ist deren von Dörnbergk vnd hatte mitt im ein Steinbossen, damitt handelt er; auff der Wiederkehr war er ein wenig aus dem Hauffen getrabt, vnndt etliche allte Landtgrävischen die da nicht vmb den Handel wußten, kamen in an vnd schlugen in vnd einer genannt Gilbertt von Nordecken der fienge ihn ahn L. Ludtwigs Hanndt, darnach da er von Schlegen vffkam, da sprach ihn Hanß von Dörnbergk ahn vor einen Gefangenen, denn sein Bruder Bernhardt sollt ihn gegriffen haben, das verneinet Herr Werner mit Wortten, er wer geschlagen vnuersunen aber Gilbertt hette ihn an seines Herrn Handt gefangen, vnnd der Gelubdte gestundt er ime vndt sonsten niemandts nichts, das gestundt im auch also Gilbertt, aber sie kamenn darumb zu tagen ghen Homburgk mitt beyden Fürsten L. Ludwig mitt Wernern von Hanstein vnnd L. Henrich mitt Hansen von Dörnbergk vnd theten da ihre Gegenrede. Also stunden sie in dem Zanck für den beiden Fürsten, vndt redte

einer dem andern schmehlich gnug, der Hoffmeister sagt, Herr Werner wer seines Bruders Gefangener, nun were sein Bruder kranck vnnd köndte es nicht bezeugen, er wollte es aber mitt der Handt von wegen seines Bruderß beweißen, dartzue antwortt Herr Werner, Ich binn Deineß Bruders Gefangener nichtt, vndt wer es von mir sagtt, der leugt es, wie woll Du mir nicht gutt gnug bist, daß ich mich mitt einem Bauern schlagen sollte, alß Due bist, doch will ichs gegen Dir mitt der Handt verantwortten, vnd alßbaldt sprang er zurücke över ein Banck, vnd sprache, Bistu nun fromb von Arth so kom herr, die Rede geschahe in Gegenwerttigkeit der zweyer Fürstenn vnndt Ritterschafften, L. Ludwig hetzet vast zue, liß sich auch hören Herrn Wernerß mechtig zu sein, aber Hanß von Dörnbergk liß sich hören es were im vngemeß sich zu schlagen mitt Hern Wernern welcher deß Landgrauen Gefangener wehre, wie er dan selbert bekanthe, so wehr er frey, ledig vnnd vngefangen, dartzue antwortt L. Ludtwig. Herr Werner ist mein Gefangener von vngefehr worden, ich begehr weder seins Leibs noch Gutts, sonder wen ich sehe, daß die Schlachtt nicht ein Abgang sonder ein Vortgang hette, alß dann soll Herr Werner ledig vnd loß sein. Darbey bleibs vnd wartt nicht mehr daraus dan Kosten, Mühe vnnd Arbeitt vnd Tagleistens. In dem andern Sommer darnach Ao. 1467 wardt der Vnwill nicht lenger verhalten, sondern er erzeiget sich offenbar, also, die von Buchenaw Jörg vnnd Voß wurden vereinß mitt ihren Ganerben nemblich Engelhartten, Henrichen vnnd Casperen vonn Buchenaw vnd Simon von Wallenstein der war auch von der Mutter her alß von dem krummen Stabe ein Ganerbe mitt. Die Buchener theten dem Hoffmeister Hansen von Dörnbergk also groß Geschenck, auch fügliche Vrsache die Vhede anzufangen, also verschafft er, daß L. Henrich, der Apt von Fulda Reinhartt von Weilnaw genant, Graff Wilhelm vonn Henebergk, Graff Ludwig von Eysenbergk, Graff Siegmundt von Gleichen, Brun edler Herr vonn Querfurdt, vnnd dartzue also viel daß eins Tags mitt Trommeten, Heroldеn vnd Botten dem genandten Simon von Wallenstein vndt seiner Parthej 14 Vhede Brieff gehn Buchenaw zue Hauß kommen inn seinem Abwesen, den er war damalß bei seinem Herrn L. Ludwigk dessenn Marschalck er war, aber Engelhartt von Buchenaw vnd Siemonß Haußfrau namen die Brieffe zu sich, vnd gaben den Botten Essen vndt Trincken. Alß nun Simon von Wallenstein von seinem Herrn wiederum heim kam, vnnd vernahm wie sein Herr Landtgraff Henrich mitt andern Herrn vnndt Graffen seine Feinde worden waren, denen er doch kein Leidt gethan hatte, sie hatten auch nichts sonderliches mitt ihme zu thun, dan daß sie seinem Herrn zu einem Verdruß seine Feinde waren worden, da sprach er mitt vnerschrockenem Hertzen, es ist mihr Leidt, daß mich meine Herren hassen

vnd vheden wollen, welchen ich alle Zeitt zu Dienst bereitt binn geweßen, doch so muß der Knechtt offt seines Herren woll entgelten vnndt genießen, vnd wolan sollen sie mich verjagen, daß muß nitt allein mitt Brieffen zugehen, dartzue gehöret mehr zu dann ein Par rotter Schue zu einem Dantze, thete mein Herr L. Henrich, ich wollte der andern vnerschrocken sein, doch will ich eß Gott lassen walten.

In dem Herbst hernach wie dieß im Sommer geschahe, beworben sich die Fürsten vnd Graven, der Apt vonn Fulda, Graff Wilhelm vonn Hennebergk vndt Graff Ludwig vonn Eisenbergk wohl mitt 4000 Man zue Fuß vnd zue Roß vnd zogen vngewarnet vor Buchenaw vndtt beutteten ehe sie geraubten, der Aptt wolt Buchenaw einnehmen, so wollt der von Hennebergk Engelhartten vonn Buchenaw gefangen nehmen, vnd der von Eysenbergk Simon von Wallenstein, der sprach da sey Gott für vnd das große heillige Kreutz. Alß nun die genante Herrn vor Buchenaw kamen vndt fingen an zu stürmen ein höltzern Hauß mitt Leimen gekleibett, so waren darauff zwen reisige Knecht und zwen Bauersknecht und zwen Fußknechte, der warenn sechs zusammen vnd hatten Buchenaw das Schloß halb zue Freundten, die andern Knechte waren bey ihren Herrn im Schloß, vnd beschirmbten sie auff der andern Seytten, da wehre ein vnuertzagt Hertz woll erschrocken, aber sie griffen zur Wehre, vnnd behielten daß höltzern Hauß mitt Ehren, vnd die Feinde namen großen Schadenn mitt Toden vnnd Wunden, vndt zogen daruon vndtt klagte einer dem andern sein Vngefall, dem von Eysenbergk pleib Cuntz von Moßbach todt, dem vonn Hennebergk der Vogtt vom Strauch, vnnd zogen also heym mitt ihrer Senfftmülen. L. Ludtwig erfure den Handel vnd machtt sich auf den Seinen zu helffen, nach der Geschicht aber reith Simon von Wallenstein auß seinen Herrn zu suchen vmb Trost, da begegnet ihme sein Herr vnnd wollt ihnen mitt Trewen entsetzt haben vnd hatte auffgebotten seinem gantzen Landt vnnd Leuttenn vnnd zoge vor Buchenaw vnd nam einn der widerwerttigen Theill, vnd die den Zanck erhoben hatten stieß er rauß vnd doch zu letzt in der Richtigung wurden sie wieder eingetheidingt. Dardurch wurden die Fürsten gegen einander verbittert, vnd waß einer dem Andern zu Verdrieß thun konnte, wardt nit vnderlassen.

Es geschahe auch vmb diese Zeitt, alß der Graff von Nassaw Dilnbergk L. Ludwigen wohl geneigt war, verdroß dasselbig L. Henrichen vnnd seinen Hoffmeisternn, vnndt machten heimlich ein verdeckt Essen, mitt einem Knecht Henrich von Grünbergk genantt, der sonst gar ebenteurisch wahr, daß er gemelteß Graffen Feindt wardt, vnnd verhieß ime ein Anzahl Reutter zu leihen, Helwig von Ruckershaußen wahr Hauptman vnd rente vor ein Dorff Ismerode genant, daß wardt dem von Nassaw verkundschafft,

vnd hilt auff sie vnd ließ sie woll plündern vnd kam hinder sie vnd warff sie nieder, fieng Henrichen von Grünbergk vnd ließ ihme den Kopff abschlagen, vnndt wollt Helwigen von Ruckerßhaußen auch richten laßenn, da geschahe so große Vorbitt für, auch so hatten sich die Hansteinische in der Mangelung gewandt, vnd Macharium von Reiffenbergk gefangen, vnd hinder sich an Hanß von Hansteins Hand geloben lassen, vnd der Knechtt welcher in fieng der hieß Gotthardt Silber, derselbig macht sich vnd seine Gesellen alle ledig vnd loß, auch so wardt deß Reiffenbergers geschewet, der Graff hett ihrer sonst mehr enthauptten lassen, also behielt ein Schwerdt daß ander in der Scheiden, aber die andern die der Graff gefangen hatte, mußten Jar vnd Tag gefangen bleiben, vnnd die sie gegen dem Graffen angehetzt hatten, kontten inen darnach weder Trost noch Hilff ertzeigen.

Wiederumb zu kommen zue dem Handell wie oben gehörtt ist, daß die zwen Brüder die Fürsten sich drungen umb den Stifft Fulda, vnnd L. Henrich war in des Apts Hülff wieder seinen Bruder, nun macht sich L. Henrich auff vnnd ließ sich hören, er wollt der Buchen zue Hilff ziehen, vnnd ließ Hirßfeldt einfordern mitt einer Anzahl Pferdten, mit Ermanunge seiner Öffnunge sonder iren Schadenn, er wollt auch seinem Bruder darin oder darauß vnbeschedigt lassenn, nachdem er der eltest vndt auch die Öffnunge alls ihr Verspruchsherr daran hette. Die armen Leutt zue Hirßfeldt waren betretten, so wahren auch etliche des Raths L. Henrichenn mehr den L. Ludwigen geneigt, vnd wardt also geordnett daß L. Henrich bey Nachtt kam vnd wartt eingelassen stärcker dan man sich der Zusage nach versahe, sich glaublich vnd fürstlich zu haltten, aber alßbald sie in die Stadt kamen, theten sie sich zue den Pforten vnd Thürmen die Stadt einzunehmen vnd vielleicht auch zu plündernn. Die von Hirßfeldt waren nicht aller Dienge Kinder gewest, sondern hatten ihre Wehr mitt Leuttenn vnnd Geschütz allenthalben bestallt welches die Einkommenden nicht in klein Erschreckenn gesetzt, vnnd verzagtten die Stadt zue beschedigen, dennoch blieben sie lenger den acht Tage darin vnnd trieben Muttwillens gnug, wehr ihnen nitt gesteuert worden. L. Henrich hatte mitt im einen fromen, weisen, betagten Mann (vielleicht mitt einem Credentz von Hertzog Wilhelmen von Saxen zu im geschicktt, des Man er war vnd wartt genant Betzell Metzsche.) Da der sein Gerechtigkeitt ahn der Stadt hörett da widerriethe er im Muttwillen zue treiben, wollt er anderß nach Fürsten Ehren vorthin mehr leben.

Es war auch ein Bürger zu Hirßfeldt ein gewaltiger Man der hieß Siemon Gerwigk der wahr witzig vnnd seiner Vernunft gebrauchte er mitt Gueten, darnach mitt Ernstt, verschaffte mit Fug vnndt Glimpff daß Mordt, Jamer vnd Leidt vermitten bleib, itzund mitt den Herrn dan mitt den

Bürgern welche getrost waren sich deß Muttwillenß zue erwehren, der Bürger Simon Gerwigk vorkam groß Vnglück, welchs ergangen wehre, wie ihr hernach hören werdett, deß wartt ihm wenigk gedancket. Da der freymütige L. Ludwig den handell erfuhr in Zuuersichtt die von Hirßfeldt der Överlast zu entledigen vnd alda seinen Willen mitt seinem Bruder zue schaffen, dan er wußte im die Bürger vnnd den gemeinen Hauffen hoch geneigt vndt bedacht, daß ein warmer Tagk keinen Sommer machen kan, vnd daß ein Mann ein gantzen Hauffen nichtt zwingen konthe, vnd erhub sich mitt großer Machtt vnnd zoge vor Hirßfeldt bey Sanct Niclaß Kirchen vnd forderte seine Ofnunge nach alß der eltest Fürst vonn Hessen eingelaßen zu werden vndt vermante sie ihrer Eydt vnd Pflichtten, der gemeine Mann war dazu geneigt, da daß L. Henrich vermercktte, da war es ihm kein Schimpff nichtt, vnnd sein Zorn gegen die Bürgern war gemiltertt, vnd bate seines Bruders Einlassen zuuermeiden, inen solt von im oder den Seinen nimermehr kein Överlast geschehen, daß wardt doch kaum oder nichtt gehaltten, daß wehre aber nichtt angesehen worden, hette allein Simon Gerwigk nichtt so hartt von dem Vngefall gewehrett. Der Apt von Hirßfeldt Herr Ludtwigk vicedominus genannt der kam gerandt an daß Claßthor vnd wehrett vnndt steuert den Bürgern mitt Vermanung, Eydt vnndt Pflichten damit sie dem Stifft verwandt werenn vnnd ihm gethan hetten, damitt stillet er daß Övel vnnd vorkam daß Bluttvergießen daß vielleicht geschehen were. Also zoge L. Henrich zu St. Johannis Thor hinauß eher es sein Bruder gewar wardt, kam ehr an sein Gewahrsam vnd L. Ludwig wollt da mit den Bürger zürnen vnd ihnen vngnedigk sein, aber die Seinen fügten es zum Besten vnnd zuuoran Simon von Wallenstein vermeintt die von Hirßfeldt hetten sich in großer Noth weißlich gehaltten, daß sie hetten zukünfftig Övell vnd beyder Fürsten vnnd Lande großen Schaden vorkommen, da wandt der Fürst sein Vngnadt von denen vonn Hirßfeldt, vnnd wahr ihnen gnedigk so lange er lebtte.

In diesem 1469 Jar lagen auch beide Brüder gegeneinander zue Feldt wie kallt vnnd vnlustig der Winter wahr, verderbten vnnd verbranten ihr eigen Landt, sie lagen vor Borcken, Landgraff Ludtwig gewanß erst vnnd L. Henrich wiederumb mit Kappenß Hilff: Philipß Brum, welcher zum selben mahl L. Ludwigs Marschalck war, bleib darin todt, da verbandt sich L. Henrich mitt dem Bischoff von Padelborn wieder seinen Bruder vnd halff dem, welcher für vnd für dem Landt zu Hessen Schaden zugefügt hatte, doch war inenn L. Ludwigk allen zue freymütig, vnd seine Feinde forchten ihn mehr, den er sie forchtet, darumb wardt er von Vielen der freymüttige Landtgraue genantt.

Nachdem sich nun die zwenn Fürsten woll beraeuschet hatten vnndt

beiderseitts zur Schobe genugk gevolgett, Landt vnd Leutte verderbett vnd sich vnbrüderlich gehalten, nachdem sie sich bedachten, wardt sie der Kauff gereuen vnndt kamen durch Anregung irer beyder Ritter vndt Landtschafft zusammen vnd gaben dartzue Edelleuth auß beiden Landen, welche sie vertrugen vnd scheideten, alß des noch die Scheide vor Augen sindt, vnnd wardt L. Henrichen Borcken vndt Friedenwaltt welches zuuor L. Ludtwigk inn hatte, vnnd wenn ihr Bruder L. Hermann todt wehre Homburgk halb, darumb hatte einer dem Andern solchen großenn Schaden gethann, welcher so leichtlich darnach nitt hingelegtt wardt, wer das machte ist gnugsam gehörtt.

L. Henrich hatt seinem Bruder nachgelebett 12 Jar, wie bey Ludouico verzeichnett wird, vnd ist gestorben im Jahr 1483 auff den Tagk so man nennedt den achtzehenden vnnd seine Gemahll Anna Greuin vonn Catzenelenpogen im nechsten Jar darnach den 16 Februarii. Sie zeugten mitt einander 4 Söhne vnd 2 Döchter. Elißabetha wardt Graffen Johan von Nassaw vermehlett vnnd starb Anno 1489, Mechtildt wardt geporen Ao. 1473 zue Blanckenstein vnnd Hertzog Johann von Cleve vertrawet Anno 1489, Hennerich vnndt Friederich sturben jungk. Ludwig wardt geporen Anno 1460 vnd starb als er 18 Jar allt wardt zue Rauschenbergk Ao. 1478 liegett zu Marpurgk begrabenn, darumb er hette müssen sterbenn.

16) Wilhelm L. zue Hessenn vnnd Graue zu Catzenelnpogenn genand der Jünger (vmb seiner beyden Betternn L. Ludtwigs Söhne willen welche alle beide Wilhelm hiessen) ist geporen Anno 1471 zue Blanckenstein, den 8ten 7bris. Alß seinn Vatter gestorben, war er noch nicht 12 Jar alt, darumb wardt Bischoff Hermann vonn Cöln sein Vormund vnnd fürdert in gar sehr, satzte inn Anno 1489 innß Regimentt ghen Marpurgk oder an die Löhne, vnnd inn die Graffschafft Catzenelnpogen vnndt Dietz. Dieser kaufft ein Theill ahn der Herrschafft Epsteinn vmb den letzten Grauen vonn Epstein vnd allß der verstorben nam er solchs ein Anno 1492 auff St. Bartholomeuß Abentt.

Anno 1498 nam er zum Ehegemahll Annam Pfaltzgraff Philipßen Dochter vnnd hielten stadtlichen Hoff zu Franckfurtt in Beysein des Keysers vnnd vieler Fürsten. Starb aber gleich im zweitten Jar hernach zue Rauschenbergk, alß er auff der Jagt geweßen vnndt vom Pferdt gestürtzett, daß er sterben mußte Anno 1500 den 17ten Februarii. Er hatte keine Erben, aber gleichwoll zuvoren den Contract so sein Vatter mitt der Graffschafft Catzenelnpogen gemachtt, erneuert vnd weiters mitt deß Keysers Maximilliani Consens durch Hülff Bischoff Hermans zu Cölln vnd Pfaltzgrafen Philipsen seines Schwehers verordnet, wo er sonder Manß Erben

abgienge, daß die Graffschafften auff Hessen fiellen, derohalben nam sein Vetter Wilhelm das Landt an der Löhne inn, vnd der Graff von Nassaw die Graffschafft Catzenelnpogen p. alß einn nehester Erbe, behillte sie aber nicht lang, dan L. Wilhelm der Mittler nam sie wieder mitt Gewaltt, obgeschriebener Condition halben ein, darburch dan ein großer Spalt entstanden, so lange Zeitt gewerett vnnd viell Tage vnd Proceß darumb gehaltten worden, biß Anno 1557 zue Franckfurtt ein endliche Entscheidigungk gemachtt wordenn.

Ludwig der Jünger Landgraff Ludwigs des Friedsamen oder Fromen Sohn geporen an. 1438 den 7 Sept. vel die Reginae regierett nach seinem Vatter zue Cassell vnd im Hinder Hessen Lande, vnd sein Bruder Henrich, wie gesagt, zu Marpurgk vnd an der Löhne. Er hieltte gutte Freundschafft mitt Pfaltzgraff Friederich dem dapffern Kriegsfürstenn seinem Schwager, dan L. Ludwigs Haußfraw war Pfaltzgraff Friederichs Schwester Dochter vnd wie derselbige Pfaltzgraff vonn Bischoff Ditthарten vonn Mentz vnd sonst noch von 12 Fürsten, die sich wieder in verbunden hatten, vnd im mitt Heeres Crafft inß Landt gefallen waren, befehedet, schreib er seinem Schwager dem Pfaltzgraffen vmb Hülff, der kam mitt 1300 wolgerüster Pferdten alle in blau vnd weiß gekleidet vnnd thetenn mitt den Bundsherrn eine Schlacht bey Peterßheim, dar der Pfaltzgraff gesiegett, ihrer viel erlegt vnd gefangen hat, wie solchs andere Chroniken melden. Hernach alß der Bapst ein andern Bischoffen angesetzt, nemlich Graff Adolphen von Nassaw wieder Dietterum Grafen von Eysenburgk, entstundt ein groß Krieg, vnd wardt St. Martinß Mantell woll zerzerret, daß er viel Löcher bekam; L. Ludtwig war gutt Nassawisch, zog an sich den Geißmar, Schönberg vnd den Geißelwerdt; sein Bruder Henrich war Eysenburgisch, der säumpt sich auch nichtt, namm die Newstadt ein, dergleichen Mölnburgk, Battenburgk, Roßenthall, L. Ludwig zoge auch mitt einem großen Zeug Reißigen mitt Bischoff Adolphen öber Graff Ludtwigen vonn Eisenburgk, welcher Dietterß Bruder war, vnd verderbten im sein Lanndt. Also wardt dieß die erste Außfartt L. Ludwigs vnndt hielte sich gar dapffer vnd manlich, war auch gar vnleidisch vnnd böses Vertrags, vnd wer ihm ein Verdrieß thett, dem vergaltt erß mitt gleicher Müntz, darumb er der abenteurisch vnnd freymütige Landgraff genantt wart. H. Wilhelm vonn Saxen seiner Mutter Bruder hatt in ein Zeitt lang lieb, darnach stieß eß sich mitt ihnen vmb seines stoltzen Muts, vnnd mocht auch woll vmb Cathereinen vonn Brandenstein willen geschehen, welche der freymütige Landgraff nicht wie ein Hertzogin halten wolte, welche Hertzog Wilhelm beneben seiner Ehegemahll Fraw Annen Koenig Alberts in Hungern vnnd Behmen Dochter vor

eynn Beischlefferin angenommen vnd sie gern hoch gehaltten hette, wie oben vermelt, die er auch hernach zur Ehe genommenn.

Anno 1464 da begab sich ein Vnwill zwischen im vnd dem Bischoff von Padelborn Simon der von Geburtt einer von der Lipp wehr, also daß einer dem Andern Schaden zufügte, wo er kunthe oder mochte, da zoge L. Ludwig över die Padelbornische mitt Heeres Crafft vor denn Kruckenbergk, vnnd gewann Helmerßhaußen, vnnd großen Edern, den Kirchoff, vnd thet da im Lande viel Schadenß, vndt gewan die Liebenaw, vnd brand die gar auß biß auff die Kirchen, dartzu liehe im Hertzog Wilhelm von Saxen ein groß Gezeug Reisiger vnd Fußvolcks, vnnd Graff Siegmundt von Gleichen, Herr Apel von Dahnrode waren Hauptleuthe vonn deß Hertzogen wegen, mitt andern Grauen vnd Herrn, welche ihnen zugegeben wurden, darunder waren auch viel Behmen, die theten vnchristlichenn viel Schaden im Lande, wie sie verrichtet wurden, ist mir vnbewußt, dann die Vhede wehrett ein lange Zeitt.

Anno 1471 kam Keyser Friederich gen Regenspurg vnnd gab vor, wieder die vnglaubigen Thürcken zue ziehen vnnd beschreib alle teutsche Fürsten dahin zue sich, die kamen auch deß mehrentheill dahin, vnd L. Ludwig zue Hessen reithe dahinn mitt 400 Pferdtenn woll gerüst vnd ihn Roth gekleidett, daß man im das Lob vor den Andern gab, biß das die zwen Hertzoge aus Saxen, der Churfürst Hertzog Ernst, vnd Hz. Albert Gebrüder kamen, die waren mitt Harnisch vor den Andern all am Besten gerüst. Es war auch auff dem Reichstage Bischoff Ruprecht vonn Cölnn ein geporner Pfaltzgraue, der hielte seltzam Hauß, lude seiner Edelleuthe etliche zue Gast, mitt ihnen auff ihren Häußern zu essen vnnd trieb sie darnach auß, vnnd behielt er die Schloß, dartzue im den halff sein Marschalck Götz von Alperßheim. Es wohnet auch in Westphalen ein Edelman Conradt von Padbergk eines großen Geschlechts vnd hett viel herrlicher Schloß, mitt deßen Weib (so nicht fast from, sonder vnkeusch war) practicirt gemelter Götz, daß sie dem Bischoff ihres Herren Schloß auffgab vnnd wardt ihr Mann gefangen vnd ihr Kinder ausgeschlossenn. L. Ludwig hatte mitt im ein Diener zue Regenspurg, der war starck, groß vnnd geradt, dartzue stoltz, welcher der Ehrenn Abbruch nicht leiden kunthe vnnd hieß Johann Blieber, vnnd bleib auch wie ein frommer Diener bei seinem Herrn bleiben soll. Derselbige Johan bracht alle Wege seinem Herrn L. Ludwigen sein Pferdtt, da war er zue geordnett, wenn mann zu Rath oder von Hoff reithen sollt. Einßmalß kam er vnd bracht seines Herren Hengst, so hillt Herr Götz von Algerßheim an dem Ende mitt deß Bischoffs von Cöln Pferdt, da er hinreithen wollt, da sprach Johan Blieber, reith beiseitt, hie hörtt meineß Herrn Pferdt hin, der Ritter antwortt, Meinn

Herr ist ein Churfürst vndt so gut als der Deine, vnd ich so gutt alß Du. Blieber vonn Zorn erröhtet sprach, Du leugst meinn Herr ist fromb, vnd wardt nie kein Verrähter alß der Deine, so hastu Bößwichtt Churtt vonn Padtbergk verahtenn, des bin ich besser dan Du, vnnd reyth baldt ab, oder ich will Dich abbringen, der Halß soll Dir krachen. Also mußt der Ritter schamroth von dannen ziehen, da were einn große Noth auß worden, were der Fürst von Hessenn nicht so hoch gefreundet vnd auch selbst so freymütig gewesen, vnnd dargegen der Bischoff von Cöln vmb seiner Vnthatt willen gehasset, vnnd den Leuten gramsellig geweßen.

Da sich nun die Fürsten zue Regenspurgk gescheidt hatten vnnd L. Ludwig wieder heim kam da war inn noch im Sinn der Zorn vnd Vnwill wieder den Apt vnd den Stifft von Fulda vnd vngescheutt Graff Johann vonn Hennebergk welcher ein Hauptman des Stiffts von Fulda war, wolte er wieder in die Buchen getzogen seinn vnnd rüstet sich dartzue, aber St. Bonifacius wolt seinen Stifft vorthmehr vnbeschedigt haben, vnnd durch Gottes Schickunge reitt der Fürst gen Reichenbach durch Lust (ein Schwetzer verschwieg es kaum was da gesagt wardt, doch so war ein gemein Gerüchtt er sollte aus einer Spondflaeschen getruncken haben) vnd alsobald ward er kranck vnd starb das man sagte im were vergeben wurden, Anno 1471 denn fünfften nach aller Heiligen Tag vnd ward gehn Marpurgk zue St. Elißabethen in die Fürsten Cappeln begrabenn, seines Alterß 33 Jar vnnd 9 Wochen. Im wardt bei Leben seines Vatters vermehlett Graff Ludwigs von Wirtenbergk Dochter, wie obgemelt, Mechtildt genant, die im zur Heimsteuer 31 000 Gulden in so manchem seidten Beuttel zue brachtt hatt, sie ist gestorben im Jar 1495 zue Rottenburgk, so ihr Widwenseß war. Sie haben mitt einander erzeugt zwehn Söhne vnd eine Tochter Elisabeth genant, die starb in ihren jungen Jaren. Seine Söhne beide Wilhelm genant waren noch gar junck, der eltest 5 Jahr vnnd der jüngst 3 Jahr allt, ward derohalben nicht ein gering Erschrecken seiner Getreuwen im Lande, vnnd forchten sich vor dem, welches ihnen doch darnach widerfuhre, aber nicht klein war die Freude, die seine Widerwertige entpfiengen, vnnd zuuoran Hanß von Dörnbergk, welcher vnderstunde Rach zue suchen ahn alle denen, welche L. Ludwig lieb gehabt hatt vnd genedig gewest war, die musten alda Gnad bei im suchen vnd im zum Creutz krichen, außgenommen der stoltze Simonn vonn Wallenstein, der enthielt sich seiner Gnade, aber mitt großem Schaden. Es wardt der Hochgepornen von Wirtenbergk Fraw Mechtildten L. Ludwigs verlassenen Witwen gerathen, daß sie ihre beyde Söhne nehme vnd zöge von Cassell vnnd bliebe auf irem Witwenstuel sitzen, vnnd regierte an Stadt ihrer Kinder, sie wehre ihr bester vnnd getreuster Vormünder, biß daß sie zu der Regierunge er-

wuchsen, das mochte sie mitt Fug vnd Ehren verantwortten, angesehen die Vhede vnd Vntrew so ihrem Herrn wiederfahren, aber wie klug sie war, so thet sie doch wie ein Weib vnnd ließ ihr daß Helmlein durch den Mundt ziehen, vnnd ließ sich L. Heurich irenn Schwager zum Vormünder eindringen, welcher sich dann nicht anders hielte, denn wie Vormünder pflegenn. L. Henrich vnderzoge sich der Vormundschafft, aber Hannß von Dörnbergk der Regierunge beider Lande, vnd L. Henrich lebte seinem Bruder 12 Jar nach, dieweill hette man den Kindern woll vorstehen können, wen man ihnen guts gegonnett hette, aber da sie zue Jahren oder zum Verstandt kamen, funden sie alle ihre Kasten ledig, vnnd all ihr Sielbergeschirr vnnd Haußrath war ihn entfrembdett.

Wilhelm der elter Sohn ist geporn Anno 1466 den 4ten Julij, er war etwaß gebrechlich vnd mangelt ihm ahn Verstandt, derohalben sein Bruder den meisten Theill regiertt, doch hatt er zu Spangenberg ein Zeittlang Hoff gehalten vnd zuer Ehe gehapt Vrsulam Hertzog Henrichs von Mechelburgk Dochter (Ander sprechen H. Wilhelmß von Braunschweig Dochter Annam oder Alantt genandt) ist hernach von seinem Bruder zue Cassel gefengklich gehalten worden biß in seinen Todt vnndt ist gestorben im Jahr 1515 den 8ten Februarii. Hatt 6 Döchter mitt seiner Hausfraw gehabt, Anna vnnd Mechtildt sturben jungk, Catharinam nam Graff Adam Beuchlingen, Anna ward ein Closter Jungfraw zu St. Annenbergk, ist zu Cassel gestorbenn, Elißabetha wardt Hertzog Ludwigen vonn Zweybrücken vermehlett vnnd hatt Hz. Wolffgangen geporn, Elißabetha kam in das Kloster Weißenstein bey Cassel, vnd alß hernach die Clöster geöffnet, nam sie L. Philipß zue sich an Hoff vnd hatt sie bestattet an den Graffen von Deckelburgk, haben zue Marpurgk Ao. 1527 Hochzeitt gehaltten.

Wilhelm der mittler genandt wardt geporn im Jar 1468 den 26ten Augusti, ein sinreicher vnd verstendiger Fürst, von dem man schreibt wie er in der Jugentt ein stoltzen Fürsten (auff einem keyserlichen Tage, der in taxirett, daß er viel Kalbfleisch ann im hette vndt gut vor seine Löwen were) eine wollgereumbte Antwortt geben, daß dergleichen seine Fürstliche Gnadt gutt dartzue were, das man junge Füchse bei ihr aufzöge, daß sie Vntrey bey ihm lernten: dergleichen hab er auch daß Sprichwortt Ne Hercules contra duos höfflich gebraucht vnd gesagt wer zwen Feinde hatt, der soll sich mitt dem einen vertragen, damitt er den Andern baß bekriegen mögte. Er hatt sich auch gantz dapffer in der Jugent erzeigt, den alß er noch ein Jüngling in Italien mitt Keyser Maximiliano im Zuge war vnd man ein Stadt stürmen sollen, ist er mitt den Ersten auff der Mawer geweßen, deren vnd andern Thatten halben ist er von Keyser Maximiliano Anno 1486 zue Ach Ritter geschlagen worden, alß

er 18 Jahr alt geweßen. Hatt also vieler Fürsten Gunst vnnd Freundschafft bekommen, regirt erstlich zue Caßel vnnd nach Absterben seines Vattern vberkam er die Landtschafften mitt einander wie oben angezeigett. Er wirt gerümet, daß gut durch sein Landt reisen gewest sey, alß der die Straßen rein gehalten, vnd auff die Straßenräuber sonderlich Acht gehabt, vnd sie gestraffet. Er hatte erstlich zue einem Ehegemahll Jolandan Koeniges Renati in Calabrien vnnd Hertzogen auß Lottringen Dochter, welche Anno 1500 auß Schrecken einen Sohn geporn vndt baldt hernach gestorben ist den 14ten Februarij, also hatt er in selbigem Jahr vmb St. Lucas genommen Annam Hertzog Magni von Meckelburgk Dochter.

Anno 1503 entstundt zwischen ihm vndt Pfaltzgrafen Philipßen ein Vnwill deß Heuratguts oder Gelts halben, so dieser Landtgraff deß Pfaltzgraffen Dochter, welche (wie obgemeltt) seinen Vettern Wilhelmen gehabt, geben solte, vnnd hatt der Pfaltzgraff Darmstadt inn, welches ihr Leibgeding war: vnd alß im nachgehenden Jahr 1504 gemelter Pfaltzgraff vom Keyser Maximiliano inn die Achtt gethan wardt, vnd den benachtbarten Fürsten gepotten ihn zue vberziehen, ließ sich dieser L. Wilhelmm desto lieber dartzue gebrauchen, führte ein groß Volck an die Bergstrassen, beschedigt da etliche deß Pfaltzgraffen Flecken, darnach zog er vber Reihn, vnd thet großen Schaden auff dem Gawe mit Brenen vnndt Verhergen, darnach zog er im Herbst wieder herüber denn Reihn, belagert Laube, verbrant sein zugehörige Dorff Weyßel vnd beide Derstatt, zoge doch vngeschafft ab, alß Zeittung kommen, das im ein junger Sohn geporen wehre. Er ist gestorben Ao. 1509 zue Cassel auff Kilianuß Tag, welcher ist der 8 Julij, seine Haußfraw Anna von Mechelburgk Ao. 1525 zue Rottenburgk gestorben den 28ten Aprilis, mitt deren er gezeugt einen Sohn vnnd zwo Döchter, Magdalena Ao. 1501 zue Reinfels geporen vnd im nechsten Jahr darnach gestorben, Elißabetha wardt Hertzog Hansen von Saxen, Hertzog Georgen Sohn vermehlet, der aber kürtzlich starb ohn Erben, war ihr Widwenseß Rochlitz, darumb sie auch die Frawe vonn Rochlitz genantt wardt.

17) Philippus der theure vnnd weittberümbte Fürst wardt geporen zue Marpurgk im Jahr 1504 den 13ten Novembris mane dodrante post quintam, ut Eberus in suo Calendario, war also nicht 6 Jar alt, als im der Vatter mitt Todt abginge, ward derhalben wunderbarlich in seiner Jugent tribuliret vnnd angefochten, aber Gott hatt ihn erhaltten vnd zue einem sonderlichen Werckzeug gemacht, daß da man alle vornehme Thaten vnnd Geschichten dieses Fürsten eigentlich vnd ordentlich beschreiben wolte, einn grosses vnd sonderliches Buch machen würde, dieweill aber derselben mehren Theill von vielen Historicis schonn am Tage vnd im Druck sein,

will ich auch den Leser dahinn geweist haben, doch die vornembsten kürtzlich anzeigen.

Anfenglich in seiner Jugent enstundt ein geferlich Krieg vnd Spalt vnder den Regenten biß daß dem Fürsten das Regiment vbergeben wardt. Ihm Jar 1518 bekriegten Frantzen von Sickingen Bundsgenoßßen, alß nemlich Johan Hilgen, Caspar von Cronbergk, Friedrich von Schwartzbergk vnd Schönbergk p. die Grafffschafft Catzenelnpogen, vnd wehret solche Vhede in daß vierdt Jar, da zoge der Fürst mit den beden Churfürsten Tryer vnd Pfaltzgraffen (welche der Bundt auch beledigt hatt) zu Feltt, gewann viel der Bundsgenossen Festungen vndt zuletzt auch Landstall, darinn Frantz von Sickingen vmbkahm anno 1523 den 20 May, hernach wurden die andern Festungen auch gewonnen. Im Jahr 1521 war er auff dem Reichstagk zu Wormbs redet mitt Doctor Luthero schimpfflich vnd auch tröstlich vnd im Jar 1523 den 18ten 8bris wardt im Christine Hertzog Georgen von Saxen Dochter zu Dreyssa in Meissen vermehlett, vnd geschahe die Heimführunge den 25ten Januarij Anno 1524. Vber zwei Jahr hernach entstund ein vnnerhört vnd greulich Aufruhr vnder den Bauern fast im gantzen Deutzschen Landt, noch wahren dieses Fürsten Vnderthanen, die ihren Herren liebten vnd im getrew waren stille, so vndernahm auch der Fürst große Mühe, diese Auffruhr zu stillenn in Düringen vnd Buchen, welche an sein Landt grentzten, vnd schon bereit zum Auffruhr geratten waren. Im Jar darnach ließ der Fürst die Kirchen in seinem Lande reformiren von deß Bapsts vnnützen vndt schedtlichen Satzungen, vndt verschaffet das das Evangelium lauter vnd rein geprediget wurde, dardurch er aber der Papisten großen Haß auff sich geladen, die da heimlich practicirten, wie sie in vnd andern deren Religion Zugethane vberziehen wollten, welches alß es dem Fürsten offenbaret, seumpt er sich nitt, vndt kam ihnen zuuor mitt einer gewaltigen Rüstunge, wardt aber durch den Pfaltzgrauen gesönet, alß etliche Bischoffe der Kriegskosten erlegten mit 100000 Gulden. Ao. 1534 satzte er Hertzog Vlrichen von Wirtenbergk der in das fünffzehende Jar seines Landts vertrieben war, mitt Gewalt wiederumb ein. Ihm nachgehenden Jahr halff er auch die Wiedertäuffer vnnd Auffrührer in Münster dempffen, schicket auch demselbigen Bischoff Hilff vnnd Volck wieder Altenburgk An. 1537. Dergleichen an. 1542 dem Keyser wieder den Türcken wie zuuorn Anno 1532. Vnnd alß Hertzog Heurich von Braunschweig nicht abließ der Augspurgischen Confession Verwanden in den nechstgelegenen Stetten Braunschweig, Goslar, Einbeck p. zue beleidigen, vberzoge ihn der Fürst sampt dem Churfürsten zue Sachsen alß Bundsgenossen, vnd floge der Hertzog auß dem Lande, samlet aber hernach in Geheim ein groß Volck, kam wieder in

sein Landt, vnd wardt dem Landtgraffen hoch gedrauett, aber er samlet in schneller Eyl sein Volck, vnd fieng den Hertzogen von Braunschweig an. 1545.

Darnach entstundt der große vnd schwere Krieg des Keysers wieder die Protestirende, da zoge der Fürst auch woll gerüst zue Felde, wardt aber derselbig Krieg, weill er nicht allein (wie er mehrmahl geklagtt) daß Hauptt war, vnglücklich gefürett.

Anno 1547 zoge der Landtgraff vff zugesagte Trewe zum Keyser gen Hall in Saxen, vnd thett ein Fußfall den 29 Junij, wardt aber över die Zuesage biß in das fünffte Jahr gefenglich gehaltten, aber hernach durch Hertzog Moritzen vnd seine Söhne vnnd deren zugethane Fürsten erledigt Ao. 1552. Hatt hernach ein still vndt geruglich Leben geführet, seinen Landen wol fürgestanden, seine Festunge (deren er 4 erstlich von Newem gebauett vnd ihren in seiner Custodi drey zerschleiffet) wiederumb bawen lassen. Also ist dieser Fürst zwar ein trefflicher Kriegsfürst geweßen, vnd von Gott die Gnadt gehapt daß ob er schon gering, in doch seine Feinde deren viell vnd mechtig geweßen, geforcht haben. Weitter ist aber noch höher an inn zu loben vnd zue preißen, daß er nicht allein ein dapfferer Kriegsfürst geweßen, sondern daß er die Warheitt des Evangelii erkanth, vnd biß in sein Ende mitt großer Gefahr bekanth, vnd damitt dieselbige in seinen Landen gepflantzet würde, auffs fleißigst bestellet, vndt dartzue schönn Schulen vnd Stipendia vor die Jugent verordnet, weiter hat er Ao. 1564 vier Hospital vor die Armen in seinem Landt, derengleichen in gantzen deutschen Landen oder andern Lendern vnder einigen Fürsten nichtt gefunden werden, bestellet vnd auffgericht. Was er auch sunsten vor nützliche vnd nötige Satzungen in seinem Lande verordnet, beweisen noch die selbige Ordnugen, so publicirt worden vnnd vorhandenn. Vnd ob eß wohl also heißt Mores parentum noveris non oderis so ist doch auch wahr, daß man nicht heucheln vnd die Vntugent schmücken, verschweigen oder loben solle, sondern dieselbige bekennen vnd Gott die Ehr geben, also hatt dieser löbliche Fürst auch an ihme daß gehapt, damit er vielleicht nicht zu hoch erhaben würde, nemlich Vnkeuschheit dan er beneben seinem Ehegemall der Fürstin von Saxen viel Kinder getzeuget. Dieser Landgraff Philipß ist gestorben zue Cassel ihm Jahr 1567 den letzten Tag Martii, alß er in die 50 Jar regieret hatte seines Alters beinahe 63 Jahr.[1]) Christina sein Gemahl ist gestorben in seiner Custodi im Jar 1549 im

[1]) Numerus annorum ejus obitus continetur his verbis: LanDgraVJUs MorJtVr. — M. Georgius Caesius Mathematicus dicit 2 April. eum obiisse under der Gothischen Belagerung.

Julio mit deren er erzeugett 5 Söhne vnd 5 Döchter alß nemlich: Agneß geporen zue Marpurg im Jahr 1527 vnd erstlich Hertzog Moritzen von Saxen vermehlett, darnach Johan Friederichen 2. Hertzogen zue Saxen Anno 1555, sie ist gestorben in selbigem oder nachfolgenden Jahr den 4ten Novembris. Anna geborn zue Cassel Anno 1529 ist Hertzog Wolffgangen von Zweybrücken vertrawet worden Anno 1545. Wilhelm geborn Anno 1532 den 24ten Julij, bekam zur Ehegemahl Hertzog Christoffels von Wirtenbergk Dochter Sabinam,[1]) Philipß Ludwig ist jung gestorben. Barbara geborn Anno 1536 vnnd erstlich Graff Georgen vonn Wirtenbergk an. 1555 14 Sept. verheyratt worden darnach Graff Danieln von Waldeck. Ludtwig geporn Anno 1537 den 27ten Maij, bekam zum Ehegemahl Hertzog Christoffels von Wirtenbergk Dochter Hedwig genant,[2]) Elißabetha geporen Ao. 1539 vnnd Pfaltzgraff Ludwigen bey Rhein vnd Hertzogen in Beyern vermehlett.[3]) Philips geporen den 22ten Aprilis Ao. 1541.[4]) Christina geporn im Jahr 1543 vnd Graff Adolphen von Holstein vertrawett an. 1564. Georgius geboren den 10ten Septembris ihm Jahr 1547, bekam ein Grevin von der Lipp. Zuuorn aber vnd ehe der Vatter stürbe, hett er sein Testament gemacht darin vnder andern nottwendigen Stücken er auch daß Landt vnder seine Söhne erblich vertheillet, damitt es nach seinem Todt keinen Zank gebe, nemblich Wilhelm dem eltern Niederhessen vnndt die Graffschafft Ziegenhain, Ludwigen Oberhessen, die Graueschafft Nidda vnd Herschafft Epstein, Philipssen die Niedergraffschafft Catzenelnpogen, Georgio die Obergraffschafft oder das Gerauer Lanndt.[5])

---

[1]) Sie ist gestorben an. 1581 den 17. Aug. zu Rotenburg an. aetatis 31. Casellis sepulta 20 Aug. Wilhelmus obiit Casellis an. 1592. 25 Aug. sepultus ibidem 8. Sept. anno aetatis 60 et 32 diebus.

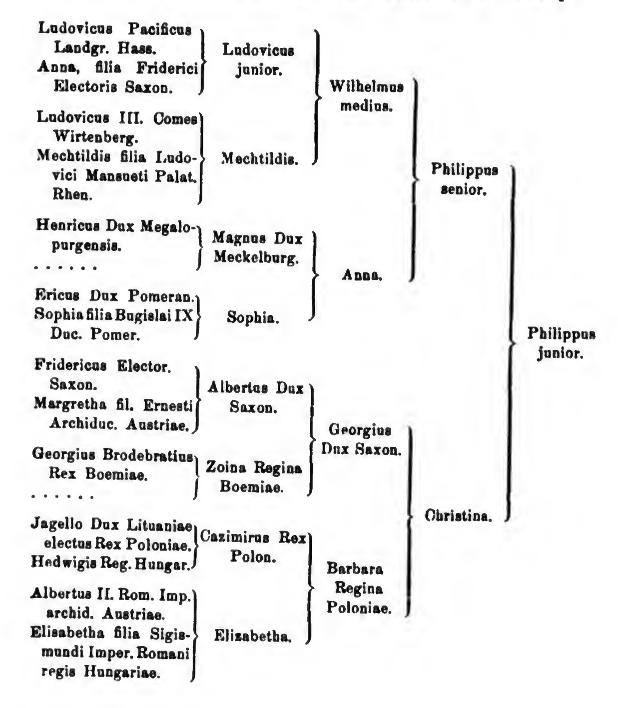
[2]) Obiit haec anno 1590. 3 Mart. Marpurgi. Anno 1591 duxit uxorem secundam Mariam à Mansfelt.

[3]) Ist gestorben an. 1582, er aber der Pfaltzgraf an. 1583 im Octobri.

[4]) Bekam an. 1569 Annam Elisabetham Pfaltzgraff Friedrichs Dochter zum Gemahll, vnd mit ir 32 000 fl. zur Morgengabe. Ihr Widwensitz ist Braubach sampt allem Zugehör, den sie eingenommen den 2 Apr. an. 1584. Sie wardt an. 1581 von einem Pfaltzgrevischen Edelman Lutz Wurmen, als er sich mit Rheinhart Klingelbachen zweiget, vnd sie scheiden wolt, durch ire rechte Handt geschoßen, davon ir die zwen forderste Finger lam worden, geschahe bey Keyserslautern, als sie von irem Bruder Hertzog Hans Casimiren zihen wolt.

[5]) Nach Absterben Landgr. Philipsen junioris hat Landgr. Wilhelm mit seiner andern Brüder Consens die Niedergraffschafft Catzenelnpogen eingenommen an. 1584 im Maio, als er ein Zeitlang zu Embs im Bade gelegen.

Majores et progenitores Philippi Junioris Landgravii Hassiae, Comitis in Catzenelnbogen, Diez, Zigenhain et Nidda p.




Albertus cog-
nom. Sapiens
Dux Bavar.
Super.
Kunigundis.
Susanna.
Maria.

Genealogia Landgraviorum Hassiae et Thuringiae.

- 1. Ludovicus Barbatus primus Comes Thuringiae et Hassiae a Conrado II Imper. ordinatus cc. an. 1030. Uxor ejus Cecilia filia Ducis Brunswic. hujus liberi.
  - 2. Ludovicus dictus Saltator obiit an. 1123. ux. Adelheidis fil. Ottonis March. Badensis, relicta Friderici Palat. Saxon.
    - 3. Ludovicus I. Landgravius a Lothario II. Imperat. factus, cujus filius Hedwigim uxorem habuit, obiit an. 1149.
      - Jutta, mar. Ottocarus Bohemus.
        - Odaker Rex Boemiae.
      - Hedwigis vel Adelheidis Abbatissa S. Nicol. Isenac.
      - Cecilia, marit. Ulricus dux Boemiae.
      - Mechtild, marit. Theodericus Com. Werlorum Sax.
      - 4. Ludovicus Ferreus ob. 1173 ux. Jutta (alii Clarica) Frieder. Barbar. soror vel ut alii non recte filia.
        - Jutta, mar. Henricus Raspe.
        - 5. Ludovicus Mitis occubuit in obsidione Anconae in Palestina an. 1190. uxor Margaretha vel Mechtildis Austriaca.
        - 6. Hermannus obiit an. 1216. ux. 1. Sophia fil. Ducis Sax. 2. Sophia Bavarica.
          - Hedwigis, mar. Albertus Landgrav. Alsatiae.
          - Jutta, mar. Theodericus Marchio Misniae.
            - Henricus Marchio Misniae; hic mortuis avunculis Thuringiam obtinuit, unde procedunt Landgravii Thuringiae et Marchiones Misniae qui hodie rerum potiuntur.
          - Agnes educata cum S. Elizab. mar. Dux Austriae.
          - Hermannus puer obiit.
          - Conradus magist. ordinis Teutonici, Fritslariam vastavit.
          - 7. Ludovicus Pius obiit in expeditione Palestinae an. 1227 ux. Sancta Elizabetha fil. Andreae regis Hungar.
          - 8. Henricus Rom. Imper. a Pontifice creatus, ux. Gertrudis Austriaca, alii addunt Elizabetham filiam Ottonis Duc. Brunswic. quae postea nupsit Wilhelmo Imperatori.
          - Margaretha, mar. Henric. Com. in Anhaldt
        - Fridericus factus comes in Zigenhain aedificavit Threisam.
      - Otto et Henricus obierunt pueri.
      - Ludovicus junior Dom. in Thinnersbruck, quam aedificavit.
    - Otto Episcopus in Zeitz.
    - Hermannus obiit in captivitate Hamersteinensi.
    - Henricus et Chunradus obierunt in juventute.
    - Adelheidis, maritus Ulricus Comes in Weymar.
    - Cecilia, marit. Herman Comes a Wildensebe.
    - Kunegund, maritus Wigman Comes in Saxen.
  - Wilhelmus, marchio Thuring.
  - Otto Marchio Hassiae aedificavit arcem Marpurgensem.
  - Henricus Raspe, periit in peregrinatione Hierosolymit.
  - Beringer, Dominus in Sangerhausen.
    - Ludovicus aedificavit Lohr.
    - Theodericus Comes a Bergka.
  - Hilgardis, marit. Poppo Com. ab Hennebergk.
    - Conradus aedificavit Hohenstein.
      - Elger aedificavit Elgerburgum.
  - Jutta, mar. Theodericus Com. a Lidderbach.
  - Adelheidis virgo monialis.

A.

A. [illegible]

[illegible]

Otto Episcopus Magdeburg. [illegible]

Hermannus [illegible]

12. Henricus Landgrav Hassiae obiit an. 1376, ux. Elizabetha fil. Friderici Landgravii Thuringiae.

Sophia mar. Rudolphus Dux Brunswic.

Ludovicus, ux. Margaretha filia Comitis a Spanheim

Henricus puer obiit.

Adelheidis, maritus Rex Poloniae.

Jutta obiit infans.

Elizabetha, mar. Otto Dux Brunswic.

12. Otto Schütz Spangenbergi habitavit, obiit an. 1361. non sine suspicione veneni, ux. Elisabetha filia ducis Clivensis.

Agnes, mar. Henricus Dux Brunswic.

Otto puer obiit.

Agnes Abbatissa S. Catharinae Isenacensis.

13. Hermannus artium magister et canonicus Magdeburgensis, postea a patruo ad regnum accersitus, defunctis ipsius filiis, ob. an. 1413. ux. 1. Elizabetha fil. Com. a Nassaw Sarbr. ex qua duos liberos sustulit. ux. 2. Margaretha fil. Friederici Burggrav. Nurnb. ex qua 8 liberos procreavit.

B.

Spangenbergae.

Ludovicus obiit.

Elizabetha ibid. obiit.

Fridericus, Hermannus, Henricus } in pueritia mortui sunt.

14. Ludovicus Pacificus obiit an. 1458, natus vero an. 1402. ux. Anna fil. Friderici Electoris Saxon.

Anna obiit innupta.

Margaretha nat. an. 1389 mar. Henricus Dux Brunswicensis.

Elizabetha obiit statim.

Agnes, mar. Otto Monoculus Dux Brunswicensis.

B.

- Hermannus Archiepiscopus Coloniensis.
- Friedericus puer obiit.
- 15. Ludovicus junior. Obiit an. 1473. ux. Mechtildis filia Ludovici Comitis Wirtenbergensis.
  - 16. Wilhelmus senior, nat. an. 1466 ob. an. 1515. ux. Ursula filia Henr. Mechelb. al. Anna fil. Wilhelm. Ducis Brunswic.
    - Anna et Mechtildis obierunt infantes.
    - Catharina, mar. Adamus Com. in Beuchling.
    - Anna monialis.
    - Elizabetha, mar. Ludovicus dux Bipontinus.
    - Elizabeth primo monialis postea nupsit Comiti in Deckelburg.
  - Elizabetha obiit.
  - 16. Wilhelmus medius nat. 1468. ob. 1509. ux. 1. Jolanda filia Renati regis Calabriae et Ducis Lothar. ux. 2. Anna fil. Magni Ducis Mechelburgensis.
    - Wilhelmus puer obiit.
    - 17. Philippus Generosus Princeps nat. an. 1504. 13 Nov. obiit 1567 ult. Mart. ux. Christina fil. Georgii Ducis Sax.
      - Agnes, nata Marpurgi 1527 cujus mar. 1. Mauricius Dux Sax. mar. 2. Johannes Fridericus II. Dux Saxoniae.
      - Anna, nata Casellis an. 1529. mar. Wolfgangus Dux Bipontinus an. 1545.
      - Wilhelmus, nat. an. 1532, 24 Julii ux. Sabina, filia Christophori Ducis Wurtenbergensis.
      - Philippus Ludovicus obiit infans.
      - Barbara, nata an. 1536. mar. 1. Georg. Comes Wurtenbergicus. 2. Daniel Comes Waldeccensis.
      - Ludovicus, nat. an. 1537. 27 Maii. ux. Hedwigis fil. Christoph. Wirtenb.
      - Elizabetha nat. an. 1539. mar. Ludovicus Dux Bavar. Com. Palat. Rheni Elector.
      - Philippus, nat. an. 1541. 22 Aprilis ux. Anna Elizab. fil. Friederici Elect. Com. Pal. Rheni.
      - Christina, nat. an. 1543. mar. Adolphus Dux Holsatiae.
      - Georgius, nat. an. 1547. 10 Septemb. ux. 1. Magdalena, filia Com. Lippiae. 2. Ducissa Wirtenb.
    - Magdalena Rheinfelsii nata an. 1501. obiit anno sequenti.
    - Elisabetha, mar. Johannes filius Ducis Georgii Saxon.
- Elizabetha, mar. Philippus Comes in Nassaw Sarbruck et Weylburgk.
- 15. Henricus nat. an. 1440 ob. an. 1483. ux. Anna fil. Philippi Comitis Cattimelibocensis, haeres Comitatus, quae ob. an. 1484.
  - Henricus, Friedericus } primis annis obierunt.
  - Ludovicus obiit Rauschenburgi an. 1478 aetatis 18.
  - 16. Wilhelmus junior Landgrav. Hassiae, Comes Cattorum, nat. 1471 obiit 1500. 17 Febr. ux. Anna, fil. Philippi Com. Palat. Rhen.
  - Elizabetha, mar. Johannes Com. a Nassaw.
  - Mechtildis, mar. Johannes Dux Clivensis.

Landgr. Moritz, Landgr. Wilhelms Sohn ist geporen zu Caßel im Jar 1572, den 25ten May, gleich 3 Viertelstundt nach ein Uhren des Morgens, hat nach absterben seines Vatters das Regiment, wie es der Vatter gehabt, eingenommen und an. 93 den 28 Apr. die Huldigung hieraus in der Grafschaft Catzenelnpogen entpfangen, und zugleich neben seiner Fürstl. Gnaden der andern Landgraven und Herzogen zu Saxen, als Erbherren, Gesandten. Hat anno Christi 1593 ein Grevin von Laubach zur Ehe genommen Agnes genandt, hat mit Ir gezeuget einen Sohn Otto genant an. 1595. An. 1603 genommen ein Grefin von Dillenburg.

Das älteste standesamtliche Register des Hauses Hohenzollern.

Mitgetheilt
von
Dr. F. Wagner,
Gymnasiallehrer.

Im Kgl. Hausarchive zu Berlin befindet sich in einem genealogischen Sammelbande eine Art standesamtlichen Registers über die Familie Albrecht Achills und seines Sohnes Markgraf Friedrichs des Älteren (1486—1515). Die Kanzleinotiz lautet: „Geburt der Marggrafen; Volckers sellg. Handschr." Wer mit der Handschrift des Kanzlers Volker einigermaßen vertraut ist, würde auch ohne diese Bemerkung herausfinden, daß dieses Aktenstück von diesem dem Hause Brandenburg treu ergebenen Beamten[1]) zu verschiedenen Zeiten angefertigt worden ist. Die ältesten Eintragungen (1468?) zeigen noch die feste Hand eines rüstigen Mannes, die letzten vom Jahre 1503 verrathen bereits die Schwäche des Greises. Das Klein-Quartformat deutet darauf hin, daß dieses Aktenstück zu bequemem, handlichem Gebrauche gedient hat, während der Umstand, daß *eine* Notiz von dem Landhofmeister Hans Fuchs eingetragen ist, darauf hinweist, daß es nicht zu Privatzwecken, sondern amtlich geführt wurde. Wir geben in Folgendem eine getreue Abschrift.

(S. 1.) Marggraf Albrecht hat zu der ee genomen frawen Margrethen Marggraf Jacobs von Baden tochter. die hat jm zu bracht XXVm R guldin. Dieselb fraw Margreth ist mit tod verschiden zu onoldspach am Montag Sant Columbannstag[2]) anno dm ImIIIIc LVII und hat vier kind mit jm verlassen: ein Son Marggraf Johansen, der ist

[1]) Vgl. meine Abhandlung: Aufnahme der fränk. Hohenzollern in d. schwäb. Bund. Progr. d. K. Fr.-Wilh.-Gymn. zu Berlin, 1880, S. 12.

[2]) 21. November 1457. — Stillfrieds Stammtafel des Gesammthauses Hohenzollern giebt 24. November.

geborn worden am Samstag Sant Steffans des heiligen Babststag.[1]) Sole existente in ariete [In margine:[2]) Anno dm Im IIIIc LV hora prima ante meridiem und ist jm elich verheyrat worden fraw margreth, hertzog Wilhelms von Sachssen lantgrafen in Doringen und Marggrafen zu Meyssen dochter; mit der hat er hochzeit gehabt in Berlin am Sontag nach Sant Bartholomestag[3]) anno dm XIIIIc und jm LXXVI jar. Item marggraf Albrecht hat auch gehabt mit der genanten seiner gemahel].

drey tochter: fraw Urseln, die ist geborn am freytag vor Sant Michelstag[4]) anno dm Im IIIIc und funfftzig jar. die ist verheyrat worden hertzog heinrichen von Munsterberg des konigs[5]) Son von Beham;

fraw Elßbeth ist geborn an Sant Endres Abent[6]) anno dm Mo CCCCo jm ein und funfftzigsten, die ist verheyrat worden Graf Eberharten von Wirtemberg, graf ulrichs Son;

fraw Margreth ist geborn am Mitwuch[7]) Sant Valeriannstag anno dm Mo CCCCo jm drewundfunfftzigsten,[8]) und ist in das frawencloster zum hof gethan und eingesegnet an unser lieben frawen tag liechtmes[9]) anno dm etc. LXVIImo.

fraw Ursal hat mit hertzog heinrichen zu Eger hochzeyt gehabt am Montag nach dem Sontag Estomichi, der do was sant appolonien der heiligen Junckfrawentag[10]) anno dm Mo CCCCo jm LXVIIten jar und hat jm zubracht XXm gulden und ein furstenliche fertigung.

fraw Elßbeth ist graf Eberharten von Wirtemberg grafen ulrichs Son gein Stutgarten heimgeschickt zu vastnacht[11]) Mo CCCCo jm LXVIIten jar und hat jm (Zahl verblichen XXm ?) gulden zubracht.

---

[1]) 2. August 1455.

[2]) Dies scheint ein späterer Zusatz zu sein. — Vgl. weiter unten.

[3]) 25. August 1476.

[4]) 25. September. — Stillfried hat 24. September.

[5]) In späterer Zeit hat V. des gestrichen und über konigs geschrieben Jorgen von bodienbrat.

[6]) 29. November 1451.

[7]) Hier fehlt offenbar „nach“. Denn der Valerianstag ist Sonnabend. — Stillfried giebt den 18. April an; das ist Mittwoch nach Valerian.

[8]) Bis hierher ist die erste Seite (mit Ausnahme der oben bezeichneten Marginalbemerkung und der drei in die Zeilen hineingeschriebenen Worte) mit derselben Dinte und mit demselben Duktus geschrieben. Der leere Raum ist dann später von Volker mit den folgenden Worten ausgefüllt worden; diese sind nicht so spät wie jene Marginalbemerkungen eingetragen.

[9]) 2. Februar 1467.

[10]) 9. Februar 1467. — Stillfried hat den 10. Februar.

[11]) 9. Februar 1467. (Stillfried 3. Juni 1465. An diesem Datum ist der Heiratsbrief zu Ansbach unterzeichnet worden. Aus Falckenstein, Antiqu. Nordg. IV. 400

(S. 2.[1]) Marggraf Albrecht hat nach abgangk fraw Margrethen von Baden seligen zu der ee genomen frawen Annen, hertzog friderichs von Sachsen lantgrafen jn doringen und Marggrafen zu Meyssen kurfursten u. s. w. dochter. mit der hat er hochzeyt gehabt (Martini ausgestrichen, später darüber geschrieben:) XII novembris anno dm M°CCCCLVIII jar, die hat jm zu heyratgut zubracht XX[m] gulden; mit der hat er gehabt

Marggraf friderichen der ist geborn (darüber geschrieben zu pla[ssenburg]; ausgestrichen; darüber geschrieben:) zu onoldspach am achtenden tag Sant Walpurgen[2]) anno dm M°CCCC°LX jar. (Zwischen die Zeilen ist später geschrieben: dem ist verheyrat fraw [dorothe ausgestrichen; darüber geschrieben:] Sophia hern Casimers konigs zu Polan ꝛc. dochter. — Da kein Platz weiter war, steht am Rande: mit der hat er hochzeit gehabt zu franckfurt an der oder am Sontag valentini[3]) jm LXXVIIII jar.)

frawen Ameleyen, die ist geborn zu plassemberg an Sant Remigiustag[4]) anno dm M°CCCCLXI jar. (Späterer Zusatz zwischen den Zeilen: Die ist verheyrat hertzog Casparn, hern ludwigs pfaltzgrafen bej Rein hertzogen in Bayrn und Grafen zu veldentz Son. — Am Rande: und ist jm heymgeschickt Johannis baptiste anno dm etc. jm LXXIIIIten[5]) jar, hat jm zubracht (Zahl undeutlich XX?)[m] gulden und ist eelich beygelegt am Sontag Cantate anno etc. LXXVIII.[6]) — Noch späterer Zusatz: die ist mit tod abgangen zu Marg [verlöscht: grafisch?] baden, do sie jm wiltbad was, am Montag nach Egidj, der do was der dritt tag des Monats Septembris anno dm M CCCC LXXXI[7]) und liegt doselbst [verwischt . . .] jm Stift begraben).[8])

frawen Barbaran, die ist geborn zu onoldspach am dinstag nach Sant

---

ergiebt sich, daß wegen der Krankheit Eberharts die Hochzeit noch nicht Fastnacht 1467 stattfinden konnte. Sattler setzt in einem Briefe an Spieß vom 28. November 1775 auseinander, daß sie erst Fastnacht 1468 gefeiert worden ist.)

[1]) Die oberen Zeilen bis anno dm M°CCCC°LXVIten jar sind mit derselben Dinte und demselben Duktus geschrieben wie der Anfang von S. 1. Hier sind aber öfters spätere Nachträge gemacht worden, welche unten angemerkt werden.

[2]) Die Walpurgisoktave umfaßt 1.—8. Mai. — Stillfried giebt das (auch sonst beglaubigte) Datum 2. Mai 1460. — Vgl. meine unten S. 484 erwähnte Arbeit.

[3]) 14. Februar 1479. — Stillfried hat 14. Februar 1478.

[4]) 1. Oktober 1461. — So auch bei Stillfried.

[5]) 24. Juni 1474. — Häutle, Genealogie des Hauses Wittelsbach S. 148 setzt die Verlobung auf den 1. Juni 1465.

[6]) 19. April 1478. — So auch bei Stillfried.

[7]) Bei Stillfried 3. September 1484. — Das richtige Datum dagegen bei Häutle, Genealogie des Hauses Wittelsbach S. 148.

[8]) Bei Stillfried ist noch eine Tochter Anna (geb. und gest. 1462) erwähnt, welche hier ganz weggeblieben ist.

Urbanstag[1]) anno dm M° CCCC° im LXIIIIten jar. (Späterer Zusatz: die ist verheyrat worden hern heinrichen hertzogen in der Slesien, zu Crossen und der grossen gloga und im heymgeschickt Martini[2]) anno etc. LXXII.)

Marggraf Albrechten der ist geborn zu onoldspach am mitwuch nach Sant kunigunden tag[3]) zwuschen siben und acht horn vor mittag sole existente in piscibus anno dm M° CCCC° LXVIten jar. (Späterer Zusatz: ist jung gestorben.[4])

frawen Sibillan am Sontag petronelle[5]) zwuschen acht und newn horen nach mittag anno dm XIIII° im LXVIIten jar zu onoldspach. (Späterer Zusatz: die ist verheyrat worden hertzog wilhelmen von Gulch und berg und hat im zubracht XX^m gulden churfurstl. muntz bej Rein und ist im geschickt gein Coln do hat er mit ir hochzeit gehabt am Sontag kiliani[6]) anno dm M CCCC im LXXXj jar.)

(S. 3.) Marggraf Sigmunden am dinstag Sant Cosmas und damianstag[7]) zwuschen zweyen und dreyen nach mittag anno dm XIIII° und im LXVIII jar zu onoldspach[8]) sole existente in libra.

Marggraf Albrecht ist geborn am Montag nach divisionis apostolorum[9]) anno dm XIIII° und im LXX ten jar in onoldspach et obiit dominica proxima ante festum assumptionis marie[10]) anno ut s.

fraw dorothe ist geborn am donrstag vor lucie[11]) anno dm XIIII^c und im LXXI jar zu Coln an der Sprew und in das Closter zu sant Clara zu Bamberg gethan aus ir selbs begern und eygenem willen am dinstag nach Symonis et Jude, der do was penultima mensis octobris anno dm MCCCCLXXXXII und sein dem closter verschriben I^c gulden leipgedings auf fraw dorotheen leib (am Rande: und funfftzig gulden ewigs gelts dem closter darzu).

---

1) 29. Mai 1484. — Bei Stillfried 30. Mai.

2) 11. November 1472.

3) 5. März 1466.

4) Bei Stillfried steht geb. und gest. 5. März 1466.

5) 31. Mai 1467. — So auch bei Stillfried.

6) 8. Juli 1481. — So auch bei Stillfried.

7) 27. September 1468. — Stillfried giebt 28. September.

8) Bis hierher sind die Worte mit demselben Duktus und derselben Dinte geschrieben, wie der älteste Text auf S. 1 und S. 2. — Diese zusammenhängend gemachten Eintragungen können also erst nach 1468 gemacht sein.

9) 16. Juli 1470. — So auch bei Stillfried.

10) 12. August 1470. — So auch bei Stillfried.

11) 12. Dezember 1471. — So auch bei Stillfried.

(Ausgestrichen: fraw dorothe ist geborn am jn der marck zu Coln an der Sprew anno dm XIIIIc jm LXXII jar.)

Marggraf Jorg ist geborn am Mitwuch nach dem heiligen weyhennacht tag[1]) anno dm XIIIIc jm LXXIII jar zu Coln an der Sprew.

(Späterer Zusatz: ist gestorben zu Cadoltzpurg in vigilia sancti nicolaj[2]) anno etc. LXXVI.

fraw Elßbeth ist geborn an heiligen osterabent[3]) anno dm etc. jm LXXIIII jar zu onoldspach.

fraw Magdalen ist geborn am Montag nach Marie Magdalene[4]) anno dm etc. LXXVI zu Coln an der Sprew.

(Späterer Zusatz: ist gestorben jn der marck.)

(S. 4.) fraw Anastasia ist geborn zu onoldspach am dinstag Gerdrudis[5]) anno dm XIIIIc jm LXXVIIIten jar. (Am Rande mit derselben Dinte: ist abgangen.) — (Späterer Zusatz: die ist verheyrat lantgraf wilhelmen von hessen und ir zu heyratgut versprochen XXm gulden actum onoldspach am freitag nach dem heiligen auffarttag[6]) anno etc. LXXXIII. — Noch späterer Zusatz: Als aber der genante lantgraf solhen heyrat hat abgeslagen. ist sie darnach[7]) elich verheyrat grafen wilhelm von hennenberg zu Slewsingen. und dieselb heyrat abgeredt und besloſſen. sie auch einander zu der ee gegeben zur newenstat an der aysch am montag nach der heiligen zwolfboten taylung tag[8]) anno dm Mill. quadringentesimo nonagesimo nono. Der beder elichs beyligen ist auch darnach geschehn und hochzeit gehalten zur newenstat an der aysch an meiner alten gnädigsten frawen marggrefin witwe ꝛc. hofe, am Sontag Juliane, der do was der sechzehend tag des monats februarii[9]) jm XVc jar. bej solher hochzeit sein personlich gewesen mein gn. her margraf fridrich, seiner gnaden gemahel, seiner gnaden bede Son marggraf Casimer und marggraf Jorg, drei seiner gnaden dochter,[10]) lantgraf wilhelm der mitler zu hessen. graf wilhelm zu

---

[1]) 29. Dezember 1472. — So auch bei Stillfried.

[2]) 5. Dezember 1476. — Bei Stillfried 5. Dezember 1471 (Druckfehler!).

[3]) 9. April 1474. — Stillfried hat 8. April.

[4]) 29. Juli 1476. — So auch bei Stillfried.

[5]) 17. März 1478. — So auch bei Stillfried.

[6]) 9. Mai 1482.

[7]) Es bleibt hier der Plan, sie mit Nikolaus VI. zu Ratibor zu vermählen, unerwähnt. Spieß spricht davon in seinen Collektaneen (im Kgl. Hausarchive).

[8]) 22. Juli 1499. — Div. apost. ist selbst ein Montag; also jedenfalls acht Tage nachher.

[9]) Stillfried hat 17. Februar.

[10]) drei — dochter darübergeschrieben.

hennenberg, des prewtgams muter geborn hertzogin von Brawnsweig [1]) abt Johans zu fuld des prewtgams vater bruder, graf herman zu hennenberg und fraw Elßbeth geborne marggrefin zu Brandburg sein gemahel und etwovil Churfursten und fursten botschaften.) [2])

(S. 5.) Item Marggraf Johanns, Marggraf Albrechts Son, ist elich verheyrat worden frawen Margrethen, hern wilhelms hertzogen zu Sachssen lantgrafen in doringen und Marggrafen zu Meyssen dochter und hat sein elichs beyligen und hochzeyt gehalten zu Berlin am Sontag nach Sant Barthlomestag [3]) anno dm M°CCCC jm LXXVI jar. (Späterer Zusatz: und ist gestorben zu Arnburg am Mitwuch nach obersten der do was der newnd tag Januarii umb ein hor nach mittag anno dm Mill. CCCCXCIX und ist begraben zu lenyn jm closter.)

Item Marggraf friderichs gemahel hat geborn ein dochter am freitag nach petrj et paulj apostolorum, der do was der XXX und letzst tag des monats Juny umb ein hor nach mittag anno dm M°CCCCLXXX^mo; die ist am Sontag darnach getaufft (am Rande: und gehaissen Elisabeth; [4]) conpatres sein gewesen: abt Conrat zu haylspron. fraw barbara priorin zu frawenawrach. fraw Barbara, meinstern zu Sultz. Actum Cadoltzpurg ut s.)

(Andere Dinte:) [5])

Item Sie hat geborn ein Son am tag Cosme et damiani [6]) des morgens fru sechs hor vor mittag anno dm M°CCCCLXXXI; der ist getauft worden solemniter zu onoldspach in der pfarr an Sant Michelstag [7]) darnach. Sein gevattern gewesen her kilian von Bibra doctor Thumbrobst zu Wirtzburg, her hertind vom Stein doctor Thumbechant zu Bamberg und her Melchior von newneck lant kompther der balej francken und Compther zu nurmberg deutschen ordens und jrmel von Rechemberg geborn truchsessin hern Erckinger von Rechemberg hawsfraw; ist getauft und genant Casimirus.

(S. 6.) (Andere Dinte:) Item Sie hat geborn ein dochter am freitag frue nach Erhardj, der do gewest ist der zehendtag des Monats Januarii anno etc. jm LXXXIII jar. die ist getauft worden solemniter

---

[1]) Ausgestrichen: graf Herman von der.

[2]) Von der Seite sind nur zwei Drittel beschrieben, der übrige Raum ist leer.

[3]) 25. August 1476.

[4]) Nach Stillfried ist sie jung gestorben.

[5]) Von hier an stehen die Namen zu bequemerer Uebersicht jedesmal noch in margine. — Auch die Datirung ist meist eine doppelte.

[6]) 27. September 1481.

[7]) 29. September 1481.

zu onoldspach in der pfarrkirchen am Sontag darnach.[1]) Sein gevattern gewesen: her peter abt zu haydenhaim, fraw Margreth Ebtessin zu Birckenfelt und Margreth fuchsin, Mertins weib von Eyb zu Sumerssdorf; und ist das frawlin genant Margaretha.

(Andere Dinte:)

Item sie hat geborn ein Son am donrstag nach Esto michi, der do was der vierd tag des Monats Marcii anno dm M°CCCC und im LXXXIIII ten jar zu morgens frue zwuschen einem und zweyen vor mittag; der ist getauft worden solemniter zu onoldspach im Slossß in der newen Cappeln am Sambstag darnach.[2]) Sein gevattern gewesen: her wilhelm abt zu wiltzburg, her wilhelm abt zu wernitzahausen und affra geborn von Stadionn, her Conrats von knoringen ritters eliche haußfrawen; und ist der Jung her genant Jorg.

(Andere Dinte:)

Item sie hat geborn am donrstag nach oculj, der do was der zehend tag des monats marcii anno dm M°CCCC und im LXXXV ten jar zu morgens frue zwuschen zweyen und dreyen vor mittag; das ist getauft worden jn der cappeln im Sloßs zu onoldspach am Sambstag darnach.[3]) Sein gevattern gewesen: her lenhart abt zu Munchaurach, fraw Margreth Ebtessin zu frawental und fraw Ena, her Sigmunden von Swartzemberg haußfraw; und ist das frawlin genant Sophia.

(S. 7.) (Andere Dinte:)

Item mein gnedigster her Marggraf Albrecht ist mit tod verschiden auf dem kayserlichen tag zu franckfurt am main am Sambstag vor Judica, der do was der XI tag des monats marcii, als es drew hor was nach mittag anno dm MCCCCLXXXVI und sind sein hertz und jngeweid doselbst zu franckfurt begraben jm chor der kirchen des predigercloster, in welchem closter er gestorben und ist sein leich gefurt und bracht gein hailspronn und doselbst in seiner eltern begrebd zu der erden bestatt am Sambstag palmabent, der do was der XVIII tag des monats marcii anno ut s. und hat gelassen drej Son nemlich marggraf Johansen in der marck zu Brandburg und Marggraf friderichen und marggraf Sigmunden jnn landen hieaussen.[4])

---

[1]) 12. Januar 1483.

[2]) 6. März 1484.

[3]) 12. März 1485.

[4]) Bei Stillfried ist aus dem Jahre 1486 eine Tochter Maria angegeben, die jung gestorben sein soll.

(Andere Dinte:)

Item mein gnedige fraw (darüber geschrieben: m. fr. g. =) marggraf friderichs gemahel hat geborn am Sambstag Sant Gothartstag, der do was der funfft tag des monats May anno dm M° CCCC (ausgestr.) LXXVII) LXXXVII zwuschen (ausgestr. eylfen und zwolfen in mittemtag) zweyen und dreyen vormittag ein frawlin; ist getauft worden in der cappeln des Sloßs onoldspach und geheissen anna. Sein gevattern gewesen: her wilhelm abt zu Steinach, fraw Magdalena Ebtessin zu kitzingen und her Ewolts vom liechtenstein ritters haußfraw.

(S. 8.) Am Donrstag nach sant Jacobstag, der do was der letzst tag des monats Julii, anno dm etc. im LXXXVIII ten hat sie geborn ein dochter zwuschen eylff und XII horen in mittemtag. ist getaufft und genant barbara. sein gevattern gewesen: her Jorg von Absperg Ritter lanthofmeinster,[1]) Anna geborn von Seckendorf, Albrecht Stiebers haußfraw und Agnes geborn Marschalkin von hohen Reichen, Sebastian von Seckendorfs haußfraw (Ganz unleserlich später gekritzelt: ist tod.)[2])

(Andere Dinte:)

Am Montag nach pangracii, der do was der sibendzeheud tag des monats may, anno dm etc. im LXXXX ten hat sie geborn ein Son umb zwu hor vor mittemtag; der ist getauft worden zu onoldspach im Sloßs in der Cappeln und genant Albrecht. Sein gevattern gewesen: her hans fuchs Ritter lanthofmeister, Conrat von luchaw haußvogt und Magdalena geborn von Eyb, Sigmund von Lentersheim zu Mur haußfraw.

(Andere Dinte und andere Handschrift: die des Landhofmeisters Hans Fuchs.)[3]) Anno 2c. LXXXXI ten ist geborn Marggrave fridrich am XIII tag des monats Junii, der was am montag nach barnabe, zwuschen VIII und IX horen vor mittag und ist am Donerstag darnach getaufft im Sloß zu onoltzpach. des todten[4]) sein gewesen: hr Johan von alveslöben[5]) bischove zu habelberg, her dittrich von bula[6]) bischoff zu lubuß und ursula schenckin Apel von seckendorff Ritters hawß fraw. (Späterer Zusatz von Vollers Hand: ist todt.)[7])

---

[1]) Ueber diesen vgl. meine Abhandlung: Die Aufnahme der fränk. Hohenzollern in den schwäb. Bund. S. 11.

[2]) Nach Stillfried starb sie 3. Mai 1490.

[3]) Ganz abgesehen von der Handschrift sprechen auch die schwäbischen Ausdrücke dafür, daß dieser kleine Passus von dem in Schwaben (Bimbach bei Creglingen) ansässigen Landhofmeister herrühre.

[4]) Tote. Toll. Pathe. Schwäb. Ausdruck. Vgl. Brinckmeier: Gloss. dipl. II. 624.

[5]) Alvensleben.

[6]) Dietrich von Bülow. — Die beiden Bischöfe hatten ihren Kurfürsten auf den Reichstag zu Nürnberg begleitet.

[7]) Nach Stillfried starb er 1497.

(S. 9.) (Volkers Handschrift:)

Marggraf Casimer ist am andern tag des Monats November anno dm Millesimo quadringentesimo Nonagesimo primo tonsoriert worden zu onoldspach durch bischof Rudolfs zu Wirtzburg weyhbischof.

Marggraf Casimer ist Thumher worden zu wirtzburg und seinem procurator her Johansen von gronbach thumhern doselbst an seiner gnaden stat possefzs geben am sibenzehenden tag des monats novembris der obgeschriben Jarzal und haben jne aufgesworn her kilian von Bibra doctor Thumbrobst, her Wilhelmen von gronbach Thumher zu wirtzburg, her hanns fuchs Ritter lanthofmeister und her ludwig vom hutten ritter.

(Andere Dinte:)

Am Mitwuch nach Erhardj, der do gewest ist der VIIII tag des Monats Januarij, zu morgens umb zwu hor vor mittag anno dm MCCCC jm LXXXXIII jar hat mein gnedige fraw zu plassemberg geborn ein Sun, der ist doselbst zu plassemberg in der cappeln darnach am Sambstag getauft worden. Sein gevattern gewesen: her Johanns abt zu lanckheim, her Jorg abt zu Speinshart, fraw Margreth Ebtessin zur himelkron.

(Andere Dinte:)

Am dinstag nach palmarum, der do was der XXV tag des monats marcii,[1]) anno dm M°CCCCLXXXXIIII zwischen eylf und zwolf horen in mittentag hat mein gnedige frawe zu onoldspach geborn ein dochter; die ist darnach am montag, der do was der ander osterfeyertag und der letzst tag des monats marcii, getauft worden zu onoldspach im Slofzs in der cappeln und sein gevattern gewesen: her wilhelm des geslechts von Reichenaw Bischof zu Eystet, fraw Margreth truchsessin von aw, Ebtessin zu kitzingen, fraw Elfzbeth geborn lantgrefin zum leuchtemberg, graf Johansen von hohenlo haufzfraw und Elfzbeth geborn von Sickingen, her hansen fuchs Ritters lanthofmeinsters haufzfraw; und ist das kind getauft und genant Elfzbeth.

(S. 10.) (Andere Dinte:)

Am donrstag nach Mathie apostoli, der do was der XXVI tag des monats februarij, zwuschen acht und newn horen vor mittag ist mein gnediger her marggraf Sigmund zu Brandburg mit tod verschiden[2]) anno dm XIIII^c und jm LXXXXV jar. got sej seiner selen gnedig und barmhertig und ist desselben tags geofnet und an freitag darnach sein

---

[1]) Stillfried giebt 26. März.

[2]) Von seiner Krankheit und seinem Ende erzählt ausführlich ein Brief seines Bruders Friedrich an den Kurfürsten Johann d. d. Culmbach 4. März 1495 im Kgl. Hausarchive zu Berlin.

jngeweyd zu onoldspach jm Stift vor Sant Mertins cappeln begraben und sein leib und das hertz gein haylspronn gefurt und doselbst in seiner eltern grab zu der erden bestattet worden.[1])

(Andere Dinte:)

Am Dornstag nach Sant Matheustag des heiligen zwolfboten und ewangelisten, der do [was der XXIIII tag des monats september,[2])] zu morgens zu funff horen vor mittag anno dm XIIII^c und jm funff und newntzigsten hat mein gnedige fraw ein dochter zu onoldspach geborn; die ist darnach am freitag zu vesperzeit getauft worden jm Sloßs doselbst in der cappeln und sein gevattern gewesen: her michel, Erweller zu abt zu wiltzpurg, fraw Margreth Ebtessin zu Birckenfelt und Margreth geborne von Tann, lorentzen von Ebersteins sel. witwe; und ist das kindt getauft und genant Barbara.

(Andere Dinte:)

Am Tag Anthony abbatis, der do ist der XVIIte tag des Monats Januarii, zu morgens frue zwuschen aylf und zwolf horen zu mitternacht anno dm XIIII^c und jm LXXXXVII jaren hat mein gnedige fraw einen Son zu onoldspach geborn der ist darnach am Montag nach Sebastianj[3]) jn der pfarrkirchen doselbst getauft worden; ist gevatter gewesen: her lorentz Bischof zu wirtzburg des geslechts von Bibra; und das kindt genant friderich.

(S. 11.) Am Sambstag nach petri et paulj apostolorum, der do was der XXIX tag[4]) des monats Juny, anno dm XIIII^c und jm acht und newntzigsten zwuschen zehen und eylf horen vor mitternacht hat mein gnedige fraw einen Son zu onoldspach geboren; der ist darnach am Montag unnsrer lieben frawentag visitacionis[5]) jm Sloßs in der Cappeln solemniter getauft; sein gevattern gewesen: her Sebolt, abt zu haylspronn, her Euckarius, abt zu Steinach und fraw Brigitta des geslechts von auffses, meinsterin des Closters Sultz und das kind genant wilhelm.

(Andere Dinte:)

Am freitag nach sant lamprechts tag des heiligen bischofs, der do was der zwentzigst tag des monats septembris, anno dm XIIII^c und jm

---

[1]) Eine Schilderung der Feierlichkeiten bei dem Leichenbegängniß giebt Jung, miscellanea III. 257. Der Abdruck ist allerdings nicht vollständig; die Kostenberechnung fehlt.

[2]) Die eingeklammerten Worte stehen am Rande, sind aber mit derselben Dinte geschrieben wie der Text.

[3]) 23. Januar 1497.

[4]) Stillfried hat 30. Juni.

[5]) 2. Juli 1498.

Newn und newntzigsten Jare zwuschen acht und newn horen vor mittag hat mein gnedige fraw einen Jungen son zu onoldspach geborn und darnach am dinstag nach Mathej apostoli et ewangeliste[1]) in der pfarrkirchen zu onoldspach solemniter getaufft und sein gevattern gewesen: her friderich des geslechts graf zu Zollr, bischof zu Augspurg, der die Zeit als Romischer ko. Mt. anwalt zu onoldspach gewesen ist; her Gabriel des geslechts von Eyb Bischof zu Eystet und her Jorg, abt des Closters zu kaißheim,[2]) der auch als ko. anwalt mit meinem gn. hern von Augspurg vorhanden gewesen ist; und das kindt genant Johanns Albrecht.

(Andere Dinte:)

An Sant Endrestag[3]) des heiligen zwolfboten anno dm XV° und jm ersten Jare zwuschen einem und zweyen horen nach mittag hat mein gnedige fraw einen Jungen sone zu plassemberg geborn, der in der cappeln doselbst ist getauft worden; des sein gevattern gewesen: die Ebte zu waltsachssen — (darüber geschrieben: her Emerannus) — zu landtheim und her friderich zu michelfelt und die Ebtessin zur himelkron; und ist das kindt genant friderich Albrecht.

(S. 12.) Am Sontag nach Sant Margarethentag, der do was der sechtzehend tag des Monats Julii, anno dm funffzehen hundert und drew jare morgens zwuschen acht und newn horen vor mittag hat mein gnedige fraw ein Jungen Son zu onoldspach geborn; der ist darnach an sant Jakobstag des merern[4]) jn der cappeln jm Sloßs solemniter getauft worden und sein gevattern gewesen: her Albrecht Thum, erwelter probst und her zu Elwangen, der seiner kranckheithalb des sein procuratores geschickt hat: her ulrichen von Schechingen, Thumher zu Mentz und Chorher zu Elwang und heinrich vom Stein vogt zu Elwangen; darzu sein auch mitgevattern gewesen: her Jorg Truchses von wetzhausen, abt zu wernitzahausen, her Ewolt von liechtenstein Ritter Ambtman zu hohentruhendingen, Johann Volker Canzler und fraw Anna geborn von Eberstein her paulsen von abspergs ritters sel. witwe; und das kindt genant Gumprecht.

So weit reichen des Kanzlers Volker Aufzeichnungen. Er selbst ist im Jahre 1504 gestorben.[5])

---

[1]) 24. September 1499.

[2]) Diese Stelle verräth ein größeres Zittern der Hand.

[3]) 30. November 1501. — Stillfried giebt 30. Dezember.

[4]) 25. Juli 1503.

[5]) Das letzte von ihm geschriebene Schriftstück ist vom 1. Juni 1504.

Aus den Veröffentlichungen der deutschen Geschichtsvereine.

Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrg. 1880. Hannover 1880. 8. [Fortsetzung von S. 388.]

S. 285—296. Miscellen von Döbner, A. Harland, E. Bodemann und H. Schulze.

S. 297—305. G. F. Fiedeler, Verzeichniß der in der Sammlung des historischen Vereins für Niedersachsen befindlichen Original-Urkunden. Fortsetzung. — [N. 672—765 aus den Jahren 1300—1768.]

Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. Herausgeg. vom Vorstande des Magdeburger Geschichts-Vereins. 15. Jahrg. 1880. 4. Heft. Magdeburg 1880. 8.

S. 331—374. F. Hülße, Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. Forts. [1525—1529].

S. 374—389. Ph. Wegener, Festgebräuche des Magdeburger Landes, aus dem Volksmunde gesammelt. Forts.

S. 390—416. M. Krühne, Untersuchungen zur älteren Verfassungsgeschichte der Stadt Magdeburg. 1. Theil. Die Grundlagen der städtischen Entwickelung. — IV. Das Erzbisthum von 973 bis 1018 (Schluß). V. Die Entstehung des Burggrafenamtes. VI. Die Uebernahme der erzstiftischen Vogtei durch den Burggrafen. [Urkunden-]Anhang.

S. 416—423. Miscellen von Hertel und Th. Stenzel.

Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. In Verbindung mit dem Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben, dem Württemb. Alterthumsverein in Stuttgart und dem Historischen Verein für das Württemb. Franken herausgeg. von dem K. Statistisch-topographischen Bureau. Jahrg. III. 1880. Stuttg. 1880. gr. 8.

S. 175—176. Bossert, Die Hohenloher in der Schlacht bei Roßbach. — [Verhör über 7 Ausreißer des Hohenlohe-Langenburgischen Kontingents der Reichsarmee.]

Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands mit besonderer Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens. Herausgeg. von R. Pick. 6. Jahrg. 10.—12. Heft. Trier 1880. 8.

S. 455—468. H. Düntzer, Die Ara Ubiorum [ist weder in Bonn, noch auf dem Godesberg, sondern unmittelbar bei Köln zu suchen].

S. 468—502. R. Schröder, Untersuchungen zu den fränkischen Volksrechten. I. Zur Lex Salica. — II. Die Heimat der Lex Chamavorum [erstreckt sich in der Rheinprovinz auf Emmerich und Elten].

S. 502—508. R. Schröder, Die Ausbreitung des Weinbaues in Gallien bis zum Anfange des 7. Jahrhunderts. — [Der Weinbau an der Mosel ist schon in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, der am Rheine zuerst gegen das Ende des 6. durch Zeugnisse beglaubigt.]

S. 508—512. J. Schneider, Antiquarische Miscellen. II.

S. 512—520. H. Hartmann, Größere Funde von Römermünzen im Landdrosteibezirk Osnabrück der Provinz Hannover.

S. 520—533. K. v. Becker, Ueber das munimentum Traiani. — [Gegen Christ wird der Beweis geführt, daß das munimentum Traiani nicht die Gustavsburg auf dem linken, sondern Kastel auf dem rechten Rheinufer ist.]

S. 534—548. A. Kaufmann, Populäre Vorträge über einzelne Gegenstände der Kulturgeschichte. II. Scherzando über das Trinken der Frauen.

S. 548—560. E. Friedlaender, Urkundliche Beiträge zur Geschichte von Rheinland und Westfalen. I. Stadt Duisburg. [Drei Fragmente Duisburger Kämmereirechnungen aus dem 15. Jahrhundert.]

S. 560—571. A. v. Cohausen, Ueber den Bau und die Einrichtung von Provinzial-Museen. Mit Abbild.

S. 571—597. Kleinere Mittheilungen u. s. w. von R. Goecke, K. Christ, C. Mehlis, G. Esser.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. Organ des Germanischen Museums. 27. Band. Nürnberg 1880. 4.

S. 11. Mummenhoff, Schreiben Markgraf Friedrichs des Aelteren von Brandenburg. 1487. — [Der Markgraf bittet einen Nürnberger Bürger um leihweise Ueberlassung eines Stechzeuges.]

S. 115. E. Wernicke, Zur Baugeschichte des Schlosses in Cassel [1556].

S. 188. E. Wernicke, Ein Breslauer Goldschmied [Tobias Wolf, 1574] im Dienste des Kurfürsten August von Sachsen. — Ergänzt von J. Friedlaender S. 281 f.

S. 302—304. A. Schultz, Gerhard Heinrich von Amsterdam, Bildhauer in Breslau [1587—1615].

S. 336—339 und S. 373—377. E. Wernicke, Inventarium der Gerkammer des Domes zu Brandenburg a. H. — [Verzeichniß des gesammten Bestandes an kirchlichen Gewändern, wie er gegen Ende des 16. Jahrhunderts vorhanden war.]

Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde. Bd. 4. Heft 1. Lübeck 1881.

S. 1—67. H. v. Breska, Untersuchungen über die Nachrichten Helmolds vom Beginn seiner Wendenchronik bis zum Aussterben des lübischen Fürstenhauses. — [Verf. nimmt die Glaubwürdigkeit des Chronisten in Schutz gegen Schirrens Angriffe, namentlich auch in Betreff des Zuges Heinrichs von Lübeck gegen die Slaven in der Mark Brandenburg, 1100.]

Neues Lausitzisches Magazin. Im Auftrage der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgeg. von Schönwälder. 56. Bd. 2. Heft. Görlitz 1880. 8.

S. 202—215. Edelmann, Ein Rechtsstreit aus dem 15. Jahrhundert. — [Betrifft das halbe Dorf Zschornau bei Kamenz und die durch die Exkommunikation Georg Podiebrads herbeigeführte Verdunkelung der lehnrechtlichen Verhältnisse desselben.]

S. 243—259. Th. Paur, Ursprung und Ausgang der Görlitzischen Poeten-Gesellschaft in Leipzig. — [Gegründet 1697 von den in Leipzig studirenden Schülern des Görlitzer Gymnasiums, 1717 in die „deutsch-übende poetische Gesellschaft", später durch Gottsched in die „deutsche Gesellschaft" umgestaltet.]

S. 260—271. E. Berger, Geschichte des Buchhandels in der Lausitz im 19. Jahrhundert. (Bis 1879).

S. 272—277. H. E. Tzschabran, Die Anfänge des Lehrerseminars zu Altdöbern. — [Den Grund legte der Pastor Koethe, indem er seit 1819 den jungen Leuten, welche sich in der Ortsschule zum Lehrerberuf vorbereiteten, unentgeltlich einen systematischen Unterricht gab.]

S. 278—290. H. Knothe, Untersuchungen über die Meißner Bisthumsmatrikel, soweit sie die Oberlausitz betrifft. — [Die Matrikel von 1346 besitzen wir nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form, sondern eine Redaktion derselben von 1495, bei Preusker abgedruckt, und eine von Calles veröffentlichte Bearbeitung aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Der Verfasser weist außerdem zwei handschriftliche Redaktionen des 16. und des 17. Jahrhunderts nach und betrachtet alsdann die einzelnen sedes der Oberlausitz nach ihrem Umfang und ihren Grenzen.]

S. 290—335. E. G. Wilisch, Des Zittauer Dichters J. B. Michaelis [geb. 1746, † 1772] Autobiographie.

S. 336—341. Schlobach, Die Südwestecke der Dobrilugker Klostergrenzen, nach den Urkunden erläutert und auf einer Karte dargestellt.

S. 342—368. Schönwälder, Die hohe Landstraße durch die Oberlausitz im Mittelalter. — [Verfasser erkennt in den zum Theil noch erhaltenen Erdwällen, welche in regelmäßigen Zwischenräumen an den Hauptstraßenzügen liegen, Straßenschanzen, die bei der Besitzergreifung des Landes durch die Deutschen, wahrscheinlich bald nach 1032, also vor Erbauung der Städte, zur Sicherung des Verkehrs angelegt worden sind. Er behandelt dann die Richtung der Straße, die Haltepunkte, den Straßenzwang, die Zölle, den Wegebau und die Wirksamkeit des Lausitzer Fehmgerichts, welches, bestätigt von Kaiser Karl IV., Jahrhunderte lang für die Sicherheit der Straße zu wirken bemüht war.]

S. 428—482. Nachrichten aus den Lausitzen.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. Herausgeg. vom historischen Verein von Oberfranken zu Bayreuth. 14. Bd. 3. Heft. Bayreuth 1880. 8.

S. 5—26. F. Wagner, Die Aufenthaltsorte Markgraf Friedrichs des Aelteren von Brandenburg [geb. 1460, reg. 1486—1515].

S. 27—110. Nachrichten über die Ereignisse in der Kreishauptstadt Bayreuth und dem vormaligen Fürstenthum gleichen Namens vom Anfang des Monats Oktober 1806 bis zur Einführung des Magistrats unter k. bayr. Regierung. Geschrieben 1828 vom Landrichter Schilling. — [Enthält aus der preußischen Zeit namentlich die Darstellung der städtischen Verwaltung unter den Markgrafen und unter preußischer Regierung, so wie Mittheilungen über den Besuch, welchen König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise im Jahre 1805 der Stadt Bayreuth gemacht haben.]

Aus dem Briefwechsel zwischen Gleim und Jacobi.

Mitgetheilt

von

Heinrich Pröhle.

Der Nachlaß J. G. Jacobi's mit Gleim's Briefen befindet sich zu Freiburg im Breisgau, wo Jacobi zuletzt Professor war. Der Nachlaß Gleim's mit J. G. Jacobi's Briefen in Halberstadt. Nach den Freiburger Papieren gaben Ernst Martin und Wilhelm Scherer Mittheilungen über J. G. Jacobi heraus. Darauf folgte nach den Halberstädter Papieren meine ausführlichere Biographie Jacobi's, leider zerstückelt in etwa zehn Feuilletons der Saale-, der National-[1]) und der Magdeburgischen Zeitung. Das Resultat meiner Nachforschungen ist folgendes.

Da Lessing sich nach dem siebenjährigen Kriege von der literarischen Kritik mehr fern hielt, wohl aber sich während desselben einigermaßen an die preußische Dichterschule angeschlossen hatte, zu der er auch als Anakreontiker gehörte, so nahmen die alten Hauptorte derselben, Halle und Halberstadt, von 1763—1769 noch eine dominirende Stellung in der Literatur ein, welche die witzigen Köpfe zu Halle und Halberstadt aber keineswegs ruhmvoll durchzuführen verstanden. Der Pastor Lange in Laublingen hatte seinen Einfluß durch Lessing längst verloren. An der Spitze der Halleschen Dichterschule stand daher nun der preußische Grenadier, der Kanonikus Gleim in Halberstadt. Es kam ihm zu statten, daß sein Freund, der Geheime Rath Klotz in Halle, damals die journalistische Kritik beherrschte. Er war gewiß ein tüchtiger Gelehrter und hatte vielleicht sogar in einigen Punkten gegen Lessing recht. Allein seine Literaturblätter waren voller Ränke und sein Charakter verrufen. Um hierfür eine bisher übersehene Beweisstelle beizubringen, führe ich das Zeugniß des Hofraths Schütz über ihn an. Der als Literarhistoriker freilich nicht immer für

[1]) Juli 1876.

ganz zuverlässig gehaltene Johannes Falk machte 1794 eine Reise von Halle nach Jena, wo ihm der Hofrath Schütz, der Herausgeber der Literaturzeitung, Folgendes erzählte:[1]) „Klotz, der berüchtigte Journalist in Halle, ließ sich von seiner Mutter eine große Summe Geldes zum Ankauf einer Bibliothek schicken. Einst besucht ihn seine Mutter und äußert ihr Befremden darüber, keine Bücher auf seiner Stube zu erblicken. Das Geld hatte er in liederlicher Gesellschaft verthan. „„Sie haben hier nicht Platz, liebe Mutter, ich habe ein eigenes Haus gemiethet."" Hierauf greift er nach einem Schlüsselbund und führt sie auf die — königliche Bibliothek. Die gute Frau freut sich natürlich halbtodt über das wohlangewandte Geld und den unermeßlichen Büchervorrath. — Schirach, der Verfasser des politischen Journals in Altona, war eine Kreatur von Klotz. Klotz zog junge Leute an sich, die einige Talente verriethen, und stellte sie alsdann an seine gelehrten Journale, wo sie aus Dankbarkeit ihren Herrn und Meister bis an den Himmel erhoben. Nachdem Schirach eine Zeit lang dies Handwerk getrieben, erwachte bei ihm der Neid und er fing an, Klotz hie und da zu verkleinern. Dieser, da er es von treuer Hand erfuhr, verstieß Schirach sogleich aus seinem Brot. Was blieb Schirach übrig? Er ging zu Klotz, that einen Fußfall und bat um Verzeihung, die ihm dieser nur unter der ausdrücklichen Bedingung angedeihen ließ, daß er vorher in einer gewissen literarischen Gesellschaft nackt in einer förmlichen lateinischen Standrede Abbitte thun und Besserung geloben sollte, wozu sich denn der gelehrte Herr Schirach auch herzlich gern verstanden hat. Dies ist eben der deutsche Patriot, der in seinen Schriften der Vernunft und Aufklärung jetzt Hohn spricht und die edelsten Menschen unserer Nation verlästert und verleumdet." Man sehe auch den unten S. 491 folgenden kurzen Auszug aus dem Briefe vom 4. November 1767 über Schirach.

Ein tüchtigerer Parteigänger von Klotz war Georg Jacobi. Durch seine Kenntniß der neueren Sprachen, ein Feld, für welches ihn selbst Lessing schon nach dem unten folgenden Briefauszuge vom 18. Mai 1768 ermunterte, hätte er als unbesoldeter Professor in Halle und auch als Mitarbeiter von Klotz segensreich wirken können. Allein nun übte Gleim einen nachtheiligen Einfluß auf ihn, mit dem er seinen Briefwechsel herausgab. Diese „Briefe zwischen Mannspersonen", wie Herder[2]) sie nannte, erregten mit Recht Anstoß und trugen das Ansehen der Halleschen anakreontischen Dichter-

[1]) Man sehe „Ein Reisebrief von Johannes Falk" in Kühnes Europa von 1851 Nr. 24 u. f. Kühne bemerkt zu dem Briefe: „Uns in der Handschrift mitgetheilt durch die nach Amerika ausgewanderte Tochter des Verfassers, Rosalie Falk."

[2]) Suphan's Ausg. III, S. 35.

schule um so mehr zu Grabe, als eben damals auch Herder der rohen Klotzischen durch eine edlere deutsche Kritik ein Ende machte, und als eben damals nun auch der Dichter Goethe mehr hervortrat, dessen Leipziger Studentenaufenthalt allerdings in mancher Hinsicht an Jacobi's Aufenthalt auf der Universität Halle erinnert. Dieser verbindet das Ende der steifen deutschen Anakreontik auf überraschende Weise schon mit der Sturm- und Drangperiode, wie man denn umgekehrt auch in Goethe's Anfängen jetzt schon den Einfluß der deutschen Anakreontiker nachgewiesen hat.

Von Georg Jacobi kann man nicht wie von Gleim sagen, daß er von Liebe sang, ohne die Frauen zu kennen. Eine der sinnlichsten Scenen in Goethe's Faust ist eine Reminiszenz an Jacobi's Gedicht „Belindens Bett", und der Name Belinde, dem wir auch in Goethe's Lyrik begegnen, ist aus Georg Jacobi's Gedichten entnommen. Georg Jacobi hatte sich sogar in Halle einer ähnlichen Doppelliebe hingegeben, wie sie sein jüngerer und begabterer Bruder Fritz nach seinem eigenen Leben in einem Romane beschreibt. Georg nannte Belinde die Tochter seiner Hauswirthin Jansen. Die nachfolgenden Briefauszüge geben über den Namen Belinde die genaueste Auskunft. Diese Auszüge sind mit Weglassung alles schon Bekannten eben dem Manuskripte der Briefe zwischen Gleim und Jacobi entnommen, welche von ihren Verfassern unvollständig für den Druck, d. h. für den Briefwechsel zwischen Mannspersonen, bearbeitet wurden.

Von dem Trifolium Klotz, Gleim und Jacobi büßte nur der erstere durch Herder und Lessing seinen ganzen Einfluß ein. Wie sogar Georg Jacobi dann Lessing ziemlich nahe getreten sein muß, zeigt im Folgenden die Beschreibung einer Zeichnung, die er von einer seiner Reisen entworfen hat. Wenn er auch wohl durch die Bibliothek von Klotz noch mit Gerstenberg in eine Fehde verwickelt wurde, über die ich im Anhange genauere Mittheilungen mache, so gelang es ihm doch im Ganzen, sich von den Gleim'schen Tändeleien frei zu machen. Wie indessen Gleim seine Thorheiten noch lange büßen mußte und ihnen wohl erst nach dem Tode von Michaelis ernstlich entsagte, sollen die im Anhange mitgetheilten Briefe von Michaelis und an Jähns zeigen. Der Brief von Michaelis bezieht sich auf dessen „Pastor Amor".[1])

Aus den nachfolgenden Auszügen erhellt ein Umstand, der für Lessing's Biographie von einiger Wichtigkeit und anderweitig noch gar nicht bekannt ist. Die Mimen der Hamburgischen Schaubühne suchten nämlich einen Anhalt an dem monarchischen Nachbarstaate Hannover, welchem bedeutendere

[1]) Vgl. darüber die von mir mitgetheilten Briefe Bertuch's in den Grenzboten von 1881, 1. Quartal, S. 438.

Hilfsquellen zu Gebote zu stehen schienen. Selbst Lessing kam einst, wie es scheint auf kurze Zeit, mit ihnen nach Celle, wo ein Verwandter und Namensvetter Georg Jacobi's, der als Halberstädtischer Kanonikus zugleich Hannoverscher Theaterdichter war, als erster Geistlicher die Bühne begünstigte.

Eine Professur mit Besoldung in Preußen zu erhalten, gelang Jacobi nicht. Vielleicht wurde dies auch durch den Oberhofprediger Sack verhindert, wenn die auf diesen bezügliche Stelle in dem Briefe von Michaelis sich nicht auf eine bloß persönlich unfreundliche Begegnung bezieht. In der Literatur wurde die Stellung Gleim's und besonders die der Brüder Jacobi dadurch seit 1773 wieder gehoben, daß sie mit Wieland durch den Merkur und die Iris sich der Journalistik bemächtigten, während Herder und Lessing einer solchen mehr formalen literarischen Thätigkeit fern blieben. Durch seinen Einfluß auf den Merkur hat Gleim segensreich gewirkt. Er war überhaupt der erste Apostel einer preußisch-deutschen Gesinnung, als Politiker der unmittelbare Vorläufer Jahn's. Man muß bedauern, daß auch dieser Apostel des Deutschthums zum Theil eine Karrikatur war, und daß ein französischer Abbé in ihm steckte, wie in Jahn der Karbonari. Je mehr diese Männer aber das Fremde noch in sich trugen, das sie überwinden wollten, um so besser und reiner muß das Deutschthum jetzt von denen entwickelt werden, die bereits wieder in ihm geboren und gewachsen sind.

Ich lasse nun die Auszüge aus dem handschriftlichen Briefwechsel zwischen Jacobi und Gleim selbst folgen.

Ein Gedicht „An Selinen“ mit dem Anfange „Wenn meine Tage sich in traurig Dunkel hüllen“ steht schon in der Nachschrift zu Jacobi's Briefe aus Halle vom 18. Januar 1767.

Jacobi's Brief vom 28. Januar 1767 handelt von den Abschriften zu der Briefsammlung, die wegen deren Herausgabe genommen wurden.

Nach Jacobi's Brief vom 16. Mai 1767 hat derselbe den „Tod Adams“ von Klopstock, in Verse gesetzt von Gleim (vgl. Karl Gödecke I, S. 600) rezensirt. Klotz und Meyer, der Aesthetiker, sehen noch besonderen Exemplaren entgegen. Sodann heißt es weiter: „Unser Weise verdient diesen Nahmen noch weniger als Schwarz den Nahmen eines Dichters: wenigstens weiß ich nicht, ob Sie des ersteren Sittenlehre, oder die Verse des letzteren lieber lesen würden. Jener erscheint in einer so traurigen Gestalt, daß man nicht einmal das Vergnügen hat über ihn zu lachen. Wie den Herrn v. Bielefeld seine Eremitage kleidet, weiß ich nicht: mir ist nichts von ihm zu Gesichte gekommen.“ **Christian Felix Weiße** hatte 1766 „Lieder für Kinder“ herausgegeben. Jacobi rezensirte

dieselben in der Bibl. 1. Band 2. Stück S. 42—45 unter der Chiffre B. S. 45—50 folgt dann unter derselben Chiffre Jacobi's Anzeige von Reichard's Uebersetzung der Henriade. Ueber Bielefeld vgl. H. Pröhle, Friedrich der Große S. 24: er war mit einer reichen Hallenserin verheirathet.

Gleim wollte nach seinem Briefe an Jacobi aus Lauchstedt vom 10. August 1767 den Mittwoch darauf nach Leipzig, um „Weißens Romeo" zu sehen. Um 8 Uhr früh wollte er abreisen und erst Donnerstag Abend wieder in Lauchstedt sein. Den Freitag sollte Ruhetag sein, und den Sonnabend Jacobi mit Meyer kommen.

Gleim konnte nicht glauben, daß Petrarch's Laura ein wirkliches Mädchen gewesen sei. „Welche Mädchen (schrieb er den 10. August 1767) könnten so vollkommen seyn, wie wir in unserer Einbildung sie uns verschaffen?" Vgl. sein Urtheil über Werther in Lessing Wieland Heinse S. 125.

In Jacobi's Briefe aus Halle, 26. September 1767, heißt es: „Hr. Meusel ist auf Ihr Andenken recht stolz und versichert Sie seiner Hochachtung. Hr. Klotz und Meyer mit seiner ganzen Familie machen Ihnen so viele Empfelungen, daß man sie gar nicht zälen kann .... Den Brief an Frau Karschinn werde ich in der nechsten poëtischen Stunde schreiben und Ihnen schicken. In Könnern wollte ich Sie schon [schriftlich?] an das Lied Mose's erinnern, das ich Ihnen abzufordern vergaß. Schicken Sie mir es, ich bitte Sie inständigst. Ich wollte gar zu gern das Verdienst haben, es der Welt bald mitzutheilen. Hr. Klotz kan Ihren Brief, wie er sagt, nicht gleich beantworten, weil er zuvor Erkundigungen einziehen muß. Er hat mir gewiß versprochen, Sie zu besuchen."

Nach dem Briefe aus Halle vom 27. September 1767 hat Jacobi „noch zwei Recensionen in die Bibliothek" gemacht und arbeitet auch wieder „in die Zeitungen". Klotz hatte ihn nach einem Zwiste dadurch versöhnt, daß er ihn durch Meusel auffordern ließ, Gleims blöden Schäfer und dessen neue Lieder zu rezensiren. Er habe auch „Willhelminen" und „Giseken's Gedichte"[1]) in der Bibliothek beurtheilt. „Von Giseken's Gedichten (sagt Jacobi in dem Briefe) hat mir nur weniges gefallen. Es ist darinn gar nichts originelles .... Weil ich seinen Charakter so schön geschildert fand, habe ich von dem Dichter nicht viel gesagt, und mich bloß

[1]) „Wilhelmine, ein prosaisch komisches Gedicht. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich 1766" ist beurtheilt in der „Deutschen Bibl. der sch. Wiss. herausgeg. v. Hrn. Geheimdenrath Klotz", Halle, Gebauer, 1. Band 2. Stück S. 12—19 und Gisekes Poetische Werke ebenda S. 19—26. Beide Rezensionen sind ohne jede Chiffre. Es trägt also nicht jede Rezension J. G. Jacobi's die Chiffre B.

bei seinem Herausgeber aufgehalten. Ich folgte darin meiner Empfindung, und Herr Klotz billigte es." In demselben Briefe ist von einer Berliner Reise Jacobi's die Rede, welche aber (vergl. Lessing Wieland Heinse S. 129) erst im November 1770 mit Gleim ausgeführt zu sein scheint.

In Jacobi's Briefe vom 5. Oktober 1767 heißt es: „In meinem letzten Briefe sollte anstatt Tejos Samos stehen, denn Ermsleben [Gleim's Geburtsort] muß Tejos seyn. In der Reise von Halberstadt nach Könnern ist ein unverzeihlicher Fehler. Anstatt Briseis muß Chryseis stehen, und anstatt Achillens Zelt Atridens Zelt."

Am 7. Oktober 1767 übersandte Jacobi die oben erwähnte Rezension von Gleim's Liedern an diesen. Die vom blöden Schäfer sollte erst am nächsten Montage erscheinen. Sodann heißt es über Herel, daß er, von seinem Vater verlassen, in Göttingen lebe und gern einen Schuldienst annehmen würde. Er habe etwas Finsteres und Zurückhaltendes in seinem Wesen. Auch sei sein Betragen gegen seinen Vater zu tadeln, dessen denn doch sehr rührenden Brief er mit scherzhaften Bemerkungen an Meusel geschickt habe. Nach Lessing Wieland Heinse S. 136 machte er um 1772 durch den Tod seines Vaters eine große Erbschaft.

Am 14. Oktober 1767 schrieb Jacobi an Gleim: „Wegen Ihres mosaischen Liedes, bester Freund, hielt ich mit Hrn. Meusel eine kleine Session, worin ausgemacht wurde, daß es in die Bibliothek[1]) gegeben werden sollte." Jacobi hat es in der Bibliothek mit dem Buchstaben B. rezensirt. Vgl. Bibliothek 1. Band 1768 (soll heißen 1767) S. 26—31 und im Register des ganzen Bandes das Verzeichniß aller rezensirten Schriften Gleim's.

Das Gedicht „An die Liebesgötter", welches in Jacobi's Werken von 1819 nur fünf Strophen hat, bestand aus acht Strophen, als Gleim es am 19. Oktober 1767 in Abschrift erhielt. In der ersten Strophe kommt Belinde (vergl. oben S. 487) vor, die in der zweiten des Reimes wegen auch Belisse heißt. In den Werken aber kommt bei diesem Gedicht weder Belinde noch Belisse vor. Die achte Strophe, welche in den Werken ganz fehlt, lautet in der Handschrift:

Da kömmt mit frischen Wangen
Mein Mädchen schon gegangen,
Bleibt hinter ihr [der Leier? der Venus?] versteckt,
Um mit geübten Händen
Den Zobel zu entwenden,
Der ihren Busen deckt.

[1]) S. 1. Band 2. Stück S. 26—31.

Zu der zweiten Strophe, welche gleichfalls in den Werken ganz fehlt, schrieb Gleim eine Verbesserung à la Johann Ballhorn an den Rand. Jacobi hatte geschrieben:

> Nicht mehr zeigt ihr [Liebesgötter] Belißen
> Die Täubchen, die sich küßen;
> Es buhlt kein Sperling mehr.

Gleim korrigirte:

> Dort sieht nicht mehr Beliße
> Der Nachtigallen Küsse,
> Kein Täubchen girret mehr.

In Jacobi's Briefe aus Halle vom 21. Oktober 1767 heißt es: „Wo er [Klotz] jetzt umherirrt, wissen wir nicht. Sollten ihn etwa die Faunen des Bachus aufgefangen und in ihre Weinberge geführt haben?[1]) Der Rezensent B. [in der Bibliothek] ist Ihr Jacobitchen." In der Nachschrift heißt es: „Die Henriade und das befreite Jerusalem hat niemand bey mir hören wollen. Nur das Teutsche Practicum ist zu Stande gekommen.[2]) Ich sehe, daß ich unter den hiesigen Professoren, die Pandekten, Dogmatik u. s. w. lesen, bloß figurire, und wünsche mich desto sehnlicher von hier weg."

In dem Briefe vom 23. Oktober 1767 wird „Hrn. Boys" [Boies] Anwesenheit in Halle erwähnt.

In dem Briefe vom 4. November 1767 ist von einer Seline die Rede, die mit ihm im Hause gewohnt zu haben scheint. Damals war es vielleicht Frau Klotz oder Jacobi's später verschmähte Freundin. Ebenso in dem Briefe vom 10. November 1767, in dem aber besonders von Chloe die Rede ist.

In dem Briefe vom 4. November 1767 heißt es: „Sie fragten mich, wer der Uebersetzer des Marmontel sey? Es ist unser Gottlob Benedict Schirach. Entsetzliche Fehler kommen in seinem Werke vor."[3])

Der 6. November 1767 war ein überaus schöner Wintertag. Gleim besuchte ganz allein seinen Garten.

In Jacobi's Briefe vom 18. November 1767 heißt es: „Sehr viele von denen [den Bilderchen], die Sie in meinen Gedichten gefunden haben, sind nach der Natur gezeichnet. Ist man nicht mehr Original, wenn man

---

[1]) Am 25. Oktober 1767 hatte man die Nachricht, daß er seinen Urlaub durch den Minister „auf zwey Monate" verlängert habe.

[2]) Nach dem Briefe vom 4. November 1767 hatte er in diesem Publikum über 50 Zuhörer. Er las ihnen unter Anderm ein Gedicht Gleim's vor.

[3]) Vgl. die Einleitung S. 486.

sie selbst copiren kan? Ein Mädchen, das ich sehe, wenn es nur einen kleinen angenehmen Eindruck auf mich macht, stellt sich meiner Einbildungskraft gleich verschönert dar. Ihre Augen bekommen alle die Zärtlichkeit, deren sie in der rührendsten Situation fähig sind; ich fühle den schönsten Kuß, den ihr Mund geben kann, und werde ganz Gesang. Nicht Mädchen mehr, eine Göttin ist sie. [Folgt ein italienisches Citat.] Dem Zeuxis gleich setze ich in einem Zirkel von Mädchen mir eine zusammen; Eine Venus! Würde einer die seinige so vortreflich gemalt haben, wenn er nicht voll von den entzückendsten Eindrücken gewesen? Er sah den vollen Busen sich bewegen; und ebenso athmete der, den sein Pinsel entwarf. Das Feuer, das die Mädchen belebte, theilte den Farben auf dem gespanten Tuche sich mit. Der Blick gegenwärtiger Schönheiten gab seiner Arbeit die Seele, den zu langsam steigenden Busen einer Schönen, der es an Empfindung fehlt, gebe ich einer andern, weil ihre Augen feuriger sind. Den kleinen niedlichen Fuß, der einer unvollkommenen Bildung zur Stütze dient, bekömmt das wohlgewachsene Mädchen, welches sonst alles, nur seine Füße nicht zeigen darf. Der spröden Flavia nehme ich den allerliebsten Mund, der nicht küssen will, und schenke ihn der zärtlichen Lilla, u. s. w. Kein Reiz, wenn man auch durch dreifachen Flohr biß zu ihm hindringen muß, ist für meine Muse verlohren. Alles späht sie aus, und samlet Materialien zu Liederchen. Die Tänzerinnen, die ich zu Mannheim auf der Bühne sah, begeistern mich noch; allein die neuesten Begeisterungen sind dennoch am wirksamsten. Freylich ist bey alle dem ein Gleim mir unentbehrlich, denn wenige Mädchen reizt der Gedanke besungen zu werden. Würde ich wol, wenn in Elysium alle artige Mädchen, die von Anfang der Welt hinübergeschift sind, vor mir vorbey wanderten, das Vergnügen so völlig genießen können, wenn ich meinem Freunde es nicht wiedersagen dürfte? — Was mir Halle am traurigsten macht, ist der Mangel an angenehmen Aussichten in die Zukunft, und die Schwierigkeit einst ein besseres Glück zu machen. Mein Vater ist unzufrieden mich so lange erhalten zu müssen und ich lebe in einer beständigen Verlegenheit wegen meiner Finanzen."

Nach seinem Briefe vom 25. November 1767 hat Georg Jacobi's Bruder Fritz ohne Vorwissen Georgs wegen dessen Anstellung auch nach Mannheim schreiben lassen. Sein Vater weiß von nichts. Wenn Georg einen Antrag erhält, so will er seine Forderungen so hoch stellen, daß man sie nicht bewilligt. Dies gilt aber wohl bloß für den Fall, daß seine Aussichten in Preußen bis dahin noch mehr gesichert sind. Nach Halberstadt kann er den 20. oder 23. Dezember abreisen. Göckingk und Herr v. Massau scheinen zu dieser Zeit in Halle gewesen zu sein.

„Vor Vierzehn Tagen (schreibt Georg über Halle) waren zwey Professoren verreist, die in meiner Stunde lesen; da hatte ich gewiß neunzig Zuhörer. Alle Bänke, selbst die Tische, waren besetzt; einige mußten stehen, und ich hatte Mühe biß zu meinem Catheder durchzudringen. Da dacht' ich an meinen Gleim. Wie würde er sich freuen, wenn er den Zulauf sähe! Indessen ist doch hier in Absicht der schönen Wissenschaften viel zu hoffen. Wollte man auch alles umsonst lesen, sich in Schulden stecken, die man nie bezahlen könnte, und den Musen zu gefallen ehrliche Leute betriegen, so wüßten die stolzen Mädchen es uns hier dennoch keinen Dank. Hr. Klotz hat ein Publikum über den Callimachus aufgeben müssen, weil in wenigen Stunden eine Zahl von 15 Zuhörern auf 5 zusammengeschmolzen war . . . . . Man rechnet aus, wie viel die Gedichte der Griechen und Römer, wenn man sie verstünde, jährlich einbrächten, findet seine Rechnung besser bey dem Cuiaz,[1]) und sieht schon im Voraus die Clienten mit vollen Geldbeuteln und fetten Braten dem Hrn. Doctor sich nähern.“ Später heißt es in diesem Briefe: „Meinem Bruder habe ich geschrieben, Sie wollten für mich sorgen; er möchte bey seinem Projecte sich darnach richten. Sonst soll kein Mensch etwas davon wissen. Herr Klotz ist es, der mir den Muth zu benehmen sucht, ob ich ihm gleich nie etwas von meinen Gedichten sage. Neulich trat er in meine Stube, und sah mir es an, daß ich auf ein Liedchen für Sie dachte [!], weil ich nur ein Stückchen Papier und kein Buch vor mir hatte. Gewiß, sagte er, werden da wieder Verse gemacht. Wenn Sie doch etwas gescheideres thäten! Sie müssen viel Zeit zu verschwenden haben.“

Nach Jacobi's Briefe vom 29. November 1767 war Jacobi's Bergwirth[2]) Jansen, Belindens Vater, ein Kaufmann. Gleim hatte Jacobi 10 Pistolen geliehen, die er ihm wiederzugeben verspricht, so bald er kann.

Nach dem Briefe vom 2. Dezember 1767 will Jacobi sich durch K. [Klotz] von seinen poetischen Arbeiten nicht abschrecken lassen: nur das schöne Wetter verhindert ihn für diesen Tag, Uz und Gleim zu besingen.

In dem Briefe vom 6. Dezember 1767 schreibt Jacobi: „Vor Zwei Tagen erhielt ich von Hrn. Zachariä einen sehr freundschaftlichen Brief, worin er mich in die Zahl seiner Freunde aufnimmt und mir sagt: glauben

[1]) Cujazius (Jaques de Cujas), geb. 1522 zu Toulouse, ging 1567 an die Rechtsschule zu Valence, lehrte ausnahmsweise auch in Paris, am Anfange und am Ende seiner Laufbahn aber in Bourges, wo er, 4. Oktober 1590, achtundsechzig Jahre alt starb. Den Ruf nach Bologna lehnte er ab. Er wird als Stifter der humanistischen Jurisprudenz betrachtet und besaß gegen 500 auf die römischen Gesetzbücher bezügliche Handschriften. Er arbeitete meist mit dem Bauche auf der Erde liegend.

[2]) Auf den Bergen in Glaucha an der Saale bei Halle.

Sie nur, mein bester Jacobi, daß ich Sie recht herzlich liebe. Zugleich bittet er mich, im Verlage des Waisenhauses [zu Braunschweig] Reinhards Versuche fortzusetzen, und zwar unter eben den Bedingungen, die jener gemacht hätte. Wir wollen noch, liebster Freund, darüber reden. Für's erste gebe ich keine gewiße Entschließung von mir." Die vorige halbe Nacht hat Jacobi nicht geschlafen. Er unterzeichnet „In größter Eil, so wie Schönaich und Schwarz ihre Verse machen."

In Jacobi's Brief aus „Halle den 12. Dezember 1767. Gegen Mitternacht" heißt es: „Wenn ich in Einer[1]) Sache eine Aehnlichkeit mit Chaulieu und Gresset habe, so ist es in der außerordentlichen Trägheit, meine Gedichte zu feilen." Ueber das damals verfaßte Gedicht an Themiren schreibt Jacobi in diesem Brief: „Es ist an Themiren gerichtet; an die Schöne, die unter den Unheiligen Massau, unter den Göttern Minerva, und unter den dichterischen Sterblichen Themire genannt wird. Erinnern Sie sich, bester Gleim, daß wir auch diesen Namen in ihrem Gartenhause für sie wählten?" Vgl. jedoch unten und H. Pröhle: Lessing Wieland Heinse S. 294.

Am 25. Januar 1768 schrieb Gleim an Jacobi: „Wir haben ihn gefeiert, den Geburtstag unseres großen Friedrichs! Tausend Lampen brannten, das Graunische Tedeum wurde gesungen, Pauken wurden geschlagen, Drommeten geblasen, Geigen gestrichen, alle Thöne [sic!] der Freüde wurden Aus allen Instrumenten hervorgelocket, es wurde gezechet bis in die Nacht, getantzet bis an den hellen Morgen. Hertzlicher Kan keine Freude sein. Greise Männer, jung und alt, lärmten ihre[2]) Freude; die ganze Nacht hindurch war ein Frolocken auf den Gaßen, als wenn ein Gott gebohren wäre. [Hier folgen Verse von Gleim.] Wären Sie mein liebster Freund noch hier gewesen, dann hätten Sie unsre Schönen bey einander, und ihren Gleim unter Ihnen [sic] wie ein[en] wahren Anakreon gesehen! Ich war sehr munter, und schwärmte, wie ein Schmetterling von einer zur Andern, der Gedancke daß mein liebes Jacobitchen nicht dabey sey, störte mich nur allzuoft. Die fatalen Register waren Schuld, daß es mir entfiel, Sie so lange festzuhalten, Auch itzt halten sie mich ab, von dem fürtreflichen Tage Ihm noch mehr zu erzählen! Halberstadt hätten sie in seinem Gröſten Glantze gesehen. Sechzig Damen saßen an der Tafel jede wurde von einem galonirten Kleide bedient denn alle Herren stunden und schwärmten um die Tafel herum. Die Mädchen, groß

[1]) Jacobi schreibt den Artikel, der zugleich Zahlwort ist, hier bereits groß.

[2]) In Gleim's zurückbehaltener Handschrift steht: lärmte seine.

und kleine, die meinem Jacobitchen gefielen, waren gegenwärtig, und hätten so sehr gern mit dem fremden artigen Herren [Jacobi] getanzet."

Der Anfang des Briefes von Gleim an Jacobi aus Halberstadt vom 28. Januar 1768 lautet: „Noch einen Zug von dem Armen Benzler liebster Freund! Ich fragt ihn, ob er zu Leipzig Herrn Winklers Bildergallerie gesehen hätte? Nein, sagt er! Ich beschrieb sie ihm, er brach in laute Klagen gegen Oeser aus, daß der ihm nichts davon gesagt hätte. Nah an dem Verluste seiner Augen, hätt er so herzlich gern die Zaubereien der Farben noch vorher gesehen." [1])

In Gleim's Briefe an Jacobi aus Halberstadt 3. Februar 1768 heißt es: „Von Hrn. Bachmann bekam ich vor ein Paar Tagen einen sehr freundschaftlichen Brief, worinn er mir sagt, die Briefchen und Liederchen Ihres Jacobitchen sollten in 3 Wochen schon gedruckt seyn, wenn Meil [bei Anfertigung der Bilder] weniger Trägheit zeigte."

In Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 6. Februar 1768 heißt es: „Den Augenblick, liebster Freund, bin ich mit den [sic] Abschreiben Ihrer Briefchen fertig geworden. Alle dieienigen, die gedruckt werden können, habe ich sorgfältig ausgesucht, und bey vielen dauerte es mich, wegen einzelner fürtreflicher und allgemein interessanter Stellen, daß ich sie auslaßen mußte, weil der größte Theil derselben nur uns betraf. Im Anfange schrieben Sie mir, liebster Gleim, einige Briefchen voll von dem Ballenstedter Proiecte; andere betrafen das Gold des Unbekanten, noch andere das Canonicat, und in den letzteren kam viel von den Anstalten zu meiner Reise vor. Das, welches sich anfängt: Wie Ihre Psyche mir gefällt ꝛc. handelt außer den Versen ganz von Klotzens Poetenmütze und seiner Höllengeschichte, die Hr. Bachmann [2]) wieder verlegen wollte. Sie werden es unter den Copien finden. Die Idee gefällt mir außerordentlich! Eins ist zum Theil eine Antwort auf das, was ich von Hrn. Herel schrieb; noch eines betrifft meine nicht fertig gewordenen Amazonen ꝛc. Bei einem ieden war ein Hinderniß — — — — Inliegend finden Sie noch ein Paar Originale, bey denen ich zweifelhaft war, ob Sie dieselben abgeschrieben haben wollten. Finden Sie es für gut, so bitte ich, damit wir keine Zeit verlieren, sie mit den meinigen dem Copisten zu geben, denn Ostern ist schon sehr nahe. — — — — Unserer Abrede zu folge, habe ich die, wovon ich bey Ihnen, liebster Freund, eine Abschrift sah, nicht mit copirt. In einigen von den abgeschriebenen mußte ich hier und

---

[1]) Benzler erblindete damals nicht. Er starb als Bibliothekar zu Wernigerode. Ich theilte aus seinem Nachlasse früher an diesem Orte Göckingks Briefe mit.

[2]) Ueber Bachm. s. H. Pröhle, Fr. der Gr. und die d. L. 124, 144 und nun auch Muncker im neuen Reich 1881 Nr. 41.

da eine Stelle unterdrücken, und ich erhielt dazu von Ihnen die Erlaubniß. Sollten Ihnen etwa die drey oder vier Worte, die ich, den Verstand zu ergänzen, alsdann nothwendig einschieben mußte, nicht natürlich genug scheinen, so werden Sie es bey dem Durchsehen gütigst verbessern. — — Vielleicht gelingt es mir noch, ein Briefchen nach Gressets Manier über Ihren Musentempel zu schreiben, das Hrn. Bachmann nachgeschickt werden kan."

Aus Jacobi's Nachschrift vom 7. Februar 1768 theile ich Folgendes mit: „Diese Woche schickt Hr. Klotz Ihnen den 3. Theil der Bibliothek. Mit Grillow[1]) ist übel umgegangen worden, und den Berlinern öffentlich der Krieg angekündigt.

bella, horrida bella
Et tibrim multo spumantem sanguine cerno.

[Die auf Grillo bezüglichen Stellen sind im Register des 2. Bandes der Bibl. alle unter Grillo zusammengestellt.]

Von mir ist keine Rezension, außer dem Medon, den ich zwar scharf, aber ganz ernsthaft, ohne das geringste Anzügliche, beurtheilt habe. Ist Clodius ein billiger Mann, so wird ihn mein Tadel nicht beleydigen. Ich sagte, was ich dem guten Geschmacke schuldig zu seyn glaubte, denn dergleichen Stücke, in einem so falschen Tone geschrieben, voller Sentenzen und langen Declamationen sind unserer Bühne gewiß nachtheilig, zumahl wenn das Publicum, das bey uns noch gar nicht urtheilen kan, ihnen seinen Beyfall verschwendet."

Aus Jacobi's Briefe an Gleim: Halle den 14. Februar 1768 führe ich Folgendes an: „Die Copieen unsrer Briefe erwarte ich; alles soll auf das genaueste von mir besorgt werden, und ich freue mich, eine so allerliebste Bemühung übernehmen zu können. Von Zeit zu Zeit will ich Ihnen Rechenschaft ablegen, wie weit das Werk gekommen ist. So bald ich das Päckchen erhalte, soll es an H. Bachmann abgeschickt werden. Laßen Sie mich nur wißen, liebster Freund, ob Sie nur wegen der Vignetten zur ersten, oder auch schon wegen der zur zweyten an Hrn. Meil geschrieben haben, damit ich unsern lieben Bachmann davon benachrichtigen kan. Für alles will ich nachher sorgen, und Hr. Bachmann auch um die Vorrede bitten. — — — — Zwey Projecte sind nun im Gange [Mannheim und Halberstadt]. — — — — Wenigstens werde ich auf eine Art aus dem noch immer fatalen Halle kommen."

---

[1]) Friedrich Grillo war geb. 11. Juli 1739 zu Wettin. Er starb zu Berlin als Professor der Philosophie am adligen Kadettenkorps 16. Juni 1802. Die Gleimsche Handschriftensammlung bewahrt 24 Briefe von ihm.

J. G. Jacobi's Brief an Gleim: Halle 16. Februar 1768 enthält den Plan wegen Beschaffung von 3000 Thalern für Erwerbung des Canonicats in Halberstadt für Georg Jacobi. Gleim soll an Jacobi's Vater schreiben und von ihm 2000 Thaler dazu verlangen, aber 1000 Thaler selbst vorschießen, ohne daß der Vater es weiß. Sollten über 3000 Thaler Unkosten entstehen, so giebt Fritz Jacobi das übrige her.

Nach J. G. Jacobi's Brief an Gleim: Halle 17. Februar 1768 wird über das im vorvorigen Briefauszuge erwähnte Projekt wegen Mannheim, welches hier das „Heydelberger Project" heißt, mit Heidelberg verhandelt. Man würde Jacobi dort 400 Thaler — „Pension" — geben. Den Titel seines Vaters giebt er als „Commercienrath Jacobi zu Düsseldorf" an.

In demselben Briefe heißt es: „Wegen unserer Briefsammlung schreib ich Ihnen mit der fahrenden Post, die heute Nachmittag abgeht. Seyn Sie so gütig, und schicken mir mit Ihrem ersten Briefchen die erste Strophe von dem Autor, der mir ein Cränzchen von Rosen und Wiesenblümchen flicht. Ich habe die von Ihnen darin gemachten Veränderungen nicht."

Aus J. G. Jacobi's Briefe: Halle 17. Februar 1768 hebe ich Folgendes hervor: „Das Manuscript soll mit aller Genauigkeit durchgesehen und dasjenige ausgestrichen werden, was einigermaßen nachtheilig seyn könte. Heute schreib' ich, da Sie es bey Hrn. Bachmann verantworten wollen, an Hrn. Breitkopf, bestelle eine Presse, im Nahmen der Typographischen Gesellschaft, und schlage Hrn. Schwaben zum Corrector vor. Sobald unser Magdeburger Freund [Bachmann] mir deswegen Nachricht gegeben, schicke ich, nebst dem Vorbericht an den Buchdrucker, die Sammlung an die von Bachmann ertheilte Adresse. Die Vignete also wird bey Hrn. Oeser bestellt? — — — Der beste Titul wäre vielleicht: Briefe von den Herren Gleim und Jacobi. Sollten wir nicht lieber die Stücke, die schon in der ersten Sammlung stehen, in der 2. weglaßen? [Ist geschehen.] Beyde werden ohngefähr zu gleicher Zeit, wenigstens kurz nach einander herauskommen, und der ersten würde durch die zweyte Tort geschehen. — — — Obgleich das Klagelied Davids [von Gleim] schon in der Bibliothek steht, kan es dennoch in die Briefe noch einmal abgedruckt werden. Ich will ihm schon eine Stelle finden."

In J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 21. Februar 1768 heißt es: „Keine Freude des Lebens kan ich genießen, ehe ich aus diesem fatalen Aufenthalte der Pedanterey, und des Zwanges befreyt bin!"

In J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle den 24. Februar 1768: „Vergeßen Sie ia nicht, mein liebster, die erste Strophe des Liedchens

von dem Gressettischen Cränzchen. Das Lied: Unter Scherz und Lachen wollen wir rc. schreibe ich selbst ab. — — — Tausend Exemplare sind von meinen Gressettischen Briefen abgedruckt, und diese würden gewiß nicht verkauft, wenn sie in der zweyten Samlung noch stünden."

In J. G. Jacobi's Briefe: Halle 28. Februar 1768 heißt es: „Sagen Sie doch der schönen Rochow,[1]) mein liebster, wie sehr ich mich über das große Looß freue, das ein Amor für sie aus der Lotterie zog. Wenn sie nur nicht stolz wird! — — — — Wenn Sie doch unserm guten Meusel irgend eine Stelle verschaffen könten! Hr. Klotz scheint ihn (weil er seiner noch bedarf) nicht anbringen zu wollen, und er ist ganz melancholisch deswegen. Zu leben hat er gar nicht, und mit den mühseligsten Arbeiten kan er kaum sein Leben durchbringen."

In J. G. Jacobi's Briefe: Halle den 28. Februar 1768 heißt es: „Welch ein allerliebster Frühlingsmorgen! Wär ich doch ietzt den Augenblick bey meinem Gleim, in seinem Sanssouci, in denen niedlichen Kämmerchen, wo man die Lerche hört, und Liebesgötter, welche ihr nachsingen, wo man den Rasen sieht, der sich schon auf seine künftigen Veilchen freut! — — — — Eine kleine Lobrede hielten wir [d. h. würden wir halten] dem seeligen Kühns, und verböten gewißen finstern, drohenden Leuten, sich für Boten derjenigen Gottheit auszugeben, die im Frühling zu uns herabkömt, Blümchen hervorkeimen und Vögel singen heißt, und unter ihren Concerten die Welt an sich erinnert."

In J. G. Jacobi's Briefe: Halle 4. März 1768 heißt es: „Zur Wiedererzälung [eines Gressettischen Briefchens] verstand ich mich im Voraus, denn ich erinnerte mich einer Ode, die ich vor einigen Jahren in stolpernden Hexametern machte, und ein Paar andrer Gedichte in poetischer Prosa; da diese Sprache doch nur unsrem fürtreflichen Geßner von den Musen, als eine besondere Vergünstigung verstattet worden." Er will sagen, daß er weder in Hexametern noch in poetischer Prosa, sondern in gewöhnlicher Prosa übersetzen will.

In J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 6. März 1768 heißt es: „Grillos Uebersetzung muß ich, mein bester Freund, Ihnen zurücksenden, ohne daß Hr. Meusel sie mit dem Originale vergleichen können. In ganz Halle war der griechische Text nicht zu bekommen. Einige Anmerkungen aber hat er beygelegt, die, wie er glaubt, die ganze Uebersetzung verdächtig machen. Herr Klotz sagte neulich: ich habe die typographische Gesellschaft [Bachmann] gewarnt, und ich hoffe, daß sie sich nicht mehr mit einem

[1]) Der schönen kinderlosen Gemahlin des Herausgebers vom Kinderfreund aus Rekahne, welcher Domherr war.

solchen Schriftsteller einlaßen wird. Er erwartet mit vielem Verlangen ein neues Werk von Hrn. Grillo, um ein zweytes Ungewitter über ihn ausbrechen zu laßen, das noch schrecklicher seyn soll, als das erste." Grillo war Mitarbeiter der Literaturbriefe gewesen, jedoch hatte man selbst wenig Werth auf seine Theilnahme an denselben gelegt. — Vgl. Redlich Hempels Ausg. der Literaturbriefe S. 15.

J. G. Jacobi's Brief an Gleim: Halle den 9. März 1768 lautet: „Sie, mein liebster, Sie werden einer niederträchtigen Rache beschuldigt? Ganz Berlin ist davon voll, daß Sie die Verfaßer der Bibliothek gegen Herrn Ramler[1]) aufgebracht hätten? Freylich entehrten sich viele unsrer Dichter, selbst diejenigen, welche die erhabenste Tugend lehrten, durch unedle Handlungen; aber meinen Gleim, sollten ihn seine Lieder, voll Unschuld und Freude, gegen einen solchen Verdacht nicht schützen? Kente die Welt ihn, so wie ich ihn kenne, keinen Augenblick würde sie dem falschen Gerüchte Gehör geben. Einer heimlichen Rache ist der Mann nicht fähig, dessen Herz voll sanfter Empfindung, wie seine Gedichte, ist."

„Öffentlich bezeug' ich, wenn Sie es verlangen, daß ich immer Sie mit der größten Mäßigung von dem Unrechte reden hörte, welches Herr Ramler Ihnen, dem Dichter, zugefügt. Das Publikum und er mögen es wißen, daß ich in den hiesigen gelehrten Zeitungen Ihre neuen Lieder beurtheilte, und gegen die verbeßerten Lieder der Deutschen eiferte. Aus eigenem Antriebe that ich es. Eh' ich Sie noch kante, mein liebster, war mir das Unternehmen des Verbeßerers verhaßt. Schon damals zürnt' ich gegen meine Freunde über den wenigen Patriotismus unserer Landesleute, die nicht insgesamt sich gegen die Verwegenheit empörten, und ruhig den heiligen Namen eines Hagedorns entweihen ließen. Vielleicht war ich derienige, der mit der größten Unpartheylichkeit die Sache beurtheilen konte. Herrn Ramler[2]) kenn' ich nicht persönlich;[3]) in ihm verehr' ich den Verfasser der Ino, den Sänger des May's, u. s. w.; wollte iemand auf seinen Ruhm einen unbilligen Anfall thun, ich wäre bereit, ihn mit eben der Hitze zu vertheidigen, mit welcher ich mich gegen den Heraus-

[1]) Die beiden Artikel im 1. Bande der Bibl., in denen Ramler angegriffen wird, sind Dtsch. unterzeichnet. S. besonders 1. Stück S. 27—50.

[2]) Hier korrigirte Gleim „Den Herrn Ramler", als er den Brief abschreiben ließ, wohl um ihn nach Berlin zu schicken. Wenn diese Korrektur dem Ausdruck eine gewisse Malice giebt, so ist bei den anderen Korrekturen Gleims die Absicht, falls sie nicht überhaupt bloß auf stilistische Verbesserungen ging, weniger zu errathen. Ich stellte überall Jacobi's Worte wieder her.

[3]) Er scheint ihn 1770 noch kennen gelernt zu haben. Vgl. Lessing Wieland Heinse S. 129.

geber der Lieder der Deutschen erkläre; und was noch mehr ist, er erzeigte mir die Ehre, ein Liedchen von mir in die Samlung einzurücken, mit einer einzigen ganz unmerklichen Verbeßerung, die ich vollkommen billige. Nichts in der Welt hätte mich gegen ihn aufbringen [können], als das Gefühl der Unbilligkeit, claßische Schriftsteller verbeßern zu wollen. Oft war ich ein wenig unwillig auf Sie, liebster Freund, daß Sie, bey unseren Unterredungen darüber, nicht Hitze genug[1]) zeigten. Bey allem was heylig ist. Bey allem was heylig ist, kan ich schwören, daß ich, ohne die geringste Rücksicht auf meinen Gleim geurtheilt habe. Der bloße Gedanke an diese Verbeßerungen ist genug, mich in eine Art von Wuth zu setzen."

„Von den Recensenten in der Bibliothek weiß ich, daß sie auch, nach Ueberzeugung, sprachen. Der eine gehört zu den eifrigsten Bewunderern der Ramlerischen Oden, und der andre sagte gleich bey der ersten Erscheinung der deutschen Lieder: wie, wenn man den Homer und Horaz auf eben die Art verändert hätte? Unter keiner Nation finden wir ein Beyspiel, daß es Kunstrichtern erlaubt gewesen, mit den Lieblingsdichtern derselben auf die Art umzugehen. Würden die Italiener wol ihren Petrarch, oder die Franzosen ihren Chaulieu verbeßern laßen?"

„Alles dieses, liebster Freund, können Sie zu Ihrer Vertheidigung bekant machen, oder ich selbst will es thun, auf welche Art sie es für gut finden. Ein ehrlicher Mann, der aus reinen Absichten geschrieben hat, muß, wenn es nöthig ist, sich nennen. Herr Ramler der Verbesserer kan mir als Kunstrichter nicht gewogen seyn; aber vielleicht, wenn er mich kente, liebte Ramler, der Dichter, mich ein wenig, als den Bewunderer seiner Oden, als den Freund alles Schönen, und als den Mann, in welchem kein falsch ist."

Aus J. G. Jacobi's Begleitschreiben zu obigem ostensiblen Briefe hebe ich hervor: „Hier [s. oben] haben Sie ein Briefchen von dem Sie allen beliebigen Gebrauch machen können. Wollen Sie an die Berliner ihn schicken, oder durch gute Freunde in eine Zeitung einrücken, oder in die Samlung einrücken lassen; mit allem bin ich zufrieden."

Nach diesem Briefe hat Uz „nichts von den Ramlerischen Verbesserungen angenommen" zufolge einer Mittheilung Gleims.

In J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle den 16. März 1768 heißt es: „Nur erlauben Sie mir, mein Freund die von mir in Schutz

[1]) „So wenig Hitze" schrieb Jacobi selbst früher, und Gleim, hier allerdings fälschend: „Keine Hitze."

genommene[1]) Poetische Prosa wegzulaßen. In Recensionen eifere ich bey jeder Gelegenheit dawider, und insonderheit in meinen Vorlesungen. Das Briefchen von dem Zauberwäldchen muß auch, des bösen Exempels wegen, wegbleiben. Alle Mühe gab ich mir, als ich es schrieb, keine poetische Prosa zu machen; es sollte nichts als eine prosaische Erzälung seyn; allein ich war von meinem Gegenstande zu sehr begeistert, und hatte überdem seit einigen Tagen den Winkelmann studirt, der auch oft in ungebundener Rede zum Dichter wird. Ueberhaupt sind die Grenzen der erhabenen Prosa und der Poesie in unserer Sprache so schwach bezeichnet, daß man sie leicht übersehen, und von der einen in die andere übergehen kan. Insonderheit finde ich dieses bey Schilderungen. Das Colorit wird unter den Händen eines Schriftstellers, von lebhafter Einbildungskraft, zu stark, zu feurig. Gefährlich ist es für einen Dichter, in Prosa über solche Gegenstände zu schreiben, die des Schmuckes der Poesie fähig sind. Er hat seinen ihm eigenen Gesichtspunct, aus diesem sieht er alles an, und seine Seele, zur Begeisterung gebohren, empfängt den Eindruck zu stark, um darüber in der gewöhnlichen Sprache der Menschen zu reden. Vergebens läßt er sich zur Prosa hernieder! So nimmt eine Göttin die Gestalt einer Sterblichen an, ihre Lippen sind wie die unsern gebildet; aber die Sprache des Olymps kan sie nicht völlig verleugnen. — — — Bitten muß ich Sie, liebster Freund, die Abschrift des rückständigen Briefes direct an Herrn Bachmann zu schicken, denn künftigen Dienstag muß ich wieder ein Päckchen an ihn fertig machen. Heute über vierzehn Tage ist Ostern, und so viele Briefe müssen noch gedruckt werden. Er wird schon Ihrem Briefe die rechte Stelle, nach dem Dato anweisen. Wenn er nur nicht die Vignette wieder Herrn Meil aufgetragen hat! Auf diesen fang ich an im Ernste böse zu werden." Eine Stelle über Wieland aus diesem Briefe steht schon Lessing Wieland Heinse S. 317, 318.

In J. G. Jacobi's Briefe: Halle den 23. März 1768 heißt es: „Wenn Ihr Friedrich unser Glück zerstörte [in Sachen des Kanonikates]. — — — Aber wenn Sie dem Könige sagen, daß ich sein Land verlassen muß, daß ich einem andern Fürsten mein bißchen Gold bringen muß: soll er dann nicht Ihnen Gehör geben. [?]"

In J. G. Jacobi's Briefe: Halle den 27. März 1768 heißt es: „Ueber Ihren letzten Brief, welcher von keinem in der ganzen Sammlung

[1]) In den Mscr. der von Gleim und Jacobi herauszugebenden Briefe hatte Gleim ohne Zweifel J. G. Jacobi als Vertheidiger der poetischen Prosa dargestellt. Derselbe war zwar für Einmischung von Versen in die Prosa, hatte aber, wie wir bereits oben sahen, über die eigentliche poetische Prosa seine eigenen Ansichten, die er nun in diesem Briefe näher entwickelt.

übertroffen wird, habe ich gesetzt: Hr. Gleim an Hrn. Bachmann zu Magdeburg, und in die Note: Die Abschrift dieses Briefes und das folgende Gedicht haben wir einem witzigen Mädchen zu danken, einer Freundin des Hrn. Bachmann. Dieses folgende Gedicht sind die Schönpflästerchen. Ohne andere Absicht, hatt ich es als einen meinen Freunden bestimmten Scherz an unsern lieben Bachmann [als Verleger der Briefe von Gleim und Jacobi] geschickt, und da bat dieser sich eine Stelle in der Sammlung dafür aus. Nicht nur ihm, sondern auch den Herren Schulze und Pazke[1]) hat es sehr gefallen. Da wir alle Leute mit Nahmen genant haben, wollt' ich in dem letzten Briefe nicht gern davon abgehen. Unsere Samlung hat hierin ganz was Neues. — — — — Verächter der deutschen Muse habe ich von dem Könige stehen lassen. Machten Sie nicht durch Ihre Uebersetzung ihm das schmeichelhafteste Compliment? Schöner, als das Original, ist diese; in Wahrheit der König müßte, wenn er sie sähe, eifersüchtig werden! Als ich Hrn. Meusel sie vorlaß, sagt' er eben dasselbe. Zu dem Aganippe Fluß hab' ich eine Anmerkung gemacht, die auch etwas Neues hat. Aus vier von Ihren letzten Briefen, die ich nicht ganz beybehalten durfte, hab' ich genug zusammengesetzt, wegen ein Paar allerliebster Einfälle, die der Leser nicht verlieren sollte. — — — Recht belagert mit meinen Briefen soll er [Bachmann] werden, biß ich die Samlung sehe, auf welche ich mich mehr freue, als ein dänischer Ritter auf den Elephanten-Orden, den er im Begriff ist auszulösen."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt den 28. März 1768 hebe ich hervor: „Herrn Bachmann hab ich inständigst ersuchet, doch für einen bessern Corrector zu sorgen. Es ist als wenn Himburg vorsetzlich boßhaft der typographischen Gesellschaft den letzten Stoß beybringen wolte. — — — Herrn Bachmann hab ich geschrieben! und werd' ihm den nächsten Posttag wieder schreiben; man muß ihn aufmuntern; der hat häußliche Sorgen, der arme Mann! Das vierte Stück der Bibliothek ist hier noch nicht zu haben; in der Berl. Ztg. laß ich eine hämische Recension! — — — — Ehegestern war ich zum ersten mahl in einem Garten, es war ein vortreflicher Tag, eine ganze Stunde gieng ich mit keinem Gedanken an meinen Jacobi ganz allein auf und ab."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle den 29. März 1768 hebe ich hervor: „Gestern Morgen, mein liebster, bekam ich von Berlin 16 Exemplare der ersten Samlung [Briefe des Herrn Jacobi.] — — — Prophezeiht hatt' ich mir schon die Gleichgültigkeit, mit welcher Hr. Klotz

[1]) Zwei Dichter von Magdeburg und Umgegend. Ueber Schulze vergl. S. 510.

von meinem Werkchen sprechen würde, ich war einigermaßen darauf vorbereitet, dennoch schmerzte mich es ein wenig, als ich meine Prophezeihung erfüllt sah. Gar zu furchtsam bin ich, und alles schlägt mich nieder. Die Vestale, sagte Hr. Klotz, gefiel ihm am besten; das Halorenmädchen wäre ganz unedel, unpoetisch, es hätte wegbleiben sollen; den Amor, das Gedicht, welches sich schließt:

So geht er, wenn nach strafbaren Küßen
Der Unschuld späte Thränen fließen

verstünd er gar nicht, er wüßte nicht, was es seyn sollte, und die Reise (im zweyten Briefe) wäre monotonisch. Dies war sein Tadel, den auch nicht das kleinste Lob begleitete. Von der Vignette urtheilte er auch nicht vortheilhaft. Der Genius mit dem Meißel und Hammer, sagt' er, müßte Flügel haben, und der Vogel neben ihm, der vermuthlich einen Schwan vorstellen sollte, sähe fast aus wie eine Ganß, außer daß der Schnabel einem Storchschnabel gliche. Ueberhaupt wäre die Zeichnung wenig correct. Vielleicht urtheilt er künftig etwas beßer von meinen Gedichten. Zuerst hatten meine Romanzen ein gleiches Schicksal. Die Allegorie von dem Amor (in dem Vorberichte zu den zärtlichen Romanzen) fand er durchaus fehlerhaft, und glaubte, mir würd' es übel gehen, wenn ein strenger Einsichtsvoller Kunstrichter sie untersuchte. Jetzt preißt er sie, so gar in seinem Gemmenbuche, das ein Werk für die Nachwelt seyn soll, an, und giebt dem Verfaßer, welcher den Amor schilderte, die Geschicklichkeit eines Watteau und Boucher, und setzt mich, als einen seiner geliebtesten Freunde, mit dem Grafen Caylus zusammen, der auch etwas von der Geschichte des Amors schrieb. Ich sah den Correcturbogen, welcher dieses schmeichelhafte Lob enthielt. — — — — Noch ein Briefchen muß iezt den Augenblick an meinen Bruder geschrieben werden, den ich auch mit meinem Werkchen überrasche. Keine Silbe noch hab' ich davon erwähnt."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt den 31. März 1768 hebe ich hervor: „Um sechs Uhr gestern früh saßen wir schon in dem Wagen mein liebster! Mein Jacobi sagt ich zu Gleminden schläft itzt noch in guter Ruhe! Den schönsten Morgen hatten wir!

Auf rosenfarbnem Gewölck . . . .
Sank jüngst der Früling vom Himmel!

Es war am zweyten März als ich ihn herunter sinken sah! Die Calendermacher sind nicht so gute Seher, als die Dichter! Jene sagen: erst am zwanzigsten wär er angekommen. Schon am 3. März blühten in meinem Garten die ersten Veilchen. Das Ackermännchen, dieses kleine bewegliche Vögelchen, und der Kibiz, sagte mir ein alter Jäger, wären bey uns die Bothen des Frülings, wie bey den Griechen das kleine Vögelchen

Tettix.[1]) Diese waren am Zweyten auch schon da. Oft erwähne ich dieses Zweyten, mein liebster, denn an diesem Tage hatt ich so dringendes Verlangen, meinen Jacobi zu sehen, daß ich es gegen meine Nichte mit dem Heimweh der Schweizer verglich! Auf dem höchsten Gipfel der Spiegelsberge stand ich mit ihr: Siehe, sagt ich, da liegt Halle! da! gerade da, wohin ich mit dem Finger weise! da sah ich sein Hauß, da sitzt er,

Der Psyche kleiner Mann
Mit Pelzen angethan!

In Johann Georg Jacobi's Briefe: Halle den 6. April 1768 heißt es: „Die Mannheimer Sache, glaubt' ich, sey ganz zurückgegangen, allein so eben bekomm ich einen Brief, worin mein Bruder meine letzte Entschließung verlangt. Ich bin ganz unschlüßig, auf welche Art ich die Sache angreifen will. Ungern möcht' ich den Antrag gänzlich ausschlagen, eh' ich der Einwilligung des Königs versichert bin. Es wäre doch immer, im Fall der Noth, ein Mittel aus Halle zu kommen, und alles, was mir diese Hofnung gewährt, ist mir nicht gleichgültig. — — — — Sagen Sie mir, mein liebster, wann Sie aufs längste glauben, daß wir die Einwilligung [des Königs] erhalten könten. Vielleicht wär' es noch möglich das Heydelberger Proiect etwas in die Länge zu ziehen. Sonst muß ich es nur aufopfern."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle den 10. April 1768 entnehme ich die Stelle: „Redeten Sie im Ernste, mein Freund, von dem Nachahmer des Richardson? Sie lasen vielleicht nicht das Ende der Recension? Herr Meusel hat sie gemacht;[2]) aber nach meinem Geschmack ist die Satyre nicht. — — — — Die Braunschweiger sollen unsre Bibliothek angegriffen haben. Sagt' ich Ihnen schon, mein liebster, daß Hr. Zachariä die Recensionen von Gisekens und Luck's[3]) Gedichten sehr übel genommen, und einen zwey Bogen langen Brief an unsren Klotz geschrieben? Nichts mehr will er herausgeben, weil Asträa den Parnaß, ebenso wie die unpoetische Welt, verlaßen hat, oder, wie er sich ausdrückt,

---

[1]) Cicade, Grille.

[2]) Demnach ist L die Chiffre Meusels. Es handelt sich nämlich offenbar um die Recens. der „Briefe des Fräuleins von B** über die besten moralischen Schriften unserer Zeit" (Lauban 1768) in der Bibl. 2. Band 5. Stück S. 76—89. Unter dem „Nachahmer des Richardson" ist jedenfalls Zachariä in Braunschweig wegen seiner Tageszeiten zu verstehen. Der Schluß der Recension lautet: „Da aber, da geht er zum Sellri auf den Markt hin." Vielleicht soll B** Veltheim heißen.

[3]) Die Recension, unterzeichnet B, ist von Jacobi und steht Bibliothek 1. Band 1 31—34. Der Dichter hieß aber v. Lucke.

unter den Journalisten gar keine Gerechtigkeit mehr herscht. Die Berliner donnern recht auf uns loß. Sagen Sie mir doch, bester Freund, ob Sie mit meiner Beurtheilung des Skalden zufrieden sind? Die reitende Post geht ab; mit der fahrenden schick ich Ihnen — ich sage noch nicht was?" Das jambische Gedicht von 84 Versen und einen zweiten Brief von vier Oktavseiten. In letzterem heißt es: „Bey Herrn von Campagne war ich, als Ihr lieber Brief mir gebracht wurde." Und dann: „Auf die Dohmherren, die meinen Gleim immer stören, bin ich ein wenig böse. Der Venus Rochow aber, wünscht' ich, daß Sie viel Schönes in meinem Nahmen sagten, und viel Zärtliches der guten Psyche,[1]) viel unschuldig zärtliches, so wie sie selbst ist."

In Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt den 11. April 1768 heißt es: „Es hat dreye geschlagen, und um drey Uhr geht die Post ab. — — — — Nur Zeit! Zeit! Heute zwey mahl zu Chore! einmahl zu Capitul! Zehn Besuche! Zwanzig Abfertigungen! Drey Geschäftsbriefe nach Berlin — — — — Gleminde[2]) wollte mit zweenen Küßen [im Auftrage Jacobi's] nicht zufrieden seyn! Sie empfiehlt sich, und alle ihre hiesige Freunde empfehlen sich. Die Gräfin Anhalt, mit der ich gestern Taroc spielte, erinnerte sich mit Vergnügen meinen Jacobi in Halle gesehen zu haben."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt 14. April 1768 hebe ich die Worte hervor: „Ohne Zweifel bester Freund waren sie schon oft auf ihrem Berge [in der Sommerwohnung zu Glaucha bei Halle] und sahen die schöne Gegend immer schöner werden. Ein paar mahl war ich auch schon in meinem Garten und suchte Veilchen, einmahl mit Venus Rochow, sie sprang, wie eine Nymphe, wenn Pan hinter ihr ist! — — Die kleine Maßow hab ich lange nicht gesehen. Sie zieht itzt auf den Dohmplatz. O welch ein fürtreflicher Dohmplatz, wenn mein Jacobi erst drauf wohnet." Von demselben Tage noch ein zweiter Brief J. G. Jacobi's an Gleim von vier Oktavseiten.

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt 15. April 1768 Abends hebe ich zunächst die Worte hervor: „Ramler . . . . bekam von dem Helden Ferdinand [von Braunschweig] eine goldene Dose!" Jacobis Kanonikat scheint nach diesem Briefe einem Herrn v. Köhler, der sich in Schöningen befunden haben mag, abgekauft zu sein.

Aus dem Beschlusse des obigen Briefes vom 16. April 1768 Morgens

---

[1]) Tochter Lichtwers.

[2]) Gleims Nichte.

mögen noch folgende Worte hier stehen: „Ueber [?] die Frage, warum die Nase bey uns nicht poetisch ist; bey den Römern war sie es.

Tum violaria et
Myrtus et omnis copia narium
Spargent olivetis odorem.
Illic plurima naribus
Duces tura;
Non quia nasus
Illis nullus erat.

„Aber wie nasus hier vorkommt, so könte sie auch in unserm Deutschen vorkommen; eine Stelle die es besser beweist, fällt mir nicht ein. Naselöcher ist noch unpoetischer bey uns als Nase. Welch fatales Wort auch Naselöcher? und wie niedlich, nares —? Soll ich nicht bald ein Kritiker werden? Vertheidigen damit will ich meine Nase [wohl in einem Gedichte] nicht, sie ist schon abgeschnitten."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt 15. April 1768 mögen die Worte hier stehen: „Wieder schlafloß war die letzte Nacht, mein liebster Freund, und Träume hatt' ich, wie sie nie ein glücklicher Mensch, der einen Jacobi zum Freunde hat, haben sollte, schwarze heßliche Träume; zornig auf den Gott des Schlafes stand ich auf, so bald die Sonne mir in's Fenster lächelte. Den schönsten Frülingstag zu sehen, kont ich mir versprechen, geschwind warf ich um vier Uhr mich in die Kleider und gieng — eh ich gieng, was dacht' ich, mein liebster? ich dachte: wäre nun mein Jacobi schon hier, so wecktest du ihn auf, mit dir zugleich müßt' er den schönsten Frühlingstag sehen — und gieng einsam allein mit diesem Gedanken den ganzen langen Weg bis zu den Spiegelsbergen, dachte den guten Herrn deßelben zu finden oder zu erwarten, fand ihn aber nicht, und umsonst erwartet' ich ihn. Nun war ich allein, nicht ganz; Greßet war bey mir! Der schönste Frülingstag war nicht zu sehen! ich sahe

praecipitem Africum
Decertantem aquilonibus.

„Ein Caminfeuer wurde, nein, noch wurde es nicht angelegt, erst gieng ich noch einmahl hinaus und sahe nach meinem lieben Halle hin, und sprach mit meinem lieben Jacobitchen; schreib ich ihm heute, dacht ich dann sag ich ihm: den Montag früh um fünfe bin ich wieder auf den Spiegelsbergen, denn in derselben Stunde von fünfen bis zu sechsen denk an deinen treuen Gleim, mein liebes Jacobitchen dann sitzt er auf den Spiegelsbergen und schreibt ein Briefchen an Dich, oder singet Dir ein Liedchen. Nun saß ich mit meinem Greßet am Camin, und hörte die Aquilonen brausen! Sein Gespräch mit der Muse wurde laut gelesen! Ey! dacht ich bey den schönsten Stellen, wie würde dein Jacobi dieses sagen?

Wie? wenn dein Jacobi auch einmahl so ein nieblich Briefchen schriebe? Nieblich eben nicht, allein, es ist bey nah ein ernsthaftes Briefchen! Aber alles, wie fürtreflich! und welche fürtrefliche Parodie für unsre Deutschen ließe sich machen; die Stelle:

> mille rimeurs honteusement rivaux
> biß
> Parer le crime, armer la frénésie,
> Et pour le styx les lauriers sont-ils faits?

ließe sich auf ein paar von unsern zukünftigen Dichtern sehr schön anwenden

> Je veux, qu'épris d'un nom plus légitime
> Que non content de se voir estimé
> Par son génie un amant de la rime
> Emporte encor le plaisir d'être aimé.

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 17. April 1768 „Auf dem Berge" hebe ich hervor: „Morgen den 18. will ich auf meinem Berge stehen, nach Halberstadt hingewandt, und an den zärtlichsten unter allen Freunden denken, und den Himmel preisen, der ihn mir zum Freunde gab. — — — — Den Brief, der die letzten zehn Pistolen begleitete, hatt ich auch an Hrn. Bachmann geschickt. Sie, mein Freund, sollten nichts davon wißen. In die Note hatt' ich gesetzt: Dieser Zug in dem Charakter unsres Anakreons ist einigen Lesern gewiß so angenehm, als das schönste Lied von ihm. Auf das Herz meines Freundes, schrieb ich an Hrn. Bachmann, soll dieser Brief eine Lobrede sein. Nun ist die kleine Freude, die ich darüber hatte, gestöhrt. Bey einer neuen Auflage soll alles dieses hinein. Insonderheit auch der Brief von dem Golde des Unbekannten, und die Briefe, die das Canonicat betreffen." Diese vermehrte Auflage ist nie erschienen.

In J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 20. April 1768 heißt es: „Ihre Dißertation über die Nase hat mich unendlich vergnügt. Wundern muß man sich, wenn man auf das verschiedene Gefühl verschiedener Nationen, in Absicht gewißer Worte, Achtung giebt. Wie viel Eigensinn! Ein Italienischer Dichter kan unmöglich das Wort in seiner Sprache brauchen, welches die Leber ausdrückt; hingegen das aus dem Lateinischen geborgte epate[1]) ist ihm vollkommen edel. Wollte von unseren Heldendichtern einer sagen, indem er eine Schlacht schilderte: er stieß das Schwert ihm in den Bauch, so würde man es schwerlich billigen.

---

[1]) Das griechische ἧπαρ, lat. hepar, wovon hepaticus, ist gemeint. Uebrigens heißt die eber lateinisch jecur.



Taßo sagt es. Dieser nennt, wie Homer, oft die Theile des Körpers, so gar Lunge und Leber, welche verwundet worden. Wie dürfte man bey uns so etwas wagen? [Hier sollte wohl ein Kolon stehen]

> Schon wankt sein Fuß, es starrt die Zunge,
> Als er den Helden kommen sieht:
> Ein Schwerdtstich theilet ihm die Lunge,
> Und der erschrockne Geist entflieht."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt den 22. April 1768 hebe ich hervor: „Gestraft hat ihn [Gleim] ein böser Geist für die all zu große Gefälligkeit, mit welcher er den guten Herrn der Spiegelberge begleitete! Alle Stürme hatte Aeolus aus seiner Höle loßgelaßen, dennoch giengen wir ganze sieben Stunden in den Bergen auf und ab, alle Bäume wurden gezählet, und alle Knospen der Bäume; geseufzet wurde, wenn ein Bäumchen gestorben war — der fürtrefliche Menschenfreund, der die dürren Felsen und Berge mit Bäumen bepflanzt und die Bäume zwingt, auf dem dürren Felsen zu grünen und zu blühen, wie sorgt er für unser Vergnügen.[1]) In seinen Grotten und Lauben werden Gleim und Jacobi sich zärtlich umarmen."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt den 24. April 1768: „Geschwind mein Freund senden sie [sic] einen Bothen nach Leipzig, und laßen sich holen: Mes fantaisies. Amsterdam 1768. Als ich jenen langen Brief an Herrn Bachmann schickte da wust ich noch nicht, daß Dorat dieser neue Liebling des Apollo sey, nicht des Apollo, der Muse, die meinen Jacobi begeistert! Solche erstaunliche Gleichheit im Ausdruck und überall find ich in Dorat und Jacobi, daß ich denk, ich lese meinen Jacobi, wenn ich im Dorat lese. Mein Exemplar schickt' ich ihnen [sic] gleich mit, wenn ich zweifelte, sie würden in Leipzig eins bekommen. Am besten wäre, sie verschrieben les ouvrages de Dorat, die in Paris bey Sebastian Jorry [?] herausgekommen sind! in vier Bänden, mit sehr schönen Vignetten. Mes fantaisies machen davon den ganzen Vierten Band. Sie haben noch nichts bezaubernderes gelesen, oder ich müste mich entsetzlich irren. Mich hat der Zauberer so sehr eingenommen, daß ich mich auf die Post setzte, nach Paris reiste, ihm einen Kuß gäbe, und dann wieder zurück reisete, wenn ich noch ein Jüngling wäre!"

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt den 25. April 1768 Morgens 5 Uhr: „Mich vollends gesund zu machen, kam ich auf den Einfall, eine kleine Reise vorzunehmen. Geschwind schickt ich zu dem

---

[1]) Der Dombechant v. Spiegel war nach Gleim's Lobreden ungefähr der Pückler-Muskau seiner Zeit.

kleinen dicken Maßow und ließ ihn fragen, ob er mit wolte nach Quedlinburg. Gleich war er bereit, und nach einer Stunde saßen wir im Wagen. — — — — Wir konten bey dem Herrn von S. [Schellersheim. Massows Schwiegervater] [1]) einkehren. — — Wir hatten den schönsten Tag! Maßow ging an den Hof der Herzogin von Holstein [Aebtissin], ich zu meinem Doctor. [Der Arzt, vergl. S. 515, tadelte die Fürsten, weil sie nichts für die deutsche Literatur thäten.] Den Fürsten von Dessau sagt' ich, nehmen wir aus, von dem hör' ich mehr fürtrefliche Dinge, die ihn als einen Beschützer der deutschen Muse unterscheiden; zu Rom macht er unserm Winckelmann Ehre, wenn Fürsten einem Gelehrten Ehre machen, so machen Sie [sic] die Ehre sich selbst! Bey dem Herrn v. S. kamen wir wieder zusammen. Gleimchen, Gleimchen rief Maßow, da gieng ich von dem Hof in den Brühl, und hörte die Philomele. Ist sie da? fragt' ich hitzig." Bei der Ankunft vor Gleim's Wohnung kam ihnen Gleim's Nichte mehr als gewöhnlich geputzt entgegen, auf dem Sopha aber saß still Frau v. Massow. Nun wurde gelärmt bis in die Nacht hinein.

Die Nachschrift zu einem Briefe Gleim's an J. G. Jacobi: Halberstadt 27. April 1768 lautet: „Unsers Klotzen Werck ist ohne Zweifel nun fertig, ingleichen unsers Meusels Uebersetzung. Eben hab ich den Meß Catalogus durchgesehen. Welche Menge Casualpredigten, Grundriße zu Hochzeitpredigten, Reichstagsdiarien. Wie jämmerlich ist noch immer der herschende Geschmack unter Gelehrten und Lesern in Deutschland! Man sollte beynahe Glauben die guten Scribenten würden durch die Critiken nur allein abgeschreckt."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 27. April 1768 „Auf dem Berge": „Dem Herrn der Spiegelberge müßen wir allerdings ein Liedchen singen. Durch einen Wechselgesang wollen wir ihn erheben, wenn wir erst zusammen unter die von ihm gepflanzten Bäume uns lagern."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halberstadt den 28. April 1768: „Da schickt den Augenblick der Hr. von Rochow mir die altonaische Zeitung mit dem Lobe meines Jacobi! So will ich es haben, das Lob meines Jacobi! Vermuthlich ist es von Dusch! Nun lieb ich ihn noch mehr den fürtreflichen Dusch, der ganz fürtreflich wäre, ganz fürtreflich, müßte er nicht unter dem Scepter der Könige, die die dänischen Gelehrten als Beschützer der Musen ausposaunten, sich mit der Hand ernehren, der arme Mann!"

Aus Gleim's Brief an J. G. Jacobi: Halberstadt — April 1768

[1]) Vgl. Lessing Wieland Heinse S. 138—142. Heinse war später bei Massow Hauslehrer.

findet sich eine Stelle schon Lessing Wieland Heinse S. 315. Eine andere lautet: „Dichter von der schwartzen Figur, traurige Dichter, Kirchhofssänger haben wir in Menge; Young hat ihrer so viele erzeuget, daß wir daran keinen Mangel haben werden, wieder Young bin ich nicht, einen Young kan man in allen Sprachen haben so wie einen Klopstock, aber viele? Nein mein bester, viele dächt ich nicht! Sollen auch Dichter das Elend der Menschen vermehren? Sie solten es vermindern, wie sie [sic] mein bester Freund, sie solten glückliche vergnügte Menschen machen! Darum möcht ich so gern noch mehr Jacobi's ermuntern den frölichen Musen zu opfern. Mit Herr Schulzen wird es mir nicht gelingen. Er hat zu früh ein Weib genommen! Darum kan er nicht den Musen sich weihen! Genie hat er." Ueber Schulze vergl. S. 502.

Aus Gleim's Brief an J. G. Jacobi: Halberstadt 1. Mai 1768: „Zwar riß ich mich loß, gieng mit zweyen lieben Briefen hinaus, setzte mich in die Grasevertiefung, fing sie an zu lesen. Mitten in dem größten Vergnügen störte mich mein Gärtner mit der Nachricht von dem Tode meiner schönsten Laube! Ganz erfroren ist sie, sagt er. — — — — — Es ist die große Laube mitten im Garten. Zu den Briefen meines Jacobi kehrt ich zurück, immer störten mich Gedancken an die verstorbene Laube! Unaufhörlich sang die Nachtigall. — — — — Endlich mein liebster Freund ließen zweene Musensöhne sich melden, der eine Herr Unzer ist der Sohn eines rechtschaffenen Mannes und Liebhabers der Musen in Wernigerode, ein Neveu des berühmten Unzers in Altona, der andere ein Conspruch, von dem ich einen nahen Anverwandten den Verfasser der Westphälischen Gedichte kenne, beyde baten mich ihnen Empfehlungen an meine Freunde Klotz und Meyer und Jacobi mitzugeben. — — — — Und erst morgen früh um 5 Uhr reis ich nach Zilly,[1]) bin den Abend wieder zu Hause."

— — — „Ein rechter Patriote ist [Campagne]. Werben will er alle, die in der Berliner Colonie Geschmack und Empfindung haben, und seine Französischen Mädchen sollen deutsche Lieder singen. Eine besondere Freude hat er darüber, daß sie die Kriegerlieder des Preußischen Grenadiers lernen sollen."

In J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 1. Mai 1768 heißt es: „Herr Meil hat mir einen recht bösen Streich gespielt. Ganz voller Scham war ich, als ich seine Vignette [vgl. S. 501] sah."

In Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt 8. May 1768 Morgens um 5 Uhr finden sich die Worte: „wegen einer sehr großen

[1]) Eine der bedeutendsten Ortschaften im Halberstädtischen.

Kleinigkeit hatt ich sehr großen Verdruß; der kleinste Verdruß hat den größesten Einfluß auf meine Gesundheit. — — — — Welch eine herrliche Reise [wäre es] mit einem Jacobi zu einem van Goens.[1]) — — — — Meine Freundschaft gab ich ihrem [sic] Goens unter dem rothen Apfelbäumchen gestern um sieben."

In einem anderen Briefe desselben an denselben von gleichem Datum heißt es: „Flüchtig durchgelaufen bin ich unseres Klotzen Werck! Amor und die Muse haben ihn begeistert! Solch eine Biographie des Liebesgottes hatt ich in Gedanken, als ich meinem Jacobi einmal vorschlug, Amors Geschichte nach Gemmen zu schreiben!"

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle den 8. May 1768 „Auf meinem Berge": „Meine Vorlesungen sind nun bestimmt. Donnerstags und Freytags nur les' ich von 6 biß 7 des Abends. Diese Woche wird der Anfang gemacht."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt 10. May 1768: „Tausenderley noch hätt ich zu sagen, nur eines kan ich noch, sie zu bitten, mein liebster, mich bey unserm Klotz zu entschuldigen, daß ich ihm noch nicht geantwortet habe. Einen allerliebsten freundschaftlichen Brief hat er mir geschrieben, ich wolte sein Buch erst lesen. Es ist fürtreflich! Wäre in meiner Jugend solch ein Buch erschienen, gleich der feinsten Antike sollte mein Geschmack seyn."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 15. May 1768: „Wie wird unser van Goens sich freuen, wenn ich ihm alles das wiedersage, was sein Lieblingsdichter [Gleim] von ihm urtheilt!"

Aus Gleim's Brief an J. G. Jacobi: Halberstadt den 16. May 1768: „Die kleinen Amors die

Vertieft in den Geschichten blättern

die standen alle heute vor mir, als ich den kleinen Rochow in einem großen Buche blättern sah; Mahlen hätt ich ihn mögen."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt den 18. May 1768 Abends 11 Uhr: „Die Morgenstunden wandt' ich sonst zu den Briefen an meinen Jacobi an, wie betrübt Milchwaßer itzt darinnen zu trinken und nicht an meinen Jacobi schreiben zu dürfen. Das Verboth des Arztes würde gewiß übertreten, verböth es der Kopf selbst nicht. — — — Die ganze Woche wieder war ich krank, heut ist mein erster guter Tag,

[1]) Von van Goens finden sich in Gleims Nachlasse zwei französische Briefe aus Utrecht und eine Antwort, sämmtlich aus dem Jahre 1769. Später soll van Goens in der Schweiz gelebt haben und in diesem Jahrhundert zu Wernigerode gestorben sein.

und heute hab ich mich entschließen müssen, die Pfingsten zu Magdeburg bey meinem Bruder zuzubringen."

Am 18. Mai 1768 berichtete J. G. Jacobi über eine Reise nach Leipzig. Oeser empfing ihn als Vertrauten Gleims ungemein freundschaftlich und zeigte ihm ein kürzlich vollendetes Stück nach Geßners Idyllen. Gellert war aufgeräumter als gewöhnlich. Er ermahnte Jacobi, sich nicht durch allzu viele Arbeiten vor der Zeit stumpf zu machen und schärfte ihm ein, bald eine Frau zu nehmen. Den Briefwechsel zwischen Gleim und Jacobi schien er nicht zu kennen. Huber hatte sie gelesen und bedauerte, daß sie nicht früher herausgekommen wären, um bei seinen Uebersetzungen (ins Französische) berücksichtigt zu werden. Clodius sah er. Den „fürtreflichen Lessing" sprach er mit Nicolai im kleinen Richter'schen Garten. Beide waren sehr kaltsinnig gegen ihn, insonderheit Nicolai. Ein andermal scheint Jacobi Nicolai mit dem Buchhändler Voß aus Berlin zusammen gesehen zu haben.[1]) Als Voß Jacobi ein Kompliment über die Briefe machte, sagte der gelehrter Buchhändler mit der stolzen Miene, die man an ihm kannte: „Dem Titul nach ist mir die Samlung bekant; allein gelesen hab' ich sie nicht; in Berlin werd' ich auch das Innere derselben kennen lernen." Lessing machte Jacobi noch vor seiner Abreise einen Besuch. Er war recht höflich. Aufmuntern wollte er Jacobi nur zu mehr gelehrten Arbeiten über die romanische Literatur. An einem deutschen Gresset aber schien ihm wenig gelegen zu sein. Von den Briefen erwähnte er nichts. „Niedergeschlagen hat mich sein Stillschweigen dennoch nicht" (schreibt er). Lessing schrieb selbst kleine Liederchen; er verdammte sie zur Vergessenheit, schrieb eine Miß Sara Samson, hörte den lauten Beyfall des Parterre, und von seiner Höhe herab sieht er vielleicht voll Mitleid auf ein Bändchen kleiner Verse" u. s. w. Darüber wenigstens, daß Nicolai ihn wie ein „Officierchen" von Klotz geringschätzig behandelt hatte, tröstete es ihn, daß Himburg ihn mit Höflichkeiten überhäufte. Er versicherte, bereits 530 Exemplare von den Briefen abgesetzt zu haben und dachte schon an eine neue Auflage.

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 29. Mai 1768: „Nun, liebster Gleim, nun kommen die Rosen bald, und mit diesen wollen wir den Altar der Freundschaft zusammen bekränzen. Ist die Rose nicht mehr werth, als das Veilchen, als die Tulpe, mehr als alle andern Blumen? Nicht die ganz aufgegangene Rose, welche zu sehr ihre Reize enthüllt und öffentlich mit dem Zephyr und den Schmetterlingen buhlt; die kleine Knospe

[1]) Vielleicht sprach Jacobi in Richters Garten an demselben Tage das einemal Lessing und dann Voß, beide in Nicolais Gegenwart.

brechen wir ab; denn diese gleicht einem bescheidenen Mädchen. Halb weiß sie ihre Schönheit zu verbergen, und gefällt desto mehr. Einige Rosenknospen winden wir um unsern Altar, und mit andern schmücken wir die sanfte Psyche. — — — — Komm' ich nach Halberstadt, so geh ich auch zu Ihrem Blumisten hin, und nehme meine Psyche mit. Dann wird der Kunstrichter im Reiche der Blumen uns seine Nelken zeigen. — — — — Das Urtheil des Hrn. Klotz[1]) über unsere Samlung werden Sie in der Bibliothek lesen; eine Recension über einen Bogen lang hat er davon gemacht. Unser Meusel versichert mich, daß er auf eine allerliebste Art uns gelobt hätte, denn mir ist sie noch nicht zu Gesichte gekommen. Mündlich gesagt hat er wenig darüber. Des Briefes von dem armen Benzler erwähnt er oft, dieser gefällt ihm vorzüglich. Mein Bruder ist ganz bezaubert von den Briefen und Gedichten meines Gleims. — — — Herr Boie hat an unsern Meusel in einer wahren Berauschung [über die gedruckten Briefe] geschrieben: fast wünscht er selbst der Räuber zu seyn. Er freut sich, daß sein Nahme in ein Paar Briefen vorkömmt, denn nur von Gleim gekant zu seyn, ist schon Ehre genug. Unser Anakreon hat sich von einer neuen Seite gezeigt, und eben so fürtreflich, als in seinen andern Meisterstücken. Ihr Jacobitchen bekam auch eine Menge Lobsprüche. Ein Mädchen in Flensburg, dem er meine Briefe geliehen hatte, schickte ihm dafür von ihren besten eingemachten Sachen, und schrieb zugleich: Der Jacobi muß ein — das Beywort ist zu schmeichelhaft, ich darf es nicht wiederholen — Mann seyn, aber auch ein gefährlicher. Recht sehr freute ich mich über diese Naivetät. Die Schwester meines lieben Campagne hat mir einen reizenden Brief über die zwote Samlung geschrieben. Sie will auch meine Freundinn seyn."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt 6. Juny 1768 Nachmittags 2 Uhr: „Auf den Closter Schmauß muß ich auch nothwendig, denn ich bin der Procurator des jungen Grafen [zu Stolberg-Wernigerode], der zum Dohmherrn sich zu schlafen[2]) hergekommen ist."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt 10. Juni 1768: „Gleminde bedankt sich für die einigen Küße [die Gleim ihr geben sollte]; einen hat sie schon bekommen, den Zweyten erwartet sie auf dem Picknick."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle den 19. Juny 1768 „auf meinem Berge": „Mit Ihnen, mein liebster, traur' ich um den für

[1]) Klotz unterzeichnet also F, wenigstens hier. Die Rezension steht in der Bibl. 2. Band 5. Stück S. 1—22.

[2]) Man mußte im Kapitelsaal übernachten, wenn man Domherr oder Kanonikus wurde.

uns verlohrenen Garten.[1]) Konten denn die Musen ihn nicht schützen? Der arme Bachmann! Zu schön dacht' er, um reich zu werden. Das aber, mein bester, wollen wir thun, eine kleine Säule wollen wir an der Pforte des Gartens errichten, und darauf schreiben, daß er einst den Festen der Freundschaft gewidmet war, daß Gleim, Klopstock, die Frau Karschin, u. s. w. sich in demselben versamleten. Der Nachwelt muß er heilig seyn, der Garten, wo Anakreon und Sapho von Liedern sprachen.

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt den 20. Juny 1768: „Unserm Ball auf den Bergen fehlte nur mein Jacobi."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt den 23. Juny 1768: „Gestern Abend war ich bey Lichtwer, ihrem Oberprocurator; vier Stunden war ich ganz allein mit ihm, er ist ein fürtreflicher Gesellschafter. Schade, daß er Acten dreschen muß! Seit unsrem letzten Gespräch hatt' ich kein so schönes Musenfest! [Von Gleim's und Jacobi's Briefen wußte er noch nichts. Diese wurden dagegen in einem Briefe von Weiße sehr günstig beurtheilt.] Bachmann verlanget sehr nach Verlag auf Michaeli. Sein Factor hat nicht das mindeste zu thun."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 29. Juny 1768: „Anstatt meiner Vocation schick' ich Ihnen mein Programma und mein Magisterdiplom. — — — — — Meine Studien haben volle 4 Jahr gedauert."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 3. July 1768: „Herr Meusel ist vorgestern schon abgereist. — — — — — Lasen Sie schon den letzten Theil der Bibliothek? Ich habe nur zwey Recensionen darin gemacht, die komischen Erzählungen,[2]) und Weißens Opern.[3]) In Leipzig soll dieser Theil confiscirt werden wegen des apokalyptischen Ritters von der dunkeln Gestalt mit schwarzen Borden."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 19. Juli 1768: „Herr Klotz wurde gestern abgehalten, Sie zu besuchen; er nahm sich gleich vor, den Sonntag zu seiner Reise zu bestimmen, und da mußt' ich nothwendig ihm sagen, daß ich eine gleiche Absicht hätte, und nun will er mich begleiten. Meinen Nachtwandler soll er zu Strafe lesen hören!"

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 5. August 1768: „Uebermorgen aber, als den Sonntag, sehen Sie mich bey guter Zeit, den Montag und Dienstag bleib ich bei Ihnen in Lauchstedt, und den Mittwoch reisen wir zu unserm Weiß."

---

1) Bezieht sich auf Bachmanns Garten in Magdeburg. Bachmann verarmte und hatte wohl zunächst seinen Garten verkauft.

2) 2. Band 1. Stück S. 23—32.

3) 2. Band 1. Stück S. 115—123 und 2. Stück S. 416—421

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Lauchstedt 19. August 1768: „Ich habe um Erlaßung der Annaten Gelder gebeten à 300 Thlr. Schwerlich aber werden wir sie erhalten. Tentare licet." Nach Gleim's Briefe vom 20. August 1768 will er den Montag Abend in Halle zubringen. Er will bei Erpels abtreten, weil Meyer Prorector und beschäftigt, Frau Klotz aber schwanger sei.

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Lauchstedt 20. August 1768: „Nach einem Gewitter ging ich in die Allee und kam so krank zurück, daß ich mich zu Bette legen muste."

Nach J. G. Jacobi's Briefe aus Halle vom 30. August 1768 hat sich die Karschin an ihn gewandt, damit er ihr Gleim's Verzeihung auswirke. Jacobi will 50 Exemplare der Nachtwandlerbriefe an Gleim und 200 an Bachmann schicken.

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 25. September 1768: „Daß Trattner unsre beyden Briefsammlungen nachgedruckt hat, wißen Sie doch schon?"

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle den 28. September 1768: „Wißen Sie schon, daß Hr. Lange einen Band Briefe von seinen Freunden drucken läßt?" Die Stelle über Wielands Frau aus J. G. Jacobi's Briefe Halle den 4. Oktober 1768 steht schon Lessing Wieland Heinse S. 317. Nach Gleim's Briefe vom 6. Oktober 1768 heißt sein Quedlinburger Arzt, vergl. S. 509, Pfutsch. Das Kapitel ist beisammen. Es sind zwölf hochwürdige Herren da und alle Tage wird geschmauset, alle Abend sind Gesellschaften. Am 7. Oktober früh schrieb er, daß am Tage vorher ihn Lange besucht habe, den er auf dem Wege nach Halle nicht mehr begrüßt hatte. Nach dem Briefe vom 8. Oktober hat ihm Reich in der Weidmannschen Buchhandlung den Idris nicht geschickt. Die Stelle über den Idris aus Jacobi's Brief vom 12. Oktober 1768 und später stehen schon Lessing Wieland Heinse S. 318, 319.

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: 12. Oktober 1786: „Beyliegend finden Sie meine Bitte um die Dimission an den König."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt 13. Oktober 1768: „Romantische Briefe. Halberstadt und Berlin bey Nicolai. Was für Briefe mögen das seyn? Solte wohl Bosheit dahinter stecken? Warum Halberstadt und Berlin auf den [sic] Titel? Solte der bösewichtlische Verfaßer wohl damit auf unsre Briefe zielen? Ob sie schon zu haben sind?" Jacobi antwortet 18. Oktober 1768: „Die romantischen Briefe hat Hr. Klotz, er hält sie für übersetzt aus dem Englischen. Warum Halberstadt auf dem Titel steht, können wir auch nicht errathen. Die Vorrede laß ich durch, und fand nichts Satyrisches darin." Herder soll

diese romantischen Briefe, ohne sie zu nennen, charakterisirt haben. Suphans Ausg. III S. 35 nach den Briefen zwischen Mannspersonen.

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 12. Oktober 1768: „Die kleine Klotzin erwartet alle Tage einen kleinen Kritikus. So wie Herkules, bald nach seiner Geburt, ein Paar Schlangen erdrückte, so wird dieser, schon in der Wiege, satyrische Mienen machen, und den Antikritikern und apokalyptischen Rittern künftiger Zeiten den grausamsten Krieg prophezeihen."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt 15. Oktober 1768: „Das Memorial an den König muß nothwendig geändert werden. Sie sagen darin, der König hatte [hätte] ihnen [sic] eine Präbende conferirt, dieses ist falsch, das Stift conferirt sie, der König hat nur seine Bewilligung dazu gegeben."

Nach Gleim's Briefe an J. G. Jacobi aus Halberstadt 24. Oktober 1768 hieß damals der Landsyndikus in Halberstadt — vielleicht nur für das Moritzstift? — Klöker. Vgl. Lessing Wieland Heinse S. 314.

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt 30. Oktober 1768: „Eben les' ich mein liebster, daß der große Voltaire gestorben sey! — — — — Nicht wegen der Henriade war er mir ein großer Mann, die Henriade konnte jeder Dichter singen, sondern wegen einiger Tragedien, und wegen einer Menge flüchtiger Stücke, die nicht ein jeder Dichter singen konte." Die letztere Bemerkung stimmt überein mit Goethe's Bemerkung vom 16. Dezember 1768 über Voltaire bei Eckermann II, 4. Aufl. S. 34.

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt den 31. Oktober 1768 Morgens 3 Uhr. „Die Damen tragen izt eine Art von Kragen die sie Henriquatre nennen, weil Henri quatre mit einem ähnlichen gemahlt wird; es wird gesagt, sie würden nächstens aus der Mode kommen, weil man zu Berlin sie nicht mehr trüge; das wäre ja schön, sagte die Frau von B.,[1]) es sind ja ohnedem Harlekinskragen; was? Harlekinskragen? sagt eine Dame, die die Mode hierher gebracht hat, es entstehen zween große Partheyen, und hätten nicht die Männer alle Frieden gerathen, so wäre ein großer Krieg entstanden, würdig von Wieland oder Jacobi besungen zu werden. — — — — Die Mutter, die ihre Kinder so fürtreflich erziehet, die erzählte mir die Geschichte von dem Tode des Herrn von Omteda! Er war der Gemahl der berühmten Fräulein von Horst, der Schwester unsres Ministers, die so schöne lateinische Verse macht, wie unser Klotz, so schöne französische wie Voltaire, und zu ihrer einzigen

[1]) Vielleicht Frau v. Bismarck, da sich auch ein Domherr v. Bismarck in Halberstadt befand.

Schande . . . so schlechte Deutsche wie ich! — — — — Morgen komt der Printz Heinrich hier durch, sein Cammer Rath Hoffmann, der große Kenner von Gemählden, den ich ihnen [sic] schon einmal nante, will morgen früh um viere bey uns seyn. Er hat die Reise mitgemacht. Was für fürtrefliche Stücke der niederländischen Schule wird er gesehen haben."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 9. November 1768: „Mit der Recension des Ugolino[1]) bin ich vorgestern fertig geworden. — — — — Einen ganzen gedruckten Bogen wird meine Critik ausmachen. — — — — Den Gesang Rhingulphs des Barden haben Sie den schon gelesen? Wie gefällt er Ihnen? — — — — Tief in dem November sind wir schon, mein liebster. Bald wird der Mann mit dem gefrorenen Barte iedes noch hangende Blättchen völlig abreißen, die wildesten Stürme um Ihren Schneckenbach heulen laßen, vor die Cämmerchen des kleinen Sanssouci treten, und uns den Ausgang verwehren. Aber wir lachen ihn aus, den alten Mann in seinen Pelzen. Was geht er die Freundschaft und die Musen an. Die Vergnügen, sagt Gresset, schaffen den Frühling in ieder Jahreszeit."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt 10. November 1768: „Hier ist eine privilegirte Buchdruckerey, die nächstens einen neuen Besitzer nöthig hat. Kennen Sie nicht einen tüchtigen Menschen, dem wir sie zuspielen können? — — — — In Briefen ist Herder ein Jacobi, so ganz schön und simpel sind sie [die Briefe] geschrieben."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt 11. November 1768: „Ich hörte neulich in einer Gesellschaft sagen, die guten deutschen Köpfe stürben alle jung hinweg, und darum müste man sich hüten, ein guter Kopf zu seyn; man zählte von Opitz bis auf Giesecke die guten Köpfe, die meisten waren jung gestorben, Gottsched war von ihnen der älteste geworden."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt 19. November 1768: „Herr Bachmann ist vom Könige verschickt, wohin weis man nicht, aus Königsberg hat er geschrieben. — Ich habe noch keine Antwort [wahrscheinlich wegen eines Verlagsantrages für Klotz], aber schon vor einem Jahre, als er gehört hatte, Herr Klotz wolle die Abtischen Briefe herausgeben, bat er mich, der typographischen Gesellschaft sie zu verschaffen."

[1]) Sie ist mit B. unterzeichnet und steht Bibl. 2. Band 8. Stück S. 600—621. Jacobi schließt mit den Worten „Um ein allgemeines Urtheil über dieses Trauerspiel zu fällen, so entdeckt man darin gar zu oft, insonderheit im Dialog, allzu gewaltsame Bewegungen der Kunst, das Erhabene und Schreckliche hervorzubringen." Man vgl. Lessings Urtheil in dem Briefe an Gerstenberg und unter S. 521, 522, sowie 538—540.

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 20. November 1768: „Ganz entzückt hat mich Ihr Schreiben über Ringulph den Barden. Eingerückt in die Bibliothek muß es werden.“ [1])

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt den 1. Dezember 1768: „In Wahrheit mein liebster die Philosophen, welche den Thieren vernünftige Seelen streitig machen, die haben selber keine vernünftige Seelen, oder sie hatten nie solch einen Hund, der alle Worte, alle Winke verstehet; mit welchem sich abstracter sprechen läßt von Tugend und Weisheit, als mit manchem Phanias und Aristoteles. — — — — O glückliche Zeit, wenn die Menschen ganz verdorben wären, daß keine Liebe, keine Freundschaft, wie jetzt unter den katholischen und lutherischen Polen, mehr wäre, wenn die mißverstandene Religion, der Aberglaube die Menschheit ausgerottet hätte, und dann ein Weiser den Unmenschen in Hölen entflöhe, dann, o mein Liebster, fänd er unter Thieren seinen Freund.“ Gleim's Hund sollte vor Rührung bei dessen Rückkehr von Schneidlingen ohnmächtig geworden sein. Er verstand angeblich Gleim's Miene beim Lesen von Briefen.

Nach seinem Briefe aus Halberstadt an Jacobi vom 2. Dezember 1768 war Gleim acht Tage in Schneidlingen gewesen. Trotz eines Flusses im Auge, der seinen Aufenthalt verlängerte, war er außerordentlich heiter. In der Nähe von Schneidlingen, zu Börnecke, wohnte sein Schwager, der Pastor Caroli, der nach dem Tode einer Schwester Gleim's mit einer zweiten Frau verheirathet war. Gleim fühlte sich bei diesen und zwei fünfjährigen kleinen Mädchen (sie waren Zwillinge) sehr glücklich. „Zu Egeln sahen wir einen jungen Held soldatisch beerdigen, einen Rittmeister von dreyßig Jahren, einen Herrn von Brand, der einen Grabgesang des Grenadiers verdient hätte, denn man sagte von ihm, er hätte im letzten Kriege sich als einen Held bewiesen, und weil der König selbst einmahl ein Zeuge seines Heldenmuthes gewesen, so sey er so jung auf der Leiter der militarischen [sic] Ehren schon so hoch gestiegen; alle Schönen des kleinen Städtchen folgten seinem Leichenwagen und weinten, denn die Schönen lieben die Helden und werden von ihnen geliebet!“

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halberstadt 27. Januar 1769: „Sie wißen, mein liebster, ich wurde von einigen mürrischen, kalten Kunstrichtern auch zurückgestoßen, als ich die Hand ihnen bot, um vertraut mit ihnen zu scherzen. Mit Ihrem Jacobi wollen sie sich nicht freuen; aber sollt' ich nicht weit leichter mich darüber trösten, ich, der ich noch lange

---

[1]) Gleim's Brief ist aufgenommen in Jacobi's Anzeige 3. Band 9. Stück S. 14—[illegible]

kein Quinault bin? Allen Boileaux zum Trotz wollen wir uns lieben, und singen."

Durch Gleim's Brief vom 5. Februar 1769 scheint Jacobi zur Bewerbung um Lichtwers nun wohl sechzehnjährige Tochter, die Psyche, ermuntert werden zu sollen.

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Hannover 25. Februar 1769: „Lasen Sie Ihre zwey Lieder in dem hamburgischen Correspondenten, und Wittenbergs allerliebsten Brief an mich über meine Nachtgedanken? Unsre Briefe über Boileau und Quinault standen auch schon darinn. Sagen Sie mir doch, mein Liebster, wem Sie die Nachtgedanken in Verlag gegeben haben, dem Halberstädter Buchhändler oder der typographischen Gesellschaft?"

In J. G. Jacobi's Briefe aus Düsseldorf vom 11. April 1769 heißt es: „Was sagen Sie zu Herder's Wäldchen? Ich finde zu viel Galle, und oft Unbescheidenheit darin. Merkten Sie auf die Stelle der Jacobi'schen Tändeleyen? Ich habe sie nicht anders, als vortheilhaft für mich auslegen können." Diese Auffassung ist mindestens zweifelhaft. Vgl. Herder's Werke von Suphan III, S. 268 und 489. Da Klotz in seinem Buche über die Gemmen Jacobi verherrlicht hatte, so sagte Herder: „Sollte, in Gedichten der Liebe, Amor nichts, als die personificirte Liebe, das Abstractum dieses Begriffes in Allegorische Gestalt eingekleidet seyn — arme Dichter der Liebe! Das Reich eurer Phantasie ist verwüstet. Nicht mehr der mythologische Amor mit allen seinen Geschichtchen; eine Metaphysische Maske ist euer Gesang. Alsdenn z. B. sind die Jacobi'schen Tändeleien von Einem Amor, der Lerchen fängt, der jetzt verschwindet; jetzt uns eine Stunde Friede läßt; jetzt unvermuthet unter Schmiedeknechten beim Vorbeipassiren gefunden wird; jetzt, wie ein fliegendes Jucken in der Haut wiederkommt; fade. Alsdenn schrumpft das Reich erotischer Wesen in die wenigen steifen Herrlichkeiten ein, die Herr Klotz von seinen Gemmen uns vorzält, und auch die sind nicht ohne mythologische Züge."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 13. August 1769: „erzählen wollt ich Ihnen, wie ich unsern Klotz in Laublingen fand, wie unser Lange[1]) mich in sein Thal führte, wie wir in dem Lusthause des Thals den Caffee tranken. — — — — In Hamburg haben einige schon zu einem Beytrage zum Hagedornischen Denkmahle sich anheischig gemacht. Eine Dame war die erste. Der Baumeister will den Entwurf umsonst machen, und eben so die aufsicht [sic] übernehmen."

---

[1]) Pastor in Laublingen.

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 30. August 1769: „Was mich anfänglich hier aufgehalten, waren Familiensachen, unsern Klotz und unsre Klotzin betreffend. Was mich aufhält, sind zwey Bogen, worauf ich meine noch ungedruckten Lieder an Belinden; das an Philaiden,[1]) welches Ihnen so sehr gefiel, und noch ein Paar halb Poëtische Briefe, von welchen Sie zweene gesehen haben, abdrucken laße. — — — Einfältiger kann man nichts beurtheilen, als man in der Leipziger und Altonaer Zeitung meine Winterreise beurtheilt hat. Frostig, wie die Bulle Unigenitus, ist alles, was sie darüber sagen. Wittenbergs Recension im Correspondenten ist allerliebst! — — — — So bald mein kleines Werkchen fertig ist, reiß ich mich loß und eil' in die Arme meines Gleims; ob gleich Klotz mich feste zu halten droht, und .... Ach! mein bester Freund, was kan alle Philosophie gegen ein lächelndes Mädchen ausrichten? Meine Belinde .... warum wagt' ich es, sie wieder zu sehen?[2]) Dennoch reiß ich mich loß."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 3. September 1769: „O wie wollt' ich mich freuen, mein Theuerster, wenn es mir gelänge, zwischen Klotz und Leßing Frieden zu stiften! Umsonst wird meine Bitte seyn. Basedow, der viel über unsern Freund [Klotz?] vermochte, hat alles angewandt; aber alles war verlohren. Welchen Dank kan ich für das ganz allerliebste Briefchen über die Pfirsichbäume, Ihnen sagen? Schöner, als die Wange meiner Belinde? Vielleicht! Aber nicht den Augen eines Liebhabers. Süßer, als ein Kuß? Dafür soll die Liebe Sie strafen! Schön genug sind die Bäume, schöner als die in den hesperischen Gärten, wenn ich unter ihnen meinen Anakreon umarme."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Halle 17. September 1769: „Erinnern Sie sich, mein liebster, daß Sie das Epigramm, welches anfängt: O Lessing, Hagedorn, unserm Klotz einmal geschickt haben, und daß es damals anfing: Klotz, Lessing, Hagedorn? Unser Freund wies es mir in der Handschrift."

J. G. Jacobi's Brief an Gleim: Halle den 24. September 1769: „Dem Abschiede nahe .... Sie verstehen mich, liebster Gleim .... Wie kan ich, da mein ganzes Herz voll Wehmuth ist, Empfindungen der Freude ausdrücken? Ein schöner Tag war der, an welchem ich Ihren vertraulichen Brief erhielt; aber wie ist es möglich, in diesen traurigen Augenblicken den schönen Tag zu beschreiben? Von Ihnen umarmt, von Ihnen geküsset, kan ich es. Uebermorgen vielleicht; oder wenn Sie ver-

[1]) Philaide soll eine Gräfin [illegible] sein.

[2]) Jacobi war nur auf Besuch nach Halle zurückgekehrt.

hindert werden nach Aschersleben zu kommen, auf den Mittwoch gewiß sehen wir uns wieder. Leben Sie wohl, mein allerbester, und bedauren Ihren Freund, der unterdeßen Thränen vergießt, Ihren

ewigtreuen Jacobi."

Gleim sollte für Jacobi eine Chaise nach Aschersleben schicken, die ihn zunächst nach Quedlinburg fahren sollte, wo er Herrn Boysen, der „freundliche Töchter" hatte, besuchen wollte. Von da nach Halberstadt. In seinen Mittheilungen über Halle wird nur noch Belinde und nicht Daphne erwähnt. Früher hatten Belindens Eltern Jacobi's Verlobung mit ihr gewünscht, wie er meinte, weil sie seinen Vater noch für sehr reich hielten. Es kommt auch in den jetzt aus Halle geschriebenen Briefen Jacobi's nichts vor, woraus hervorginge, daß Belindens Eltern ihre Auffassung des Verhältnisses ihrer Tochter geändert hätten. Auch war ja seine Familie zu Düsseldorf jedenfalls noch eine angesehene. Der Abschied von Belinde, den sich Jacobi nicht versagte, ist daher jedenfalls von ihm selbst aus Klugheit beschlossen. Nach Ernst Martin soll die Jungfer Jansen einen Steuereinnehmer Rosenfeld geheirathet haben.

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim, wahrscheinlich Halberstadt 1770: „Gegen Hrn. Boie hab' ich nichts, und ich werde, wenn ich wieder in seiner Gesellschaft bin, den gestrigen [Tag] gut zu machen suchen."

Aus Gleim's Briefe an J. G. Jacobi: Halberstadt 27. März 1770: „Ich laß vor einiger Zeit ein jämmerliches Buch gegen den König, der Titel war Anti-Philosophe de Sans Soucis [sic]. Von wem es ist, das weiß ich nicht, zuverläßig aber von einem Menschen, welcher verdient, in einen Esel verwandelt zu werden. Wie gefällt ihnen das Sinngedicht darüber, das den Augenblick aus der Schmiede komt?"

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Zelle den 5. Aprill 1770: „Vor ungefähr einer Stunde, mein liebster Freund, bin ich hier glücklich angekommen."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Zelle 8. Aprill 1770: „In Braunschweig war ich nur Einen Tag. Unsren Zachariä und den ehrlichen Schmid sah ich so freundschaftlich, als sie jemals gewesen sind, und mit dem guten Koch bracht' ich den Abend zu. Alle meine dortigen Freunde versicherten mich, daß Gerstenberg der Verfaßer der neuen hamburgischen Recensionen meiner Schriften sey. Kaum war ich hier angekommen, so bekam ich einen Brief von Wittenberg, welcher mir dasselbe versicherte. Mitarbeiter an der neuen Zeitung haben es ihm gesagt, indem sie selbst ihren Unwillen darüber äußerten. — — — — Sie erinnern sich, mein liebster, wie unruhig Wieland's Tadel über mein Schreiben an die Zellenser mich machte." Am 2. April, wohl zu dem-

selben — Gleim's Geburtstage —, zu einer Abendgesellschaft am Tage vor seiner Abreise von Halberstadt hatte Jacobi das „Lied der Grazien" gesungen.

Aus Gleim's Briefe an Jacobi: Halberstadt 11. April 1770: „In der hallischen Gelehrten zeitung 26. Stück las ich gestern die Recension von meines Jacobi Schrift an die Einwohner der Stadt Zelle! Jacobi, sagt der Recensent, schwatzt nicht in holprichten Hexametern, und sagt in Gerstenbergischer schwerfälliger Prosa keinen Unsinn. Wie? dacht' ich, wenn Gerstenberg in dieser Zeitung, oder in der Bibliothek mehr dergleichen Stellen wieder [sic] sich gefunden hätte, wie, wenn er wüßte, daß mein Jacobi der Recensent seines Ugolino wäre? . . . . . sollte dann nicht einiger Grund zur Muthmaßung, daß Gerstenberg der Recensent meines Jacobi wohl seyn könne, vorhanden sein?" Vergl. S. 517 und 538—540.

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Zelle 19. Aprill 1770: „Die Sächelchen von Klotz waren ein mir zugeeignetes Buch von Klotz: eine Ausgabe der beyden berühmtesten Gedichte des du Fresnay und Massy über die Mahlerey. In der Zueignungsschrift rächt der Herausgeber Sie und mich wegen der Angriffe der allgemeinen Bibliothek. Seine Ausdrücke sind, in schönem Latein, außerordentlich heftig, und er wird die Drachen nur reizen, noch mehr Feuer gegen uns auszuspeyen."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Düßeldorf 8. May 1770: „Die von Ihnen mir überschickte Einlage war von Gerstenberg. So viel freundschaftliches auch sein Brief auf der einen Seite enthält; so zweydeutig ist er auf der andern. Hätt' ich noch den geringsten Zweifel gehabt; so hätte dieser Brief mich völlig überzeugt, daß Gerstenberg mein Recensent sey, und es ist also sehr gut, daß mein zweyter Brief an ihn abgegangen ist. Keinen Zweifel kont' ich mehr haben, denn Leßing (den ich in der Comödie sah) hat es Hrn. Seyler gesagt, und ihm erlaubt, es mir wieder zu sagen. Man führte Elysium auf, als Leßing da war, und dieser hat Hrn. Seyler so wohl als Mad. Hensel viel Schmeichelhaftes über mein Stück gesagt, und sie gebethen, mich zu mehreren Operetten aufzumuntern.

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Baels bey Aachen 3. August 1770: „Vorgestern Abend besuchte uns hier ein gewißer Leuchsenring, der den Prinzen von Darmstadt nach Leyden auf die Universität begleitet hat. Bloß um mich, und meine Gesellschaft, die er aus meinen Schriften kante, zu sehen, that er die Reise von Leyden nach Düßeldorf, und, weil er uns da nicht fand, weiter nach Aachen. Seinen Enthusiasmus können Sie hieraus beurtheilen. Er hat viele Kentnisse, und Herder ist sein Freund. Einen Brief von ihm laß ich, voll Zärtlichkeit und Hochachtung.

Ueber Van Goens hat mein Bruder Ihnen geschrieben. Jener ist nichts weniger als der Mann, für welchen wir ihn hielten. Was mich am mehrsten beleydigte, war, daß er über Dinge lachte, von welchen er in seinen Briefen mit der feyerlichsten Bewunderung gesprochen hatte. Wieland und Panthea haben mir beyde ganz allerliebste Briefe geschrieben."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Düsseldorf 7. September 1770: „Wieland hab' ich geschrieben, daß seine Grazien, die so vollkommen an allen meinen Feinden mich rächten, gegen alle künftigen Lästerungen mich unempfindlich machen würden."

Im Herbst 1771 wollten die Halberstädter einen preußischen Almanach herausgeben.

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Düsseldorf 9. Oktober 1771: „Den Brief eines Vicarius an Rousseau kenn ich dem Titel nach; er soll vortreflich sein. Als ich meinen Freydenker schrieb, bemüht' ich mich, diese Abhandlung zu sehen; allein vergebens. Vielleicht hätte ich, wenn sie mir zu Gesichte gekommen wäre, die meinige zurückbehalten."

Nach dem Tode von Klotz äußerte sich J. G. Jacobi in einem längeren Briefe an Gleim über Raspe. Dieser scheint eine Romanze von Jacobi in anzüglichem Tone besprochen zu haben, worauf dann Klotz selbst auf Anregung von Jacobi „Kriegslieder" von Raspe übel beurtheilt zu haben scheint. Jacobi hatte in dieser Sache bereits einen Brief an Raspe geschrieben, der ihn mehr oder weniger compromittiren konnte, und bereute sein zweideutiges Verhalten gegen Raspe.

Die Correspondenz von 1774 über die Begründung der Iris ist schon Lessing Wieland Heinse S. 308—315 abgedruckt.

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Düsseldorf 19. Juli 1776: „Diesen Nachmittag, mein Liebster, wollt' ich noch mehr Ihnen schreiben; aber da kömmt der Rector Weidemann aus dem Wester-Walde mit mir über eine nach dem Basedowischen Plane einzurichtende Schule zu sprechen."

Im November 1776 suchte Jacobi nach Braunschweig als Professor an's Carolinum zu kommen.

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Hannover 22. Dezember 1776: „Ein Buch über den Erziehungs-Plan der Griechen und Römer, wie der Minister es begehrt, ist mir nicht bekannt."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Hannover den 30. April 1778: „Bei meiner Ankunft fand ich hier meines Bruders Secretär und seine beyden ältesten Söhne, die vorgestern nach Wandsbeck gereist sind, um mit Claudius die Sterne zu betrachten und von ihm das Vater unser recht beten zu lernen. Den Secretär fragt' ich nach dem Chur-

fürsten von der Pfalz, welcher ein Stückchen goldner Wolle trägt, zum Zeichen, daß er sich vom Kaiser hat scheeren laßen. Die Pfälzer, hört' ich, so wohl als die Bergischen wären höchst unzufrieden mit ihrem Fürsten, und spotteten, und wünschten den wackern Preußen Sieg. Eben das wünschen alle, die ich auf meinem Wege hierher gesprochen habe."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Pempelfort 10. July 1778: „Vorige Woche schon, lieber Gleim, hätt' ich Ihnen geantwortet, wäre nicht die Herzoginn von Weimar hier,[1]) und im eigentlichen Verstande bey uns gewesen; denn außer uns Pempelfortern sah sie niemand. Wir hatten vergnügte Tage zusammen, sprachen öfter von Ihnen, mein Freund; aber zum Schreiben an Sie konnt' ich nicht gelangen. Die Gesellschaft der Herzogin waren Fräulein von Göchhausen die sich gern meines Gleims erinnerte,[2]) der Cammerherr von Einsiedel, Merck, der Mahler Krause; und noch eine Hofdame, die nicht sprach." Vergl. S. 528.

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Düsseldorf 22. September 1778: „Alle Jacobi's danken Vater Gleim für das übersandte Kriegesfest, welches sie, wie es wackern Preußen gebührt, mit Herz und Mund dem Grenadier nachfeyern; und alle bitten Vater Gleim, iedes neue Lied des Grenadiers und iede gute Nachricht aus dem Lager ihnen sogleich mitzutheilen. Der Frankfurter Zeitungsschreiber soll von dortigem Magistrat einen Hieb auf seine Posaune bekommen haben, daß ihm die Zähne davon wackeln und er künftig ein wenig vorsichtiger blasen wird. Auf dem Freundesfeste in Braunschweig, zwischen Leßing, Ebert, Schmidt, Cramer, Oeser u. s. w. wär ich mit meinem Gleim herzlich gern gewesen. Machen Sie ia, mein Bester, daß wir auf meiner Rückreise nach Halberstadt uns in Wolfenbüttel begegnen. Da giebt es bey Döring und Leßing gewiß einen vergnügten Tag!"

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Hannover 19. April 1780: „Lieber Gleim! Seit unserm Abschiede hatte ich in Wolfenbüttel und Braunschweig ein Paar vergnügte Tage. Döring, Ebert und Leßing wünschten mit mir, Sie herbeirufen zu können. Leßing's Tochter, mit ihren sanft aufblickenden Augen, sagte, als ich sie von meinem Gleim grüßte: Warum kömmt er nicht selbst? Die Naivetät, womit sie es sagte, belustigte die ganze Gesellschaft; und das arme Mädchen mußte viel darüber leiden, ob sie gleich es gern zu leiden schien." Vergl. S. 537.

---

[1]) Vgl. Heinse's Bericht in Lessing Wieland Heinse S. 169.

[2]) Gleim kannte also das Fräulein von Göchhausen schon und lernte sie nicht erst kennen, als sie 1783 nach Halberstadt kam.

Aus Gleim's Briefe an „Georg Jacobi": Halberstadt den 19. August 1780: „Leßing und Fritz Jacobi sind bey mir gewesen, sie kamen am Sonnabend den 1., blieben den Sonntag und Montag, reisten den Dienstag früh wieder ab, Leßing nach Wolfenbüttel, Jacobi nach Goslar wo er die Bergwerke besehn, und über den Harz und Göttingen nach Caßel und Hofgeismar gehn, hier aber nemlich zu Hofgeismar den Minister von Fürstenberg erwarten will. — Alle meine Kräfte rief ich zusammen, zwischen Nathan dem Weisen und Woldemar noch jung und munter zu seyn, leider aber, mein bester Jacobi, war ich fast zu jung und fast zu munter, denn unser Leßing schlief ein, und unsern Fritz Jacobi machte heftiger Kopfschmerz stumm. — — — — Von Göckingk habe ich seitdem gehört, daß zu Wandsbeck eine Zusammenkunft von Klopstock's und Claudius' Freunden zu stande gekommen, und daß Voß dabey gewesen ist."

Aus Gleim's Briefe an Georg Jacobi: Halberstadt 14. November 1780: „Lavater, welcher unsern Mendelsohn zum Christen machen wollte, hätte sagt man zur Verurtheilung Wasers des ehrlichen Mannes nicht wenig beygetragen."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Pempelfort 29. November 1780: „Wenn sie nicht bereits in Ihren Händen ist, so werden Sie, lieber Gleim, in ein Paar Tagen eine Schrift von mir gegen die Jülich- und Bergische Kirchen-Synode bekommen. — — — — Vor ein Paar Monathen war unser Freund Knebel hier. Er kam von Zürch, hatte sich nach dem unglücklichen Waser genau erkundigt, und nichts zu dessen Entschuldigung gehört. Unser Freund Knebel hielt ihn für einen offenbaren Landesverräther, für einen Mann von schwarzer Seele, der ieder Frevelthat fähig gewesen. Nach Knebels Erzählung hat Waser seinen eigenen Schwiegervater auf die schändlichste Weise um eine ansehnliche Summe Geldes betrogen, und das Verbrechen, welches nach seiner Hinrichtung unwidersprechlich erwiesen worden, bis in den Tod hartnäckig geläugnet. Nach deßelben Erzählung verräth die Art, wie der Hingerichtete, um die bewußten Urkunden zu entwenden, das Vertrauen seines Freundes gemißbraucht und diesen der größten Gefahr ausgesetzt, einen schlechten, gewißenlosen Mann."

Aus Georg Jacobi's Briefe an Gleim: Hannover den 4. Januar 1781: „Ich bin, gewiß nicht durch meine Schuld, wie Sie mir glauben werden, in einen verdrießlichen Rechtshandel verwickelt, und kann erst übermorgen, nachdem ich einen Bürgen gestellt, von hier abreisen. — — — — Nächsten Montag . . . . besuch ich in Wolfenbüttel unsern Leßing."

Aus Georg Jacobi's Briefe an Gleim: Hannover den 30. April 1781: „Noch ist, ich weiß nicht welche Traurigkeit in mir, die keine Blüthe

wegduften, keine Nachtigall wegsingen kann. Ich darf derselben nicht Raum geben, darf Ihnen nicht beschreiben, was ich in Wolfenbüttel neben dem verlaßenen Malchen, und in Braunschweig in dem Zimmer empfand, worinn Leßing verschied. Letzteres wurde mir im Gasthof angewiesen, und ob ich gleich voraussah, was ich darinn leiden würde, so hielt ichs doch für Weichlichkeit, ein andres zu fordern. Lieber Gleim! ich hätte so gern mit Ihnen auf dem Canapee geseßen, worauf unser Leßing den nahenden Tod ruhig erwartet, und so gern hätt ich da Ihre Hand gedrückt. Das vom Medailleur Crull verfertigte Brustbild unsres L. [Lessing], welches zum Modell in der Porzellan-Fabrik bestimmt ist, hab' ich vortrefflich gefunden. Leider ist's noch ungewiß, ob die vorgeschlagenen Brustbilder en biscuit, das Stück zu 6 Thlr. braunschweigisches Geld, zu Stande kommen. Die Fabrik zweifelt an hinlänglichem Absatze. Denken Sie, mein bester! an hinlänglichem Absatze von Leßings Bilde, für 6 elende Thaler! Schreiben Sie doch an Leisewitz, der an der Besorgung dieser Büsten Antheil hat, und melden Sie ihm, wie viel Exemplare Sie für sich und Ihre Freunde verlangen. Mein Bruder und ich wollen ein gleiches thun."

Aus Fritz Jacobi's Briefe an Gleim: Düßeldorf den 16. November 1781: „Ich kann sie nicht auf einmal beantworten, die drey lieben Briefe meines Bruder Wilhelm [Gleims], und kann doch auch von keinem schweigen. Der vom 28. Oktober hat mir sehr wohl gethan und mich ungemein gerührt. Den Artikul von Woldemar kann ich für heute unmöglich abhandeln. Dieses Buch, das weiß ich, hat auf würdige Menschen so große Eindrücke gemacht, als wohl Eins in unsern Tagen. Lessing schrieb mir noch wenige Wochen vor seinem Tode: „ich sollte doch alle Geschäffte aufgeben, nur alles an den Nagel hangen, und den Woldemar vollenden." Seitdem hat er ihn noch einmal gelesen, und mir Dinge sagen laßen, die ich nicht wieder erzehlen dürfte. Aber eben dieser Woldemar ist Ursache, daß ich einen andern Mann, der mir unendlich theuer war, in einer Gestalt erblickt habe, an die ich nicht denken kann, ohne kalt zu werden wie der Todt. Es soll länger kein Geheimniß für Sie seyn, bester, edelster Mann. Lesen Sie die hiebey kommenden Papiere — es sind dieselbigen, welche ich Lessing in Ihrer Gegenwart mittheilte, Ihnen aus Schonung verbarg. — Reden Sie mit Niemand davon, Edelster, und vor allen Dingen laßen Sie es keinen von den Weimaranern erfahren, daß Ihnen diese häßliche Geschichte von mir offenbaret worden ist. Die Papiere erwarte ich mit ehestem zurück. Wieland hat an der ganzen Sache nicht den mindesten Theil. Dieser gute Wieland, dem ich noch eine öffentliche Lobrede schuldig bin, die ich gewiß ihm auch noch halten werde, hätte

allerdings dankbar von mir behandelt werden können, den Rechten der Menschheit vielleicht unbeschadet. Dieses war auch mein vester Vorsatz; aber das sophistische und hämische entortillement[1]) seiner Abhandlung und das (nach meiner fünf Jahre unverändert gebliebenen Empfindung) satanische Gespött am Ende machte mich wild, daß ich meinem Grimm nicht wehren konnte. Was ich Ihnen schon gesagt habe, wiederhole ich. Läßt mich Wieland in Ruhe, so will ich meine Abhandlung nicht vollenden, sondern aus meinen Materialien ein ganz neues Ding zusammensetzen."

Aus Georg Jacobi's Briefe an Gleim: Pempelfort 3. May 1782: „Ich sang nun in vielen Monaten kein Lied, und noch, obgleich die Lerchen über mir trillern, und die ersten grünen Blätter überall hervorkommen, ist mir, als könnte ich nicht mehr singen. Unterdessen gehen Sie mit Schmidt und Fischer auf die Spiegelberge zu des guten Dom-Dechants seinem Bachanal, und laßen Ihr Evan Evoe so gut als die andern hören. — — — — Mein [sic] Arabeske wird hoffentlich jetzt in Ihren Händen seyn."

Aus Georg Jacobi's Briefe an Gleim: Düßeldorf, den 23. May 1783: „Mein kleiner Aufsatz über Bodmer wird Ihnen im Musäum begegnen."

Nach dem Briefe Gleim's vom 27. Mai 1783 war Herder mit Familie vom 1.—15. Mai bei ihm.

Aus Gleim's Briefe an Georg Jacobi: Halberstadt 3. Oktober 1782: „Gestern hab' ich mich geärgert beym Lesen des Buchs: Klopstock: Er und über Ihn. — Hätte ich nur die Zeit, so sagt' ich doch endlich dem Knaben Cramer die Wahrheit derbe — der lächelnde König! sollt ihm übel bekommen. Nicht ein wahres Wort in dieser Geschichte des sterbenden Jordans — so wie Cramer sie erzählt — der König und Jordan waren allein im Krankenzimmer, kein Mensch hat zugehört. Ein Horcher war der alte Prediger Gualtieri, von welchem ich erzählen hörte, was er vom Gespräch des Königs gehorchet hatte — das aber war, so viel ich mich erinnere, ganz ein anderes als was der Knabe Cramer geschwazt, und was denn schwazt der? Was er gehört von Klopstock, und was — — — —" Hier bricht die von Gleim zurückbehaltene Abschrift ab. In Bachmann's Garten hatte der Oberhofprediger Sack Klopstock von Jordan's Ende erzählt. Dieser selbst hatte es Cramer mitgetheilt und auch in einer Ode auf den Vorfall angespielt. Vgl. Friedrich der Große u. d. d. L. S. 124.

In dem Briefe aus Düsseldorf 4. November 1782 räth Georg Jacobi, da Struensee todt ist, Voß zum Gymnasialdirector in Halberstadt zu machen.

---

1) Dieses Wort steht hier nur durch eine Conjectur.

Aus Gleim's Briefe an Georg Jacobi: Halberstadt 18. Januar 1784: „Im vorigen Sommer, weiß ich's doch nicht einmahl, ob ich's meinem Jacobi schon sagte, waren nach Herder dem Erhabenen die Herzogin von Weimar, die Musagetin, das Fräulein von Jachhausen [sic. Vergl. S. 524], Einsiedel, Seckendorf hier, und Göthe[1]) der Kraftmann, welcher aber leider seine Kraft verloren hat.

Den jungen Herkules und seines Lebens Freuden
Sah ich, bey meiner Seele! nicht!
In seinem Freundlichen Geheimen Raths Gesicht,
Sah ich des jungen Werhters Leiden.

Im Herbst war Sapho hier, die alte gute zu Berlin verachtete Sapho sahn wir hier so munter und so geistrich wie vor zwanzig Jahren, bey unserm guten Dohmdechant war sie lauter Lust und lauter Leben, verliebte sich in unsern guten Herrn von Busch, verschwendete bey tausenden die Scherze der Musen, beym Essen und beym Trinken, über Tafel zum Exempel beym Dohmdechant im Beysein zweier hübschen Kinder

Sollst leben Du Busch
Und sollst es uns sagen
Ob Amor husch husch
Ins Netz Dich wird jagen!

Und als geredet wurde vom Conjungiren [sic] und vom Decliniren

Decliniren, Conjungiren [sic]
Hat mein Wißen nicht vermehrt!
Aber Gold im Munde führen
Hat die Muse mich gelehrt!

Die gute Sapho reiste zurück bey schlimmem Wetter, erkältete sich, und klagt noch itzt in allen ihren Episteln (denn sie schreibt in Prosa keine Briefe mehr) über Kränklichkeit — ich wünschte sie wäre vor vielen Jahren schon bekant gewesen mit der vortreflichen Sophie La Roche deren Pomona, die Schwester von Iris, neulich beym Lesen des ersten und eilften Heftes, meine ganze Liebe mir abgewonnen hat. Ich höre von Göckingk diesen Augenblick, daß Herr von La Roche, aus deßen Feder und Erfahrung ohne Zweifel Wildone geflossen ist, sich Kranck befindet."

Aus J. G. Jacobi's Briefe an Gleim: Düßeldorf 23. August 1784: „Sie können ruhig seyn, mein Bester! Für's erste, bin ich zu Freyburg, an meiner kleinen, verborgnen Schule, procul a Jove; und dann vollenden meine Schüler, binnen drey Jahren, Ihren [sic] philosophischen cursum bey mir allein, ohne daß ich sie einem andern Lehrer überliefern, und von

[1]) Vgl. Lessing Wieland Heinse S. 104.

meiner Art des Vortrags einige Rechenschaft geben darf. Ueberdem weiß Herr v. Swieten, der Curator von dortiger [freyburger] Universität, was er von meinem Unterrichte zu erwarten hat, und eben darum wählt er einen Protestanten, weil er die Lehr-Methode zu verbeßern wünscht. In seinen Briefen an Schloßer und mich, die eben so viel Eifer für das Gute, als Achtung gegen das Talent verrathen, zeigt sich dieses deutlich. Setzen Sie noch dazu, daß man im Österreichischen seiner eignen Ehre wegen; zumahl da man auf mehrere auswärtige Protestanten sein Augenmerk hat; mit einem in's Land gerufenen Fremden, und zwar mit einem der nicht ganz unbekannt ist, behutsamer umgehen werde, als mit dem armen Blarer, welcher ohne Schutz, vielleicht auch ohne die nöthige Klugheit, den Ex Jesuitischen Kunstgriffen unterlag. — — — — Von unserm bisherigen Leben und Wandel weiß ich nicht viel zu erzählen. Mein Bruder und ich waren öfter krank, lasen in guten Stunden, Er den Spinoza, ich den heiligen Bernardus, den h. Hieronymus, Cyprianus u. s. w., und dann besprachen wir uns, bald über diese, bald über ienen. Zu verschiedenen Mahlen hatten wir Besuche aus der Nachbarschaft, auch aus ferneren Gegenden, z. B. von Merk und dem Fürsten Gallizin. Heinse, der Schwärmer, zog vorlängst mit dem Grafen Neßelrode auf's Land, wollte wiederkommen, und kömmt nicht, und läßt keine Sylbe von sich hören. Seit er aus Italien zurück ist, hat er, nach Leßings Ausdruck, eine wahre Dinten-Scheue, und eher brächte man einen Proteus zum Wahrsagen, als ihn zum Schreiben."

Aus Gleim's Briefe an Georg Jacobi: Halberstadt 29. August 1784: „Mit Gründen [muß ich Jacobi] bitten, zum Feinde der Preußen von den Schloßern, den Swieten, den Mosern sich nicht vollends verführen zu laßen. Die Zeit wird kommen, daß man's sehn wird, wo der Despotismus seinen Sitz hat, und daß man die übrige Freyheit in unserm lieben Vaterlande den Preußen verdanken wird — dann erst, besorg' ich, werden die Moser, nicht die Möser, aufhören ihren politischen Gift zu speyn, auf alles was Preußisch ist. Zupfen mögt ich können, wie Apoll den Horatz einst zupfte — Nichts! Nichts! mein Lieber! ich kan nur warnen, nur warnen." Gleim, der schon in einem früheren Briefe bedauert hatte, daß Jacobi ihm bei dessen Berufung nach Freyburg nicht dessen Praebende zuerst zum Kaufe angeboten habe, macht ihn nun darauf aufmerksam, daß der Werth solcher Praebenden bei dem Fallen des Geldwerthes sehr gestiegen sei. So wären für Lichtwer's Praebende schon 7000 Thlr. geboten. Jacobi aber hatte schon früher auseinandergesetzt, daß er bei der Zerrüttung seines väterlichen Vermögens nichts mehr besitze, als was für die Praebende gelöst werde. Gleim war daher schon auf-

gefordert, dahin zu wirken, daß der König in den Verkauf der Praebende willige. Gleim antwortete: „Unser Gleim, sagt Fritz, muß helfen. — Ja wohl! er muß! und wird auch helfen, wie und wenn Er kan — Zu diesem wie gehört die Reise nach Potsdam — durch schreiben, hin und her, ist warlich nichts zu machen — Nichts! Die Umstände sind schlimmer, viel schlimmer als bey der Reise zum König ins lager bey Magdeburg." Friedrich ertheilte wohl ohne Gleim's Vermittelung die gewünschte Erlaubniß. Dieser hatte in der Schilderung der Schwierigkeiten übertrieben.

Eine Nachschrift zu Gleim's Briefe an Georg Jacobi: Halberstadt 14. November 1784 lautet: „Ihr Herr Bruder ist in Weimar gewesen, Claudius hat ihn besucht daselbst, ist nicht hergekommen, hat mich nicht grüßen laßen, mir nicht geschrieben, er ist doch nicht böse?"

Aus Georg Jacobi's Briefe an Gleim: Emmendingen 25. März 1785: „Wenn man Ort und Lage und Geschäfte so ganz verändert, wie ich, dann hat man lange zu thun, ehe man in Ordnung kömmt. Dazu nahmen im ersten halben Jahr meine Vorlesungen [in Freyburg] mir viele Zeit weg. Sie können sich dieses vorstellen, mein Bester, wenn ich Ihnen versichere, daß bisher unter den Freyburgern sogar das Wort Aesthetik etwas unerhörtes war; und daß selbst von den Wienern, in ihrem neuesten Studien-Plan, welcher die schönen Wißenschaften so nachdrücklich empfiehlt, einer gründlichen, critischen Behandlung der claßischen Autoren mit keiner Sylbe gedacht wird. Setzen Sie hinzu, daß bey denen iungen Leuten, die ich aus dem gymnasio bekomme, welches noch mit Ex-Jesuiten und Mönchen besetzt ist, bloß auf das Gedächtniß gearbeitet worden, und sie nicht gewöhnt sind, mit dem Verstande zu faßen. Meine Collegen an der Universität, die Philosophen, üben wieder hauptsächlich das Gedächtniß ihrer Zuhörer, denen es nachher unendlich schwer fällt, etwas zu begreifen, das von der ihnen eingekeilten Schul-Philosophie abweicht. Nun kostet es nicht wenig Kunst, daß ich mich ihnen deutlich mache, und Lust und Muth in sie bringe, selber zu denken. Diese Schwierigkeiten aber schrecken mich nicht ab; sondern ich freue mich um so mehr, in Freyburg zu seyn, als man dort eines Mannes, der sein Werk mit Liebe thut, vorzüglich bedarf. Auch habe ich bereits einige gute Köpfe gefunden, welche mein Werk mir belohnen sollen. Insonderheit hoffe ich, die besten unter den jungen Theologen, den künftigen Pfarrherren, zu gewinnen, unter denen ich wirklich ein Paar getreue Jünger habe; und dann ist meine Erndte groß. Ich sehe, lieber Gleim, daß ich unvermerckt in's Erzählen gekommen bin; ich will also nur fortfahren. Gottlob kann ich Ihnen betheuern, daß ich in meiner neuen Lage noch immer vergnügt bin. Wo ich hinkomme, wird mir auf das freundschaftlichste begegnet, und ie genauer ich die Ver-

faßung der Universität und die Leute kennen lerne, desto fester werde ich überzeugt, daß nicht das mindeste für mich zu fürchten ist. Ex-Jesuiten und Mönche sind gänzlich entwaffnet; die Professoren der Theologie sind zum Theil weniger catholisch, als Luther; reden und schreiben mit einer Freymüthigkeit, über deren Duldung man sich wundern muß; und ich habe ihnen schon gesagt, daß, wenn die Römisch-Catholische Kirche zwischen ihnen und mir entscheiden sollte, sie mich für den geringsten Ketzer erklären würde. Die andern bekümmern sich, außer dem Collegio, wenig um ihre Theologie. Ueberhaupt ist in Freyburg eine gewaltige Gleichgültigkeit gegen Religion. Auch in dieser Rücksicht hoffe ich, meinen Schülern nützlich zu seyn, indem ich öfter Gelegenheit nehme, ihnen die vom Kirchen-System abhängige, reinere Christus-Religion in ihrer Schönheit darzustellen. [Hier folgt eine Schilderung von Freyburg.] Alsdann heißt es: Schlosser und seine Frau, [bei denen Jacobi in E. wohnte] grüßen tausend Mahl, und bitten Sie mit mir, am zweyten April [Gleim's Geburtstage] sich unsrer zu erinnern. Wir wollen alsdann unsren großen Fest-Pocal bekränzen, und des Tages uns freuen. Zum Glücke dauern meine Ferien bis den 4. April. So lange bleibe ich hier, und feyre also den Tag von Morgen bis Abend mit."

Aus Georg Jacobi's Briefe an Gleim: Emmendingen 2. April 1785: „Hier, lieber Gleim, ein Lied,[1]) das an Ihrer Holtema sagen soll, wie wir an unsrem kleinen Mühlenbach und an der stillen Bretma diesen Tag hielten. Heute Abend wird das Lied gesungen, wenn der große Pocal herumgeht, der einzig und allein bey freundschaftlichen Festen seine Dienste thut. Die Veilchen, um den Pocal zu bekränzen, sammelten unschuldige Mädchen, Schloßer's Kinder, welche bey dieser Gelegenheit den Nahmen unsrers Gleims lernen, und ihn lieb gewinnen."

Aus Georg Jacobi's Briefe an Gleim: Emmendingen 22. Oktober 1786: „O wie viel, mein Bester, wie viel hätt' ich mit Ihnen zu schwatzen! Wie viel über Ihren letzten Brief, der mir so inniglich wohl that; über Friedrich den Einzigen; über Ihren neuen Landesvater; insonderheit über die Möglichkeit einer Wiedervereinigung mit meinem Gleim. Ach! mein liebster, was ich fürchtete, wird bald eintreffen. Schloßer — unter uns gesagt — bekömmt eine andre Stelle. — — — Sehen Sie zu, mein Bester, ob Sie, der Sie die Jahre meiner Jugend verschönerten, ietzt für mein Alter mir ein glückliches Schicksal bereiten können. Uebrigens wiederhohl' ich Ihnen die Versicherung, daß ich, in ieder andern Absicht, mit meiner ietzigen Stelle höchst zufrieden bin; zumahl, da ich sehe, daß meine Arbeit unter den Freyburg. Jünglingen, welche insgesammt

[1]) Zu Gleim's Geburtstage.

meine Vorlesungen drey ganze Jahre hindurch besuchen müßen, nicht verlohren ist. Daß Heinse, unter vortheilhaften Bedingungen nach Mainz geht, als Vorleser des Churfürsten, das wißen Sie ohne Zweifel. Dagegen ist die Nachricht von meinem Rufe nach Wien eine bloße Zeitungs-Lüge. In Wien selber gieng vorlängst ein ähnliches Gerücht; aber, so viel ich weiß, hat die Studien-Commißion nie an dergleichen gedacht. Auch würd' ich mich nicht bereden laßen, einen solchen Ruf anzunehmen; denn in meinem Freyburg hindert mich niemand. Ich bin unabhängiger, als irgend einer in der Monarchie, und kann in meinem Craise, so klein er ist, gutes wirken, wie ich will."

Aus Gleim's Briefe an Georg Jacobi: Halberstadt den 31. Dezember 1786: „Mein erster Vorsatz war in diesem Monath nach Berlin zu gehn, und den deutschen Musen einen Weg dahin zu bereiten. Von den besten Hoffnungen, daß es mir glücken werde, darf ich nichts anführen; auf Sie mein Theurer, auf Heinsen, auf Müller, auf Tiedgen ꝛc. war der Anschlag gemacht, selbst ist der Mann, ich konnte die Reise nicht möglich machen, und nun steht's noch dahin, ob sie noch möglich zu machen seyn wird im künftigen Monath. — — — — Von Heinsen hör ich nichts, weiß nicht, ob's ihm wohlgeht zu Maynz! Ich zweifle; Wie kann's einem Freyheit liebenden Mann nach seinem Wunsch ergehn, an einem Ort, an welchem man die anders Denkenden gefangen setzt? — — — Tiedge, von welchem Sie, Ostern vielleicht, Episteln zu lesen bekommen werden, die den besten der Ihrigen und der Meinigen an die Seite zu setzen sind, hält sich in diesem Winter nicht auf bey uns."

Aus einem andern Briefe Gleim's an Jacobi: „Im vorigen Jahr bracht ich doch zwey Reisen zu Stande jede von acht Tagen, die eine nach Weimar, die andere nach Leipzig zu Elisa (Frau von der Recke.) — — — Ach! wären Sie, mein Theurer, noch ein Preuße itzt noch ein Preuße? Wir wünschen es bey den kleinsten Gelegenheiten, die Grandison-Stolbergs stimmen allezeit mit ein, den 24ten dieses feyern wir der ältesten Comtesse Anna Stolberg 18ten Geburtstag in meinem Hause — Nehmen sie auf in den Tempel der Freundschaft — Herlich wär's, wenn Sie gegenwärtig wären! Das war Klopstocks ärgster Dämon, der sie [sic] uns entführte. — — — — Ueber die Werke des Einzigen schreibe mir was mein theurer Jacobi! Du kanst's! tausendmahl gescheuter als Ritter von Zimmermann! Mich jammert des armen Ritter von Zimmermann, welcher meinen [sic] freundschaftlichen Rath sein Buch zurück zu nehmen nicht folgen wolten [sic]. Man packt ihn von allen Seiten!!!"

Anhang.

1. Jacobi an Jähns.

Düsseldorf, den 6. August 1771.

Unter immerwährenden Zerstreuungen hab' ich mit Mühe nur dann und wann eine Stunde für abwesende Freunde retten können. — —

Wie manchen liebenswürdigen Brief erhielt ich unterdessen von Ihnen! Für jede freundschaftliche Versicherung, für jede angenehme Nachricht, für Ihre gütigen Bemühungen und für die Abschrift Ihrer beyden Gedichte dank' ich Ihnen tausend mahl. Hänschen und Lieschen hab' ich mit neuem Vergnügen meinem hiesigen Zirkel vorgelesen, und alle, die das kleine Meisterstück hörten, waren entzückt davon. In der Cantate sind auch allerliebste Gemälde voll feiner Züge, und vortrefliche Stellen. In der Anlage selbst ist viel schönes; aber wenn ich offenherzig seyn soll, so muß ich gestehn, daß ich in der Hauptidee mehr Neues und in dem Bau der Verse mehr musicalisches wünschte. Die Recitative wechseln nicht genug mit langen und kurzen Versen ab, und der Fall von der einen Versart in die andere ist nicht immer gehörig vorbereitet. Man kan hiebey nicht Sorgfalt genug anwenden, daß das Ohr nicht beleidigt wird.

Willkommen, heiliger Tag! Dieser Anfang ist zu sehr genützt, er ist den mehrsten Gedichten dieser Art eigen. — Gab Trost dem Armen, **Kraft dem Müden**; dieses letztere brauch' ich nur zu unterstreichen. — Wen mütterliche Liebe genähret scheint mir unbestimmt ausgedrückt. In dem natürlichsten Verstande, weiß ich nicht, ob der Gedanke richtig sey. Nicht jeder, der unter den Küßen der Zärtlichkeit aufwuchs, ist ein gütiger Mann. Der Gerechtigkeit hätt' ich nicht das Schwerdt genommen. Wer nicht straft, ist nicht ein Vater seiner Bürger. — Der Schluß ist zu gewöhnlich.

Sehen, liebster Freund, ein Zeugniß meiner Aufrichtigkeit, und meines guten Willens Ihr Zutrauen zu verdienen. Ich glaube demohnerachtet, daß Sie gar nicht Ursache haben, mit Ihrer Arbeit unzufrieden zu seyn. Es ist viel Schönes darinn. Die kleinen Lorbeercränze im ersten Recitativ haben mir ungemein gefallen, und die ganze Erfindung des zweyten ist vortreflich, andrer Schönheiten zu geschweigen.

Unmöglich war es mir, auf die Paßionscantate zu danken; so gern ich auch gewollt hätte. Kaum ist mir zu ein Paar flüchtigen Liedern die Zeit gelassen worden. Nun kömmt der Herbst, und mit ihm die Zeit meiner Abreise von hier. Auch sind die schönsten Monate der Begeisterung für unsren Müller vorbey. [Ueber Chr. H. Müller vergl. Lessig Wieland Heinse S. 321.]

Ihre jetzige Lage thut mir in der Seele wehe. Sagen Sie mir doch, ob Sie nach und nach an das Joch sich gewöhnen, und ob sich mehr vergnügte Stunden zwischen die mißvergnügten mischen? Ich verliere auch bey Ihren jetzigen Arbeiten, welche Sie verhindern werden, mich künftig, so oft als ich es wünschte, mit Ihren Besuchen zu erfreuen. — Warum giengen die herrlichen Tage so geschwind vorbey! — Unterdeßen wollen wir noch immer Tage der Muße finden.

Unsrem lieben Benzler und dem guten Michaelis 1000 Grüße, und ersterem eben so viele Danksagungen für seine Abschriften. Ich freue mich, ihn kennen zu lernen. Wenn Michaelis nur den Winter hindurch bey uns bleiben wollte!

Hat die Freyhof meine kleine Nonne kürzlich gesprochen? Ihr und der artigen Hofräthin bitt' ich mich empfehlen zu lassen.

Sind Maßow und Rochow abgereißt? Oder wird letzterer noch abreisen?

Verzeihen Sie die vielen Fragen und Aufträge. — Beynahe hätt' ich einen von Wichtigkeit vergeßen. In Halberstadt war, als ich abreißte, eine Buchdruckerey zu verkaufen. Ist diese noch zu haben, und könte man dem, welcher sie übernähme, wohl ein Privilegium verschaffen, daß alle Sachen aus den Collegiis, imgleichen Landschaftliche Sachen und dergleichen bey ihm gedruckt werden müßten? Ein sehr geschickter Mann hätte Lust nach Halberstadt zu ziehen. Sprechen Sie mit unserm Gleim darüber. Für uns Autoren wäre dies der rechte Mann!

Mein Bruder empfiehlt sich Ihnen bestens, und ich bitte Sie, Gleim und Gleminden recht viel Schönes und Freundschaftliches von mir zu sagen.

Leben Sie wohl, und sagen Sie mir, so bald als möglich, daß Sie mich noch lieben.

Der Ihrige

J. G. Jacobi.

Unsrem Sangerhausen schreib ich nächstens nach Weißenfels.

2. Michaelis an Jacobi, damals in Düsseldorf.

Halberstadt, den 2ten September 1771.

Nur zwo Zeilen, mein liebster Jacobi. Entzückt sind Gleim und ich über ihren vortreflichen Brief in Correspondenten gewesen. Mit welcher Behutsamkeit sagen Sie alles, was Sie sagen wollen. Als ich Gleimen, nach Empfang Ihres geschriebenen Briefes die erste Nachricht gab, fuhr er, nach seiner Gewohnheit nicht ein klein wenig auf. Ich der ich seiner Hitze noch nicht so gewohnt bin, zitterte. Aber, mein Freund, wie sehr liebt er Sie, wie sehr schätzt er Sie, nun mehr, da die Sache selbst, seine voreilige Besorgniß wiederlegt.

Sie werden mit nächsten eine gedruckte Antwort darauf von mir erhalten. Launig nach meiner Gewohnheit, aber von Seite Ihrer und Gleims völlig rechtfertigend. Sie thun mir Unrecht wenn Sie glauben, daß ich Sie in die Affaire hineinziehen wollen: die Schnure war einmal auf Sie eingelenckt und so lief sie auf Sie zu, ohne daß ich mir der geringsten nachtheiligen Absicht bewust war. Die Männer wünschet ich aus Ihren Briefen hinweg: es ist ein viel zu deutlicher Fingerzeig auf Spalding: und ich sehe mich genöthigt, um nicht den Anschein eines Winkelfechters zu haben, in meiner Antwort an Sie offenherziger mich über sein Verfahren zu erklären, als ich wünschte. Doch, was ich schonen kann, will ich thun. Sein Name wenigstens bleibt hinweg: aber ob er sich nicht fühlen wird, muß ich ihn und seinem Gewissen überlaßen. Boileau sagt in einer seiner Satyren: ich weiß den rechtschaffenen Mann von dem Scribenten zu unterscheiden: auch ich weiß es, mein theuerster aber im umgekehrten Verstande. Spaldings Verfahren gegen Gleim ist unverantwortlich. Eine zwanzigjährige genaueste Freundschaft auf diese Art zu zerreißen! Nicht durch das Avertissement: durch die Kälte, durch die unwürdige pröbstliche Kälte gegen ihn, von dem Augenblicke an, da er Probst ward. Hatte er etwas wieder seinen Freund, warum ward ihm nichts gesagt? Hätte ich einen Sohn der in seinem Leben Probst werden wolte im ersten Schrey erstickte ich ihn. Doch nein mein Freund, laßen Sie uns nicht gegen einen ganzen Stand ungerecht seyn! — in dem es gegen Einen Spalding — gegen Einen Sack möchte ich hinzusetzen, wenn ich sein Verfahren gegen Sie in Berlin überlege — noch hundert edlere geben kann. Die Wahrheit zittert nicht. Ich verachte jede Beleidigung gegen mich: aber wehe dem, der meine Freunde — und alle Rechtschaffenen sind meine Freunde — angreift, bis an den Thron will ich jeden Heuchler und Maulfreunde verfolgen: und der König soll meinen Muth billigen.

Sie irren, mein Freund, wenn Sie den Muthwillen zu der geringsten Triebfeder bey meinen Spöttereyen machen. Es geht mir wie den Dichtern die täglich küßen, ohne oft vielleicht in halben Jahren ein Mädchen gesehen zu haben: ich bin zu nichts weniger von Natur als zum Spötter aufgelegt: und meine Spöttereyen sind die Frucht der kältesten Ueberlegung. Aber desto hartnäckiger verfolge ich meinen Weg, wenn ich einmal Parthie ergriffen habe. Man hat Gleimen, in Absicht meiner, die verhaßtesten Absichten Schuld gegeben. Der erste Brief an Sie soll der Anfang einer Verschwörung gewesen seyn, die ich durch den zweiten an Gleim ausgeführt. Gleim hat Briefe ohne Unterschrift in den infamtesten Ausdrücken erhalten. Man sagt ihm auf den Kopf darin zu, er habe mich blos zu diesem Gebrauche, expreß nach Halberstadt verschrieben. Ich, der

ich mich der Unschuld meines Verfahrens und des Seinigen bewußt bin, verlache ihren Grim, und bedaure ihre Ohnmacht. Aber das kränkt mich, daß Gleim über diese Affaire gegen alle seine Freunde mißtrauisch wird: und in Ihnen, in mir, in allen, einen künftigen Spalding befürchtet. Kann man es ihm verübeln? wenn ich sterbe, sagte er jüngst zu mir, so besorgen Sie meine Grabschrift: und diese sey: Seine Freunde haben ihn zu Tode geärgert. Auch ich? fragte ich. Noch nicht, sprach er: aber weiß ich, ob auch Sie nicht ein Spalding werden? — Meine gewöhnliche Methode ihn davon abzubringen, ist gemeinlich der Scherz, aber mein Herz blutet mir oft, wenn mein Mund scherzt.

Leben Sie wohl, mein bester und eilen Sie bald in meine Umarmungen. Ihre Stube habe ich indeß zu einem kleinen Tempel der Grazien aufgeputzt, ich wünschte, daß Ihnen meine Anordnung der Grazien gefiele! — Die Arme Venus-Medicis hab' ich so gut geflickt, als es sich hat thun laßen. Zwey Trauerfälle ihres Hauses sind auch noch vielleicht Ihnen etwas Neues. Ihre Lerche — durch weiter nichts merkwürdig, als daß sie die unwürdige Lerche eines Dichters war, ist ad patres gegangen! und ihre Fincke, die sich gleichfalls einen Spatzierflug dahin gemacht, soll noch bis diese Stunde wieder kommen. Die letztere dauert mich, sie war ihr bester Sänger. Empfehlen Sie mich in bester Weise dem Herrn Papa, Herrn Bruder und Ihrem sämtlichen Hause. Ich bin ewig Ihr

Michaelis.

3. Holzschnitt zu einem Reise-Journal.[1])

I.

a. Halberstadt, welches der Canonicus Jacobi mit vieler Wehmuth verläßt.

b. Der Canon. J. sieht aus seiner Kutsche nach Halberstadt zurück, und dankt seinem Gleim und allen dortigen Freunden für alles genoßene Gute.

c. Die Sonne, welche den guten Halberstädtern immer zur Freude scheinen soll.

d. Singende Lerchen über dem Wagen. Dem Reisenden thut es leid, daß er nicht mit singen kann. Er sänge so gern ein Abschieds-Lied.

e. Die alte Warte am Hecken-Thal.

f. Das Wirthshaus: der grüne Jäger. Hier sagt der Canon. den zurückgelaßenen das letzte Lebewohl.

---

1) Die Zeichnung, wie die hier abgedruckte Beschreibung dazu, von Jacobi's Hand. Die Reise fällt in das Jahr 1780. Vergl. S. 524.

g. Ein unhöflicher Sturmwind, der beynahe den Wagen mit sich fortgenommen hätte.

II.

a. Der Canon. tritt in die Stube des Hrn. v. Döring zu Wolfenbüttel. Hier bewillkommen ihn Leßing und deßen Stieftochter, welche zu ihrem Madonnengesicht ein dunkelbraunes, mit Perlen besetztes Kleid an hatte, und sehr freundlich nach meinem Gleim sich erkundigte. Beyde sagen, nebst Hrn. und Frau v. Döring, meinem Gleim tausend Grüße.

b. Leßing erzählte mir, ihm hätt eine Freundin aus Hamburg die Bockiade geschrieben: da wär' ein Ochs über ein Paar Böcke gekommen.

III.

Der Canon. liest die drey ersten gedruckten Bogen von Leßings Nathan, worin er Versification und Dialog vortrefflich findet. Die Vorbereitung zu der Handlung des Stücks ist höchst interessant, voll herrlicher einzelner Stellen und treffender Gedanken. Die Neuheit des Ganzen wird die Leser außerordentlich überraschen.

IV.

a. Der Canon. bey einer fröhlichen Abendmahlzeit, mit Ebert und deßen Frau; mit Jerusalem und deßen Töchtern u. s. w. NB. Zu den Lichtern war hier kein Raum.

b. Ein Bedienter mit Weingläsern.

V.

a. Der Can. fährt nach Hannover. Eberts begleiten ihn die Hälfte des Weges.

b. Peine, wo die Reisenden ein vergnügtes Mittagsmahl halten, und von einander scheiden. Eberts grüßen meinen Gleim.

VI.

Eine Stube in Hannover. Cousine Clärchen, von ihren Schwestern die kleine Heilige genannt, verlobt sich mit einem jungen, gutherzigen, wohlhabenden Kaufmann in Hannover. Sie meldet solches meinem Gleim, und grüßt.

VII.

Der Can. neben Zimmermann auf dem Canapee. Boie, auf einem Stuhl sitzend. Jener und dieser grüßen.

VIII.

a. Der Can. fährt nach Hameln. Man sieht nur die Pferde; aber der Wagen kömt nach.

b. Der Berg, wo der Hamelsche Ratzenfänger die Kinder hineinführt. NB. Mancher spielt heut zu Tage nicht beßer als der Ratzenfänger, und sogar die Großen laufen ihm nach.

c. Eine alte Warte, mit jungen Bäumen umpflanzt. Mögt' ich so dereinst um meinen Gleim in seinem Alter die Freuden der Jugend versammeln können!

IX.

Gevatter und Gevatterinn Winkelmann grüßen 1000 mahl.

X.

Der Can. grüßt von Herzen alle Gleims, und Dingelstedts p p p p.

4. Jacobi's Streit mit Gerstenberg.

Unter verschiedenen Handschriften 3. Band befindet sich in der Gleim'schen Bibliothek als Nr. 1 Material über eine Streitigkeit Gerstenberg's mit J. G. Jacobi 1770. Vorangebunden ist die Kayserlich privilegirte Hamburgische Neue Zeitung 18. Stück 31. Januar 1770. Darin findet sich die Recension der Schrift: An den Hern Canonicus Gleim, als ein Criticus wünschte, daß er aus seinen Gedichten den Amor herauslassen möchte. Zu Berlin 1770. (1 Bogen in 8.) Diese Schrift besteht in einem Gedichte von Gleim, worin dieser sich wundert, daß

> Ein kleiner Meister lobesam,
> Der alle Stern' am Himmel zählen,
> Und in den Sternen alle Seelen,
> Und Sonnenstäubchen spalten kann

den Amor aus Jacobi's Gedichten herauswünsche. Die Recension besteht aus Auszügen aus dem Gedichte, durch welche Gleim nicht angegriffen, aber Jacobi lächerlich gemacht wird. Der Recensent zeigt nämlich, daß ohne den Amor an Jacobi's Gedichten nichts übrig bleibt.

Ebenda im 35. Stück Freitag den 2. Merz 1770 und im 36. Sonnabend den 3. Merz 1770 wird dann auch noch nachträglich Jacobi's Winterreise von 1769 kritisirt. Wer in der Wahl seines Lesens einigermaßen spröde ist, wer seinen Yorik lieb hat und sich den sentimentalen Geschmack durch das altweibische Gewinsel eines Nachahmers, der allenthalben empfindsam zu scheinen arbeitet, nicht gerne verderben will: dem wird gerathen, sich weder an die Winterreise, noch an die Sommerreise zu wagen. Beide würden ihm ein Aergerniß sein. Jacobi, der bisher seine meisten Ideen aus dem Kopfe des einen oder andern Franzosen geborgt gehabt hätte, habe es allerliebst gefunden, da er doch einmal von Halberstadt nach

Düsseldorf reisen sollte, diese an sich nicht sehr merkwürdige Reise in eine dichterische zu verwandeln und den armen Deutschen ein zweiter Bachaumont und Chapelle zu werden. Auf einmal aber sei ihm dieser allerliebste Gedanke durch ein dunkles Gefühl verleidet, daß die ganze Sache auf eine Nachahmung der Franzosen hinauslaufe, die er schon so oft nachgeahmt habe. Glücklicher Weise habe ein Kunstrichter das gemeinnützige Recept erfunden, daß man sich durch eine gute Dosis von brittischem Sublimat mit französischem Esprit vermischt zum Original machen könne: „geschwind Freund Yorik in die eine und Freund Klotz in die andere Hand genommen; Freund Klotz, dem es eine Kleinigkeit ist, Original in Nachahmung und Nachahmung in Original zu verwandeln, wird schon für das übrige sorgen."

Sodann folgt eine fünf Octavseiten starke Auseinandersetzung von Jacobi's Hand. Danach hatte man an Gleim geschrieben, daß Gerstenberg der Recensent der Winterreise sei. Dieser hatte aber im März 1770 an Gleim geschrieben: Jacobi muß mein Freund sein. Jacobi sei dadurch „entzücken" worden. Erst nachdem er die Recension der Winterreise erhalten, habe er's ihm geschrieben und die Nachricht, daß er der Recensent sei, verworfen. Er habe keine Antwort erhalten, vielmehr nun auch erfahren, daß Gerstenberg den Abschied an Amor recensirt habe. Jacobi schrieb einen zweiten Brief an Gerstenberg und bekam zwei Briefe von diesem. Die Freundschaft, sagte Gerstenberg, kann mich nicht verbinden parteiisch zu sein. Jacobi fragt nun, wie es komme, daß unter so vielen Beurtheilungen elender Bücher keine so beißend sei als diese? Auch wurden Jacobi's erste Schriften gelobt und doch spotte Gerstenberg auch über diese. Er sage Jacobi habe immer nachgeahmt und zwar unglücklich. Zuletzt werden die „den Streit zwischen Gerstenberg und Jacobi betreffenden Stücke der N. H. Z." angeführt und dabei auch noch das 46. Stück, welches nicht beigebunden ist.

Sodann folgt Gleim's Brief an Jacobi vom 6. Mai 1770. Aus Berlin schreibe Frau Karschin an Gleim: „Man ärgert sich über den Schreiber des Hamb. Zeitungsblattes, welches dem Verf. der Winter- und Sommer-Reyse nicht die mindeste Ehre laßen will und gesteht, daß der spottende Mensch, der in andern Beurtheilungen Verstand genug verräth, in dieser boshaft, sehr boshaft ist."

Gleim will nun die Möglichkeit in Abrede stellen, daß Gerstenberg der Recensent sein könne und an ihn schreiben:

> Die Musen lehrten dich in ihrem Tempel scherzen!
> Du glaubst den Donner (?), der die Bösen trift!
> Nein, Gerstenberg, in deinem Herzen
> Ist Galle nicht, nicht Gift!

In einem Briefe vom 15. Juli 1770 Morgens 4 Uhr aber schreibt Gleim: wenn es „an dem", d. h. wenn es wahr sei, „daß Gerstenberg für den Verf. oder nur für den Theilnehmer jener heftigen und bittern hallischen Critiken" Jacobi halten durfte, weil man es ihm wahrscheinlich so gesagt habe, dann sei vielleicht noch eine Möglichkeit Gerstenberg zu entschuldigen. Gleim schließt: „Wüßte der arme Mann, mein liebster Freund, wie Belinde meinen Jacobi liebt, wie würde der Spott über das Körbchen ihn so sehr gereuen!

Voll Pfirsich ist das Körbchen, das Belinde
Dir, meinem Daphnis, bringt!
Welch eine Grazie, mit der Geschwinde
Sie Dir entgegen springt,
Entgegen fliegt! o welche Liebe glühet
(Und wie hat sie geliebt)
In diesem Blick, mit welchem sie Dich siehet
Und Dir das Körbchen giebt!
Nimm es, und laß den armen Damon wähnen,
Du hättest, junger Hirt!
Den Beyfall nur der Weisen, nicht der Schönen!
Wie gut ist, daß er irrt!"

Es folgen Grüße an den Bruder: der Brief war also an Johann Georg Jacobi nach Düsseldorf gerichtet. Eine sehr interessante Nachschrift lautet: „Tausend Empfehlungen von allen ihren Freunden. Gestern waren wir zu Griningen [Gröningen] recht sehr vergnügt. Wir tanzten und spielten Pfänderspiele wie Amor in ihren [Ihren] Liedern auf dem großen bischöflichen Saale, auf dem der ganze Ovidius ausgemahlet ist."

Die Auszüge aus Jacobi's Briefe vom 8. Mai 1770 und aus Gleim's Briefe vom 11. April 1770, die schon oben eingereiht sind, beziehen sich gleichfalls auf den Streit mit Gerstenberg. In letzterem schreibt Gleim: wie wenn Gerstenberg wüßte, daß Jacobi der Recensent seines Ugolino wäre? Leider muß ich constatiren, daß Gleim's Benehmen hier zweideutig war. Gleim hatte selbst in einem mir vorliegenden ungedruckten Briefe an Gerstenberg vom 6. Februar 1769 mit folgenden Worten Jacobi als Recensenten des Ugolino verrathen: „Hab' ich einmahl selbst ein Urtheil gefället, so laß ich mir meinen Verstand und meine Empfindung nicht gern hinweg vernünfteln, dieser wegen laß ich manche schöne Kritik wohlbedächtig ewig ungelesen und wäre mein lieber gut hertziger Jacobi selbsten Verfasser davon! Ob dieser unser Greffet Gerstenbergs Freund ist? Er wäre der meinige nicht, wenn er es nicht wäre." Das war die Quelle des leidigen Streites. Vergl. S. 522.

Friedrich der Große als Feldherr.

Friedrich der Große als Feldherr. Von Theodor v. Bernhardi. Zwei Bände. Berlin 1881. E. S. Mittler und Sohn.

Die Leser dieser Zeitschrift erinnern sich vielleicht noch einer kleinen literarischen Fehde, welche anläßlich einer Recension in diesen Blättern (Jahrgang 1879) zwischen dem Referenten und dem Frhrn. von der Goltz über die Strategie Friedrich's des Großen ausgefochten wurde. Der Streit nahm seinen Ausgang von einer Stelle in dem sogenannten Militärischen Testament Friedrich's, in welchem der König sich über die Führung eines etwaigen zukünftigen Krieges zwischen Preußen und Oesterreich ausspricht. Der Herausgeber des Testaments hatte gefunden, daß diese Stelle im Widerspruch mit sonstigen Auslassungen des Königs stehe, und sie durch die Annahme erklärt, daß hier eine durch besondere Umstände motivirte Ausnahme vorliege. Referent hingegen glaubte, die fragliche Wandlung als einen auf dem Wege der konsequenten Entwickelung endlich naturgemäß sich ergebenden Durchgangspunkt auffassen zu müssen und den Weg dahin schon in den voraufgehenden Handlungen und Aussprüchen des Königs verfolgen zu können.[1]) Die Polemik verbreitete sich über das Wesen der Kriegführung Friedrich's des Großen überhaupt; sie behandelte also, so weit das auf wenigen Seiten möglich ist, dasselbe Thema, dem jetzt Bernhardi ein eigenes Werk gewidmet hat, und nach einer Andeutung in der Vorrede scheint es sogar, als ob jene Erörterungen einen gewissen Anstoß zu dem Entschluß Bernhardi's gegeben hätten, dieses Werk zu unternehmen.

Wie dem nun auch sei, es ist für uns an dieser Stelle nicht nur natürlich, sondern auch nothwendig, die Besprechung des Bernhardi'schen Buches an jene erste Behandlung des Gegenstandes wieder anzuknüpfen. Denn es zeigt sich, daß Bernhardi, wenn auch in anderer Form und mit

anderer Motivirung, doch dieselbe Grundanschauung vertritt, die von Seiten des Referenten in jener Polemik bekämpft worden ist.

Nachdem eine Autorität wie Bernhardi auf diese Weise mit einem ausführlichen Werke in die Schranken getreten ist, handelt es sich also für den Referenten darum, entweder seine damalige Auseinandersetzung als unrichtig anzuerkennen und sie aufzugeben, oder sie von Neuem zu vertheidigen und Bernhardi zu widerlegen. Das ist um so nothwendiger, als Referent einen wesentlichen Theil seiner kriegsgeschichtlichen Bildung Bernhardi's Werken verdankt und sich bisher, obgleich Bernhardi gerade Friedrich den Großen nicht behandelt hatte, doch nach Analogie der sonstigen Anschauung mit ihm in Uebereinstimmung glaubte, sich vielfach auf Bernhardi's Forschung stützte und sich, wenn auch nicht gerade in dem qu. Streitpunkt selbst, auf seine Autorität berufen hat. In den letzten Prinzipien ist auch thatsächlich eine Meinungsverschiedenheit nicht vorhanden. Daß dennoch über einen so wichtigen Gegenstand, wie die Stellung Friedrich's des Großen in der Kriegsgeschichte eine tiefe Differenz zu Tage kommt, hat seinen Grund darin, daß Bernhardi Friedrich eine Ausnahmestellung vindicirt und ihn so zu sagen aus seiner Zeit herauszuheben nöthig hält. Eine solche Anomalie ist ja an sich sehr wohl möglich und keinesweg a priori zu verwerfen. Ob sie wirklich statt hat, ist zu untersuchen.

Die Differenz, um die es sich handelt, wird bestimmt durch zwei Grundbegriffe. Es giebt ein System der Kriegführung, nach welchem die Entscheidung im Kriege allein herbeigeführt werden kann durch die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte, d. h. durch die Schlacht; alle anderen Operationen, Stellungen, Märsche, Besitznahme von Provinzen, haben nur Werth als vorbereitende Handlungen, indem sie für die zu liefernde Schlacht günstigere Bedingungen schaffen. Ihnen gegenüber steht ein anderes System, worin die Besitznahme und Deckung von Provinzen, das Innehaben von beherrschenden Stellungen, an sich als vortheilhaft betrachtet wird und die Schlacht also nicht als das einzige, sondern nur als ein Mittel unter mehreren zur Ueberwindung des Gegners angesehen wird. Es kann sein, daß man durch ein Manöver, durch Bedrohung der Rückzugslinie, durch Zerstörung eines Magazins den Gegner zu einer rückwärtigen Bewegung nöthigt und daß dieser Vortheil dann als ein einem Sieg eventuell gleichwerthiger gebucht wird.

Nach diesem letzteren System haben (Friedrich allein vorbehalten) sämmtliche Feldherren vom 30jährigen Kriege an bis auf die französische Revolution gehandelt; nach dem ersteren werden seit der französischen Revolution und namentlich seit Napoleon die Kriege geführt und die vorkommenden Rückfälle in das ältere System werden, wenn nicht besondere Umstände eine Ausnahme motiviren, von der Kritik als Fehler behandelt.

Als Abart jenes Systems (man könnte es das System der alten Monarchie nennen) ist die sogenannte methodische Kriegführung zu betrachten. Eigentlich soll und will dieselbe nichts anderes darstellen, als die Theorie eben dieses Systems, würde sich also von demselben substantiell nicht weiter unterscheiden. Dennoch ist ein Unterschied vorhanden. In dem System selbst erscheint die Schlacht wenigstens als ein Mittel der Kriegführung unter mehreren. Es liegt aber nahe, wenn man sich vorstellt, daß kriegerische Vortheile auch ohne das gefährliche und kostbare Mittel einer Schlacht zu erreichen sind, auf den Gedanken zu kommen, ob nicht durch überlegenes Manövriren der Krieg ganz und gar ohne Schlagen geführt werden könne. In der That sind wenigstens zwei dieser Methodiker, Lloyd und Bülow, bis zu dieser Konsequenz fortgegangen. Sie glaubten wirklich einen Krieg ganz ohne Schlachten führen zu können. Alle Methodiker aber stimmen darin überein, der Schlacht nur eine sekundäre Wichtigkeit im Kriege zuzuschreiben,[1]) und nicht inkonsequent sagt Lloyd, die Schlachten seiner Zeit seien eigentlich nicht Schlachten, sondern nur große Scharmützel zu nennen, da sie keine Entscheidung brächten.

So weit, d. h. über diesen Unterschied und Gegensatz, glaube ich, ist heute alle Welt (in Deutschland wenigstens) einig, und das Problem, dessen Lösung verlangt wird, ist allein, wie König Friedrich sich zu jenen Kategorien verhalte oder in dieselben einzuordnen sei.

Bernhardi drückt sich darüber folgendermaßen aus (I S. 2): „König Friedrich wußte sich allein unter allen seinen Zeitgenossen klar und bestimmt zu sagen, daß die Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte das allein

---

[1]) D. H. Gen. v. Lloyd's Abhandlung üb. d. allg. Grundsätze d. Kriegskunst. Deutsch. 1783. S. XVIII: „Kluge Generale werden immer eher diese (Kenntniß des Landes, der Wissenschaft der Stellungen, des Lagerwesens, der Märsche) zur Grundlage ihrer Maßregeln machen, als die Sachen auf den ungewissen Ausgang einer Schlacht ankommen lassen. Wer sich auf diese Dinge versteht, kann Kriegsunternehmungen mit geometrischer Strenge einleiten und beständig Krieg führen, ohne jemals in die Nothwendigkeit zu kommen, schlagen zu müssen. Der Marschall von Sachsen nennt Schlachten das Auskunftsmittel unwissender Generale; sie schlagen, wenn sie nicht wissen, was sie anfangen sollen."

Erzherzog Karl lehrt in seinen Grundsätzen der Strategie (Ausgabe v. 1862) S. 8: „In jedem Lande giebt es strategische Punkte, die für das Schicksal desselben entscheidend sind; weil man durch ihren Besitz den Schlüssel des Landes gewinnt und sich seiner Hilfsquellen bemächtigt."

Ebenso S. 11: „Die entscheidende Wichtigkeit der strategischen Linien macht es zum Gesetz, sich zu keiner Bewegung, auch selbst durch die größten taktischen Vortheile verleiten zu lassen, durch welche man sich so weit oder in einer solchen Richtung von denselben entfernt, daß sie den Feinden Preis gegeben werden."

Entscheidende im Kriege ist, und daß daher für den, der die Entscheidung sucht, das feindliche Heer unmittelbar selbst, wie wir heute gewohnt sind, es auszudrücken, das strategische Objekt sein muß."

Bernhardi vindizirt Friedrich also mit Entschiedenheit das Kriegssystem, welches ich oben als das Napoleonische bezeichnet habe. Die entgegengesetzte von mir vertretene Meinung ist, daß Friedrich prinzipiell dem andern, dem System der alten Monarchie angehört habe.

Beiläufig sei noch, ehe wir in die Untersuchung selbst eintreten, bemerkt, daß diese nicht als eine militärische, sondern als eine historische anzusehen ist. Es handelt sich, nachdem von Militärs die Grundsätze der Kriegführung unter den verschiedensten Voraussetzungen festgestellt sind, hier im speziellen Falle darum, nachzuweisen, welcher Art die aus der Geschichte zu erkennenden Voraussetzungen und Verhältnisse der Kriegführung Friedrichs waren. Das ist unmöglich ohne eine Kenntniß jener militärischen Grundsätze, aber ebenso unmöglich ohne die genügende Ausbildung in der Methode und dem Wissen der Historie.

Daß unser Resultat endlich nicht nur ein kriegsgeschichtlich interessantes, sondern auch universalhistorisch ungemein wichtiges sein wird (und von diesem letzteren Gesichtspunkte aus bin ich auf die Untersuchung geführt worden), hoffe ich zum Schluß ebenfalls nachzuweisen.

Suchen wir zunächst aus den eigenen Aeußerungen und militärischen Schriften des Königs die theoretische Anschauung desselben kennen zu lernen.

Vor der Schlacht bei Hohenfriedberg (1745) schrieb Friedrich an Podewils: „Es bleibt mir kein Ausweg als eine große Action, — — — Eine Schlacht ist unter allen möglichen Dingen, die ich finden kann, die einzige, die Entscheidung bringt." „Cet émétique décidera en peu d'heures du sort du malade".[1]) Dasselbe Bild „émétique" für eine Schlacht gebraucht Friedrich später noch ziemlich häufig, z. B. in einem Brief an den Prinzen Heinrich vom 20. Januar 1762.

In den General-Prinzipien vom Kriege, der umfassendsten seiner theoretischen Schriften (etwa 1747), heißt es in dem Kapitel „Wann und wie man Bataillen liefern soll": „Die Bataillen decidiren von dem Schicksal eines Staates; wenn man Krieg führt, so muß man allerdings zu decisiven Momenten kommen, entweder, um sich aus dem Embarras des Krieges zu ziehen, oder um seinen Feind darin zu setzen, oder um die Querelles auszumachen, die sonsten niemahls zu Ende kommen würden."

„Ein vernünftiger Mann muß niemahlen eine Demarche thun, sonder einen guten Beweggrund dazu zu haben; noch viel weniger aber muß der

---

1) Cit. Droysen, Gesch. d. Preuß. Politik, Th. V Bd. 2, S. 465.

General von einer Armee, jemahlen Bataillen liefern, ohne daß er einen importanten Zweck dadurch suche."

„Die Ursachen also, wegen welcher man Bataillen liefert, seynd, um den Feind zu zwingen, die Belagerung eines euch zuständigen Orts aufzuheben, oder aber um ihn aus einer Provintz zu jagen, deren er sich bemächtiget hat; ferner um in seine eigenen Lande zu penetriren, oder auch, um eine Belagerung zu thun, und endlich um seine Hartnäckigkeit zu brechen, wenn er keinen Frieden machen will, oder aber auch, um ihn wegen eines Fehlers zu strafen, welchen er begangen hat."

„Man obligirt den Feind zu schlagen, wenn man einen forcirten Marsch thut, wodurch Ihr ihn in den Rücken kommet und ihn von den so hinter ihn lieget, abschneidet, oder auch, wenn man einer Stadt drohet, an deren Conservation ihn zum höchsten gelegen ist. Man nehme sich aber sehr wohl in acht, wenn man dergleichen Arten Manövres mit der Armee machen will, und hüte sich nicht weniger, daß man sich nicht in dasselbige inconveniens bringe, noch sich dergestalt postire, daß der Feind seines Ortes, Euch von Eueren Magazinen abschneiden kann." — —

„Allen diesen Maximen füge ich noch hinzu, daß Unsere Kriege kurtz und vives seyn müssen, maßen es uns nicht conveniret, die Sachen in die Länge zu ziehen, weil ein langwieriger Krieg ohnvermerkt Unsere admirable Disciplin fallen machen, und das Land depeupliren Unsere Ressources aber erschöpfen würde." — — „Mit einem Wort, in Sachen so Bataillen betreffen, muß man der Maxime des Hebräischen Sanhedrin folgen, daß es besser sey, daß ein Mensch sterbe, als daß das gantze Volck verderbe."

In der Art de guerre (etwa 1750) heißt es (X, 268):

„Et n'engagez jamais sans de fortes raisons
Ces combats où la mort fait d'affreuses moissons."

In den „Pensées et règles générales pour la guerre" (1755), wohl schon im Hinblick auf den sich vorbereitenden Sturm geschrieben, ist ein direkter Rath, die Schlachtentscheidung zu suchen, gar nicht enthalten. Dagegen ist in dem Artikel von den Feldzugs-Entwürfen gesagt, daß ein guter Feldzugsplan den Krieg entscheiden könne durch die Vortheile, „welche Euch entweder Eure Streitkräfte, oder die Zeit, oder eine Stellung, die Ihr zuerst in Besitz nehmt, gewähren." „Das Gute eines Kriegsplans", heißt es weiter, „besteht darin, daß Ihr selber wenig wagt, den Feind aber in Gefahr bringt, Alles zu verlieren."

1757, einige Wochen nach der Schlacht bei Kollin, schreibt Friedrich an den Prinzen von Preußen: „Meine Meinung ist, daß wir es sobald als möglich, an einem oder dem andern Orte, auf eine entscheidende Bataille ankommen lassen. Die beständigen Rückmärsche taugen nicht; in

solchen verzweifelten Umständen, wie die unsrigen, müssen verzweifelte Hülfsmittel ergriffen werden."

In den im Herbst 1759 niedergeschriebenen Betrachtungen über das militärische Talent und den Charakter Karls XII. heißt es, der König habe bei mancher Gelegenheit sparsamer mit Menschenblut sein können. „Es giebt allerdings Lagen, wo man sich schlagen muß; man soll sich aber nur dann darauf einlassen, wenn man weniger zu verlieren, als zu gewinnen hat, wenn der Feind, sei es beim Lagern, sei es beim Marsch, nachlässig ist, oder wenn man ihn durch einen entscheidenden Schlag zwingen kann, den Frieden anzunehmen. Es steht übrigens fest, daß die meisten Generale, welche sich leicht auf eine Schlacht verlassen, nur deshalb zu diesem Auskunftsmittel greifen, weil sie sich nicht anders zu helfen wissen. Weit davon entfernt, dieses ihnen als Verdienst anzurechnen, sieht man es vielmehr als ein Zeichen von Mangel an Genie an."[1])

Ueber die Genesis der Schlacht bei Torgau sagt der König in der Geschichte des Krieges:

„Après avoir mûrement examiné et pesé toutes ces raisons, il fut résolu de commettre la fortune de la Prusse au sort d'une bataille, si toutefois on ne pouvait parvenir par des manoeuvres à déposter le maréchal Daun de Torgau qu'il occupait."

In der Einleitung zu diesem Werke heißt es: „Il est très-probable que les généraux autrichiens ne s'écarteront pas de la méthode du maréchal Daun (qui est sans contredit la bonne), et qu'à la première guerre on les trouvera aussi attentifs à se bien poster, qu'ils l'ont été dans celle-ci. Cela m'oblige d'observer qu'un général aura tort, s'il se hâte d'attaquer l'ennemi dans des postes de montagnes, ou dans des terrains coupés. La nécessité des conjonctures m'a forcé quelquefois d'en venir à cette extrémité; mais lorsqu'on fait guerre à puissance égale, on peut se procurer des avantages plus sûrs par la ruse et par l'adresse, sans s'exposer à d'aussi grands risques. Accumulez beaucoup de petits avantages; leur somme en produira de grands. D'ailleurs l'attaque d'un poste bien défendu est un morceau de dure digestion; vous pouvez facilement être repoussé et battu. Vous ne l'emportez qu'en sacrifiant des quinze et des vingt mille hommes; ce qui fait une brèche cruelle dans une armée. Les recrues, supposé que vous en trouviez en abondance, réparent le nombre mais non pas

---

[1]) Diese Stellen sind deutsch nach der Uebersetzung in den „Militär-Klassikern" gegeben.

la qualité des soldats que vous avez perdus. Votre pays se dépeuple en renouvelant votre armée; vos troupes dégénèrent, et si la guerre est longue, vous vous trouvez enfin à la tête de paysans mal exercés, mal disciplinés, avec lesquels vous osez à peine paraître devant l'ennemi. A la bonne heure qu'on s'écarte des règles dans une situation violente; la nécessité seule peut faire recourir aux remèdes désespérés; comme on donne de l'émétique au malade, lorsqu'il ne reste aucune autre ressource pour le guérir. Mais ce cas excepté, il faut selon moi procéder avec plus de ménagement et n'agir qu'avec poids et mesure, parce que celui qui à la guerre donne le moins au hasard, est le plus habile."

Dem Sinne nach fast identisch hiermit und manchmal wörtlich übereinstimmend ist die vielbesprochene Stelle in dem militärischen Testament. Der König glaubt nicht, daß die Oesterreicher in einem zukünftigen Kriege Gelegenheit zu einer großen Schlacht geben würden, und empfiehlt deshalb, sich zu begnügen, Land zu okkupiren und nach Gelegenheit zu suchen, die einzelnen Detachements des Feindes zu schlagen.

Ich glaube, wir haben hiermit an Citaten genug. Wir haben sie chronologisch geordnet, allen verschiedenen Lebensabschnitten des Königs entnommen, der ersten Kriegsperiode, der Zwischenzeit vor dem siebenjährigen Kriege, diesem Kriege selbst und der Zeit nachher. Die allgemeine Uebereinstimmung springt sofort in die Augen, wenn man daneben den Ausspruch Napoleon's hält: „Je ne connais que trois choses à la guerre; c'est faire dix lieues par jour, combattre et rester en repos."

Nirgends ist von Friedrich die Schlacht in dieser Bedingungslosigkeit verlangt; Napoleon fordert sie absolut und ausschließlich, Friedrich immer nur relativ; mehrfach ist sie als ein Mittel der Verzweiflung, ein Heilmittel in schlimmer Lage angesehen. In der letztcitirten Stelle ist sogar nahezu davon abgerathen. Diese Stellen würden ohne weiteres entscheidend sein, wenn sie Allgemeingültigkeit beanspruchen könnten. Das können sie jedoch ohne Zweifel nicht. Wir sehen deshalb vorläufig von ihnen ab und unterwerfen vor allem die ausführliche, im Jahre 1747, also in der Zeit der vollen Kraft und unbeschränkten Freiheit Friedrich's, geschriebene Stelle in den General-Prinzipien einer eingehenderen Betrachtung.

Die Schlachten entscheiden das Schicksal eines Staates. — Man darf Schlachten nicht liefern ohne einen besonderen wichtigen Zweck. — Für die preußischen Verhältnisse im Besondern ist es nothwendig, Schlachten nicht zu scheuen. Das ist der konzentrirte Inhalt des 23. Artikels der General-Prinzipien.

In zwei Punkten unterscheidet sich diese Lehre wesentlich von der

modernen. Erstens durch die Motivirung in dem letzten Satze. Nicht eine allgemeingültige Regel soll aufgestellt werden, sondern die besonderen Verhältnisse Preußens werden als Grund angegeben. Die Möglichkeit, auch ohne Schlacht im Kriege Vortheile zu gewinnen, wird damit nicht absolut verworfen, und die Schlacht wird sogar durch die Anwendung der Worte: „es ist besser, daß ein Mensch sterbe 2c.“, als ein zwar nothwendiges aber immerhin bedauerliches Opfer hingestellt.

Für das Resultat und die Praxis ist diese Motivirung des aufgestellten Grundsatzes zwar zunächst gleichgültig; sie wird aber, wie wir sehen werden, für uns doch noch Wichtigkeit erlangen, und ich merke sie hier wenigstens vorläufig an.

Zweitens ist von durchschlagender Bedeutung die Einschränkung: „ein vernünftiger Mann muß niemahlen eine Demarche thun, sonder einen guten Beweggrund dazu zu haben; noch viel weniger aber muß der General von einer Armee jemahlen Bataillen liefern, ohne daß er einen importanten Zweck dadurch suche.“ [1]) Dieser Satz enthält das gerade Gegentheil der modernen Lehre. Immer wieder und mit Recht vom heutigen Standpunkte aus kommt Bernhardi in seinem Buche darauf zurück, daß der Sieg selbst durch seine physischen und moralischen Folgen das Entscheidende sei; daß Terrainverlust oder Gewinn an sich gar nichts bedeuten und daß die Kritiker im höchsten Unrecht seien, welche die Bedeutung einer Schlacht daran abschätzen, welchen räumlichen Gewinn sie gebracht habe oder habe bringen können. Der Sieg ist Selbstzweck, denn er zerstört die Streitkräfte des Feindes und unterwirft ihn damit unserem Willen. Hier aber wird gesagt, daß man die Schlacht nicht liefern dürfe, ohne einen importanten Zweck mit ihr zu suchen. Die Schlacht ist also nicht Selbstzweck, sondern hat nur ihren dem Preis entsprechenden Werth, wenn sie andere Vortheile im Gefolge hat. Dort soll Alles der Schlacht dienen, sonst ist es werthlos; hier soll die Schlacht anderen Zwecken dienen, sonst wird von ihr abgerathen.

Der allgemeine Satz: „die Bataillen decidiren von dem Schicksal eines Staates“, enthält nicht die Forsetzung „deshalb muß man im Kriege nach nichts anderem streben, als alle seine Kräfte zusammenzunehmen zu einem entscheidenden Schlage und Alles andere als Nebensache betrachten“, sondern er erhält die Einschränkung: aber man muß eine Schlacht nicht ohne einen importanten Zweck liefern. Die Bataillen decidiren also nach der Meinung des Königs nicht direkt und unmittelbar das Schicksal der

[1]) Als Parallelstelle füge ich hier noch hinzu aus den „Projets de campagne“ (1775): „Ne livrez pas bataille pour vaincre l'ennemi seulement, mais pour exécuter les suites de votre projet, qui se serait trouvé arrêté à moins de cette décision.“

Staaten, sondern nur unter besonderen Umständen, oder wenn sie anderweitige, ihnen selbst fremde Vortheile im Gefolge haben.[1])

Wie sehr der König von diesem Gedanken durchdrungen ist, zeigt sich noch einmal in der besonderen Warnung, die er ausspricht, bei den Manövern, die zu einer Schlacht führen sollen, nicht die eigenen Verbindungen preiszugeben. Sicherlich will der König nicht zu einer Schlacht rathen, bei der nicht mit einiger Gewißheit auf den Sieg zu rechnen ist. Selbst die Hoffnung auf einen Sieg scheint ihm also die Schädlichkeit des Verlustes der Operationslinie (wie es heute heißt) nicht aufzuwiegen. Vergleichen wir hiermit den oben angeführten Ausspruch des Erzherzogs Karl: „die entscheidende Wichtigkeit der strategischen Linien macht es zum Gesetz, sich zu keiner Bewegung, auch selbst durch die größten taktischen Vortheile verleiten zu lassen, durch welche man sich so weit oder in solcher Richtung von denselben entfernt, daß sie dem Feinde Preis gegeben werden", so erkennen wir, wie nahe sich die beiden Feldherren in ihrer Grundanschauung stehen: der Unterschied ist nur, daß sie für die Zeit Friedrich's des Großen richtig, und für die des Erzherzogs falsch war.

Inwiefern stehen nun die übrigen oben angeführten Aussprüche Friedrich's in Uebereinstimmung mit den General-Prinzipien? Gehen sie nicht zum Theil weit über dieselben hinaus?

Der König legt großen Werth auf die Besitznahme gewisser Stellungen; er erzählt, wie er vor der Schlacht bei Torgau versucht habe, ob er Daun nicht durch Manöver zum Weichen bringen könne; er tritt sogar der Auffassung bei, daß die Schlacht ein Kriegsmittel sei, das man anwende, wenn man mit seiner Kunst zu Ende sei, und bezeichnet sie mehrfach als ein Mittel der Verzweiflung oder auch als ein „émétique". Zu allen diesen Sätzen ist in der That von den General-Prinzipien nur ein Schritt. Die Schlacht soll nicht um ihrer selbst, sondern nur um eines besonderen Zweckes willen geliefert werden — wie? sollte man diesen Zweck nicht etwa auch

[1]) Wenn der jüngste Herausgeber der General-Prinzipien, v. Taysen, in den Militärischen Klassikern S. 84 jene Stelle dahin kommentirt, „der König will damit nur vor dem zwecklosen Bataillіren warnen", so verwischt er durch diesen Kommentar das Wesentliche. Dazu dient der offenbar absichtlich gewählte, abschwächende Ausdruck „Bataillіren". Man setze statt dessen „Schlagen" oder noch besser „Siegen" ein (denn von Schlachten, in denen man nicht auf den Sieg rechnet, wäre es nicht nöthig, besonders abzurathen), so springt der Gegensatz sofort deutlich hervor. Der Satz lautet dann: „der König will nur vor dem zwecklosen Siegen warnen." Für Friedrich allerdings konnte es „zwecklose Siege" geben, seit Napoleon aber ist es Grundsatz der Kriegführung, daß ein Sieg immer gut ist, und wenn man diesen Unterschied, statt ihn hervorzuheben, unterdrückt, ist es unmöglich, zu einer richtigen Auffassung von der Kriegführung Friedrich's zu gelangen.

ohne Schlacht erreichen können? Diese Frage ist das offene Thor, durch das die ganze methodische Kriegführung ihren Einzug in die Strategie des 18. Jahrhunderts gehalten hat und man sieht, daß auch Friedrich sie sich oft genug vorgelegt hat. Für Napoleon wäre sie unmöglich, denn für ihn giebt es im Kriege überhaupt nichts, als marschiren, schlagen und ruhen. Für Friedrich aber ist sie ganz konsequent, und wenn die Frage einmal gestellt ist und mit „nein" beantwortet werden mußte; wenn der Feldherr zu dem Entschluß kommt, daß unter den obwaltenden Umständen eine Schlacht nicht zu umgehen sei, so werden wir selbst bei dem kriegerischsten und entschlossensten Feldherrn wie Friedrich über Ausdrücke, die die Schlacht als ein nothwendiges Uebel (émétique) erscheinen lassen, nicht mehr erstaunen. [1])

Alle jene Aussprüche Friedrich's stimmen also unter sich überein (contraire sind auch von Bernhardi nicht beigebracht worden) und zeigen uns die Grundanschauung Friedrich's im diametralen Gegensatze zu derjenigen Napoleon's. Das schließt natürlich nicht aus, daß beide Feldherren unter gewissen Umständen praktisch zu demselben Resultat gelangen können. Wenn Friedrich eine Schlacht für angebracht hielt, dann ging er — es ist nicht nöthig, die Beispiele aufzuzählen — mit derselben Entschlossenheit darauf los, wie Napoleon, und die Macht seines Charakters drängte ihn ganz von selbst immer wieder dahin, die Gelegenheit zu einer solchen Entscheidung aufzusuchen, so sehr, daß man manchmal meinen möchte, er habe seine Theorie absichtlich (z. B. in der Reflexion über Karl XII.) so gemäßigt formulirt, um die Leidenschaftlichkeit seines Temperaments dadurch im Zaume zu halten.

Bernhardi kommt in seinem Buche immer wieder darauf zurück, daß es den sämmtlichen Feldherren des siebenjährigen Krieges außer Friedrich selbst an der Einsicht gefehlt habe, daß es einzig und allein im Kriege auf die Zerstörung des feindlichen Heeres ankomme. Nach dem Obigen scheint es, als wenn Friedrich selbst ebenfalls ohne diese Einsicht gewesen sei und das ist um so wunderbarer, als Bernhardi uns mittheilt, daß mehrere sehr viel unbedeutendere Leute der Zeit, Kaunitz, Graf Choiseuil, sogar der Kaiser Franz diesen Satz mit großer Klarheit ausgesprochen haben. Sollten

[1]) Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Bitte aussprechen, nicht, wie es geschehen ist, den Satz, Friedrich habe die Schlacht als ein Uebel angesehen, dem man sich nur im Nothfall unterziehen müsse, als das Résumé meiner Auffassung zu citiren. Der Satz ist zwar an sich richtig, hat aber den Fehler, außerhalb des Zusammenhanges falsche Nebenvorstellungen zu erwecken; zum wenigsten müßte ihm jener andere von mir gebrauchte Satz zugefügt werden, daß Friedrich niemals in den Fehler verfallen sei, zu glauben, Krieg könne ohne Blutvergießen geführt werden.



sie wirklich klüger gewesen sein, als König Friedrich? Ich hoffe im Gegentheil unten nachzuweisen, daß der von Friedrich aufgestellte Grundsatz für seine Zeit der einzig richtige war und daß seine Ueberlegenheit über seine Zeitgenossen nicht in einer theoretischen Erkenntniß, sondern in der besseren Anwendung von Grundsätzen bestand, an deren Erkenntniß es auch auf österreichischer Seite nicht fehlte.

Doch davon nachher. Wir haben es bis jetzt nur mit den theoretischen Ansichten König Friedrich's über Kriegführung zu thun und glauben es außer Zweifel gestellt zn haben, daß dieselben nicht die von Bernhardi angenommenen waren.

Wenn die Sache nun aber so klar ist, wird man fragen, wie findet sich denn Bernhardi mit den oben citirten Aeußerungen des Königs, namentlich den „General-Prinzipien", ab? Allerdings auf eine eigenthümliche Weise. Indem er den Grundsatz aufstellt, daß die militärischen Schriften des Königs für die Erkenntniß seiner Ideen von Krieg und Kriegführung gleichsam nur in zweiter Linie in Betracht kämen und in erster Linie seine Thaten, die Kriegführung selbst und der gleichzeitige Briefwechsel zu Rathe gezogen werden müßten, läßt er diejenigen theoretischen Aussprüche des Königs, die den von ihm aufgestellten Grundsätzen widersprechen, ganz und gar außer Betracht.

Wir dürfen diesen Grundsatz noch nicht a priori verwerfen. An sich wäre es ja keineswegs unmöglich, daß ein Feldherr, mehr ein Mann der That als der Doctrin, nach anderen Grundsätzen gehandelt hätte, als er es selbst theoretisch zu formuliren wußte. Bei Friedrich dürfte man das nun freilich schwer behaupten können und Bernhardi findet auch durchaus nicht, daß ein solcher Widerspruch da sei.[1]) Aber auf eine nähere Auseinandersetzung darüber läßt er sich nicht ein; dies Ignoriren geht so weit, daß er Aeußerungen im Munde anderer Militärs, die die angeblich falschen Grundsätze wiederspiegeln, mit seinem eigenthümlichen feinen Sarkasmus abthut, obgleich nicht nur analoge, sondern geradezu gleichlautende Aeußerungen bei Friedrich zu finden sind. Ich glaube nicht, daß das zu viel gesagt ist, wenn man die oben besprochene Stelle aus den General-Prinzipien vergleicht mit dem Absatz (Bd. II. S. 337), in dem

[1]) Wenn man eine gewisse Discrepanz zwischen Friedrich's Theorie und Praxis anzunehmen für nöthig hält, so liegt sie jedenfalls — wie wir oben schon andeuteten — auf der entgegengesetzten Seite, als bisher behauptet worden ist. Friedrich hatte dieselbe Ansicht vom Kriege, wie Napoleon — hat man gesagt — aber er hatte nicht die Mittel sie auszuführen. Im Gegentheil — wir haben gezeigt, daß Friedrich ganz andere Ansichten hatte wie Napoleon, aber die Macht seines Charakters machte seine Kriegführung zuweilen ganz analog derjenigen des französischen Kaisers.

Bernhardi den Ausspruch Tempelhof's charakterisirt: „eine Schlacht liefert man nicht, um bloß zu schlagen; man muß überwiegende Gründe dazu, und einen großen, ohne Schlacht schlechterdings nicht zu erreichenden Zweck vor Augen haben." Man möchte geradezu meinen, daß Tempelhof diesen Satz, den Bernhardi so wegwerfend behandelt, direkt aus den General-Prinzipien Friedrich's selbst entnommen und nur etwas chargirt hat.

Bd. II. S. 242 heißt es bei Bernhardi: „Die Art, wie der Herzog (Ferdinand von Braunschweig) der Sorge Worte leiht, mit der er einer möglichen Schlacht entgegensieht, ist charakteristisch für die Zeit." Der Herzog schreibt nämlich: „Ich werde alsdann gezwungen sein, die Sache so bald als möglich durch eine Schlacht zur Entscheidung zu bringen, so daß das Schicksal Hessens, sowie dieser ganzen Expedition noch völlig vom Zufall abzuhängen scheint." „Die Schlacht ist", fügt Bernhardi ironisch hinzu, „nach den Ansichten der Zeit das Gebiet des Zufalls und das unsicherste aller Mittel, die Entscheidung herbeizuführen." Von diesen Ansichten der Zeit soll nach Bernhardi einzig Friedrich eximirt gewesen sein und doch citirt er in seinem eigenen Buche nicht weniger als drei Stellen (Bd. II. S. 25, 288, 318), in welchen der König dieselbe Redewendung gebraucht. Dazu nehme man, daß der König auch über den Entschluß zur Schlacht bei Torgau seinem Bruder schrieb (Oeuvres XXII. S. 221): „ce sont les raisons, qui m'ont obligé de tenter le hasard", und endlich den oben citirten Schluß der Einleitung zur Geschichte des siebenjährigen Krieges und man wird sich überzeugen, daß der König der verpönten Anschauung keineswegs so fern stand, wie Bernhardi behauptet.

Unsere bisherige Untersuchung bewegt sich, wie schon gesagt, ganz außerhalb des Rahmens und des Gedankenganges des Bernhardi'schen Buches, da dieser die Feststellung der theoretischen Ansichten des Königs aus seinen Schriften nicht für erforderlich erachtet. Wir müssen aber, ehe wir mit Bernhardi parallel gehen können, noch einen zweiten Paragraphen, der uns unerläßlich erscheint, von Bernhardi aber bei Seite gesetzt worden ist, vorausschicken, nämlich den Nachweis, daß die Fridericianischen Grundsätze, wie wir sie oben aus Friedrich's Schriften entwickelt haben, für die Zeit und die Verhältnisse wirklich die richtigen waren.

Daß die Kriege des 18ten Jahrhunderts und auch diejenigen Friedrich's in ganz anderer Weise geführt wurden, als diejenigen Napoleon's, sieht man auf den ersten Blick. Die Kriege dauern viele Jahre hindurch; Wochen und Monate lang wird auf demselben Kriegsschauplatz hin und hergezogen, lagern die feindlichen Heere in unmittelbarer Nähe, ohne daß es zum Schlagen

kommt; den ganzen Winter tritt eine faktische, oft sogar eine vertragsmäßige Waffenruhe ein. Bei Napoleon konzentrirte sich alles in wenige entscheidende Augenblicke. Der einzige Krieg des französischen Kaiserreichs, der in der älteren Art geführt wurde, ist der spanische, und die Fehler, welche Wellington im Jahre 1815 machte, sind wohl wesentlich darauf zurückzuführen, daß er gerade hier in Spanien sich zu einem Feldherrn der alten Schule ausgebildet hatte.

Ueber die Gründe dieses Unterschiedes können wir uns kurz fassen und auf unsere Auseinandersetzung im Jahrgang 1879 dieser Zeitschrift verweisen, die, wie wir wohl kaum zu bemerken nöthig haben, in keiner Weise widerlegt worden ist. Wissenschaftliches Denken und wissenschaftliche Methode verlangen vor allem die Fähigkeit, Regel und Ausnahme unterscheiden zu können. In populären Schriften mag es nothwendig sein, bei jedem allgemeinen Satz, jeder generellen Charakteristik die einzelnen Ausnahmefälle besonders namhaft zu machen und sie zu erklären. In wissenschaftlichen Untersuchungen sollte man bei allgemeiner Kenntniß der Thatsachen auch die Fähigkeit sie in das richtige Verhältniß zu bringen, voraussetzen dürfen.

Friedrich war also deshalb nicht im Stande, den Krieg in der Napoleonischen Weise zu führen, weil sein Heer in drei Beziehungen weit hinter dem Napoleonischen zurückstand: es war viel kleiner, es tiraillirte nicht und es requirirte nicht. Es konnte deshalb nicht so tief in das feindliche Land eindringen, wie dieses und so viel davon in Besitz nehmen, es konnte sich nicht mit derselben Schnelligkeit und Freiheit bewegen, weil es von seinen Magazinen abhängig war, und es konnte endlich nur mit großem Nachtheil auf coupirtem Terrain fechten und mußte Stellungen als unangreifbar betrachten, die Napoleon sehr wohl angreifen konnte.

Aus dem Angeführten ergiebt sich unmittelbar, daß es für Friedrich weder so leicht möglich, noch so vortheilhaft war, eine große taktische Entscheidung herbeizuführen, als später für Napoleon. Der Feind fand ohne Schwierigkeit unangreifbare Stellungen,[1]) er konnte dieselben nicht umgehen,

---

[1]) Kurz und treffend ist der Unterschied charakterisirt in den „Grundsätzen der höheren Kriegskunst für die Generale d. östreich. Armee". (1808.) Abschn. III. § 5.

„Die größere Mobilität der Truppen [seit der französischen Revolution], vereinigt mit der Art zerstreut zu fechten, veränderte die Stellungskunst auch und erschwerte den Vertheidigungskrieg, da Gegenden, welche nach der bisherigen Formirung der Armeen und ihrer Art zu fechten unzugänglich und undurchdringlich waren, folglich als appuis der Flügel benutzt oder gar nicht besetzt wurden, nun keine Hindernisse mehr darbieten und nicht nur von einzelnen Truppen, sondern auch von ganzen Korps durchzogen werden."

weil er sich dadurch von seinen Magazinen getrennt hätte; er konnte in seinem kleinen Lande die Verluste einer Schlacht viel schwerer ersetzen, er konnte weder so schnell, noch so weit verfolgen wie der französische Kaiser.

Wenn er wenige Märsche in Feindesland hinein gemacht hatte, so befand er sich, wie Clausewitz es ausgedrückt hat, auf dem Kulminationspunkt des Sieges;[1]) er hätte selbst nach einer siegreichen Schlacht doch nicht weiter gehen können; sowie er nach dem Siege von Soor dennoch nach Schlesien zurückging. Man möchte geradezu behaupten, daß Wien für ihn schon gewesen sein würde, was Moskau für Napoleon war.[2])

Selbst eine so weitgehende Zertrümmerung des feindlichen Heeres, wie sie bei Leuthen statt hatte, genügte doch nicht, den Frieden herbeizuführen. Torgau brachte ihm noch nicht einmal ganz Sachsen ein und kostete ihm ein Viertel seiner Armee.

Die Schlacht ist also für Friedrich den Großen nach der Natur seines Staates und Heeres auf der einen Seite ein sehr viel kostbareres, auf der andern ein lange nicht so durchschlagendes Mittel der Kriegführung als für Napoleon. Das ist der rein militärische Unterschied. Dazu kommt

---

1) Müffling in den Marginalien zu dem obigen Buch „Grundsätze" S. 88 sagt darüber:

„Wenn der Angreifende sonst die ihm gegenüberstehende Armee geschlagen hatte, die sich zwischen zwei Festungen durch zurück in das Innere ihres Landes zog, so ging die Verfolgung der geschlagenen Armee nicht viel über die Festungen hinaus, denn die siegreiche Armee wurde durch die Korps geschwächt, welche zur Blockade oder Belagerung der Festungen abrücken mußten. Die Blockade war aufs wenigste nöthig, damit die Garnisonen der Festungen nicht durch Ausfälle die Zufuhren wegnehmen oder ruiniren konnten, von welchen die Armee lebte.

Das Requisitionssystem hat hierin eine große Aenderung hervorgebracht. Wenn man nimmt, wo man findet und der Krieg in einer Zeit geführt wird, wo die Scheunen voll sind, so ist es nicht möglich, in einem kultivirten Lande zu verhungern, und der geschlagene Feind kann bis in das Innere seines Landes, und so weit verfolgt werden, daß es ihm nicht mehr möglich ist, sich zu erholen."

2) Es ist nicht uninteressant, sich den Vergleich in Zahlen klar zu machen, selbstverständlich mit der Maßgabe, daß dieselben nur einen Demonstrations-, keinen realen Werth haben.

Von Berlin bis Wien sind 70 Meilen, von Paris bis Moskau sind 350 Meilen, also fünf Mal so weit. Napoleon bot zu seinem russischen Feldzug im Ganzen über 600 000 Mann auf, Friedrich überschritt 1757 die österreichische Grenze mit im Ganzen 117 000 Mann, also etwa dasselbe Verhältniß 1 : 5. Günstiger wird sogar noch das Verhältniß für Napoleon, wenn man die Entfernung von der Grenze bis zur feindlichen Hauptstadt in Betracht zieht. Von der Grenze des Großherzogthums Warschau, das Napoleon als eigenes Gebiet betrachten konnte, bis Moskau sind etwa 120 Meilen, nur vier Mal so viel, als die Entfernung von der oberschlesischen Grenze nach Wien, die [illegible] Meilen beträgt.

der der Inferiorität der militärischen Mittel correspondirende politische. Napoleon wollte die Staaten, mit denen er Krieg führte, zertrümmern und sie sich unterwerfen. Friedrich wollte (und konnte auch nur) in seinem ersten Kriege eine Provinz erobern, in den folgenden den dadurch geschaffenen Zustand behaupten. Hätte er, angenommen, daß er stark genug dazu war, das österreichische Heer zerschmettert und Wien eingenommen, wie Napoleon, so war das gewiß ein sehr sicheres Mittel zur Durchführung seiner Absicht. Aber er konnte und ist endlich auch mit viel weniger ausgekommen.

Es genügte, daß die Oesterreicher endlich zu der Ueberzeugung gelangten, daß sie ihrerseits nicht im Stande seien, ihn, den König von Preußen, niederzuwerfen. In der Stellung von Bunzelwitz trauten sie sich weder die Preußen anzugreifen, noch daran vorbeigehend etwas anderes zu unternehmen. Das that Friedrich für seinen Zweck annähernd dieselben Dienste, wie wenn er eine Schlacht gewonnen hätte und sparte ihm den Verlust, den er nicht im Stande gewesen wäre zu ersetzen.

Also: weil die damaligen Heere so schwach und so schwerfällig waren, nur unbedeutend verfolgen und wenig Terrain okkupiren konnten, dagegen die Schlachten sehr viel Blut kosteten — so war die damalige Strategie mehr auf ein Ermatten und Ausdauern, als das Niederwerfen des Feindes angewiesen und die heute nebensächlichen Werthe, der Besitz von Land und von deckenden Stellungen, hatten damals eine wirkliche Bedeutung und durfte und mußte neben der taktischen Entscheidung von der Strategie in Betracht gezogen werden.[1])

Das alles um so mehr, je mehr die Anschauung von der Bedenklichkeit der Herausforderung des Schlachtenglücks sich in der herrschenden Meinung festgesetzt hat und von dem Gegner ein gewaltsamer Angriff auf eine auch nur leidlich gute Stellung nicht zu erwarten steht. Solcher Besitz, solche Stellungen konnten aber eventuell auch durch Manöver erlangt werden, während der Feind sich von dem direkten Verlust der Schlacht, wenn diese nicht zugleich erhebliche Verluste an Land oder Festungen im Gefolge gehabt hatte, verhältnißmäßig bald wieder erholte. Friedrich hatte also Recht, die Schlacht nicht um ihrer selbst, sondern um eines „importanten Zwecks" willen zu verlangen; er hatte Recht, sich unter Umständen mit

[1]) Dies ist der Punkt (worauf ich schon in dem Artikel über Clausewitz im Jahrg. 1878 dies. Zeitschr. hingewiesen habe), wo Clausewitz' großes Werk unvollkommen geblieben ist. Er selbst hat den Mangel in seinen letzten Lebensjahren noch erkannt („Nachricht" v. J. 1827 Einleitung) und es darauf hin umarbeiten wollen; er ist jedoch nicht mehr dazu gekommen.

Manöver-Erfolgen zu begnügen; er hatte Recht auf die Erhaltung seiner Verbindungen ein so großes Gewicht zu legen; er hatte Recht mit all den Aussprüchen, die wir oben aus seinen Schriften zusammengestellt haben.

Der Marschall St. Cyr sagt einmal in seinen Memoiren, Napoleon habe die Kriegskunst verachtet; er verachtete die allgemein als gut anerkannten Vorschriften; er meinte, dergleichen sei nur für mittelmäßige Geister; nur vulgärer Ehrgeiz könne jene Mittel gebrauchen, deren sich Ludwig XIV. oder Friedrich II. bedienten. Was ist von diesem Urtheil zu halten? Zunächst, daß es richtig ist, daß Friedrich sich jener Kriegskunst des 18. Jahrhunderts, die Napoleon verachtete, bediente; daß Napoleon also ganz mit Recht einen Unterschied zwischen sich und Friedrich statuirte; daß Napoleon aber ebenso Unrecht hatte, daraus Friedrich einen Vorwurf zu machen, wie St. Cyr, Napoleon zu tadeln, weil er sich jener Kriegskunst nicht bediente. Beider Feldherren Größe besteht eben darin, daß sie beide an ihrer Stelle das Richtige thaten.

Wir müssen wieder fragen, wie verhält sich Bernhardi zu diesen allgemein bekannten Thatsachen? Das ist nicht ganz leicht zu sagen.

Die generellen, in der Lineartaktik und Magazinverpflegung liegenden Eigenschaften, welche der Strategie des 18. Jahrhunderts Fesseln anlegten, berührt er möglichst wenig. Namentlich die Schwierigkeit der Verpflegung, auf welche die Zeitgenossen einstimmig, Friedrich eingeschlossen, ein so ungemeines Gewicht legen, behandelt er, als ob diese Schwierigkeit doch mehr in Einbildung und Vorurtheil beruht hätte. Mehrfach hebt er statt dessen die Schwierigkeiten hervor, welche die damalige Beschaffenheit der Wege der Kriegführung bereitet hätte. Entscheidendes Gewicht aber legt er allein auf die allmälig immer stärker werdende numerische Inferiorität der preußischen Truppen gegenüber den Alliirten.

In Bezug hierauf stellt Bernhardi mit besonderer Betonung an die Spitze seines Buches den Satz, Friedrich habe den Krieg den oben charakterisirten Grundsätzen gemäß geführt, „insofern es nämlich den damaligen Weltverhältnissen angemessen war, und insoweit es die besondere Lage Preußens gestattete." Sogar den Satz, daß es außer dem direkten Schlachterfolg selbst noch einen besonderen Zweck für dieselbe geben müsse, giebt er schon vom Jahre 1758 an für Friedrich zu. Also auch Bernhardi, man muß sagen, giebt nicht nur zu, sondern geht davon aus, daß es Einflüsse geben könne, die den Satz, daß „die Zertrümmerung der feindlichen Streitkräfte das allein Entscheidende im Kriege ist", modifiziren. Da scheinen wir ja materiell ganz einig zu sein. Bernhardi sagt: der absolute Satz wird thatsächlich modifizirt. Ich meinerseits nehme diese Modifikation gleich in den obersten Grundsatz auf und setze an Stelle eines absoluten Satzes mit

Ausnahmen zwei relative; wie die Logik es ausdrückt: an Stelle eines kategorischen Urtheils eine Disjunction. Bernhardi sagt: allein die Schlacht — so weit es sich durchführen ließ. Ich sage: Schlacht oder Manöver, je nach Umständen.

Wenn es sich nur um eine Formulirung handelte, so würde die meinige ohne Zweifel schon deshalb den Vorzug verdienen, weil Bernhardi genöthigt ist, wie wir noch sehen werden, um seinen Satz aufrecht zu erhalten, von allen zwölf Feldzügen Friedrich's einen einzigen als den normalen, alle anderen als Ausnahmen zu betrachten. In der Regel formulirt man umgekehrt.

Aber es handelt sich um mehr als eine bloße Formulirung. Es handelt sich zunächst um eine historische Thatsache, nämlich, selbst wenn die Kriegsereignisse sich ebenso gut so wie so gruppiren ließen, darum, wie Friedrich der Große selbst darüber gedacht hat. Wir können hierüber auf unseren ersten Abschnitt verweisen.

Ferner aber handelt es sich auch um einen wichtigen substanziellen Unterschied. Es ist offenbar nicht gleichgültig für die Erkenntniß der Genesis der Feldzugspläne des Königs zu wissen, ob er sich von vornherein immer nur gesagt hat, wie bringst du dem Feind eine Niederlage bei, alles andere findet sich dann von selbst; oder ob er sich jedesmal besonders die allgemeinen und speziellen Gründe vorgelegt hat, ob er eine Schlacht liefern solle oder nicht. Für die menschliche Entschlußkraft, auch die allerstärkste, ist das ein sehr großer praktischer Unterschied und das letztere offenbar das viel schwerere.

Endlich drittens wird durch die Bernhardi'sche Formulirung die Erkenntniß der Strategie des 18. Jahrhunderts auf das äußerste erschwert. Bernhardi giebt zu, daß Umstände eintreten können, in welchen der allgemeine Satz, daß es allein auf die Schlachten im Kriege ankomme, Ausnahmen erleiden könne. Damit wird also die Kriegführung des ganzen 18. Jahrhunderts unter eine bloße Ausnahmerubrik gebracht: eine historisch gar nicht durchzuführende Annahme.

Wir resumiren diesen Abschnitt dahin, daß das in unserem ersten Abschnitt als Friedrich's theoretische Anschauung festgestellte Prinzip für seine Verhältnisse auch wirklich das richtige war und daß auch Bernhardi annimmt, in Friedrich's Verhältnissen sei das von ihm (Bernhardi) supponirte Prinzip nicht vollständig durchführbar gewesen.

Wir gelangen nunmehr zu dem eigentlichen Inhalt des Bernhardi'schen Werkes. Bernhardi will aus den Thaten, den Dispositionen und gleichzeitigen brieflichen Aeußerungen des Königs nachweisen, daß der König den von ihm aufgestellten Satz, wenn er ihn auch nicht theoretisch ausgesprochen hat, doch praktisch befolgt habe. Dazu genügt es offenbar nicht, nachzuweisen, daß er ihn oft oder auch sehr oft befolgt habe. Das würde nur unseren Satz beweisen, daß Friedrich unter gewissen Umständen die Schlachtentscheidung für das räthlichste hielt. Diese Umstände können ja sehr häufig stattgefunden haben.

Aber Bernhardi nimmt an, daß der König nur ein einziges Mal wirklich in der Lage gewesen ist, seinen Ideen von Kriegführung nachleben zu können. „Nur einmal", heißt es (S. 36), „im Laufe seiner langen und dornenvollen Feldherrnthätigkeit war es Friedrich II. vergönnt, einen vollständigen Sieg und Erfolg erstreben zu dürfen, wie ihn Napoleon in jedem Feldzuge seiner Kaiserzeit suchte. Nur einmal durfte er seine Operationen im Großen und Ganzen darauf anlegen, wenigstens seinen hauptsächlichsten Gegner ganz zu entwaffnen, indem er seine Heeresmacht zertrümmerte und in das Herz seiner Staaten eindrang.

Während der beiden ersten schlesischen Kriege erlaubte ihm die Politik nicht, nach einem Erfolg solcher Art zu streben; er wäre damit weit über den Zweck hinausgegangen, den er verfolgte, und hätte einen solchen Sieg zu eigenem Schaden für andere, für Frankreich zumal, erfochten. Während der späteren Feldzüge des siebenjährigen Krieges war er zu schwach, um sich das Ziel so hoch stecken zu dürfen; seine Macht reichte dazu nicht mehr aus, er wäre zu Grunde gegangen wie Karl XII. von Schweden, wenn er es hätte versuchen wollen. Er wußte es sich zu sagen und demgemäß zu handeln.

Nur einmal, nur während der beiden ersten Feldzüge des siebenjährigen Krieges, durfte er nach der vollständigen Entscheidung trachten, und eben darum sind seine Entwürfe und Pläne aus dieser Zeit von besonderem Interesse und besonders belehrend."

Also ein einziges Mal (Bernhardi faßt mit Recht die Feldzüge 1756/57 als *eine* fortlaufende Aktion auf) hat Friedrich der Große seinem Prinzip gemäß verfahren können, und aus diesem einen Mal soll das Prinzip erschlossen und nachgewiesen werden können? Das ist offenbar nach allen Regeln der Induktion unmöglich, selbst wenn wir dieses eine Mal ohne jede Einschränkung zugestehen müßten. Aber das ist noch nicht einmal der Fall. Wir hoffen auch dis eine Mal noch zu widerlegen.

Bernhardi sagt: „Der Operationplan Friedrich's des Großen (1756) ist nicht näher bekannt geworden. Da er durchkreuzt worden ist und nicht zur Ausführung kommen konnte, hat sich der König nirgends vollständig

darüber ausgesprochen; — — — die beste Auskunft scheint Westphal zu geben. Dessen Andeutungen zufolge wollte König Friedrich nicht nur den Krieg in Feindesland verlegen, sondern bei weitem mehr — entscheidende Erfolge erlangen — und vielleicht noch sogar in diesem selben Jahr den Frieden. Er hoffte Prag zu erobern, sich dort mit Schwerin zu vereinigen, ganz Böhmen oder doch den größten Theil dieses Landes in Besitz zu nehmen — was nicht ohne eine entscheidende Schlacht und wenigstens theilweise Zertrümmerung des österreichischen Heeres denkbar ist [warum nicht? wenn dieses sich, ungerüstet wie es war, ohne Kampf zurückzog?] — um auf solche Weise die erschreckte, aus großer Nähe bedrohte österreichische Regierung zum Frieden zu bewegen.

Was der König selbst in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges leicht andeutend hinwirft, widerspricht diesen Angaben keineswegs, es bestätigt sie vielmehr; nur daß der König nicht in demselben Umfang und mit derselben Genauigkeit von dem spricht, was mißlungen war, und sich darauf beschränkt, zu sagen, daß so viel als möglich „Terrain" in Böhmen in Besitz genommen werden sollte."

So weit Bernhardi. Kann man nach dieser seiner eigenen Darstellung sagen, daß er einen Beleg für seinen Fundamentalsatz beigebracht habe? Was er darzuthun hätte ist: der König zog aus, um die Oesterreicher, wo er sie fände, zu schlagen und, seinen Sieg verfolgend, sie immer wieder zu schlagen, bis sie sich zum Frieden bequemten. Wenn das des Königs Absicht gewesen wäre, warum sollte er es in seiner Geschichte des Krieges nicht gesagt haben? Er sagt aber hier, keineswegs nur „leicht andeutend", sondern ganz ausführlich das direkte Gegentheil: er habe die Oesterreicher mit zwei Armeen angreifen wollen. Schwerin sollte von Schlesien aus in den Königgrätzer Kreis eindringen. Der König selbst wollte die sächsische Armee unschädlich machen und darauf „gagner dans cette première campagne le plus de terrain qu'on pourrait, pour mieux couvrir les états du roi, en éloigner la guerre autant qu'il serait possible et la porter en Bohême, pour peu que cela parût faisable." Hier ist auch nicht im geringsten die Absicht angedeutet, daß der König etwa so weit in die österreichischen Staaten eindringen wollte, daß die Oesterreicher endlich sich nothwendig zur Schlacht stellen mußten, um sie dann durch einen Sieg gänzlich niederzuwerfen. Im Gegentheil, es sind ausführlich die kleinen Vortheile aufgezählt, die ein Eindringen in Böhmen in diesem Jahre noch gebracht hätte: Terrain okkupiren, den Krieg von dem eigenen Lande fern halten und ihn ins feindliche spielen. Und das nennt Bernhardi einen Kriegsplan im Napoleonischen Styl?

Nun aber weiter — nehmen wir wirklich einmal an, der König habe

mehr gewollt, als er selbst angiebt. Wodurch ließ er sich verhindern an der Durchführung? Bekanntlich dadurch, daß die Sachsen sich seinem Angriff in dem festen Lager von Pirna entzogen. Er ist aber schon von Napoleon darauf hingewiesen und neuerdings von Major Boie [1]) von Neuem dargethan worden, daß Friedrich sehr wohl im Stande gewesen wäre, die Stellung von Pirna zu erstürmen. Es that es nicht, vielleicht, man weiß es nicht, weil er die Sachsen nicht vernichten, sondern selbst gegen ihren Willen an seine Seite fesseln wollte und außerdem den Königstein, der die Wasserstraße nach Böhmen sperrte, durch die Kapitulation neutralisirte. Man sieht, daß diese Gründe offenbar unzureichend sind, wenn der König in dem Gedanken lebte, durch einen einzigen energischen Feldzug den Frieden zu erzwingen. Dazu bedurfte er der Sachsen und des Königsteins nicht. Den Verlust, den er erlitt, konnte er leicht durch die in Pommern zurückgelassenen Truppen ersetzen. Aber die Ideen des Königs waren eben andere; in seiner Berechnung war der Gewinn der Sachsen und des Königsteins mit dem vermiedenen Verlust der Erstürmung werthvoller, als das, was er durch den weiteren Herbstfeldzug in Böhmen erlangen konnte.

Am 16. Oktober kapitulirten die Sachsen. Man hat sich in der Regel damit begnügt, zu sagen, nunmehr sei es zu spät im Jahre gewesen, um noch etwas zu unternehmen. Bernhardi sieht, daß dieses Räsonnement bei den Ideen, die er dem König untergelegt, offenbar ungenügend ist. Die Schlacht bei Jena (14. Oktober) war ebenso spät im Jahr und da ist noch sehr viel geschehen. In der That ist Bernhardi auch in so großer Verlegenheit, die Unthätigkeit des Königs nach der Kapitulation zu erklären, daß er — bisher unbekannte Beweggründe annehmen muß. „Ob der König wohlgethan hätte, den Feldzug fortzusetzen“, heißt es S. 49, „ist schwer zu sagen. Wir sind, wenigstens für jetzt, nicht im Besitz aller Elemente, durch die ein entschiedenes Urtheil bestimmt werden müßte — denn noch sind uns nicht alle Einzelheiten der augenblicklichen Lage bekannt, mit denen gerechnet werden müßte.“ Deutlicher kann ein Autor die Undurchführbarkeit einer Behauptung nicht eingestehen.

Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß nach unserer Auffassung von Friedrich's Strategie der Abschluß des Feldzuges mit der Kapitulation der Sachsen ganz selbstverständlich ist. Oesterreich in einem Zuge niederzuwerfen war Friedrich zu schwach. Den Winter über in Böhmen bleiben konnte er nicht ohne den Besitz von Prag. Prag zu belagern, war es zu spät, und nach Böhmen zu gehen, nur um mit den Oesterreicher zu schlagen,

---

[1]) Militär-Klassiker; Napoleon S. 97.

um es dann wieder zu verlassen, hätte selbst, wenn es gelang, selbst wenn ein großer Sieg erfochten wurde, doch im Verhältniß zu dem nothwendigen Truppenverlust keinen genügend großen Vortheil gebracht.

Der Feldzug von 1757 ist nur die Fortsetzung desjenigen von 1756. Der König rückt jetzt in Böhmen ein, um den Oesterreichern einen möglichst schweren Schlag zu versetzen. Ob dieser Schlag stark genug ausfallen würde, um sie sofort zum Frieden zu bestimmen, darüber konnte der König unmöglich im Voraus Berechnungen anstellen. Unter allen Umständen wollte er sie auf längere Zeit unschädlich machen, um sich freie Hand gegen seine anderweitigen Feinde zu verschaffen. Das war unmöglich, ohne die österreichische Streitmacht selbst anzugreifen und sie theilweise zu zerstören. Ein bloßes Zurückmanövriren und etwa die Einnahme von Prag hätte dazu nicht genügt. Der Feldzug ist also diesmal wirklich ganz analog denjenigen Napoleon's, bloß auf Schlacht und Sieg angelegt. Darum ist er aber noch nicht aus demselben Prinzip hervorgegangen. Wenn Friedrich in den General-Prinzipien noch einen besonderen Grund verlangt, ehe man auf eine Schlacht ausgeht, so war das diesmal — zum wenigsten — die Zeit, die er durch einen Sieg gewann und die er gegen die Franzosen oder Russen verwenden wollte. Im Winter, nach der Kapitulation von Pirna, wo der Krieg ohnehin stille stand, hätte sie ihm nichts nützen können.

Selbst in diesem gewaltigsten aller Feldzüge Friedrich's ist aber doch noch ein wenigstens zweifelhafter Punkt, der den Unterschied der beiden Systeme der Kriegführung zeigt. Der König ließ während der Schlacht (auf der östlichen Seite von Prag) ein ganzes Drittel seiner Armee unter Keith auf der anderen Seite der Stadt (am linken Ufer der Moldau) stehen — um, wie angenommen ist, den Oesterreichern den Ausweg von dieser Seite zu versperren.[1])

---

[1]) Ein Theil dieser Truppen sollte unter Moritz von Dessau die Moldau oberhalb der Stadt überschreiten, um den Oesterreichern in den Rücken zu fallen. Bernhardi legt großes Gewicht darauf, daß diese Bewegung mißglückte (da Moritz nicht ausreichende Pontons zur Ueberschreitung des Flusses hatte). Schon Clausewitz hat aber darauf aufmerksam gemacht, daß diese Auffassung unrichtig ist. Moritz' Truppenzahl war nur gering (3 Bataillone Infanterie und 30 Schwadronen) und die ganze Bewegung war berechnet auf die erste Aufstellung der Oesterreicher mit der Front nach Norden, unter der Voraussetzung, daß sie den Rückzug an Prag vorbei nach Süden nehmen würden. Dann hätte sie Moritz auf diesem Rückzuge angefallen. Da aber die österreichische Armee sich zum größten Theil in die Stadt warf, so hätte Moritzens Erscheinen niemals von entscheidender Bedeutung werden können. Der König erwähnt deshalb den ganzen Zwischenfall in seiner Geschichte des Krieges gar nicht; auch Napoleon hat es in seiner Kritik nicht heranzuziehen für nöthig gehalten.

Diese Vermuthung hat gegen sich, daß der König gar nicht beabsichtigte und erwartete, daß der Rückzug der Oesterreicher nach dieser Seite gehen solle. Er war nach seiner Darstellung des Krieges sogar erstaunt, nach der Schlacht zu finden, daß die Hauptarmee der Oesterreicher in Prag sei und im Militärischen Testament (Militär-Klassiker S. 216) schiebt er sogar das Fehlschlagen seines Feldzugsplanes zunächst darauf, „daß die Schlacht bei Prag, lediglich durch die Truppen gewonnen, die ganze Armee des Prinzen Karl nach Prag hineinwarf und so die Belagerung dieser Stadt unmöglich machte." Clausewitz, der das schon erkannt hatte, hat daher die Zurücklassung des Keith'schen Heerestheils anders erklärt. Er meint, der König habe damit im Falle eines schlimmen Ausganges Sachsen decken wollen. Das wäre dann ein ähnliches Verfahren gewesen, wie dasjenige Wellington's, der während der Schlacht bei Belle-Alliance 18 000 Mann zwei Meilen vom Schlachtfelde stehen ließ, um Brüssel von dieser Seite zu decken. Was aber für Wellington und die Napoleonische Zeit ein schwerer Fehler war, das hätte für Friedrich ganz in der Natur seines Kriegssystems gelegen. Seit der Napoleonischen Zeit entscheidet eben die Schlacht alles und man braucht Provinzen und Städte nicht besonders zu decken, weil sie mit dem Siege ohnehin stehen und fallen. In Friedrich's Zeit entschied eine Schlacht noch lange nicht alles und es kam sehr viel darauf an, wieviel Terrain man etwa im Fall einer Niederlage noch behauptete oder verlor. Hat der König Keith also zurückgelassen, um Sachsen zu decken, so schlug er eine Schlacht nach den Ideen seiner Zeit, die auch außer dem taktischen Erfolg Werthe kannte und zu deren Gunsten jenem sogar Kräfte entzog. —

Der Rest des Feldzuges erklärt sich von selbst. Er ist wesentlich im Napoleonischen Styl gehalten, aus dem Grunde, weil für die vorliegenden Verhältnisse die Prinzipien Napoleon's und diejenigen Friedrich's zu wesentlich demselben Resultat führen mußten.

Ueber die Schlacht bei Kollin ist hier vielleicht noch eine allgemeine Bemerkung am Platz. Es fehlte nicht viel, daß Friedrich sie gewonnen hätte; dann hätte sich die in Prag eingeschlossene österreichische Armee ergeben müssen und Oesterreich wäre so gut wie wehrlos gewesen. Also, könnte man schließen, war Friedrich nicht zu schwach, Oesterreich in einem Zuge vollständig niederzuwerfen; die auf diese Voraussetzung begründeten Argumentationen sind unzutreffend; Friedrich hätte also z. B. im Herbst 1756, nach Pirna, den Feldzug fortsetzen müssen. Darauf ist Folgendes zu erwidern. Zunächst wäre Oesterreich auch in jenem äußersten Falle noch nicht vollständig niedergeworfen gewesen. Friedrich soll zwar in seinem letzten Lebensjahre zu Rüchel einmal geäußert haben, wenn er bei Kollin

gesiegt hätte, so würde er den Frieden auf den Wällen Wiens diktirt haben. Aber schwerlich hat der König damit sagen wollen, daß er Wien wirklich eingenommen haben würde. Auch Bernhardi nimmt das nicht an und Clausewitz sagt, an eine Belagerung Wiens sei gar nicht zu denken gewesen. Aber, setzt Bernhardi weiter und zwar in einer meisterhaften Weise auseinander, darauf wäre es auch gar nicht angekommen: die moralische Widerstandskraft Oesterreichs und der österreichischen Staatslenker wäre ohne Zweifel gebrochen gewesen und sie hätten sich, auch wenn sie Wien noch halten konnten, zum Frieden bequemt. Das hat gewiß die höchste Wahrscheinlichkeit für sich, darf aber doch nur mit Vorbehalt in den Kalkül aufgenommen werden. Ein so ungeheurer Erfolg hätte den realen Machtverhältnissen nicht entsprochen, wie auch Friedrich bei seinem Feldzugsplan seine Hoffnungen gar nicht so hoch gespannt hat. Nicht als ein durch besonderes Unglück veranlaßtes Verfehlen darf dieser Feldzug angesehen werden, sondern als ein Werk, das durch den Verlauf selbst so gewaltige Dimensionen angenommen hatte, daß es nur durch eine ganz unerhörte Gunst des Schicksals gelingen konnte. Wenn man diese oder jene kleinen Ursachen anführt, durch welche die Schlacht bei Kollin verloren ging, so vergißt man, daß auf österreichischer Seite noch sehr viel größere Accidents vorfielen. Für den Verlauf der Schlacht von Prag z. B. war es gewiß von großer Bedeutung, daß von den österreichischen Feldherren der eine verwundet, der andere von einem Krampf befallen wurde. Ein Unternehmen, das zuletzt an der Ungeschicklichkeit eines oder des andern Untergenerals scheitern kann, ist eben zu schwach fundirt, denn solche Ungeschicklichkeiten kommen immer vor und müssen vorkommen. Die Niederlage bei Kollin zeigt also dadurch, daß sie Niederlage war, daß Friedrich zur Durchführung eines Feldzuges, der auf die Gefangennahme einer ganzen Armee ausging, zu schwach war und mit den zahlreichen „Wenn's" braucht man sich deshalb gar nicht aufzuhalten.

Den Feldzug des Jahres 1758 beginnt der König damit, daß er in Mähren einfällt und Olmütz belagert. Bernhardi widerlegt die Aufstellung Clausewitz', daß Friedrich schon damals „eine Schlacht nur im äußersten Nothfall liefern" wollte, durch Heranziehung des seitdem publizirten Briefwechsels des Königs. Der König sagt hier, daß er gerade deshalb Olmütz belagerte, weil er hoffte, daß die Oesterreicher, um die Stadt zu retten, eine Schlacht liefern würden. Das ist richtig, aber ein wesentlicher Punkt wird von Bernhardi nicht genügend hervorgehoben. Der König will eine Schlacht „in einem Gelände, das der Feind nicht nach Gefallen wählen kann". Die Oesterreicher standen in Böhmen und erwarteten die Preußen hier. Hier aber wollte der König nicht mit ihnen schlagen. Eine solche

Schlacht auf einem vom Feinde gewählten Terrain, ist dem König schon zu unsicher; ein Sieg unter solchen Umständen zu kostbar und den Preis nicht mehr werth. Man sieht, es ist die erste Stufe auf dem Wege, der endlich zum „Militärischen Testament" und dem bayerischen Erbfolgekrieg führte. Nun kam es aber bekanntlich bei Olmütz dennoch nicht zur Schlacht. Warum nicht? Auch Bernhardi zweifelt nicht (S. 243), daß Daun Stand gehalten haben würde, wenn der König ihn angriff und er weiß keinen anderen Grund, als daß der König erst seine Bagage habe in Sicherheit bringen wollen und sich einen besseren Rückzug sichern. Deshalb zog er sich, ohne zu schlagen, nach Böhmen zurück. Nun — man muß sagen — wozu ging er denn erst nach Mähren? Der wahre Grund — und auch Bernhardi nennt ihn wenigstens beiläufig — ist, daß durch den Verlust des großen Nachschub-Transportes, den ihm Laudon's Geschicklichkeit zugefügt hatte, der König außer Stande gesetzt war, die Belagerung von Olmütz zu vollenden; daß also der „importante Zweck", den man nach seinem Grundsatz mit einer Schlacht suchen soll, ohnehin verfehlt war.

Von dieser Zeit an giebt Bernhardi zu, daß der König jenen Grundsatz ständig befolgt habe und habe befolgen müssen. Merkwürdig genug, daß er dadurch nicht auf den naheliegenden Gedanken geführt worden ist, ob dieser Grundsatz etwa überhaupt für das ganze Zeitalter eine gewisse Berechtigung gehabt habe. Dann würden wir uns bald einigen können.

Immerhin, da Bernhardi von nun an die Verhältnisse Friedrich's als exzeptionelle behandelt und sich dadurch mit uns auf einen Boden stellt, so brauchen wir ihm durch die Analysen der übrigen Feldzüge nicht zu folgen. Ob Bernhardi diesen gemeinschaftlichen Boden von der richtigen Seite betreten hat, darüber möge man nach allem Obigen noch folgendes Argument in Betracht ziehen. Der König versichert uns ausdrücklich und wiederholt uns zuletzt noch in seiner unmittelbar nach dem Friedensschluß geschriebenen Geschichte des Krieges, daß die Noth ihn zuweilen gezwungen habe, die Schlachtentscheidung aufzusuchen; Bernhardi lehrt, daß die zunehmende Noth den König gezwungen habe, mehr und mehr davon abzustehen.

Wir rekapituliren diesen Abschnitt dahin, daß auch der thatsächliche Verlauf von Friedrich's Feldzügen, so sehr wenigstens einer sich dem Charakter der Napoleonischen Feldzüge nähert, doch durch größere oder kleinere Abweichungen beweist, daß Friedrich's Strategie prinzipiell dem System des 18. Jahrhunderts, wie wir es auch in Friedrich's Schriften dargestellt gefunden haben, angehörte.

Wir bitten den Leser nunmehr noch einmal zu den im Anfang unserer Untersuchung zusammengestellten Auszügen aus Friedrich's Schriften zurückzukehren, um die vorbehaltenen Stellen aus der Periode nach dem siebenjährigen Kriege zu untersuchen und die Frage zu entscheiden, ob der König sich durch diese Auslassungen wirklich im Widerspruch mit sich selbst und den Grundsätzen seiner Glanzepoche gesetzt hat.[1] Der König erklärt hier die Methode Daun's für die unzweifelhaft gute; er erklärt die Fälle, wo er selber Schlachten im coupirten Terrain geliefert hat, für Auskunftsmittel, zu denen die äußerste Noth ihn gezwungen. Er räth, Terrain zu gewinnen, kleine Vortheile aufzusuchen und dem Zufall möglichst wenig zu überlassen.

Bernhardi sucht den Widerspruch dadurch zu erklären (II, 643), daß der König das militärische Testament geschrieben habe, beherrscht von der augenblicklichen politischen Lage. Er spreche es zwar nicht aus, habe aber doch das Bewußtsein gehabt, daß der etwaige nächste Krieg mit Oesterreich für Preußen nur ein sekundäres Interesse haben werde und wesentlich im Dienste Rußlands geführt werden müsse. Daher die geringe Energie in den strategischen Vorschriften.

Diese Auslegung, willkürlich wie sie ist, da in den Worten des Königs nichts Derartiges angedeutet ist, wird nun schon sehr zweifelhaft dadurch, daß der König — was Bernhardi ignorirt — ganz dasselbe in der Geschichte des siebenjährigen Krieges sagt. Es wäre doch eine merkwürdige Befangenheit, wenn der König auch hier nur in Rücksicht auf die momentane politische Lage allgemeine Sätze ausgesprochen hätte. Unrettbar aber wird die Auslegung Bernhardi's widerlegt durch die historischen Thatsachen. Bernhardi sagt selbst, daß der Krieg, wie er wirklich im Jahre 1778 ausbrach, sich um Interessen gehandelt habe, die Preußen nahe berührten. Wurde nun dieser Krieg dennoch nach den Grundsätzen des politischen Testaments geführt, so ist offenbar die Bernhardi'sche Auslegung desselben hinfällig. Bernhardi behauptet, der Krieg sei nicht nach jenen Grundsätzen geführt worden. Ich stelle ihm zunächst die Autorität des neusten Herausgebers von Friedrich's militärischen Schriften, Major v. Taysen, entgegen, der gerade findet, daß das im Testament empfohlene Verfahren im bayerischen Erbfolgekriege zur Ausführung gebracht sei — warum? — wie dieser Autor nun wiederum hier meint, weil es „dem König nicht um die Niederwerfung Oesterreichs zu thun" gewesen sei. Wir brauchen uns aber auf eine ausführliche Analyse des Feldzuges in dieser Beziehung nicht einzulassen. Wir haben eine Aeußerung des Königs

[1] Bernhardi, II., 640.

aus dieser Zeit, welche ausdrücklich ohne jede politische Rücksichtnahme und mit vollkommener Deutlichkeit sich ausspricht. In den „Réflexions" über die im Falle eines neuen Kriegs mit den Oesterreichern zu treffenden Maßregeln (v. 28. Sept. 1779) heißt es:

„In allen Kriegen, die man gegen das Haus Oesterreich unternimmt, muß man als Hauptziel vor Augen haben, das Kriegstheater, soweit es irgend möglich ist, an die Ufer der Donau zu verlegen und zwar aus zwei Gründen; einmal um die Armeen ihres Unterhalts und ihrer Rekruten zu berauben, zum anderen, um die Hauptstadt, in welche sich alle großen Herren mit ihren Schätzen geflüchtet haben, zu beunruhigen.

Wenn Wien ruft, wird alle Welt zu Hülfe eilen und dann" — — nach Bernhardi müßte jetzt offenbar folgen, greift man sie an, schlägt sie, und der Krieg ist zu Ende. Das wäre Krieg im modernen Styl — aber wie fährt der König fort? — „und dann hat man die Hände frei, sowohl in Böhmen wie in Mähren; die festen Plätze werden fallen, und man wird sich — im Besitz des Landes — Lebensmittel, Fourage und alle Bedürfnisse der Armee auf Kosten des Feindes verschaffen können, was die einzige Art ist, um den Krieg auszuhalten und ihn mit Vortheil fortsetzen zu können."

Das Schlagen wird in der ganzen Auseinandersetzung zwar als ein stets zu erstrebendes, aber doch fast beiläufiges Moment behandelt.

Ueber die wahre, eigentliche Meinung des Königs in dieser Lebensperiode ist, glaube ich, ein weiterer Streit nicht möglich. Seine Idee ist: manövriren, Terrain gewinnen und dabei nach Gelegenheit ausspähen, wo dem Feinde, wenn nicht der Hauptarmee, doch den Detachements ein Streich beizubringen ist. Der Versuch, die Zahmheit dieses Planes als Ausnahme durch die momentane politische Lage zu erklären, ist mißglückt. Steht sie also wirklich im Widerspruch mit dem früheren wahren Friedrich?

Wenn man meine Auffassung annimmt, ist es offenbar nicht nöthig, den König eines solchen Abfalls von sich selbst zu beschuldigen. Wenn der König in den General-Prinzipien das Schlagen so sehr viel energischer anräth, so beachte man, daß er dafür eine besondere Motivirung gegeben hat. Das ist etwas Anderes, als ob er einen allgemein giltigen Satz ausgesprochen hätte. Die Gründe, die er angiebt, daß Preußens Kriege „kurz und vives" sein müßten, bestanden nun zwar noch fort, aber es sind doch stillschweigend ohne Zweifel auch auf der Gegenseite bestimmte Verhältnisse vorausgesetzt, und diese haben sich geändert. Als der König (1747) die General-Prinzipien schrieb, war er sicheiner ungem einen taktischen Superiorität des preußischen Heeres über alle anderen bewußt — in doppelter Beziehung: hinsichtlich der Truppen wie der Führung. Während des siebenjährigen

Krieges war das anders geworden. Die Ueberlegenheit der preußischen Truppen wurde seitens der Oesterreicher ausgeglichen durch eine großartige Vermehrung und Verbesserung der Artillerie, und die österreichische Führung lernte in einer früher unbekannten Weise sich der Vortheile des Terrains zu bedienen und günstige, oft unangreifbare Stellungen zu wählen. Der König mußte das einige Male sehr bitter empfinden, und man kann deutlich verfolgen, wie er allmälig seine Ansichten ändert. Schon im Feldzug 1758 geht er, wie wir oben sahen, lange nicht mehr mit der Entschiedenheit auf die Schlacht aus wie 1757. Im Dezember 1758 schrieb er eine Betrachtung darüber nieder, worin er verschiedene Mittel namhaft macht, doch noch die Oesterreicher unter günstigen Bedingungen zum Schlagen zu bringen, z. B. sie durch scheinbares Zurückweichen nach Schlesien in die Ebenen zu locken — namentlich aber empfiehlt, ihre Detachements anzugreifen und zu schlagen. Dieses letztere Mittel ist allmälig allein übrig geblieben, und von der Schlacht wird nahezu abgerathen. Die Aenderung[1]) ist groß — aber sie kann nicht prinzipiell genannt werden. Der König hat die Schlacht zwar oft sehr energisch, aber immer nur relativ empfohlen. Die Schlachtbedingungen werden allmälig ungünstiger: in demselben Verhältniß steigert sich der Werth des Manövers und an die Stelle der Schlacht, des Gefechts im Großen, tritt endlich unter gewissen Umständen[2]) das Gefecht im Kleinen. Zum Methodiker aber, der den Krieg ohne Schlagen führen will, ist der König niemals geworden.

Friedrich ist also mit seinen Ansichten einfach und konsequent den Verhältnissen parallel gegangen — das größte Lob, was man ihm spenden kann. Wenn die Energie allmälig nachläßt, eine gewisse Abstumpfung eintritt, so ist es nicht Friedrich, den man damit charakterisirt, sondern der Gang der Weltgeschichte. Die alte Monarchie lebte sich aus, die Verhältnisse hatten sich gesetzt, die Kräfte ein Gleichgewicht erlangt, das wahrhaft große, erschütternde Resultate nicht mehr möglich machte. Wunderbar ist,

---

[1]) Daß der König sich der Aenderung auch bewußt war, beweist eine Spur, auf die Koser (Sybel'sche Zeitschrift Bd. 43 S. 255) aufmerksam gemacht hat. In der ersten Redaktion der Histoire de mon temps (von 1746) schrieb der König „on perd plus de monde, lorsque l'armée est sans cesse harcelée par les ennemis, que lorsqu'une bataille fixe la fortune et met en faite l'ennemi avec toutes les troupes, qu'il pouvait employer à la chicane et à la petite guerre." Diese Stelle hat der König in der späteren Bearbeitung von 1775 wieder gestrichen.

[2]) In den „Projets de campagne" (1775), wo eine europäische Koalition gegen Frankreich und eine große numerische Ueberlegenheit, sowie die belgisch-französischen Ebenen als Kriegsschauplatz vorausgesetzt sind, tritt deshalb auch die Schlacht wieder mehr in den Vordergrund.

wie Friedrich die kommenden Ideen vorausgeahnt und sogar schon begonnen hat, die Wege der Zukunft zu betreten[1]) — aber die Kunst versagt, wo ihr die Mittel fehlen. Der preußische Staat war zu schwach fundamentirt und innerlich zu spröde konstruirt, um ohne einen gänzlichen Umbau in die Formen der Neuzeit übergehen zu können; zu diesem Neubau war Friedrich nicht mehr berufen.

Die Erkenntniß des wahren Wesens des Krieges und der Bedeutung der Schlacht — das ist nach Bernhardi die Eigenschaft, wodurch Friedrich seinen Gegnern überlegen wurde. Nach unserer bisherigen Untersuchung wird es nicht weiter Erstaunen erregen, wenn wir sagen, daß ein wesentlicher Unterschied der Erkenntniß, eine theoretisch verschiedene Auffassung von den Prinzipien der Strategie zwischen Friedrich und seinen Zeitgenossen nicht vorhanden war, man müßte denn jene Methodiker ausnehmen, die den Krieg grundsätzlich ganz ohne Blutvergießen führen wollten. Von aktiven Heerführern ist aber unseres Wissens dieser Grundsatz niemals ausgesprochen worden. Friedrich selbst ist sich auch eines solchen prinzipiellen Gegensatzes gegen seine Zeitgenossen keineswegs bewußt gewesen oder hat dergleichen angedeutet. Im Gegentheil hat er bekanntlich Traun, der ihn 1744 aus Böhmen ohne Schlacht herausmanövrirte, seinen Lehrmeister genannt und bei Uebersendung der General-Prinzipien an den Prinzen von Preußen schrieb er, es seien darin die Grundsätze enthalten, welche Turenne, Eugen und der Prinz von Anhalt immer angewandt hätten.

Von allen Generalen der Zeit am meisten kommt Daun in Betracht. Immer wieder geißelt Bernhardi dessen Stillsitzen, seinen Mangel an Unternehmungsgeist, seine Sucht, durch bloßes Manöver, durch feste Stellungen und Zuvorkommen in Märschen den Preußen Vortheile abzugewinnen, statt mit seiner großen numerischen Ueberlegenheit ihnen fest auf den Leib zu gehen und sie anzugreifen. Ich möchte mir nur die eine Gegenfrage erlauben: hatte Daun wirklich Unrecht, nicht so zu handeln? Was wäre denn geschehen, wenn er es gethan hätte? Nun, er hätte zunächst das gethan, was der Feind, was Friedrich sich sehnsüchtig wünschte, und ich glaube kaum, daß es irgend einen vernünftigen Menschen in der Welt giebt, der auf jene Frage nicht antworten würde: er hätte die schönsten Prügel bekommen. Nun wohl, möchte Bernhardi antworten, mag sein, das glaube ich auch — aber als österreichischer Feldherr mußte er es unter

---

[1]) Vergl. hierüber die werthvolle Schrift v. Taysen's „Friedrichs des Großen Lehren vom Kriege."

allen Umständen probiren oder er mußte seiner Kaiserin anrathen, Frieden zu machen, denn er mußte wissen, daß ohne die Möglichkeit des Sieges auch keine Möglichkeit sei, den König von Preußen zu überwinden. Das wäre ganz gewiß richtig, wenn die Oesterreicher gar keine weiteren Ideen gehabt hätten, als hin und her zu manövriren (worin ihnen überdies der König ebenso überlegen war wie in der offenen Schlacht) — aber sie hatten thatsächlich eine ganz bestimmte anderweitige Absicht.

Sie fühlten sich zu schwach, um die Preußen im offenen Felde zu bestehen, aber sie rechneten, durch direkte oder indirekte Kooperation mit ihren Verbündeten Gelegenheit zu erhalten, die preußischen Festungen zu erobern, und hofften endlich auch durch Vereinigung mit den Russen eine solche Ueberlegenheit zusammenzubringen, daß sie eine Angriffsschlacht wagen konnten. Dies war freilich mehr die Idee Laudon's und der Staatsmänner daheim in dem sicheren Wien, als Daun's und Lacy's. Aber an einem verschiedenen Grade der Einsicht in das Wesen des Krieges liegt dieser Unterschied offenbar nicht, sondern vielmehr in dem Unterschied der kriegerischen Entschlossenheit (wenigstens in Rathschlägen) und der strategischen Kühnheit. Und das ist auch der wahre Unterschied zwischen Friedrich und seinen Zeitgenossen. Friedrich hatte den Verstand, zu erkennen, wann und wo eine Schlacht nützlich sein würde, und den Muth, dieser Erkenntniß Folge zu geben. Das Letztere aber ist die Hauptsache. Wenn es sich bloß um ein theoretisches Erkennen handelte, würden die großen Feldherren in der Weltgeschichte häufiger anzufinden sein. Aber die Fähigkeit des Erkennens ist von der Einheit der menschlichen Seele nicht zu sondern, und nichts ringt sich schwerer aus ihr los, als die Erkenntniß, daß es nothwendig sei, auf sich selbst eine ungeheure Gefahr herabzubeschwören. Da ist der menschliche Geist unendlich erfinderisch, Gründe zu entwickeln, weshalb zum wenigsten doch noch ein anderer, günstigerer Moment abzuwarten sei. Die Herren in Wien empfahlen Daun die Schlacht, aber unter den Generalen im Lager war keiner, der sie hätte liefern wollen. Selbst der entschlossene und tüchtige Laudon, der sich in der zweiten Stelle ausgezeichnet hatte, verfiel dem Zaudersystem, sobald er die Verantwortung des Ganzen zu tragen hatte. Niemand verkennt dies psychologische Gesetz weniger als Bernhardi. Aber je mehr er es selbst betont, desto mehr ist man erstaunt, immer wieder zu finden, daß er Friedrichs Größe und Leistungen zwar nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend seiner richtigen „Ansicht vom Wesen des Krieges" zuschreibt.

Ich behaupte also: der ungeheure Unterschied der Daun'schen und Fridericianischen Kriegführung war nicht der Unterschied zweier verschiedenen Systeme, sondern zweier Individualitäten; umgekehrt ist der



Unterschied der Kriegführung Friedrich's und Napoleon's nicht der Unterschied zweier Individualitäten, sondern zweier Systeme.

Allein durch diese Unterscheidung ist es möglich, den richtigen Standpunkt zu gewinnen für die Beurtheilung der Zeitgenossen Friedrichs. Bei Bernhardi erscheinen sie alle ohne Ausnahme, nicht bloß Daun, Karl von Lothringen, Lacy, Fermor, Soubise, sondern auch Laudon, Herzog Ferdinand von Braunschweig und namentlich Prinz Heinrich von Preußen, als, man muß geradezu sagen, mehr oder weniger elende Kerle. Das ist durchaus konsequent, denn da angenommen wird, daß Friedrich nach dem Napoleonischen System Krieg geführt habe, so ist kein Grund, nicht denselben Maßstab an die übrigen Generale zu legen, und diese können freilich nicht dabei bestehen. Es wird eine Gelegenheit aufgezeigt, wo sie hätten mit dem Feinde handgemein werden können; sie haben es nicht gethan — ergo —

Für uns stellt sich die Sache ganz anders. Wir erkennen die Kriegführung des 18. Jahrhunderts als etwas relativ Berechtigtes an. Diese lehrte keineswegs, daß alles Heil ausschließlich in der taktischen Entscheidung liege und diese unausgesetzt angestrebt werden müsse. Sie gab auch andere Mittel der Kriegskunst an die Hand. Da ist es denn menschlich zu verstehen, wenn selbst bei Männern, die würdig befunden wurden, an der Spitze von Armeen zu stehen, angesichts der unermeßlichen Verantwortung und Gefahr, sich eine gewisse Vorliebe für jene milderen Mittel ausbildete und sie darüber selbst die Momente, wo allein „das stolze Gesetz der Schlacht" hätte angerufen werden dürfen, selbst Momente, welche die Schicksalsgöttin ihnen besonders günstig gestaltet hatte, nicht immer wie Friedrich im Fluge zu erhaschen wußten. Will man das eine andere Auffassung vom Wesen des Krieges nennen, so ist das selbstverständlich nicht falsch, aber man muß sich hüten, in dieser, so zu sagen niederen Stufe der Strategie des 18. Jahrhunderts, etwas von der Fridericianischen prinzipiell Verschiedenes zu erblicken. Eine prinzipielle Grenze zwischen „seltener" (Daun, Prinz Heinrich ꝛc.) und „häufiger" (Friedrich) giebt es nicht; diese liegt zwischen „häufig" und „immer" (Napoleon).

Um bis ins Extrem zu gehen, wollen wir sogar einmal die Frage aufwerfen, ob Prinz Heinrich, wenn er den Bruder unaufhörlich von seinem schrecklichen „Batailliren" abrieth, nicht zuletzt Recht behalten hat, da Friedrich doch endlich mehr und mehr von seinem „Batailliren" abgekommen ist und mit fast reinen Manöverfeldzügen seine Gegner ausgedauert hat. Man sieht sofort, was darauf zu antworten ist. Allerdings hat Friedrich sich Prinz Heinrich's Verfahrungsweise allmälig mehr genähert: aber nimmermehr wäre er damit ausgekommen, wären nicht seine Siege voraus-

gegangen. Er hielt den Feind zuletzt mit dem bloßen Schrecken seines Namens in Respekt.

In zwei speziellen Momenten will Bernhardi besonders erkennen, daß sie die tiefere Einsicht Friedrich's in das Wesen des Krieges wiederspiegeln: dem Accent, den Friedrich auf die moralische Wirkung des Sieges legt und der Thatsache, daß die meisten seiner Schlachten auf Vernichtungsschlachten angelegt waren. Beides ist richtig und gehört mit zu den interessantesten Aperçus des Bernhardi'schen Buches[1]) — aber es läßt sich ebenso wohl auf Grund meiner Auffassung erklären. Wenn Daun einen Sieg erfochten hatte, so dachte er nicht daran, die augenblickliche Depression auf der feindlichen Seite zu benutzen, um durch unaufhörliches Nachdrängen den Sieg zu vergrößern. Das ist aber ganz gewiß viel weniger ein Mangel der Einsicht, als des Charakters. Die Verfolgung unmittelbar nach der Schlacht ist, wie die Erfahrung aller Zeiten lehrt, das schwerste, was es giebt. Soldat wie Feldherr sind matt; ebenso sehr von der voraufgegangenen ungeheuren Anspannung, wie in dem nunmehr platzgreifenden Gefühl der Erlösung. Friedrich selbst sagt einmal, er habe die Erfahrung gemacht, daß unmittelbar nach einem Siege die Truppen schwer wieder ins Feuer zu bringen seien; man müsse ihnen wenigstens einige Tage Zeit dazwischen lassen. Verfolgungen in der Art wie die von Belle-Alliance haben seine Feldzüge deshalb auch nicht aufzuweisen.

Aehnlich verhält es sich mit der Anlage von Friedrich's Schlachten zu Vernichtungsschlachten. Bernhardi argumentirt: die übrigen Feldherren der Zeit suchten eine Schlacht nicht um des eigentlichen Schlachterfolgs willen, sondern um der Landschaft wegen, die sie erobern wollten, der Möglichkeit, eine Festung zu belagern u. s. w. Deshalb sahen sie es von vornherein gar nicht darauf ab, dem Feind auch einen möglichst großen Verlust beizubringen, sondern waren froh, wenn er ihnen das Terrain möglichst billig überließ. Friedrich hingegen, der die Schlacht um ihrer selbst willen schlug, suchte sie auch so anzulegen, daß der Feind womöglich ecrasirt wurde. Er wählte also eine solche Angriffsfront, daß der Feind im Fall der Niederlage von seiner Rückzugsstraße abgedrängt wurde, oder er suchte ihm diese durch eine besondere detachirte Abtheilung zu verlegen. Vollständig gelungen ist ihm das freilich nur bei Leuthen, aber weder bei Prag, noch bei Zorndorf, noch bei Torgau, um von Kollin und Kunersdorf zu schweigen, und dabei hat das Verfahren den Nachtheil, daß in einem Fall die

---

[1]) Neu sind dieselben natürlich nur in der Form; das zweite z. B. ist schon ganz ähnlich in der Geschichte des siebenjährigen Krieges, bearbeitet von den Offizieren des Großen Generalstabes, Bd. II. S. 214, gesagt.



betreffende detachirte Abtheilung auf dem Schlachtfelde fehlt, im anderen bei unglücklichem Ausgang meist der eigene Rückzug bedroht ist. Hätte Jemand den Prinzen Heinrich oder den Herzog Ferdinand gefragt, warum sie ihrerseits nicht darauf ausgingen, Schlachten in dieser Weise zu liefern, so würden sie doch wohl schwerlich geantwortet haben, daß ihnen an der Größe des Verlustes, den sie dem Feinde beibrächten, nichts liege, sondern sie würden auf die Schwierigkeit der Sache selbst und die so sehr vergrößerte eigene Gefahr hingewiesen haben. Wiederum also vielmehr ein Unterschied der Kühnheit und des Selbstvertrauens als der Einsicht.

Ich wiederhole, daß auch Bernhardi dieses Moment der Unterscheidung keineswegs vernachlässigt, es im Gegentheil mit der ganzen Schärfe seiner piquanten Ausdrucksweise hervorhebt, aber er führt den richtig aufgestellten Grundsatz nicht konsequent durch. Daran hindert ihn einigermaßen schon der Standpunkt, von dem er ausgeht und der verglichen mit dem meinigen überhaupt vielfach die Verschiedenheit des Resultats, zu dem wir gelangen, erklärt. Bernhardi geht mehr vom militärisch-kritischen, ich gehe vom historischen Gesichtspunkte aus. Bernhardi beurtheilt, ich suche nur zu verstehen. Mir scheint es von allem am wichtigsten zu sein, zu begreifen, wie es möglich war, daß Preußen in jenem siebenjährigen Kampfe seine Stellung gegen die gewaltige Uebermacht behauptete. Wenn die moderne Strategie wirklich im 18. Jahrhundert schon durchführbar gewesen wäre, so wäre Preußen nur durch den zufälligen Umstand gerettet worden, daß auf der feindlichen Seite die Gemüther in einer falschen Theorie des Krieges befangen waren. Nach unserer Auffassung waren die Prinzipien der österreichischen Kriegführung keineswegs so verwerflich — wie Friedrich selbst die Daun'sche Methode als die „ohne Widerspruch gute" bezeichnet — aber dieses System der Kriegführung selbst reichte nicht aus, eine Großmacht niederzuwerfen, wenn sie mit der geistigen Superiorität und unnachgiebigen Ausdauer eines Friedrich vertheidigt wurde. Auch ein viel bedeutenderer Mann als Daun würde Friedrich vielleicht noch hier und da einen erheblichen Verlust haben beibringen, aber ihn dennoch nicht gänzlich zu Boden drücken können; dazu würden Heere von der inneren Elastizität und dem äußeren Umfang der Napoleonischen und damit dann auch die Napoleonische Strategie gehört haben.

Wir haben uns gegen den Grundgedanken des Bernhardi'schen Buches aussprechen müssen und gesucht, denselben zu widerlegen. Dennoch müssen wir zum Schluß sagen und hoffen, daß selbst unsere Polemik keinen anderen Eindruck hervorgebracht hat, daß wir es mit einer Erscheinung ersten

Ranges auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte wie der preußischen Geschichte zu thun haben. Bernhardi hat noch kürzlich durch die Herausgabe einer Sammlung seiner älteren köstlichen Aufsätze seine ehemaligen Leistungen wieder vor die Augen gebracht und dieses jüngste Werk reiht sich, mag es auch, wenigstens nach unserer Auffassung, den Kern der Frage nicht getroffen haben, doch allen früheren Arbeiten dieses eigenartigen Talentes würdig an. Aus der Fülle des Wissens heraus, durchaus original in der Auffassung, in der geistvollsten, fesselndsten Sprache führt er uns den altbekannten Stoff mit dem Reiz vollständiger Neuheit umkleidet wieder vor. Nach allen Seiten giebt er die fruchtbarste Anregung; zahllos sind die Aperçus, die die interessantesten Verhältnisse aufhellen, für manche Fragen z. B. die Beurtheilung der militärischen Befähigung des Prinzen Heinrich ist erst hierdurch der Boden geschaffen worden. Man mag mit dem Inhalt einverstanden sein oder nicht, immer wird man das Buch mit ebenso viel Vergnügen lesen wie mit Nutzen studiren.

Delbrück.

Der Churfürst Friedrich III. erwirbt ein Tafelgemälde.

Von

J. B. Nordhoff.

Nach dem dreißigjährigen Kriege, als die heimische Kultur darnieder lag und das französische Wesen mit allen bösen und guten Elementen in Deutschland einzog, war das Cistercienserkloster Marienfeld in Westfalen unter den Ersten, welche ihm in der Kunst ihre Opfer brachten. Das französische Wesen aber verlangte große symmetrisch entworfene Bauwerke von geraden Fluchten, womöglich unter einem Dache, hohe Mauern und weite, hohle Innenräume — ihnen mußten die Bauten aus der früheren Zeit mehr und mehr weichen; diese waren nicht von außen, sondern von innen, je nachdem die Bedürfnisse und die Geldmittel es angaben, entstanden, der eine neben dem andern, jeder im Stile seiner Zeit; alle zusammen bildeten eine reizende, wechselvolle, malerische, doch nach den späteren akademischen Begriffen „unsymmetrische" Gruppe. Und was noch schlimmer war, der Kunstgeschmack, welcher wesentlich eine architektonische Richtung angenommen hatte, vertrug sich ebenso wenig mit den alten Werken der Bildnerei, Malerei und der Kleinkünste, welche sich im buntesten Wechsel der Formen, Stile, Farben und Technik massenhaft in den Räumen des Klosters, der Kirche und der Kapellen angehäuft und diesen Leben und Pracht verliehen hatten. Denn sie standen den langen Mauerfluchten und der „freien Aussicht" oder wie man es heute tituliren mag, im Wege, und waren Sprößlinge eines Kunstbodens, welchem die neue Franzosenkunst geradezu widerstrebte. Sie waren Sprößlinge des Handwerks, worin der Meister Plan und Werk zugleich machte oder anderweitige Vorlagen nur benutzte, nicht copirte, — jene aber setzte an die Stelle der Kunsthandwerker Zeichner, gelehrte Architekten, welche mehr durch das Buch als das Leben geschult waren, und was sie vorzeichneten, mußten die „Handwerker" blind, also ohne schöpferisches Bewußtsein ausführen, trotzdem überall, selbst in dem

arg verheerten Deutschland, noch bedeutende Kräfte aus der früheren Zeit fortwirkten. Und da die Zeichnung bei weitem nicht Alles geben kann, was einst das Kunsthandwerk auf den Schultern der Uebung, der reichhaltigsten Technik und der geübten Phantasie zu Stande gebracht hatte, so trug die neue Kunst wohl große, auch prunkvolle, aber keine reichen und mannigfaltigen Früchte mehr; sie war keine Volkskunst, sondern eine akademische, passend für Schlösser und reiche Klöster, und daher mit ihren besten Werken dem Hause des Bürgers nicht freund. Die alten Kunsthandwerker und die alten Kunstanschauungen halten sich höchstens auf dem Lande und in den kleinen Städten — in den tonangebenden Kreisen wurden neuer Geschmack, neue Stilformen und Werke auswärtiger Meister mustergültig.[1]) Die neue Kunstrichtung war in Frankreich an der Hand des literarischen Studiums zum Durchbruch gekommen. „Die Kunsthandwerker, welche die Architektur noch unter Ludwig XIII. beherrschen, werden durch eine Generation gelehrter Architekten verdrängt, welche die Grundlage ihrer Kunst in dem Studium des Vitruv und seiner italienischen Bearbeiter sehen.[2])
Sonderbar genug, daß diese Kunst in Deutschland wiederum nur halb zur Geltung kam. Mußte das französische Bauwesen schon dem italienischen manchen Platz räumen, so zogen gerade in die Gegenden, welche zumeist von jenem beherrscht waren, namentlich Maler und Stuckateure von Italien und Belgien (Antwerpen), und die heimischen Kräfte nahmen für Malerei, Bildnerei und dekorative Arbeiten italienische Vorbilder.

Hier zu Lande öffnete Kloster Marienfeld dem neuen Geschmacke sogleich die Arme. Der 1646 gewählte Abt Caesem und seine vier nächsten

---

[1]) 1662 schrieben die Gildemeister des Maler-, Glaser- und Sattleramts zu Münster wegen einer von den Amtsgenossen monatlich aufzubringenden Steuer; Sie müßten wegen der Steuerverhältnisse die Materialien theurer bezahlen, als sonst; die Edelleute und Andere, wofür sie früher gearbeitet hätten, bestellten jetzt draußen bei Fremden; fremde Jungen, die eben Farben reiben könnten, drängten sich ein und strichen allerhand Sachen an. Andere kauften Schildereien und Contrafeiten aus fremden Landen an und verkauften sie hier. Fremde Glaser, welche bloß grobe Glasarbeiten machen könnten, bestellten die Glasgemälde in anderen Städten. Königl. Staats-Archiv zu Münster. Landes-Archiv 388, 76. Dazu vergl. man die Klagen der Goldschmiede und Zinngießer in der Zeitschrift für Gesch. u. Alterthumskunde (Westfalens) Bd. XXXIX 177; die letzteren heben hervor, statt der Kannen und Schüsseln (aus Zinn) wurden in den Wirthshäusern solche aus Holz gebraucht, die alten Kannenstöcke in den Küchen abgeschafft entweder aus Armuth, oder nach der à allamoda-Ansicht, daß eine weißgemalte Mauer oder eine Wand mit Schildereien gefälliger sei.

[2]) R. Dohme in v. Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst (1878) XIII, 291 und R. v. Eitelberger daselbst XI, 107 ff. Vergl. auch meine Artikel über die Brüsseler Ausstellung in der Allgem. Zeitung 1881 Nr. 44, 45, 46.



Nachfolger, von welchen der letzte 1717 starb, führten die neuen Kunstanschauungen gründlich durch oder verfuhren doch so, daß man auf den eingeschlagenen Bahnen nicht mehr still stehen konnte. Ihre Kunstförderung hieß Niederreißen alter und Aufführen neuer Bauten; und damit wechselte das Zerstören und Beseitigen der älteren Bildnerei und Kleinkünste in einem erschreckenden Maße.

Denn welch' ein Wald von alten Kunstwerken war hier im Laufe der Jahrhunderte angewachsen! Neben der Kirche gab es innerhalb und außerhalb der Clausur noch drei Kapellen und darin standen 27 Altäre und viele davon waren besetzt mit gemalten und geschnitzten Altartafeln. — Auf welche Summe von Kleinwerken läßt schon diese Altarreihe schließen! Genug, gleich nach dem dreißigjährigen Kriege setzt das neue Kunstwesen seinen zerstörenden Zahn an: und die Zeitgenossen, ja einzelne Mönche, schauten mit betrübten Augen drein, als die Aebte ihre Neuerungslust an dem alten, frommen Kunsterbtheile losließen. Ein Mönch, Herman Hartman aus Coesfeld, gestorben 7. Januar 1719 als Dechant zu Harsewinkel, benutzte die Klosterchronik,[1]) welche er von 1610 bis auf das Jahr 1715

[1]) An Chroniken des Klosters, welche je zu verschiedenen Zeiten entstanden (compilirt) und gegenseitig bis auf ihre Schlußtheile mit einander mehr oder weniger verwandt sind, seien genannt:

1. Ms. VII, 1305 des Königlichen Staats-Archivs zu Münster — 8 beschriebene und 6 unbeschriebene Folioblätter von Papier — reichend bis in die Regierung des Abtes Arnold Thombrecke (1537—1542). Der nicht bekannte Verfasser hat nach seinen wiederholten Angaben von mehreren früheren Aebten und Conventualen z. B. vom ausgezeichneten maior cellerarius Hermannus Horstmarie Einzelbiographien geschrieben oder vielmehr nach vorhandenen Aufzeichnungen „zusammengeschrieben" in alio libello post „Summulas Raymundi", „que brevi stilo (nämlich in der Chronik) depinxi, predicto loco latius eorum acta invenies."

2. Ein Chronicon saec. XVII in der Bibliothek zu Wolfenbüttel, 4 Bl. bloß mit dem Anfange und dem Ende. Der Anfang von der Stiftung des Klosters bis zum Tode des Stifters Widekind von Rheda stimmt mit den anderen Chroniken, was in denselben vorhergeht, also offenbar spätere Zusätze, fehlt hier; das Ende beginnt mit dem Abte Münsterman († 1537) und läuft dann ganz dürftig bis zum Jahre 1610. J. Ficker in der Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde (Westfalens) XIII, 283.

3. Der Münsterische Minorit Erasmus Kösters, geboren 1726, zog in seine gelehrten Quellenbearbeitungen auch die Marienfelder Chronik, und liegt dieselbe, 22 Folioblätter stark, vor in der Kindlingerschen Handschriften-Sammlung Bd. 76, 282—328. Sie bricht plötzlich ab im Leben des Abtes Johan († 1495), ist genauer gehalten, wie die übrigen Chroniken, sorgfältig in den Zeitangaben, bereichert mit selbstständigen Bemerkungen und anderweitig gewonnenen Quellenmaterialien; darunter findet sich die merkwürdige Notiz: Giselbertus de Warendorpe resignavit abbatiam suam iniuste possessam in manus Hermanni nobilis filij de Lippia, tunc temporis abbatis in Livonia.

4. Zwei Chroniken im Besitze des Herrn Dr. Zumnorde zu Warendorf, ererbt

fortsetzte, um darin oft mit verhaltenem Schmerze, das Vorgehen der Aebte zu zeichnen und, was noch wichtiger ist, da „durch den Wechsel der Zeiten, die Unfälle der Kriege, die Umgestaltungen der Officinen und Häuser, das Weißen der Wände die meisten Alterthümer und Inschriften in seinem Marienfeld untergingen“, nimmt er unter dem Wahlspruche: „Colligite fragmenta, ne pereant“ die Feder, um wenigstens in der Schrift der Nachwelt noch einen Begriff davon zu geben, welche Schätze, Herrlichkeiten und Prachtwerke sein Kloster vordem besessen habe. Diese Aufzeichnungen gehören zu den schätzbarsten, welche die kunst-

---

vom Klosterconventualen und späteren Vicar zu Stromberg, Heinrich Dünheuft. Die ausführlichste und verdienstlichste davon, ein mittelstarker Quartant, ist betitelt: Chronologia Campi sanctae Mariae vulgo Marienfelt, in qua ejusdem monasterii fundatores et abbates eorumque res gestae denarrantur. Sie fließt aus den unter Nr. 1 und 2 genannten, sowie aus anderen Quellen bis 1543 sehr reich und breit, dann bis 1610 dürftig als Compilation, von 1610 bis zum Tode Hartman's als selbstständige Arbeit und bereichert mit folgenden Anhängen:

a. Nomina fratrum et laicorum conversorum ab anno 1580... defunctorum; b. um das erwähnte Verzeichniß von Alterthümern und Inschriften; c. um einige Donationsurkunden. — Vom Tode des Verfassers 1719 bis ins 19. Jahrhundert ist die Chronik wie der Anhang a fortgesetzt oder abgeschlossen und mit einem neuen Anhange (nämlich mehrere 1803 in Westfalen und am Rheine aufgehobene Klöster, und die Lebensdaten der säkularisirten Mönche Marienfelds) versehen; den größten Antheil daran hat der letzte Besitzer Dünheuft (1779— ....). Hartman äußert sich über seine Compilation und selbstständige Arbeit in einem Praenotandum eines beiliegenden Zettels: Cum ad historiae maximum decus requiratur, ut tempora, quibus res gestae sunt, specificentur atque in hoc chronico domini abbates priorum saeculorum ita ruditer sint relati, ut eorum quidem nomina, sed non annus neque dies electionis eorum sint conscripta, hinc ego ex supputatione annorum, quibus singuli antecedentes praefuisse memorantur, de sequentium electionis anno qualemcumque calculum confeci et ad initium cuiuslibet adscripsi cum adjecto hoc: „circiter“; neque enim certa aut evidens desuper cognitio aliunde hauriri poterat. Multa enim hincinde intercalariter (prout manus seu calami diversitas monstrat) scholiorum more inspersi, quae ad maiorem claritatem melioremque cognitionem avido lectori servire possent. A trigesimo tertio autem abbate (i. e. Hermanno Kalle, sive Koelte, Kolle 1603—1610) usque ad haec tempora chronicam hanc dominorum abbatum nostrorum descriptionem rogatu seu iussu potius reverendissimi domini abbatis Joannis Rulle (1705—1713) continuavi vel iuxta relata seniorum meorum, vel secundum experientiam propriam, sicut spatio 47 annorum ipsis oculis auribusque probaveram. Atque ut de fide horum omnium a mea manu in hoc libro conscriptorum nulli oriatur dubium, omnia haec fide religiosa ac sacerdotali assevero 1715.

F. Hermannus Hartman
id temporis decanus in Harsewinckel hac
manu propria.

geschichtliche Literatur besitzt. Zunächst wurden mitten im Baueifer Chorschranken aus der Kirche weggegeben, viele Altäre aus dem Schiffe beseitigt — kurzum gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts standen ungefähr alle Klosterbauten neu da — einer fürstlichen Residenz an Ausdehnung und Mächtigkeit vergleichbar. Die wunderschöne Kirche aus der sogen. Uebergangszeit war mehrfach umgestaltet, doch im Kerne unberührt geblieben, aber ihrer alten Kunstschätze meistentheils baar. Die alten Tafelbilder und Gemälde, welche die zerstörten Altäre geschmückt hatten, hingen schon zu Hartman's Zeiten massenhaft hie und da an den Wänden herum, oder wurden verschenkt und veräußert wie Dinge, die einem im Wege standen. Schnell gerieth die schöne Abtskapelle in Verfall; ihr Altargemälde, ein „Werk von wunderbarer Kunst und wohl einige tausende werth", wurde einem hohen Bewunderer geschenkt, welcher die Gabe mit schönen Privilegien vergalt. Im Leben des Abtes Everhard Gallenkampf (1713—1717) macht Hartman, indem er dessen Neubauten und Zerstörungen aufzählt, zu dem Worte sacellum abbatiale die Bemerkung:

In quo altare ornatissimum, cuius tabulam aliquot millibus aestimatum mira arte et opere pictam aliquando conspicatus et admiratus Serenissimus Fridericus Guilhelmus, elector Brandeburgicus, eam sibi donari petiit et aegre quidem, tandem tamen impetravit ac Berolinum transtulit, redditis pro eadem amplis quibusdam privilegiis.

Der Chronist erzählt die Veräußerung erst im Leben des Abtes Gallenkampf, welcher 1713—1717 regierte, und zwar gelegentlich, und deshalb so spät, weil Gallenkampf den seitherigen Standort des Bildes, nämlich die Abtskapelle, niederbrach. Letztere war schon längst in Verfall gerathen, und der vom selben Abte zerstörte Klosterflügel wird vom Chronisten als ein ganz hervorragendes Gebäu gepriesen praecipue ob abbatis olim id inhabitantis conclavia adjectumque sacellum abbatiale solemni ritu consecratum. Die Veräußerung des Bildes fällt in eine frühere, in die Zeit, als die Abtskapelle außer Gebrauch kam. Dies erwarb nach dem Wortlaute des Berichtes der große Churfürst, Friedrich Wilhelm — und ein Retten desselben vom gänzlichen Untergange wäre auch eines Regenten würdig, welcher nach allen Seiten die Kunstsammlungen seines Hauses begründet und dabei die Abtheilung der Gemälde nicht übersehen hat.[1])

[1]) Vergl. L. v. Ledebur in seinem Archive für die Geschichtskunde des Preußischen Staates VI, 18, XII, 26 ff.; J. Friedlaender, Zur Geschichte der Königlichen Museen, Berlin 1880, S. 5.

Allein dem Erwerbe ging ausdrücklich die persönliche Besichtigung an Ort und Stelle voran; ob und wann indeß der große Churfürst Marienfeld besucht hat, läßt sich wohl kaum nachweisen. Dagegen enthalten die Abtsrechnungen des Klosters vom Jahre 1691 eine Notiz über einen Besuch seines Nachfolgers Friedrich, welche lautet:

„Den knechten für new jahr schießen, pro pane tritico ob adventum serenissimi Electoris Brandeburgici Friderici 9 Schill. 4 pf."

Friedrich hat also 1691 zum Kloster Marienfeld vom Ravensberge oder vom Sparenberge aus einen Abstecher gemacht und damals ohne Frage das Tafelgemälde bekommen und nach Berlin gesandt. Der prachtliebende Fürst, welcher als König Wissenschaften und Künste in seinem Lande so glücklich gehoben, hatte also auch ein scharfes Auge für die Kunstschätze der deutschen Vergangenheit und sorgte persönlich für das Wachsthum der Kunstsammlungen zu Berlin.

Der Chronist hat dessen Namen nur ungenau verzeichnet und — was leicht vorkommen konnte — mit jenem des Vorgängers verwechselt, — er nennt ihn aber noch „Churfürst" — was mit der Zeit von 1691 so gut stimmt, wie die übrigen Umstände.

Veräußert und verschenkt ist darnach das Kunstwerk von dem zweiten Vorgänger Gallenkampf's, nämlich vom Abte Bernard Cuelman, welcher 1681—1705 dem Kloster vorstand.

Worin die vom Churfürsten bewilligten Privilegien bestanden, darüber geben die Quellen und Archivalien, sofern ich sie bis jetzt nachgesehen habe, keine Auskunft.

Leider vermißt man beim Chronisten eine nähere Beschreibung des Bildes oder sonstige Anhaltspunkte, um es heute mit Sicherheit wiedererkennen zu können. Oder sind zu Berlin noch Nachweise über den Erwerb und den Verbleib desselben vorhanden? Ihm auf die Spur zu kommen, dafür könnte neben seinen Stilcharakteren die Kunde der Entstehungszeit von Nutzen sein; und diese läßt sich wenigstens ungefähr verschaffen. Abt Arnold, welcher 1443—1477 regierte, hat, wie die Chronisten einstimmig berichten, dem Kloster und der Kirche eine schöne Anzahl von Kunstwerken besorgt, und darunter auch den um 1679 abgebrochenen Hochaltar mit den herrlichsten Flügelgemälden. Idem fecit erigi novum altare in loco capitulari cum capella sua; melioravit quoque fenestram lapideam in capella abbatis. Diese Stelle ist offenbar verdorben, und sollte statt „cum capella sua" nicht et in capella sua zu lesen sein, so besagt sie doch, daß von seiner Kunst- und Prachtliebe

wesentlich auch die Abtskapelle profitirt hat. Es könnte also das Bildwerk ungefähr aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammen.

Ist es, wie zu erwarten, nicht verschollen, so war es ein Glück, daß es nach Berlin wanderte, sonst hätte es gewiß das Loos so vieler Kunstwerke und Tafelgemälde des Klosters getheilt, spurlos zu verschwinden; sind doch von den Gemälden, welche einst die Altäre zierten, dann an den Wänden herumhingen, sind doch von vielgepriesenen Doppelflügeln des Hochaltares nur zweifelhafte und kaum nennenswerthe Ueberbleibsel mehr vorhanden!

Befindet es sich unter den einschlägigen Schätzen des Berliner Museums, so kann es kein anderes sein, als das große frei und wirksam gruppirte Passionsbild aus der Zeit von 1470 — eine edle Blüthe der späteren Schule von Soest.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß Marienfeld mit der Aufführung großer geradflügeliger Klosterbauten an Stelle der malerisch entstandenen der Vorzeit nicht bloß den Reigen eröffnet, sondern auch bei den übrigen reichen Klöstern des Landes eifrige Nachfolge gefunden hat und zwar in der Art, daß das Kloster als regelmäßiges Quadrum geplant, eine Seite desselben als „Abtei“ behandelt und nach Weise des französischen Schloßbaues an den Enden mit Flügeln besetzt wurde: so zu Corvei, Bredelar an der Ruhr, Cappenberg bei Lünen, Liesborn bei Lippstadt, Grafschaft bei Schmalenberg und anderwärts.

Churfürstl. Brandenburgisches Edikt wegen der Sabbathfeier für das Herzogthum Cleve und die Grafschaft Mark, vom 1. Februar 1642.

Aus archivalischen Quellen mitgetheilt

von

E. v. Schaumburg.

Die Frage der Sabbathfeier ist von jeher Gegenstand der landesherrlichen Fürsorge gewesen, und steht noch heute vielfach auf der Tagesordnung der Verhandlungen zwischen Regierungen und Ständen. Es erscheint demnach nicht ohne Interesse, einen Blick darauf zu werfen, in welcher Weise diese Frage vor länger als zwei Jahrhunderten behandelt worden ist in denjenigen Ländern am Niederrhein, welche infolge des Jülich-Clevischen Erbfolgestreites damals unter brandenburgische Herrschaft gekommen waren. Das hierauf gerichtete nachstehende Edikt gewinnt aber noch an Bedeutung durch die Zeit, in welcher es erlassen wurde, und durch die damaligen politischen Verhältnisse.

Das Herzogthum Cleve und die Grafschaft Mark, Theile der reichen Jülich-Clevischen Erbmasse, waren durch die Verträge von Xanten (1614), von Düsseldorf (1624 und 1629) und den Vertrag im Haag (1630) zwischen den Churfürsten von Brandenburg und den Pfalzgrafen von Neuburg, faktisch in den Besitz Brandenburgs gekommen, wenn auch die Rechtsfrage noch immer in der Schwebe blieb, um so mehr, als der Churfürst Friedrich Wilhelm bei seinem Regierungsantritt 1640 diese Verträge nicht anerkennen wollte und mit dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm neue Verhandlungen anknüpfte. Der dreißigjährige Krieg aber hatte in seinem Verlauf am Niederrhein Brandenburg in dem ruhigen Besitz des linksrheinischen Theiles des Herzogthums Cleve sehr beeinträchtigt.

Zunächst hatten nämlich, nach Ablauf des 1609 geschlossenen zwölfjährigen Waffenstillstandes, die um ihre Befreiung kämpfenden Niederländer das Land zum Schauplatz ihrer Waffengänge mit den Spaniern gemacht, und seit mehr als 20 Jahren hatte dort dieser Krieg das Land verheert und an den Rand des Verderbens gebracht. Seit 1640 saß der hessische Oberst Rabenhaupt in Kalkar, und sandte von dort aus Parteien ins Land zu Streif- und Raubzügen.

Wesel, Buderich, Orsoy, Rees, Gennep und andere bedeutende Orte waren in den Händen der Holländer geblieben; die Hauptstadt Cleve war bald in spanischem, bald in holländischem, bald in hessischem Besitz, und noch im November 1641 hatten kaiserliche Regimenter des Generals v. Beylen von Kempen aus einen Zug nach Cleve gemacht, und die Stadt, deren hessische Besatzung sich auf das Schloß zurückgezogen hatte, geplündert und theilweise eingeäschert. Die Cleve-Märkische Regierung aber hatte sich auf das rechte Rheinufer nach Emmerich flüchten müssen und führte von dort aus die Verwaltung des Landes nach den Anweisungen des jungen Churfürsten, dessen ganzes Bestreben ja dahin gerichtet war, in allen Zweigen der Verwaltung die unter dem schwachen Regimente seines Vaters und der schwankenden Politik des Grafen Adam v. Schwartzenberg untergegangene Ordnung wiederherzustellen.

Der Clevische Regierungsrath und Archivar Adolf Wüsthaus hat eine „Historische Beschreibung dessen, was im Herzogthum Cleve und in der Grafschaft Mark vorgelauffen" niedergeschrieben, in welcher alle auf diese Territorien bezüglichen Edikte, Verträge ꝛc. abschriftlich aufgeführt und die wichtigsten historischen Ereignisse erzählt sind. Alle diese Aufzeichnungen werden von ihm mit Reflexionen eingeleitet und mit Citaten belegt, so auch nachstehendes „Edikt über die Sabbathfeier". Wüsthaus schickt Folgendes voraus.[1])

Fromme Regenten halten billig darauf, daß der wahre Gottesdienst unterhalten, die Sabbath- Fast- und Feyertagen geziemend gefeyert und nicht profaniret werden, Custodes enim sunt utriusque tabulae; denn obzwar vermeinet werden wolle, daß eben nicht nötig seye, den Jüdischen Sabbath oder auch den ersten Tag in der Woche unaußsetzlich im newen testament zu feyern, wiewoll beide anfänglich und bei der Apostolen Zeiten von den Christen feyerlich unterhalten worden, arg. Act. 13 rsp. 14, dennoch aber ist gewiß und unstreitig, daß Man die Versamblung, worinnen die Erkenntnuß des wahren Gottes, dessen aufrichtigen Dienst, dessen Liebe und des nechsten gelehret wirdt, nicht verlaßen müsse, nach einhalt der lehr des Apostels Pauli ad Hebr. 10; dahero dan, weilen die Christenheit einmüthig in den ersten Tag in der Wochen oder ahm Sontag ihre Versamblung verordnet haben, und in so weit dieser Versamblungstag moral zu achten, hatt man auch in diesen Landen die Feyrung dieses Sontags und anderer Fest- Buß- und Bet-tagen vor und nach auch in diesem 1642ten Jahr nicht ohne uhrsach scharff gebotten.

Von Gottes Gnaden, Wir Friedrich Wilhelm, Marggraff zu Brandenburg, des Heyl. Röm. Reichs Ertzkämmerer und Churfürst pp. (tot. tit.)

Thun Kundt und fügen Unseren Landtdrosten, Amptleuthen, Richtern, Schultheißen, so den Bürgermeistern, Scheffen und Raht Unserer Stätte, fort allen

[1]) Staats-Archiv zu Düsseldorf. Cleve-Mark. A. 39. Historica Clivo-Marcana, II. 1639—1649, 170 ff.

und Jeglichen unterthanen und eingeseßenen Unseres Herzogthumbs Cleve und Graffschaft Mark hiemit zu wissen:

Als in des Heil. Röm. Reichs Constitutionen und satzungen, wie auch von Unseren hochgeEhrten Vorherrn, Herzogen zu Cleve und Graffen zu der Mark durch verscheidene heilsame verpoente Edicta und Ordnungen, die schuldige Feyr- und Begehung des Sabbaths oder Sontags und anderer zu Gottes ehren angelegter Fast- Buß- und Bet-tage menniglichen in Unseren Landen befohlen, und hingegen die entheiligung ernstlich verbotten worden, Wir aber in erfahrung kommen, wasgestalt nicht allein von Unserem Herrn Vattern und Herrn Altvattern Hochseligsten Andenkens auß Christlichem eyfer angeordnete mohntliche fast- Buß- und Bettage, sondern auch von Gott dem HErren in den heiligen zehn gebotten verordnete heilige Sabbath und Sontag selbsten, durch allerhandt wider das heilige wort Gottes und obgedchte Reichs-Constitutiones, fort Unserer geehrten Vorherren Edicta und ordnungen strebende hochärgerliche mißbraüche, und zwar unter anderen auch durch die öffentliche Jahr-Märke und Kirchmessen, welche an gedachten Sontagen vermittels offenbahrer Kauff- und Verkauffung der waaren gehalten, fort unordentlichem fressen, sauffen und anderer unordnungen prophaniret, entheiliget und violiret, und solchergestalt Gottes gerechten Zorn zu allerhandt schweren Landtplagen und straffen jeh mehr gereitzet werde; daß Wir demnach besagte schändliche mißbraüche und ärgernußen auß dem wege zu räumen, und deßfalls Unserer Vorherren löblicher gedächtniß publicirte edicta und ordnungen zu erneweren, eine hohe nohtwendigkeit erachtet haben;

Undt befehlen demnach obgedachten Unseren unterthanen sampt und sonders hiermit gnedigst und ernstlich, gestalt Wir dan auch die frembde, so in diesen Unseren Landen sich finden und aufhalten möchten, zugleich gewarnt haben wollen, daß hinfüro Keiner, wer der auch seye, sich gelüsten laßen soll, auf Sabbathen oder Sontagen, (wenngleich die gewöhnlichen Jahr-Märke oder Kirchmessen darauff fielen), einige waaren außzusetzen, zu kauffen oder zu verkauffen, sondern bis auf folgenden Tag damit einhalten soll, und solches nicht allein bey vermeidung einer arbitrari straff, sondern auch Verlust zum Kauff und Verkauff oder feil gestandener Waaren, welche dadurch verwürket und Unserem Fisco heimgefallen seyn sollen;

Undt damit solche entheiligung des Sabbaths destomehr verhütet werde: So wollen Wir auch Unseren Amptleuthen, Richtern, Schultheißen, Bürgermeistern, Scheffen und Raht hiermit befohlen haben, daß Ihr die gewöhnlichen Jahr-Märke und Kirchmessen, welche auff dem Sabbath oder Sontag hiebevor pflogen gehalten zu werden, auff den nechstfolgenden Montag verlegen, und fortan nicht mehr gestatten sollet, daß der Sabbath oder Sontag, wie auch Mohntliche Bettage mit Kauffen und Verkauffen entheiliget, oder einige Jahr- oder andere Märke, Kirchmessen, desgleichen keine Comoedien oder auch gaukelspiel an denselben gehalten werden, bey verhütung respective obenangedeuteter poen und eines jeden orts von Unseren Vorherren der Jahr- oder anderer Märke halber erlangten freyheiten;

Dieweil auch der Sabbath nicht allein durch Kauffen und Verkauffen, sondern auch ander gewerb-, handtwercks- und dergleichen arbeit prophaniret und entheiliget wirdt:

So wollen, ordnen und befehlen Wir ebenfalß hiermit ernstlich, daß an den offtgemelten Sontagen oder anderen Buß- und Bettagen niemandt in oder außer Haußes sein handtwerck treiben oder sonsten dergleichen arbeit verrichten, sondern sich dessen zumahl enthalten und Gott dem HErrn allein dienen soll, bey vermeidung einer poen von fünff goltgld. so offt jemand dagegen handeln würde.

Sofern auch jemand an mehrberührtem Sontag oder anderen angeordneten Fast- und Bettagen in unordentlichem Wesen, üppigem Leben, fressen, sauffen, spielen und dergleichen in Wirths- oder Brandtweinshaüßern sich finden und betretten ließe: So soll ein Jeder Verbrecher jedesmal einen goltgld., der Wirth aber fünff goltgld. verwirket haben.

Nachdemahl Wir auch berichtet worden, daß einige, sonderlich auff dem lande, unter wehrendem Gottesdienst auff den Kirchhöffen herumbzugehen und von anderen weltlichen sachen zu reden pflegen; So wollen Wir solches hiemit gleichfallß einem Jeden bey Vermeidung einer poen von zweien goltgld., deßgleichen alle fastnachtspiel und dabei gepflegtes fressen und sauffen als ein heidnisches und unchristliches wesen, bey einer poen von fünffundzwantzig goltgld. einem Jeden ernstlichen verbotten haben, welche poenen Ihr, Unsere Beambten, unnachläßig außforderen und innerhalb vierzehn tagen einschicken sollet;

Da auch Jemandt Gott lästeren, fluchen und schweren würde, wodurch Gottes Zorn gleichfalls beweget wirdt, derselbe soll nach der heiligen Reichs-policeien-ordnung ernstlich gestraffet werden,

Undt sollet Ihr, Unsere Amptleuthe, Richter, Schultheißen, Bürgermeistern, Scheffen und Raht daran seyn, wie auch Gerichtsbotten und Frohnen jedes orts fleißige achtung geben, daß über dieses Unser Edict nun und in künfftigen Zeiten steiff und fest gehalten werde;

Endlichen wollen und befehlen Wir, daß demjenigen, er sey gerichtsbott, frohn oder Jemandt anders, welcher die Verbrechern gegen obgemldt. Unsere verordnung ahnbringen wirdt, der fünffte pfenning der brücht soll gegeben und des gemelten ahnbringers nahmen verschwiegen gehalten werden.

Uhrkundt Unseres vorgetruckten Churfürstl. Insiegels, geben Embrich den 1sten Tag Monats Februarij, im Jahr 1642.

Anstatt und im nahmen Sr. Churfürstl. Durchl. pp.

Neuere Forschungen.

Militärische Klassiker des In- und Auslandes. Herausgegeben von G. v. Marées, Major im Neben-Etat des Großen Generalstabes. 1., 8. und 12. Heft: Friedrich der Große; Militärische Schriften, erläutert und mit Anmerkungen versehen durch v. Taysen, Major im Großen Generalstabe. 2. bis 5. Heft: Carl v. Clausewitz „Vom Kriege", durch W. v. Scherff, Oberst und Regimentskommandeur. 6. und 9. Heft (theilweise): Napoleon, Militärische Schriften, durch Boie, Major im Großen Generalstabe. 7. und 10. Heft: Jomini, Abriß der Kriegskunst, durch v. Boguslawski, Oberstlieutenant und Bataillonskommandeur. 9. und 11. Heft: Scharnhorst, Militärische Schriften, durch Frhrn. von der Goltz, Major im Großen Generalstabe. Berlin 1880 und 1881. E. Schneider & Comp.

Die „Militärischen Klassiker", obgleich von den Herausgebern den Zwecken der militärischen Bildung bestimmt, haben doch auch für die Geschichtswissenschaft großes Interesse und verdienen in einer historischen Zeitschrift eine Erwähnung. Die Geschichte der Menschheit verläuft in Kriegen, und der Krieg mit Allem, was mit ihm zusammenhängt, ist bei weitem der vornehmste Gegenstand der Geschichtschreibung. Wie diese, um nicht in Mißurtheile zu verfallen, mit den Kriegswissenschaften Fühlung behalten muß, so können die Kriegswissenschaften nicht bestehen ohne eine historische Grundlage; es giebt kein kriegswissenschaftliches Werk, das nicht zum wenigsten in Beispielen die Historie verwendete. Wie eine zuverlässige, kritische Geschichtschreibung hier von nöthen ist, so wird man dort eine handliche, mit Erläuterungen versehene Ausgabe der wichtigsten Militär-Schriftsteller mit Freuden willkommen heißen.

Die vorliegende Sammlung entspricht nun freilich nicht durchweg den Anforderungen, die man heutzutage wohl zu stellen berechtigt ist. Namentlich die Ausgaben von Clausewitz und Jomini lassen sehr, sehr viel zu wünschen übrig. Durchaus gelungen ist allein die Ausgabe Napoleons. Sie ist in der That vortrefflich. Da zusammenhängende kriegstheoretische Schriften Napoleons nicht existiren, so hat der Herausgeber die kritischen Bemerkungen Napoleons zu anderen kriegswissenschaftlichen Werken, so wie die Uebersicht der Kriege Friedrichs II. ausgewählt und macht in

seinen Anmerkungen jedesmal darauf aufmerksam, wo etwa Napoleons Raisonnements nach unserer erweiterten Kenntniß auf falschen thatsächlichen Voraussetzungen basirt oder aus sonstigen Gründen nicht zutreffend sind.

Für die Geschichtschreibung aber bei weitem das interessanteste in der Sammlung sind die Schriften Scharnhorst's. Nicht nur findet man die allgemeinere Gegenstände betreffenden Abschnitte aus den umfassenden Lehrbüchern Scharnhorst's hier übersichtlich zusammengestellt, nicht nur sind einzelne in Zeitschriften veröffentlichte und heute kaum noch hie und da vorhandene Aufsätze Scharnhorst's uns hier bequem zugänglich gemacht; Herr von der Goltz bringt uns auch ein ineditum von allerhöchstem Werth. Es ist das Vorlesungsheft Scharnhorst's aus den Jahren 1803—1805, woraus er die Abschnitte „Von den Schlachten", „Vom Angriff" und „Von der Vertheidigung" mittheilt. Namentlich für das Verhältniß von Clausewitz zu Scharnhorst lassen sich hieraus Momente von der höchsten Wichtigkeit entnehmen. Man kann dem Verfasser für die Publikation nur im höchsten Grade dankbar sein, und nimmt in diesem Gefühl selbst Fehler wie p. VIII der Einleitung, wo die Verletzung des Ansbachschen Gebiets durch Napoleon nach dem Potsdamer Vertrag gesetzt ist, ohne zu großes Murren in den Kauf. Delbrück.

Die Berliner Handelsbesteuerung und Handelspolitik im 13. und 14. Jahrhundert von Dr. jur. Friedrich Holtze. Heft XIX. der Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin. Berlin 1881.

Der Verfasser, welcher das Handelsrecht Berlins im Mittelalter vor einem Jahre zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht hat, bietet in der vorliegenden Schrift gewissermaßen die geschichtlich volkswirthschaftliche Ergänzung zu jener vorwiegend juristischen Abhandlung. Berlin besitzt in dem Ende des 14. Jahrhunderts zusammengestellten Stadtbuche, namentlich im ersten Theile desselben, eine ergiebige Quelle für die Erkenntniß seiner Entwickelung in den letzten Jahrzehnten, welche dem Erwerbe der Mark durch die Hohenzollern voraufgingen. Dieser erste Theil hat nun auch dem Verfasser reichen Stoff für seine Arbeit geliefert, welche in eine Einleitung und zwei Abschnitte zerfällt.

In der Einleitung entwickelt H. seine Ansicht über Zweck, Zeit und Form der Abfassung des ersten Stadtbuchtheiles, welcher nach ihm in der Zeit von 1391 bis 1392 als eine Sammlung von deutschen Uebersetzungen ursprünglich lateinisch niedergeschriebener Zolltarife und von freien Urkunden-Excerpten zusammengestellt ist. Der erste Abschnitt behandelt die einzelnen Formen, unter denen der mittelalterliche Handel Berlins besteuert wurde (Herrenzoll und Niederlage, Stättegeld und Martinizins, Platzgeld, Weinsetzen, Gewerkszins, Häuser- und Budenzins, Ziegelhof), im zweiten wird die mittelalterliche Handelspolitik der Stadt entwickelt. Für den Historiker dürften namentlich die Einleitung und der erste Abschnitt von Interesse sein, doch auch der zweite liefert eine Reihe werthvoller kulturgeschichtlicher Züge. Es ist anzuerkennen, daß der Verfasser darauf verzichtet, auf die sozialen Fragen der Gegenwart einzugehen und die damaligen Verhältnisse und Zustände mit den heutigen zu vergleichen; denn durch diese Selbstbeherrschung ist die Arbeit davor bewahrt worden, einen einseitigen Parteistandpunkt zu vertreten. D. M.

Aus den Veröffentlichungen der deutschen Geschichtsvereine.

Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. Herausgegeben vom Vorstande des Magdeburger Geschichts-Vereins. 16. Jahrgang. 1. Heft. Magdeburg 1881 8.

S. 1—33. H. Schmidt, Erzbischof Albrecht II. von Magdeburg [geb. 1176 oder etwas früher. Jugendgeschichte und Geschichte seiner erzbischöflichen Thätigkeit in den Jahren 1205—1208].

S. 34—62. Zacke, Ueber Sachsenrecht und den Schöffenstuhl zu Magdeburg.

S. 63—82. G. Hertel, Die Ueberlieferung von dem Tode des Erzbischofs Ludwig von Magdeburg. 1382. — [Die näheren Umstände, unter denen Ludwig bei einem Tanzfeste zu Kalbe verunglückte, finden sich am glaubwürdigsten in der Magdeburger Schöppenchronik zusammengestellt.]

S. 83—103. F. Hülße, Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. Forts. [1529—1530]

S. 103 f. Miscellen von G. Hertel.

Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte. 10. Bd. Kiel 1881. 8.

S. 1—44. H. Handelmann, Vorgeschichtliche Befestigungen. — [Verf. weist deren 3 neben dem Dannewerk, 21 in Polabien und Wagrien, 11 sonst in Schleswig-Holstein nach. Von der Thyraburg, so wie von den Burgwällen bei Pratjan und bei Jasdorf sind Abbildungen beigegeben.]

S. 45—70. H. Handelmann, Westedt und L. Arndt, Antiquarische Miscellen.

S. 71—95. P. Hasse, Das älteste Fehmarnsche Landrecht [ist ein Ausnahmegesetz, um das Jahr 1320 entstanden und gehört dem Gebiet des dänischen Rechts an]

S. 97—142. G. v. Buchwald, Beiträge zur Geschichte der letzten Schauenburger.

S. 143—170. C. E. Carstens, Adam Struensee [geb. zu Neu-Ruppin 1708, gest. zu Rendsburg 1791 als] Generalsuperintendent in Schleswig-Holstein.

S. 171—198. A. Wetzel, Drei Kieler Bursprakеn aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts.

S. 199—208. A. Wetzel, Zu Cilicius Cimber. — [Beweis, daß der als Verfasser der 1570 gedruckten Geschichte des ditmarsischen Krieges von 1559 genannte Cilicius Cimber ein Pseudonym für Heinrich Rantzau ist.]

S. 209—214. C. E. Carstens, Mag. Thomas Knudsen [geb. 1503, gest. als Pastor in Hygum 1581, einer der ersten Verkündiger des Evangeliums nach lutherischer Lehre in Schleswig].

S. 215—236. P. H., Denkelbok [Aufzeichnungen zur Geschichte] der St. Nicolaikirche zu Kiel von 1487—1601.

S. 237—261. E. Alberti, Uebersicht der die Herzogthümer Schleswig-Holstein-Lauenburg betreffenden Litteratur aus den Jahren 1879 und 1880.

Anhang. Repertorien zu Schleswig-Holstein. Urkundensammlungen. Vierte Reihe.

S. 3—7. G. v. Buchwald, Archiv der Stadt Neustadt.

S. 8—10. G. v. Buchwald, Archiv der Stadt Eutin.

Altpreußische Monatsschrift. Herausgeg. von R. Reicke u. E. Wichert. XVIII. Band. 1. und 2. Heft. (Jan.—März.) Königsb. i. Pr. 1881. 8.

S. 1—39. M. Perlbach, Regesten der Stadt Königsberg 1256—1524. — [Zu den 130 Urkundenauszügen, welche der Verfasser in seinen „Quellenbeiträgen zur Geschichte der Stadt Königsberg im Mittelalter“ zusammengestellt hat, bringt er hier 103 aus gedruckten Werken gesammelte Nummern, so daß nunmehr das ganze bisher bekannt gewordene Urkundenmaterial zur Geschichte Königsbergs im Mittelalter beisammen ist.]

S. 40—52. R. J., Preußische Ortsnamen. — [Die Ortsnamen der Provinz, so weit dieselben sich aus der preußischen Sprache ableiten lassen.]

S. 53—96. G. Krause, Beiträge zum Leben von C. J. Kraus [geb. zu Osterode 1753, gest. zu Königsberg als Professor der Philosophie 1807]. — Schluß S. 193—224.

S. 97—115. L. Friedländer, Mittheilungen aus Briefen von Lehrs an den [1878 verstorbenen Gymnasiallehrer] E. Plew.

S. 116—135. A. Rogge, D. H. Lysius [seit 1718 reformirender Inspektor des Kirchen- und Schulwesens] in Litauen und Masuren.

S. 136 ff. Kritiken, Referate u. s. w.

Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands mit besonderer Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens. Herausgeg. von R. Pick. 7. Jahrg. 1.—2. Heft. Trier 1881. 8.

S. 1—14. F. Hettner, Römisches Grabmonument, gefunden bei Born an der Sauer [Reg.-Bez. Trier]. Mit 2 Tafeln.

S. 14—26. H. Düntzer, Die Familie des Germanicus [in ihren Beziehungen zu den Rheinlanden].

S. 27—41. A. v Cohausen, Die Alterthümer [Gräber, Straßen, Schanzen u. s. w.] im Fürstenthum Birkenfeld.

S. 41—50. J. Schneider, Der römische Heer- und Handelsweg vom Rhein nach der Wesermündung. Mit Karte.

S. 50—58. A. Birlinger, Matthis Quad von Kinkelbach [der um 1609 verstorbene Geograph, Historiker und Künstler vom Niederrhein].

S. 58—86 Kleinere Mittheilungen von K. Christ, R. Köhler, O. Esser, H. Hartmann, C. Mehlis, Fuß und W. Crecelius.

Mittheilungen des Historischen Vereins für Heimathkunde in Frankfurt a. O. 13. Heft. Frankfurt a. O. 1880. 8.

S. 1—16. F. Bardt, Die Münzsammlung des Vereins. Zweites Verzeichniß. — [Von besonderem Interesse sind die Denkmünzen auf die Universität, auf die Schlachten von Zorndorf und von Kunersdorf u. s. w.]

14. Heft. Frankfurt a. O. 1880. 8.

S. 1—40. F. Bardt, Zur Geschichte des vorm. Königl. Appellations-Gerichts in Frankfurt an der Oder. — [Die Neumark erhielt ein eigenes oberstes Gericht, das Hof- und Kammergericht zu Küstrin, durch Markgraf Johann im Jahre 1548; dasselbe nahm zu Anfang des 17. Jahrhunderts den Namen Neumärkische Regierung, im Jahre 1809 den Namen Oberlandesgericht an, ward 1809 nach Soldin und 1815 nach Frankfurt verlegt. Als Appellationsgericht bestand es daselbst von 1849 bis zu seiner Aufhebung in Folge der Reichsjustizgesetze von 1879. Der Geschichte der Organisation dieser Gerichtshöfe ist ein Verzeichniß der Präsidenten und Räthe angeschlossen, so weit dieselben seit 1630 zu ermitteln waren.]

Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. Herausgeg. vom Vorstande des Magdeburger Geschichts-Vereins. 16. Jahrg. 1881. 2. Heft. Magdeburg 1881. 8.

S. 105—156. H. Schmidt, Erzbischof Albrecht II. von Magdeburg. Schluß. [Behandelt das Verhältniß des Erzbischofs zu Kaiser Otto IV. in den Jahren 1208—1217 und in einem Exkurse den zwischen beiden geschlossenen Vertrag von 1208.]

S. 156—195. F. Hülße, Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. Forts. [1531—1534.]

S. 196—209. F. O. Müller, Zur Baugeschichte des Klosters U. L. Frauen zu Magdeburg.

S. 210—220. G. Toeple, Die [12] Magdeburger und [28] Hallenser auf der Universität Basel in den Jahren 1460 bis 1700.

S. 221 f. Miscellen von Hülße.

Neues Lausitzisches Magazin. Im Auftrage der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgeg. von Schönwälder. 57. Bd. 1. Heft. Görlitz 1881. 8.

S. 1—182. Gesammt-Geschichte der Ober- und Nieder-Lausitz nach alten Chroniken und Urkunden bearbeitet von Th. Scheltz. 2. Bd. [Der im Jahre 1851 verstorbene Verfasser ließ 1847 den ersten Theil seiner damals und seitdem nach ihrem vollen Werthe geschätzten Geschichte der Lausitz erscheinen. Die Oberl. Ges. d. Wiss. veröffentlicht jetzt den druckfertig hinterlassenen zweiten Theil, indem sie mit Recht annimmt, daß die fleißige Arbeit des Verfassers ihren Nutzen stiften werde, trotzdem daß die seit einem Menschenalter neu erschlossenen Quellen und angestellten Forschungen haben unbenutzt bleiben müssen. Die vorliegende erste Hälfte behandelt im 7. Buche die letzten Jahre Kaiser Karls IV. und die Regierung Wenzlaws und seiner Brüder und Vettern von 1373 bis 1419, im 8. Buche die Zeiten Siegmunds und des Hussitenkrieges bis zum Tode König Albrechts II., vom Jahre 1419 bis 1439. Der Schluß, bis zum Jahre 1526 reichend, ist für den folgenden Jahrgang des Magazins in Aussicht gestellt.]

Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. Herausgeg. von E. Jacobs. 13. Jahrgang 1880. Schlußheft. Wernigerode 1881. 8.

S. 355—440. C. Menzel, Die Herren von Sangerhausen und ihre Besitzungen. Schluß. Mit 4 Siegelzeichnungen und einer Stammtafel.

S. 440—476. G. A. v. Mülverstedt, Des Minnesängers Heinrich von Morungen Heimat und Geschlecht. Mit 2 Wappentafeln. — [Der 1220—1225 verstorbene, in Leipzig begrabene Ritter H. v. M. gehört weder einem

altmärkischen, noch einem bayerischen Geschlechte an, sondern stammt aus der nach 500jähriger Blüthe in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erloschenen Adelsfamilie, welche ihren Namen von dem Mansfeldischen, eine Stunde nördlich von Sangerhausen belegenen Morungen entlehnt hat.

S. 477—491. Vermischtes von H. Beyer, A. Düning, G. Heyse, E. Jacobs, P. Lemcke und G. Toepke.

Zeitschrift des Vereins für Hennebergische Geschichte und Landeskunde zu Schmalkalden. 1. Supplementheft. Schmalkalden und Leipzig 1881. XI u. 170 S. gr. 8. — Doppeltitel: Historia Schmalcaldica oder Historische Beschreibung der Herrschaft Schmalkalden u. s. w. von Johann Conrad Geisthirt, Schmalkaldi der Zeit Cantor und Collega des Hochfürstl. Gymnasii in Eisenach. — Mit Photographie einer handschriftlichen Karte der Herrschaft Schmalkalden. — [Geisthirt hat seine Geschichte von Schmalkalden, welche er nach 50jähriger sorgsamer Arbeit um 1734 abgeschlossen, druckfertig hinterlassen. Seine Nachrichten beruhen zum Theil auf gegenwärtig nicht mehr vorhandenen Urkunden, zum Theil auf dem Augenschein jetzt nicht mehr vorhandener Dinge; und der Verein erwirbt sich daher ein Verdienst durch die Veröffentlichung Vorläufig gelangen hier von den 6 Büchern des Werkes die beiden ersten und Kapitel 1 und 2 des dritten zum Abdruck. Das erste Buch „handelt von der Situation, Grentzen Eintheilung und Gütigkeit der Natur der Herrschafft Schmalkalden. Das zweite Buch gehet die gantze Herrschafft durch und eröffnet, was sowohl in der Stadt als auch in denen darzu gehörigen Dorffschaften und Unterämtern über die (außer den) im ersten Buch angeführte physicalien noch zu remarquiren." Die beiden ersten Kapitel des dritten Buches beschäftigen sich mit dem „Kirchen- und Schul Staat" bis zum Beginne der Kirchenreformation.]

Altpreußische Monatsschrift. Herausgeg. von R. Reicke und E. Wichert. XVIII. Bd. 3. und 4. Heft (April—Juni). Königsberg i. Pr. 1881. 8.

S. 225—244. M. Perlbach, Preußische Urkunden aus polnischen und englischen Archiven. — [18 Urkunden, den Jahren 1239—1310 angehörend, aus den Paulischen Abschriften der Berliner Königlichen Bibliothek, aus dem Kapitels-Archive in Wloclawec, aus Warschauer Sammlungen, aus der fürstlich Czartoryskischen Bibliothek zu Krakau, aus den Staatsarchiven zu Posen und zu Königsberg entnommen, werfen neue Lichter auf die Beziehungen zwischen dem Ordenslande und England, auf das Verhältniß des Bischofs von Cujavien zum Orden im Culmerlande, auf den Kreuzzug König Ottokars von Böhmen in Preußen, auf die Chronologie der ersten samländischen Bischöfe u. s. w.]

S. 245—270. F. Hoppe, Orts- und Personennamen der Provinzen Ost- und Westpreußen. Forts. VII.

S. 271—281. A. Dorgerloh-Gablauken, Die alte [wahrscheinlich aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammende] Holzkirche in Reichenau [Kreis Osterode] in Ostpreußen und der darin befindliche altdeutsche Altarschrein von 1518. Mit 3 autogr. Tafeln.

S. 282—292. G. Th. Hoffheinz, Die sieben Brücken in Königsberg. — [Geschichte der Entstehung derselben.]

S. 293—309. J. Reicke, Kants [wahrscheinlich i. J. 1786 gehaltene] Rede De Medicina corporis quae Philosophorum est.

S. 310—319. F. Bechtel, Zum altpreußischen Enchiridion. — [Es wird gezeigt, daß die Trau- und Tauf-Formulare desselben aus der Preußischen Kirchenordnung von 1558 entnommen sind.]

S. 320—323. W. Mannhardt, [der Mythenforscher, geb. 1831 zu Friedrichsstadt in Schleswig, gest. 1880 zu Danzig] Nekrolog.

S. 324—331. F. Nesselmann, [geb. 1811 zu Fürstenau, Kreis Elbing, gest. 1881 als Professor der orientalischen Sprachen zu Königsberg.] Nekrolog.

S. 332 f. F. A. Meckelburg, [geb. 1809 zu Königsberg, bis 1874 Vorstand des Staatsarchivs zu Königsberg, gest. daselbst 1881.] Nekrolog.

S. 334 ff. Kritiken, Referate, Mittheilungen u. s. w. — [S. 372 f. führt A. Bezzenberger den Nachweis, daß Scharnhorst i. J. 1801, vielleicht auch schon 1800 Mitarbeiter an den Göttinger Gelehrten Anzeigen gewesen.]

Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen. Red. von A. Wyß. 1880. Nr. 1—4. Darmstadt 1881. 8.

S. 40—43. W. Velke, Zum Frankfurter Meßgeleit. — [Bericht über die Formalitäten, mit denen gegen Ende des 18. Jahrhunderts das kurmainzische Geleit zur Frankfurter Ostermesse aufgeführt wurde.]

Archiv für Hessische Geschichte und Alterthumskunde. Herausgeg. aus den Schriften des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen von G. Frhr. Schenck zu Schweinsberg. 15. Bd. 1. Heft. Darmstadt 1880. 8.

S 24—100. C. Leydhecker, Aus der älteren Geschichte der hessischen Artillerie. Forts. — Die Theilnahme der hessischen Truppen an den Kämpfen in Sachsen, Brandenburg [unbedeutend] und Pommern 1636—37. — Der Hessenkrieg 1645—47 [ausführlich die Belagerung von Marburg 1645—46, mit Plan]

S. 200—241. P. Bruder, Die Klöster der Büßerinnen bei Weisenau [vor Mainz] und der Tertiarierinnen zu Klein Winternheim. — [Enthält auf S. 224 ff. Beiträge zur Charakteristik des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der 1552 nach der Einnahme von Mainz auch das erstgenannte Kloster berührte.]

Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Herausgegeben von W. Crecelius und W. Harleß. 16. Bd. Jahrg. 1880. Bonn 1881. 8.

S. 1—72. F. Stieve, [41] Aktenstücke und Regesten zur Geschichte der jülicher Lande in den Jahren 1597—1608.

S. 73—132. W. Crecelius und A. Werth, Urkunden zur Geschichte der Garnnahrung im Wupperthale. — [Garnnahrung ist die seit 1527 durch Herzog Johann privilegirte Genossenschaft der die Garnbleicherei betreibenden Kaufleute. Zu ihrer Geschichte werden Beiträge aus den Jahren 1527—1698 beigebracht.]

S. 133—162. A. Werth, Ueber die Höfe im Werth [seit 1466] zu Barmen und den allmäligen Ausbau derselben zu einem Orte. [Von allgemeinerem Interesse sind die Schritte, welche die Einwohner in den Jahren 1795—96 thaten, um bei Ziehung der Demarkationslinie nicht an Frankreich ausgeliefert zu werden.]

S. 163—171. W. Crecelius, Genealogisches aus Barmen. I. Die von Rolingswerth (Rolinxwerth). — II. Die Rittershaus.

S. 172. Urkunde. Herzog Adolf von Jülich und Berg verleiht dem Kloster Gräfrath den ausschließlichen feilen Verkauf des Weins im Umkreise von einer Viertelmeile. 1436.

S. 173—190. K. Lamprecht, Zwei Notizen zur ältesten deutschen Geschichte. — [Betreffen 1. die Flureintheilung und Flurbewirthschaftung nach Tacitus und Cäsar, 2. Strabo und Posidonius als Quellen zur deutschen Geschichte.] Mit Karte.

S. 191—199. K. Lamprecht, Die ältesten Nachrichten über das Hof- und Dorfsystem, speziell am Niederrhein. — [Die Gegenden, in welchen das Hofsystem heute noch vorherrschend ist, werden genau bestimmt, alsdann der Nachweis geführt, wie dieselbe Bewirthschaftungsart in diesen Gebieten sich schon zu Cäsars Zeiten erkennen läßt.]

S. 203—215. A. Mörath, Neue Beiträge zur Geschichte der rheinischen Linie des Fürstenhauses Schwarzenberg [im 15. und 16. Jahrhundert].

S. 216. Urkunde. Aleidis von Hirtenfeld verkauft dem Erzbischof Wilhelm von Cöln ihre Hälfte des Hofes Röttgen im Kirchspiel Frimmersdorf, eines Hochstadener Lehens. 1357.

S. 217—221. [Amtliche Berichte über die] Einnahme und Wiederbefreiung des [kurkölnischen] Schlosses Horbell im Kirchspiel Gleuel. 1601.

S. 222. Urkunde der Aebtissin Elisabeth von Essen, betreffend die Aufnahme von Freien in den Stand der Wachszinsigen der Essener Stiftskirche. 1197.

S. 223—234. Ordnung des Fleckens Weyler. Renovirt 1697.

S. 238. Urkunde des Abts Waldever von St. Pantaleon zu Köln, betr. die Erhebung vollschuldiger Leute des Hofes Kolshofen in den Stand der milderen Hörigkeit (der Zinsleute). 1199.

S. 275. Urkunde, betr. das Gut zum Schafhaus bei Rath vor dem Kap. 1375.

Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg. Herausgeg. vom Vorstande des Magdeburger Geschichts-Vereins. 16. Jahrg. 1881. 3. Heft. Magdeburg 1881. 8.

S. 227—252. Ph. Wegener, Aberglauben des Magdeburger Landes, aus dem Volksmunde gesammelt.

S. 253—267. G. Hertel, Verzeichniß der Magdeburger Schultheißen [1244—1552], Schöffen [1225—1533] und Ratmänner [1238—1318].

S. 268—299. F. Hülße, Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg. Forts. [1535—1537.]

S. 300—302. G. Hertel, Alterthumsfund in Magdeburg. Wandmalerei [des 16. Jahrhunderts, gefunden in dem seit 1631 verschütteten Kühleweinschen Weinkeller]. Mit einer lithogr. Beilage.

S. 309—318. Miscellen von Kawerau und Hertel.

Historische Zeitschrift. Herausgeg. von H. v. Sybel. Neue Folge 10. Bd. 3. Heft. München und Leipzig 1881. 8.

S. 430—449. M. Töppen, Der deutsche Ritterorden und die Stände Preußens. — [Uebersichtliche Darstellung des Verhältnisses dieser beiden Faktoren zu einander, auf Grund der drei ersten Bände der „Akten der Ständetage Preußens". 1233—1452.]

Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. Lieferung für 1881.

1. Namhafte Berliner. Tafel 4. — R. Beringuier, Karl Friedrich v. Klöden. 10 Seiten Fol. mit Bildniß. — [Lebensnachrichten über den 1786 geborenen, als Direktor der Gewerbeschule 1856 gestorbenen Forscher auf dem Gebiete der märkischen und insbesondere der Berlinischen Geschichte.]

2. Berliner Siegel. Tafel 5. — Die Siegel der Brandenburgisch-Preußischen Regenten. Aus seiner Sammlung abgebildet und besprochen von F. Meyer. — 2 Bl. Fol. Abbildungen und 4 Seiten Fol. Text.

3. Schriften. Heft XIX. — F. Holtze, Die Berliner Handelsbesteuerung und Handelspolitik im 13. und 14. Jahrhundert. — [Verf. behandelt die innere und die äußere Handelspolitik der Stadt, nachdem er die Besteuerung kaufmännischer und gewerblicher Thätigkeit in folgenden Abschnitten betrachtet hat: Herrenzoll und Niederlage, — Stättegeld und Martinizins, — Platzgeld, — Weinsetzen, — Gewerkzins, — Häuser- und Budenzins, — Ziegelhof.]

Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. — Neue Folge. Herausgegeben von dem Vereine für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt am Main. 7. Bd. Mit [5] Abbildungen. Frankfurt a. M. 1881. 272 Seiten. 8.

Nebentitel: H. Pallmann, Sigmund Feyerabend, sein Leben [1528—1590] und seine geschäftlichen Verbindungen. — [Es ist auffallend, daß der bekannte Buchdrucker, dessen weit über Deutschland hinausreichende Geschäftsverbindungen nachgewiesen werden, mit der Mark Brandenburg fast gar keinen Verkehr hatte, obwohl er mit seinem berühmten Berliner Zeitgenossen Leonhard Thurneysser im Briefwechsel stand.]

Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. VI. Band. 1. und 2. Heft. Frankfurt a. M. 1881. 8.

S. 50—54. Grotefend, Die Caversburg bei Friedberg.
S. 54—59. E. Padjera und H. Grotefend, Burg Münzenberg.
S. 60—66. H. Grotefend, Die Frankfurter Judenschlacht von 1241.
S. 67—70. Grotefend, Die Folter in Frankfurt [1492].
S. 70—78. Grotefend, Hexen in Frankfurt [1471—1544].
S. 78—84. H. Grotefend, Bauernfänger im Mittelalter.
S. 85—96. E. Kelchner, Die Frankfurter Buchhändlermesse [seit dem 15. Jahrhundert].
S. 96—99. H. Pallmann, Die Stadt Frankfurt an Heinrich Stephanus. [Dankschreiben für dessen 1574 in lateinischer Sprache verfaßte Lobrede auf die Frankfurter Messe.]
S. 99—106. H. Pallmann, Ein Plakat-Meßkatalog des Buchdruckers Nicolaus Bassee von der Herbstmesse 1587.
S. 106—122. H. Grotefend, Die Zunft der Glasmaler und Glaser in Frankfurt a. M.
S. 123—162. H. Pallmann, Zehn Lieder aus dem Frankfurter Stadtarchiv.
S. 162—169. H. Grotefend, Die Entstehung der Stadtbibliothek zu Frankfurt.
S. 169—174. F. A. Finger, Der Weinbrunnen auf dem Römerberg.
S. 175—176. H. Grotefend, Der Thorbogen am Pfarreisen zu Frankfurt.
S. 185—195. E. Ullmann, Die israelitische Männer Krankenkasse in Frankfurt a. M.
S. 196—198. O. Cornill, Der Copist der Himmelfahrt Mariä von Alb. Dürer [in der Dominikanerkirche zu Frankfurt a. M. ist nicht Paul Juvenel, sondern Jobst Harrich].
S. 199—201. F. Scharff, Der „Fuchstanz“ und der Pflasterweg im Taunus.
S. 202—221. P. Joseph, Die königsteinischen Münzstätten Königstein, Ursel, Wertheim und Frankfurt a. M. [Mit Abbild.]
S. 222—224. P. Joseph, Geräthe der Münze zu Frankfurt a. M. 1609.

S. 225—237. H. Grotefend, Zur Geschichte der Familie Goethe. [Mit einem Stammbaum der Familie Goethe.]

S. 241—242. E. Ullmann, Ein Brief Goethe's zu Gunsten eines Frankfurter Israeliten [1782].

S. 243—248. W. Stricker, Zu Goethe's Leben und Werken. [Goethe's Besuche in Frankfurt 1779, 1780 u. s. w.]

S. 249—251. G. Schenk zu Schweinsberg, Zur Geschichte von Rödelheim.

S. 252. Zur Geschichte der Broschüren-Literatur [in Frankfurt a. M.] zur Zeit der französischen Revolution.

S. 253—265. H. Grotefend, Die Gemälde im städtischen historischen Museum.

S. 269—300. Dechent, Zum 200jährigen Jubiläum der St. Katharinenkirche.

S. 301—316. H. Grotefend, Die büßenden Schwestern der heiligen Maria Magdalena in Deutschland. — [35 Urkunden-Regesten aus den Jahren 1227—1249, den Orden im Allgemeinen, und 8 aus den Jahren 1228—1251, das Frankfurter Kloster des Ordens betreffend.]

S. 317—396. E. Kelchner, Sechs Gedichte über die Frankfurter Messe.

S. 397—420. A. Riese, Unedirte Heddernheimer Inschriften.

S. 421—474. O. Donner- v. Richter, Untersuchungen über mittelalterliche Wandmalereien in Frankfurter Kirchen und Klöstern.

S. 475—505. A. Hammeran, Heidnische Ansiedlungen und Fundplätze in der nächsten Umgebung von Frankfurt a. M.

S. 506—516. G. A. Scheidel, Der germanische Begräbnißplatz bei Niederursel.

S. 517—522. P. Joseph, Die Frankfurter Münzen [1152—1866].

Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Hohenzollern. XIV. Jahrg. 1880/81. Sigmaringen o. J. 8.

S. 1—74. Buck, Zwei Haushaltungsbücher der Gräfin Maria von Wolkenstein, geb. Gräfin von Hohenzollern [aus den Jahren 1635—1638, mit einer über den Inhalt in kulturgeschichtlicher Beziehung orientirenden Einleitung].

S. 75—107. G. Locher, Die Herren von Neuneck. Urkundlicher Nachweis ihrer Glieder und Besitzungen. Regesten. Fortsetzung [1482—1514].

S. 108—114. E. Schnell, Das frühere Chorherren-Stift St. Moriz zu Rottenburg-Ehingen und seine Beziehungen zu Hohenzollern.

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Neue Folge. 4. Bds. 2. u. 3. Heft. Hamburg 1881. 8.

S. 345—400. A. Wohlwill, Hamburgische Beiträge zur Geschichte der Jahre 1798 und 1799, — und: Aktenstücke zur Rumboldschen Angelegenheit. — [Für die preußischen Beziehungen ist auch das Berliner Geheime Staatsarchiv benutzt.]

Baltische Studien. Herausgeg. von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. 31. Jahrg. 1.—4. Heft. Stettin 1881. 8.

S. 1—70. F. Schultz, Die Gründung des Klosters Stolp an der Peene [1153]. Aus seinem Nachlasse herausgeg. von C. Leimbach.

S. 71—80. G. Haag, Ueber den Bericht des Ibrahim Jakub von den Slawen aus dem Jahre 973. — [S. unsere Zeitschrift 1881. S. 88.]

S. 95—153. Blümcke, Die Familie Glinde in Stettin. — [Eine märkische Familie, seit 1434 in Stettin angesessen, daselbst erloschen bald

nach 1619. Es wird nachgewiesen, wie schlecht der Vorwurf begründet ist, daß Bürgermeister Glinde beim Tode des Herzogs Otto von Pommern-Stettin 1464 dies Land verrätherischer Weise an Kurbrandenburg zu bringen gesucht habe.]

S. 154—156. G. Haag, Eine pommersche Reimchronik des 14. Jahrhunderts.

S. 157—162. G. Haag, Das Stettiner Exil eines moldauischen Woiwoden [Georgius Stephanus, † 1668].

S. 163—190. v. Bülow, Die Colberger Klosterordnung von 1586.

S. 191—210. E. Müller, Zur Geschichte der Apotheke in Barth.

S. 211—230. J. L. Löffler, Die Kirchen zu Altenkirchen und Schaprode auf Rügen.

S. 259—306. G. Haag, Das Geschlecht der Mukervitz [ausgestorben 1575] und Vidante Mukervitz. — [Die Unhaltbarkeit der Ueberlieferung, daß ein Vidante von Mukervitz im Jahre 1295 den Herzog Barnim II. ermordet habe, wird bewiesen.]

S. 307—318. v. Bülow, Die Rolle der Kürschner zu Rügenwalde 1606.

S. 319—326. v. Bülow, Des Meister Cordes Lustbrunnen. — [Um 1600 entworfenes Projekt eines Springbrunnens.]

S. 327—332. v. Bülow, Beitrag zur Krankheitsgeschichte [des 1637 verstorbenen] Herzogs Bogislav XIV.

S. 333—339. v. Bülow, Die Küster der St. Marienkirche zu Stettin nach der Reformation.

Achtundfünfzigster Jahres-Bericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Enthält den Generalbericht über die Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im Jahre 1880 [in kurzen Auszügen aus den zahlreichen, meist auf die Landeskunde Schlesiens bezüglichen Vorträgen der medizinischen Section, der Section für öffentliche Gesundheitspflege, der naturwissenschaftlichen, botanischen, entomologischen, historischen, geographischen Sectionen und der Section für Obst- und Gartenbau].
Breslau 1881. XVI und 291 Seiten. gr. 8.

Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands mit besonderer Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens. Herausgegeben von R. Pick. 7. Jahrg. 1881. 3.—7. Heft. Trier o. J. 8.

S. 87—90. J. Schneider, Xanten. I. Mit Karte. [Zur Aufklärung der geschichtlichen Verhältnisse der Umgebung von Xanten, zunächst der römischen Heerstraßen.]

S. 91—108 und S. 217—226. K. Lamprecht, Der Charakter der klösterlichen Reformbewegung Lothringens im 10. Jahrhundert. 1. Die Entstehung und Entwickelung der Klosterreform. — 2. Ausbildung einer neuen Lebensanschauung. — 3. Geistliche Typen der Reformzeit.

S. 108—128 und S. 226—257. W. Franck, Der deutsche Burgenbau mit besonderer Rücksicht auf die Burgen des Großherzogthums Hessen und der benachbarten Rheingegenden. — I. Einleitung. II. Einrichtung der Burgen. A. In militärischer Beziehung. 1. Aelteste Zeit bis ins 13. Jahrhundert. — 2. Befestigungskünste des 13. bis 15. Jahrhunderts. — B. In wohnlicher Beziehung. — III. Mittelalterliche Angriffs- und Vertheidigungsart der Burgen. — IV. Umwandlung der Burgen in Schlösser oder in Festungen.

S. 129—155 und S. 257—270. A. Kaufmann, Populäre Vorträge über einzelne Gegenstände der Kulturgeschichte. — III. Ueber Gartenbau im

Mittelalter und während der Periode der Renaissance. — IV. Ueber das Freibitten Verurtheilter durch Jungfrauen.

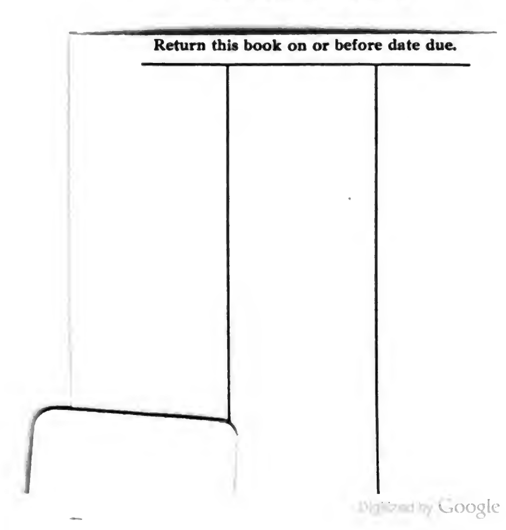
S. 155—162. K. Hartfelder, Drei Briefe von [dem 1790 verstorbenen Pfälzer Historiker] G. Chr. Crollius an J. A. Lamey.

S. 162—184 und S. 286—300. Kleinere Mittheilungen u. s. w. von K. Christ, H. Hartmann, A. Dederich, O. Esser, C. Mehlis, H. Düntzer, J. Schneider und F. Hülsenbeck.

S. 185—216. K. Christ, Die Lippegegenden und Aliso. — [Verf. findet das deutsche Aliso im Kirchdorfe Elsen, das römische „Trutz-Aliso" in Ringbofe.]

S. 270—280. J. Pohl, Buchstaben zur Abwehr der Pest.

S. 280—283. J. Schneider, Die Römerstraßen in der Umgebung von Köln und Deutz. Mit Karte.


Return this book on or before date due.

